This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

The Karl Weinhold Library. Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIII

932 i
S613
1870

g. 0.17.

R. Weinhold

Die

Quellen des Shakſpeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit ſagengeſchichtlichen Nachweiſungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Erſter Theil.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bonn

bei Adolf Marcus

1870.

932.i
S613
1870
PR2952
S4
1870
v.1-2
MAIN

Reinhold Köhler

gewidmet.

162169

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Indem ich die Quellen des Shakspeare nach fast vierzig Jahren in einer neuen vervollständigten und dem heutigen Stande der Forschung angenäherten Ausgabe vorlege, glaube ich aus den Vorreden zu den drei Bänden der ersten Ausgabe Folgendes wiederholen zu sollen:

„Die Untersuchung über die Quellen Shakspeares hat schon bei den Engländern begonnen, welche sich bei jedem seiner Stücke mehr oder minder sorgfältig um die Novellen bemüht haben, aus welchen er schöpfte, ohne sich jedoch um ihren Zusammenhang mit der Sage überhaupt zu bekümmern. Ein eigenes Werk, das wie das unsere Shakspeares Quellen zusammenstellen sollte, schrieb Mistreſs Lennox, Fieldings scharfsinnige aber geschmacklose Schwester, jedoch mit der völlig verfehlten Tendenz, alle Schönheiten Shakspeares als aus jenen Novellisten erborgt, und alle Abweichungen von denselben als sündliche Missgriffe darzustellen. Die Eschenburgische Uebersetzung lieferte bekanntlich zu jedem Stücke einen kritischen Anhang, dessen Hauptzweck war, die Quellen des Dichters nachzuweisen, und der Antheil, welchen Lessing und spätere Uebersetzer und Erklärer bis auf Douce und Dunlop an diesen Untersuchungen nahmen, mag wohl

die Frage rechtfertigen, worin denn eigentlich der Werth derselben für das Verständniſs des Dichters beſtehe? Hierüber äußert Docen (Altd. Muſeum Bd. II, S. 277 ff.):

„„Es iſt ſo natürlich als gewöhnlich, daß man ſich mit den Individualitäten großer Schriftſteller ſo wie mit den Veranlaßungen ihrer Productionen bekannt zu machen ſuche: was Zeit und Umſtände ihnen darboten wünſchen wir zu erfahren, um hiedurch ihrem Kreiſe näher zu ſein. Was die damalige engliſche Literatur unſerm Dichter und ſeinen Vorgängern darbot, war vielfältig in jenem Zeitalter nicht bloß unter dieſem Volke, ſondern oft ſchon mehrere Generationen hindurch auch bei den übrigen cultivierten Nationen Europas einheimiſch — es war die Volksliteratur jener Zeiten, die man nothwendig von den Intereſſen der damaligen gelehrten Welt abſondern muß. Die Allgemeinheit dieſer Literatur war im Ganzen von der Art, daß das gegenwärtige Zeitalter ihr nichts Aehnliches gegenüberſtellen kann, vorausgeſetzt, daß hier von Werken, die nur den gebildeten Ständen angehören, nicht die Rede ſein kann. Durch Ueberſetzungen, Nacherzählungen und dramatiſche Bearbeitungen pflanzten ſich damals manche Volksdichtungen, Sagen und Novellen von Italien und Frankreich nach Deutſchland, England u. ſ. w. hinüber; nicht ſelten auch umgekehrt. — Jene Verbindung der europäiſchen Welt erreichte ungefähr um die Zeit, als Shakſpeare ſeine Laufbahn ſchloß, ihr Ende; wenigſtens erzeugte ſich ſeitdem nichts Neues mehr unter dem Volke was durch eine weitere Fortbildung die übrigen Nationen ſich angeeignet hätten. Halten wir dieſen Geſichtspunkt feſt, ſo erſcheint die Idee der Miſtreſs Lennox ſehr empfehlenswerth, die in ihrem Shakspeare illustrated die Zuſammen-

ſtellung aller ihr bekannten Erzählungen verſuchte, aus denen der Dichter den Stoff ſeiner Schauſpiele hergenommen.““

„Wenn ein Dichter nur im lebendigen Zuſammenhang mit ſeiner Zeit und ihren gemeinſamen Anſchauungen ganz verſtanden werden kann, ſo kommt gewiſs die obige Aeußerung Docens der Wahrheit ſehr nahe. Darum haben wir uns auch nicht auf Mittheilung der nächſten Quellen des Dichters beſchränkt, ſondern in den Anmerkungen deren Zuſammenhang mit der Sage und dem Volksglauben der Zeit und Vorzeit darzuſtellen geſucht, denn aus ihnen hat Shakſpeare nicht ſelten ſeine unmittelbaren Quellen ergänzt und bereichert. Waren die letztern auch noch ſo mangelhaft und unzulänglich, ſo muß man doch den Sagen, die er aus ihnen kennen lernte, ihres tiefen Gehalts wegen einen hohen Werth beilegen, und dieſen erkannt und durch ſeine Behandlung zu dem höchſten Glanz ausgeſchliffen zu haben, deſſen jene Edelſteine fähig waren, iſt das ewige Verdienſt des Dichters. Darum möchten wir Shakſpeare weder mit Miſtreſs Lennox für jede Abweichung von ſeinen Quellen zur Rechenſchaft ziehen, noch mit Andern ſeinen Ruhm durch Herabſetzung ſeiner unmittelbaren Quellen zu erhöhen ſuchen, denn auf den innern geiſtigen Gehalt der Sage kommt es an, nicht auf die gewiſs oft mangelhafte Behandlung, in der ſie ihm überliefert war. Erborgt hat darum Shakſpeare nicht, denn dieſe Sagen waren Gemeingut, ſie bildeten die Mythologie jener Zeit: es iſt vielmehr ein Zeugniſs ſeines hohen Genius, daß er eben ſolche Sagen am Liebſten ergriff, die durch die allgemeine Verbreitung, die ſie ſich verſchafft, ſchon ihre Gewalt über die Herzen bewährt hatten.

„Dem Leſer, der von unſerm Buche allen Vortheil ziehen will, den es darbieten kann, rathen wir vor dem Leſen eines Shakſpeareſchen Stücks die von uns mitgetheilte Quelle desſelben und nach dem Leſen des Schauſpiels unſere Anmerkungen einzuſehen. Bei einem zweiten Leſen des Stücks wird er dann unterſcheiden können, was der nächſten Quelle, was dem Volksglauben, was dem Dichter angehört, und wieviel mächtiger der poetiſche Geiſt des Volks, der die urſprüngliche Sage geſchaffen, in Shakſpeare wirkte als in dem Novelliſten, der ſie vor ihm dargeſtellt hatte. Vielleicht wird es ihm dann vergönnt ſein, einen Blick in die Werkſtätte des Shakſpeareſchen Genius zu werfen und die geheimen Verrichtungen ſeines Geiſtes zu belauſchen, durch die er aus einem unſcheinbaren, aber edeln Stoffe die lieblichſten und gewaltigſten Gebilde hervorrief. Dieß iſt belehrend und bildend zugleich, es wird dem Kritiker wie dem ſchaffenden Talent Anregung und Förderung, Allen aber Genuß gewähren.

„Die in den Anmerkungen angeſtellten Unterſuchungen über den Urſprung der mitgetheilten Sagen waren bisher von den Erklärern Shakſpeares faſt ganz vernachläßigt; durch die Bemühungen deutſcher Forſcher wie der Brüder Grimm, Valentin Schmidts u. A.“, und um mich ſelber zu unterbrechen, neuerdings Uhlands, Benfeys, Liebrechts, Reinhold Köhlers, Adalb. Kuhns u. A., „iſt aber für die Ergründung der Sage überhaupt ſo Großes geleiſtet worden, daß es uns leicht werden muſte, auf ihrem Wege fortzugehen und das bereits durch ſie Gewonnene für die Verfolgung der Quellen Shakſpeares zu benutzen.

„Den großen Zuſammenhang der mythiſchen Ueberliefe-

rungen zu erforschen, in den gemeinsamen, immer wiederkehrenden Zügen ein Allgemeines und Nothwendiges zu erkennen und den Schatz zu heben, welchen die dichterische Anschauung der Völker in Sagen, Märchen und Liedern, wie in Mythologieen und Kosmogonieen niedergelegt hat, ist eine der schönsten aber auch schwierigsten Aufgaben, welche unsere Zeit dem wißenschaftlichen Geiste gestellt hat. Das Studium der Sprache muß mit der Erforschung der Sage Hand in Hand gehen um das große Räthsel von der Urgeschichte der Menschheit und der Verwandtschaft der Völker zu lösen, ja diese würde schneller zum Ziele führen, wenn es ohne jenes nur überhaupt zu lösen wäre.

„Doch auch die Untersuchungen über die unmittelbaren Quellen des Dichters glauben wir um einige Schritte weiter gefördert zu haben, obgleich noch Vieles zu thun bleiben mag."

Unsere Nachweisungen sind 1850 von Halliwell für die Shakspeare Society übersetzt*) und hier und da mit neuen Anmerkungen versehen worden, welche wir zu benutzen nicht versäumt haben.

Auch war schon 1843 im Anschluß an die Sammlung der Mistreß Lennox, vielleicht auch an die unsere, in England eine neue Zusammenstellung von Shakspeares Quellen durch Payne Collier**) herausgegeben worden, auf die wir hier und

*) The remarks of M. Karl Simrock on the plots of Shakespeares plays. With notes and additions by J. O. Halliwell, London, Shakespeare Society 1850. 8.

**) Shakespeare's Library: a collection of the Romances, Novels, Poems and Histories used by Shakespeare as the foundation of his Dramas. Now first collected and accurately reprinted from the original editions. With introductory notices. London. 2 Voll. 8.

da Bezug genommen haben. An den Unterſuchungen über den Urſprung der zu Grunde liegenden Sagen haben ſich die Engländer noch nicht betheiligt, ja Halliwell ſchien es bei der Ueberſetzung meiner Abhandlungen zuweilen nöthig zu finden, für dergleichen Nachforſchungen die Geduld ſeiner engliſchen Leſer in Anſpruch zu nehmen. In Deutſchland hat die Sagenvergleichung noch andere Ziele als das Verſtändniſs des Dichters, der zunächſt dazu Veranlaßung giebt.

Nachträglich bemerke ich noch zu S. 96 und 226—254, daß Benfeys Anſicht von dem orientaliſchen Urſprung unſerer Märchen und Sagen jedenfalls in der gegebenen Faßung unhaltbar iſt, als wären ſie erſt im ſpäten Mittelalter, im zehnten Jahrhundert, wie auch Scherer (Jacob Grimm, Berlin 1865 S. 60) will, bei uns eingewandert. Haben wir bisher auf dem ſprachlichen Gebiete jeden Fußbreit Landes gegen die keltiſche Invaſion zu vertheidigen gehabt, ſo ſollen wir jetzt auf dem verwandten der Sage dieß nicht minder theure Gut vor dem Einbruch der Orientaliſten ſchützen. Sprache und Sage ſind aber gleich alt, ſie ſind Zwillinge, und wie die deutſche Sprache der indiſchen verwandt iſt, ſo auch unſere Sage der orientaliſchen; zu Gunſten der deutſchen könnte ſogar geltend gemacht werden, daß unſere Ueberlieferungen häufig, wie ich davon Beiſpiele gegeben habe, auf eine frühere Culturſtufe deuten als die entſprechenden morgenländiſchen, was ſich auch leicht daraus erklärt, daß Littauer, Slawen und Deutſche ſich zuerſt von dem ariſchen Urvolke abgezweigt haben. Und wär unſer Gedächtniſs damals ſolche tabula rasa geweſen, ſo hätt es ſich ſchon bald durch den Verkehr mit Griechen und Römern, welche dieſelben oder nahverwandte

Sagen beſaßen, wieder füllen müßen. Das Märchen von Amor und Pſyche, die Sage von Brutus, vgl. S. 124, und viele griechiſche Mythen, die nichts weiter als Märchen ſind, zeigen mit den unſern die auffallendſte Uebereinſtimmung: mit welchem Rechte, ja auch nur mit welchem Schein der Wahrheit will man behaupten, daß dieſe verwandten Formen uns erſt durch die Kreuzzüge oder die ihnen vorausgegangenen Wallfahrten nach dem gelobten Lande bekannt geworden ſeien? Sind etwa vor dem 10. Jahrhundert keine Märchen in Deutſchland nachweisbar? Wenige allerdings bei der Dürftigkeit unſerer Quellen; aber doch kennt die Edda das Märchen von den drei Schwänen, die im Bade zu Jungfrauen werden. Es wird von Wieland (Wölundur) erzählt, deſſen Vater Wate als deutſcher Chriſtophorus nach S. 239 auf die erſte Culturſtufe weiſt. Wieland der berühmte Schmied hat in der Edda noch zwei Brüder, Eigil und Slagfidr. Eigil wird ſchon Wölundarkwida 5 als Schütze bezeichnet; in der Wiltinaſage erſcheint er als der berühmte Schütze, an dem die Tellſage hängt. Dem Slagfidr wird keine Kunſt beigelegt; aber da in dieſem Geſchlecht alle Kunſtfertigkeiten vertreten ſind, wie Wate die Schiffahrt erfunden haben ſoll (Handb. der d. Myth. 242), ſo wird die Heilkunſt, die nach der Gudrun auch ſchon Wate übte, auf ſeinen Sohn Slagfidr vererbt ſein. So klingt hier ſchon das Grimmſche Märchen von den kunſtreichen Brüdern an, das nicht erſt im 10. Jahrhundert einzuwandern brauchte. Das Märchen von dem zahmen Bären, der die Mühle, in der er mit ſeinem Führer übernachtet, von dem Kobold erlöſt, war einſt ein Thorsmythus, der in Beowulfs Kampf mit Grendel zur Heldenſage ward, wobei von

dem Bären, dem heiligen Thier des Gottes, in dessen Gestalt er zu erscheinen pflegte, nichts übrig blieb als der Name Beowulf (Bienenwolf), der den Bären als Honigräuber bezeichnet. Vgl. meine Uebersetzung S. 176—183 und Handb. der d. Myth. 521. 522. Bei Gregor von Tours, bei Paulus Diaconus begegnen deutsche Sagen, die wir den Grundzügen nach in der Edda, bei Widukind wiederfinden; Fredegar kennt schon das Thiermärchen von Hirsch, Fuchs und Bär (Löwe), das den Knotenpunkt unserer Götter-, Helden- und Thiersage bildet, und Rheinland 390 ff., vgl. Handb. der d. Myth. 208, hab ich in einem deutschen Märchen den Mythus von Grani (Apollo Granus) nachgewiesen, der schon den Römern bekannt gewesen sein muß. Dem widerspricht Liebrecht, weil sich auch im Orient davon Andeutungen fänden. Letzteres bestreite ich nicht; es steht mir aber nur bei jener unerweislichen Voraussetzung entgegen als ob alle deutschen Ueberlieferungen, die im Orient Verwandte hätten, erst tausend Jahre später in Deutschland eingewandert wären. Diese entsetzliche Behauptung hat gleichwohl bei uns Eingang gefunden; aber die Deutschen sind Selbstmörder und ich, der ich nach Kuhn slavischen Ursprungs sein soll, was ich freilich auch nicht glaube, muß sie vor solchem Wüthen im eigenen Fleische warnen. Schon einmal, im siebzehnten Jahrhundert, hat uns die üble Meinung von uns selbst, die wir uns aufreden ließen, an den Rand des Verderbens geführt.

Bonn im April 1870.

K. S.

Inhalt

des ersten Theils.

Vorrede . . . . . S. III

I. Zu Romeo und Julie.

1. Romeo und Julie. Nach Luigi da Porto 3
2. Romeo und Julie. Nach Bandello 31
3. Romeo und Julie. Zur Sagenvergleichung 77

II. Zu Hamlet.

1. Die Sage von Amleth. Nach Saxo Grammaticus . . 103
2. Hamlet. Zur Sagenvergleichung 121

III. Zu Gleiches mit Gleichem.

1. Gleiches mit Gleichem. Nach Giraldi Cinthio . . . 137
2. Gleiches mit Gleichem. Zur Sagenvergleichung. . . 152

IV. Zu Othello.

1. Der Mohr von Venedig. Nach Giraldi Cinthio . . 163
2. Othello. Verhältniſs zu Sage und Geſchichte . . . 178

V. Zum Kaufmann von Venedig.

1. Der Kaufmann von Venedig. Nach Giovanni Fiorentino 183
2. Die drei Käſtchen. Nach den Gesta Romanorum . . 205
3. Die beiden Kaſten. Nach Boccaccio 210
4. Der Kaufmann von Venedig. Zur Sagenvergleichung 213

VI. Zu Cymbeline.

1. Weibliche Treue. Nach Boccaccio 257
2. Cymbeline. Zur Sagenvergleichung 271

VII. Zu den lustigen Weibern von Windsor.
1. Die Kunst zu lieben. Nach Giovanni Fiorentino . . 291
2. Die Rache. Nach Straparola 301
3. Der Ring. Nach Straparola. 313
4. Die lustigen Weiber von Windsor. Zur Sagenvergleichung 321
VIII. Zu der gezähmten Keiferin.
1. Die gezähmte Keiferin. Nach Straparola 329
2. Die gezähmte Keiferin. Zur Sagenvergleichung. . . 334
IX. Zu Ende gut Alles gut.
1. Giletta von Narbonne. Nach Boccaccio 357
2. Ende gut Alles gut. Zur Sagenvergleichung . . . 367

I.

Zu

Romeo und Julie.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1. Romeo und Julie.

Nach Luigi da Porto.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie Ihr selbst gesehen habt, ergab ich mich in den schönen Tagen meiner ersten Jugend, als der Himmel noch nicht allen seinen Groll auf mich wandte, dem Waffenwerke nach dem Beispiel vieler großen und wackern Männer, und versuchte mich darin einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, wie es sich fügte, bald in geheimem bald in öffentlichem Dienst hin und her zu ziehen hatte. Bei solchen Ritten pflegte ich einen Bogenschützen bei mir zu führen, einen Mann von etwa funfzig Jahren, sehr gewandt in seinem Geschäft, von angenehmem Umgang und wie fast alle Veroneser, denn er war aus Verona gebürtig, sehr gesprächig. Er hieß Peregrino und war ein beherzter und erfahrener Soldat, dabei lebenslustig und immer, vielleicht mehr als sich für seine Jahre schickte, verliebt, was den Werth seiner Tapferkeit erhöhte, weshalb er denn gerne die schönsten Geschichten, zumal von Liebeshändeln, in der besten Ordnung und so reizend erzählte, daß ich sie nie schöner gehört habe.

Als ich daher eines Tages von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit ihm und noch zwei andern meiner Leute, vielleicht von der Liebe getrieben, nach Udine zog, eine Straße, die sehr einsam und damals ganz vom Kriege verheert und verbrannt war, und von Gedanken überwältigt mich von den Andern entfernt hielt, kam der genannte Peregrino an meine Seite und sprach, da er

meine Gedanken errathen mochte, so zu mir: „Wollt ihr immer im Traume leben, weil eine grausame Schöne, der es ganz anders zu Muthe ist, euch nicht wieder liebt? Ob ich gleich wider mich selber predige, so laßt mich doch, da man leichter guten Rath giebt als ihm nachlebt, euch sagen, gnädiger Herr, daß es nicht bloß für euern Beruf sich nicht schickt, in der Liebe Gefangenschaft zu schmachten; es ist auch gefährlich, ihrer Führung zu vertrauen, weil das Ziel, zu dem sie führt, fast immer ein trauriges ist. Zum Beweise könnt ich euch, wenn es euer Wille wäre, die Einförmigkeit und Langeweile unsres Weges zu kürzen, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat, aus der ihr ersehen könntet, wie zwei edle Liebende einem elenden beklagenswerthen Tode zugeführt worden sind." Ich hatte ihm schon ein Zeichen gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, daher begann er also:

Als Bartolomeo della Scala, ein höfisch gebildeter und wohldenkender Mann, die Zügel der Herschaft über meine Vaterstadt bald fester anzog bald verhängte, standen sich daselbst, wie mein Vater gehört haben wollte, zwei edle Geschlechter, entgegengesetzten Parteien angehörig oder aus persönlichem Haß, feindlich gegenüber, die einen Cappelletti, die andern Montecchi genannt. Zu einem derselben, behauptet man, gehören die hier in Udine lebenden Messer Niccolo und Messer Giovanni, die man jetzt Monticoli von Verona nennt, denn von dort hat sie ein seltsames Geschick hieher verschlagen, obgleich sie außer ihrer höfischen Bildung von ihren Vorfahren nicht viel an ihren neuen Wohnort gebracht haben. In einer alten Chronik fand ich freilich zufällig, daß Montecchi und Cappelletti einer und derselben Partei angehört hätten; ich will euch aber die Geschichte, ohne etwas daran zu ändern, erzählen wie ich sie gehört habe.

Es blühten also, wie ich sagte, in Verona unter besagtem Herrn die vorher genannten edeln Häuser, welche der Himmel, Natur und Glück mit Reichthümern und tapfern Männern gleichmäßig begabt hatte. Zwischen ihnen herschte, wie es bei edeln

Geschlechtern meistens der Fall ist, gleichviel aus welcher Ursache, eine grausame Feindschaft, durch die schon mehrere Männer sowohl auf der einen als der andern Seite den Tod gefunden hatten, so daß sie aus Ueberdruß, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zum Theil auch wegen der Drohungen des Fürsten, der ihre Feindschaft mit dem größten Missfallen sah, endlich von weitern Feindseligkeiten abließen und ohne förmlich Frieden zu schließen sich doch allmählich so weit näherten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder mit einander sprach. Als nun so der Friede zwischen ihnen hergestellt war, begab es sich einst zu Carneval, daß im Hause des Messer Antonio Cappelletti, der das Haupt seines Geschlechts und ein sehr heiterer und prachtliebender Mann war, bei Tag und Nacht Feste begangen wurden, an welchen die ganze Stadt Theil nahm. Zu einem solchen fand sich eines Abends auch ein junger Mann aus dem Hause der Montecchi ein, einer Geliebten wegen, wie es die Weise der Liebhaber ist, daß sie wie mit dem Herzen so mit der Person ihren Schönen überall hinfolgen. Er war noch sehr jung, aber schön und schlank, aufgeräumt und im Umgang angenehm. Als er daher wie die Andern die Maske abzog und sich im Nymphengewand zeigte, ließ kein Auge mehr von ihm ab sowohl seiner Schönheit wegen, die selbst die schönsten Frauen übertraf, als aus Verwunderung, daß er in dieses Haus, und dazu bei Nacht gekommen war. Den größten Eindruck machte aber seine Erscheinung auf die einzige Tochter des genannten Herrn Antonio, die fast übernatürliche Schönheit, eine jugendliche Ungebundenheit und große Munterkeit zeigte. Wie diese den Jüngling erblickte, faßte sie seine Schönheit mit solcher Gewalt in sich auf, daß sie bei der ersten Begegnung ihrer Augen nicht mehr sie selbst zu sein glaubte. Der Jüngling hielt sich nicht sehr verwegen im Hintergrund allein und ließ sich nur selten in Tanz und Gespräch ein, da er von der Liebe hergeführt, seiner Sache nicht recht sicher war. Dem Mädchen war das sehr leid, da sie hörte, er sei ein angenehmer, heiterer Gesellschafter. Mitternacht war schon vorüber, das Fest gieng zu Ende, der Fackeltanz

oder Kehraus, wie er auch heiße, der noch jetzt den Schluß der Bälle zu machen pflegt, hatte schon begonnen; man steht dabei im Kreise umher, und wechselt nach Belieben mit Tänzer oder Tänzerin. Bei diesem Tanze nun wurde jener Jüngling von einer Dame geholt und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Ihr zur andern Seite stand ein edler Jüngling, Marcutio Guercio genannt, der von Natur im Januar wie im Juli gleich kalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) ihr zur Linken zu stehen kam, und wie es beim Tanze gebräuchlich ist, die Schöne seine Hand in die ihre nahm, sagte sie auf einmal zu ihm, wohl nur um ihn reden zu hören: Gott sei Dank, daß ihr neben mich kommt, Herr Romeo! Der Jüngling, der ihre Blicke schon bemerkt hatte, versetzte, über ihre Worte betroffen: Wie, ihr dankt Gott, daß ich komme? Ja, antwortete sie, mich freut, daß ihr zu mir kommt, denn ihr könnt mir wenigstens die linke Hand warm halten, da mir Marcutio die rechte zu Eis erstarren läßt. Hiedurch kühner gemacht, fuhr Romeo fort: Wenn ich mit meiner Hand die eure wärme, so setzen eure schönen Augen mein Herz in Flammen.

Sie lächelte ein wenig, wollte aber nicht, daß man sie mit ihm sprechen sehe oder höre, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, hier ist keine Frau, die meinen Augen so wohl gefällt als ihr.

Der Jüngling, schon ganz von Liebe zu ihr ergriffen, versetzte: Wer ich auch sei, so bin ich, wenn es euch nicht mißfällt, eurer Schönheit getreuer Diener.

Als das Fest zu Ende war, überlegte Romeo daheim die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, die ihm für langes Schmachten so geringen Lohn gab, und beschloß, wenn sie es verstatte, sich ganz der neuen zu widmen, obgleich sie einem feindlichen Hause angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts mehr als an ihn und schätzte sich unter vielen Seufzern unendlich beglückt, wenn sie ihn zum Gemahl gewinnen möchte; aber die Feindschaft ihrer beiden Häuser ängstigte sie und ließ ihr wenig Aus-

ſicht ein ſo erfreuliches Ziel zu erreichen. So zwiſchen Furcht und Hoffnung hin und her geſchleudert, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt: Ich Thörin! wie laß ich mich in dieß ſeltſame Labyrinth verleiten und verlocken, aus dem ich mich ohne Führer nicht wieder herauswinde, wenn ich auch wollte, da mich Romeo nicht liebt: denn bei ſeiner Feindſchaft gegen die Meinigen kann er nichts als meine Schande bezwecken. Und geſetzt er verlangte mich zur Frau, ſo würde mein Vater doch niemals einwilligen mich ihm zu geben. Hernach kam ſie jedoch wieder auf andere Gedanken und ſagte ſich: Wer weiß ob mir nicht gerade, um zwiſchen dieſen beiden Häuſern, die ſich zu befehden ſchon müde und überdrüßig ſind, den Frieden zu befeſtigen, zu ſeinem erwünſchten Beſitz zu gelangen beſtimmt iſt! Und hieran hielt ſie nun feſt und begann ihm ihre Zuneigung durch Blicke zu erkennen zu geben. Da nun die beiden Geliebten in gleichen Flammen glühten und Einer des Andern Namen und Bildniſs ins Herz gegraben trug, fiengen ſie an, ſich bald in der Kirche bald am Fenſter mit Augen zu weiden und Keinem von beiden war es mehr wohl, wenn ſie ſich nicht ſahen. Er vornämlich fühlte ſich von ihren zärtlichen Blicken und Mienen ſo entzündet, daß er faſt die ganze Nacht mit gröſter Gefahr ſeines Lebens allein vor dem Hauſe des geliebten Mädchens verweilte, und bald ſich zu ihrem Kammerfenſter emporhebend, dort, ohne daß ſie oder ſonſt Jemand es wuſte, hängen blieb, dem Ton ihrer ſüßen Stimme zu lauſchen, bald ſich auf der Straße niederlegte. Eines Nachts fügte es der Liebesgott, da der Mond ungewöhnlich hell ſchien, daß Romeo eben zu ihrem Balcon emporkletterte, als das Mädchen zufällig oder weil ſie ihn in frühern Nächten bemerkt hatte, die Fenſterthüre öffnete, hinaustrat und ihn erblickte. Er aber, vermeinend ſonſt Jemand nicht ſie öffne den Balcon, wollte ſich hinter einer vorſpringenden Mauer verbergen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn an und fragte: Was macht ihr hier ſo allein zu dieſer Stunde? Da erkannte er ſie und verſetzte: Wozu die Liebe mich treibt. Wenn man euch aber hier fände, ſagte ſie, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen? Freilich, Herrin, ant-

wortete Romeo, könnte ich ums Leben kommen, nnd das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht Beistand leiht. Da ich aber an jedem andern Ort dem Tode so nahe bin als hier, so will ich nur suchen, euch so nahe als möglich zu sterben, mit der ich doch wünschte ewig zu leben, wenn es dem Himmel und euch nur gefiele.

Darauf versetzte das Mädchen: Ich würde nicht dagegen sein, daß ihr in Ehren mit mir lebtet, wenn es an euch nicht mehr Hindernis fände, oder an der Feindschaft, die ich zwischen euerm und meinem Hause sehe.

Ihr dürft versichert sein, entgegnete der Jüngling, daß man nichts sehnlicher wünschen kann, als ich nach euerm Besitz unaufhörlich verlange. Darum, wenn es euch ebenso lieb ist, die Meine zu sein als ich euch zu gehören wünsche, so thu ich es gerne und fürchte nicht, daß mich euch je Wer entreiße.

Nach diesem Gespräch verabredeten sie noch, wie sie sich bequemer sprechen möchten und schieden dann von einander.

Darnach kam der Jüngling noch öfter mit ihr zu sprechen; als er sie aber eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem gewohnten Orte wiederfand, sagte er: Ach, warum laßt ihr so mich schmachten? habt ihr denn kein Mitleid mit mir, daß ich euch alle Nacht bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte? Sie antwortete: Gewiss hab ich Mitleid mit euch; aber was wollt ihr, daß ich thue? Soll ich euch bitten, fortzugehen? Darauf gab ihr der Jüngling zur Antwort: Laßt mich in eure Kammer, daß wir behaglicher mit einander sprechen können.

Darauf antwortete ihm fast zürnend die schöne Jungfrau: Romeo, ich liebe euch so sehr als man Jemand lieben darf, und gestatte euch mehr als sich mit meiner Sittsamkeit verträgt: ich thue das von der Liebe und euern Vorzügen gezwungen. Dächtet ihr aber, durch langes Werben oder sonst wie, noch mehr von meiner Liebe davon zu tragen, so laßt diesen Gedanken nur fahren, denn ihr würdet ihn zuletzt völlig nichtig befinden. Um euch aber nicht ferner den Gefahren Preis zu geben, denen ich euer Leben

ausgesetzt sehe, indem ihr jede Nacht dieses Haus besucht, so wißt, wenn ihr mich zur Frau nehmen wollt, so bin ich bereit, mich euch ganz hinzugeben und ohne alle Rücksicht euch überall hinzufolgen, wohin euch beliebt. Das ist mein einziger Wunsch, sagte der Jüngling. Möchte es gleich geschehen. Es mag geschehen, versetzte das Fräulein; aber es muß sofort bestätigt werden in Gegenwart Bruder Lorenzos des Franziscaners, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich ganz und sorglos euch übergebe. O, rief Romeo, Bruder Lorenzo von Reggio also ist es, der alle Geheimnisse euers Herzens weiß! Ja, sagte sie, und zu meiner Beruhigung wollen wir Alles aufschieben bis wir vor ihn kommen. Und nachdem sie diese Verabredung getroffen hatten, trennten sie sich.

Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der mindern Brüder und war ein großer Philosoph und Naturkundiger, dem Romeo aber zu so inniger Freundschaft verbunden, daß ein engeres Verhältniss zwischen zwei Männern in jener Zeit weit und breit nicht zu finden gewesen wäre. Denn bei dem thörichten Volk in gutem Ansehen zu bleiben und zugleich das Vergnügen der Freundschaft nicht ganz zu entbehren, sah sich der Mönch genöthigt, sich einem edeln Jüngling der Stadt zu offenbaren, und dazu hatte er sich Romeo ersehen, der angesehen, muthig und klug war, und ihm sein Herz, das allen Andern durch Verstellung verborgen blieb, unverhüllt dargelegt. Romeo suchte ihn also auf und sagte ihm frei heraus, wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche und mit ihr verabredet habe, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und alsdann den Vermittler machen, daß ihr Vater nachträglich seine Einwilligung gebe. Der Mönch war des zufrieden, sowohl weil er Romeo ohne großen Schaden nichts abschlagen konnte, als weil er durch seine Vermittlung die Sache noch einem guten Ende zuzuführen hoffte, was ihm bei dem Fürsten zu großer Ehre gereichen muste, und so auch bei allen, die den Frieden zwischen diesen beiden Häusern hergestellt wünschten. Da es in den Fasten war, so gieng eines Tages die Jungfrau wie zur Beichte in das Franziscanerkloster, trat an einen der

Beichtſtühle, wie ſie die Mönche dort haben, und ließ nach Bruder Lorenzo fragen. Als dieſer hörte, ſie ſei da, kam er von der Kloſterſeite her mit Romeo in denſelben Beichtſtuhl, ſchloß die Thüre hinter ſich und ſchob eine durchlöcherte Eiſenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, zurück und ſprach zu ihr: Ich ſeh euch immer gerne, mein Töchterchen; aber jetzt ſeid ihr mir lieber als je, wenn es ſo iſt, daß ihr meinen Freund Romeo zum Gatten begehrt. Worauf ſie erwiederte: Ich wünſche nichts ſo ſehnlich als ihm ehelich verbunden zu ſein: darum bin ich hieher gekommen vor euch, zu dem ich großes Vertrauen habe, damit ihr nächſt Gott Zeuge werdet von dem, was die Liebe mich zu thun zwingt.

Darauf wurde denn in Beiſein des Bruders, der Alles als Beichtgeheimniſs zu betrachten verſprach, durch Romeos Erklärung die ſchöne Jungfrau ihm angetraut, und die Abrede getroffen, ſie wollten die nächſte Nacht miteinander zubringen. Sie küßten ſich dann einmal und beurlaubten ſich von dem Mönch, der ſein Gitter wieder aus der Mauer zog und noch andere Frauen Beichte hörte.

Als die Liebenden ſo Mann und Frau geworden waren, genoßen ſie in den nächſten Nächten ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, den Vater der jungen Frau zu beſchwichtigen, der wie ſie wuſten ihren Wünſchen entgegen war. Inzwiſchen begab es ſich, daß das aller Luſt der Welt feindliche Schickſal ich weiß nicht welchen böſen Samen ſtreute, aus dem die ſchon faſt erſtorbene Feindſchaft ihrer Häuſer neu hervorwuchs, ſo daß es einige Tage drunter und drüber gieng und weder die Montecchi den Cappelletti, noch die Cappelletti den Montecchi ausweichen wollten und endlich auch auf dem Corſo miteinander handgemein wurden. Romeo gerieth auch in den Kampf, hütete ſich aber ſeiner Frau wegen Einen ihres Hauſes zu erſchlagen; zuletzt aber, als von den Seinigen Viele erſchlagen, und faſt Alle von der Straße verjagt waren, rannte er, vom Zorn übernommen wider Tebaldo Cappelletti, welcher der heftigſte ſeiner Gegner

schien, los, streckte ihn mit Einem Schlage zu Boden, und trieb die Andern, die Tebaldos Tod sehr bestürzt hatte, in allgemeine Flucht. Man hatte gesehen, daß Romeo den Tebaldo erschlagen hatte, der Mord ließ sich also nicht verheimlichen. Es wurde sogleich vor dem Fürsten Klage erhoben, alle Cappelletti schrieen immer nur über Romeo, bis ihn das Gericht auf ewig aus Verona verbannte.

Wie der armen jungen Frau, als sie dieß Alles erlebte, zu Muthe war, mag ein Jeder, der herzlich liebt, wenn er sich in ihre Lage denkt, leichtlich ermeßen. Sie weinte beständig so heftig, daß sie Niemand zu trösten vermochte und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie ihr Unglück Jemand zu entdecken wagte. Andererseits fiel es dem jungen Mann nur darum schwer von der Vaterstadt zu scheiden, weil er sie verlaßen mußte, und da er durchaus nicht abreisen wollte ohne von ihr thränenreichen Abschied zu nehmen, ihr Haus aber nicht betreten durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche: durch einen Romeo befreundeten Diener ihres Vaters ward sie beschieden, auch dahin zu kommen, was denn geschah. Sie giengen Beide in den Beichtstuhl und beweinten lange miteinander ihr Unglück. Endlich aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Das Leben ist mir verleidet. Es wäre beßer, daß ich mit euch gienge, wohin Ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und als euer Diener hinter euch herschreiten: ihr könnt von Niemand beßer und treuer bedient werden als von mir.

Das wolle Gott nicht, mein liebstes Leben, entgegnete Romeo, wenn ihr mich begleiten sollt, daß ich euch anders denn als meine Herrin mit mir führe. Weil ich aber gewiss bin, daß die Sachen nicht lange so fortgehen können und Friede werden muß zwischen unsern Häusern, wo dann auch ich leicht von unserm Fürsten Gnade erwirken mag, so rath ich, daß ihr einige Tage leiblich von mir getrennt bleibt, denn mein Herz ist immerdar bei euch. Gesetzt aber die Sachen giengen nicht nach meiner Erwar-

tung, so können wir alsdann über unser künftiges Leben andern Beschluß faßen.

Nachdem sie sich hierüber vereinigt hatten, umarmten sie sich tausendmal und schieden unter Thränen, indem ihn die Frau beschwor, ihr so nah als möglich zu bleiben und sich nicht, wie er gesagt hatte, nach Rom oder Florenz zu begeben. Wenige Tage darauf gieng Romeo, der sich so lange in Lorenzos Kloster verborgen gehalten hatte, aus der Stadt und zog in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor ihrem Diener aufgetragen hatte, alles was er über ihn in ihrem Hause höre, dem Mönch zu berichten und Alles was sie ihm befehle, getreulich auszuführen, wenn er den Rest der ihm verheißenen Belohnung zu erhalten wünsche.

Als Romeo schon längst abgereist war, fand man die junge Frau noch immer in Thränen: ihre große Schönheit litt darunter und die Mutter, die sie zärtlich liebte, fragte sie mit schmeichelnden Worten, warum sie so heftig weine, und sprach: O meine Tochter, die ich wie das eigne Leben liebe, welcher Schmerz ist es, der seit Kurzem dich quält? Wie kommt es, daß du keinen Augenblick zu weinen aufhörst? Hast du irgend einen Wunsch, so sag es mir allein, denn mit Allem was ich nur darf, werde ich dich zu trösten suchen. Die Tochter gab ihr aber immer nur unzureichende Gründe ihrer Trauer an. Die Mutter glaubte daher, ein heftiges Verlangen sich vermählt zu sehen, das sie aus Scham oder Furcht verberge, bringe sie zum Weinen. Sie sagte daher eines Tages, in der Meinung ihrer Tochter Wohl zu fördern, deren Tod sie doch herbeiführte, zu ihrem Gemahl: Messer Antonio, ich sehe schon manchen Tag, daß unser Kind heftig weint, ja daß sie, wie ihr selbst sehen mögt, gar nicht mehr dieselbe scheint. Ich habe mir viel Mühe gegeben, die Ursache ihres Kummers zu erfahren, konnte sie aber nicht aus ihr herausbringen; auch weiß ich selbst den Grund nicht zu erdenken, wenn es nicht etwa das Verlangen ist sich zu verheirathen, das sie aus jungfräulicher Scham nicht zu erkennen geben mag. Darum glaub ich, es wäre gut, ihr, ehe sie sich verzehrt, einen Mann zu geben;

ward sie ja doch auf letzten St. Euphemientag achtzehn Jahre und wenn die Mädchen weit über dieses Ziel hinauskommen, verlieren sie mehr an ihrer Schönheit als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange auf dem Lager behalten darf, wiewohl ich unsere Tochter durchaus nie anders gekannt habe, als höchst sittsam. Ueberdieß weiß ich ja, daß ihr ihre Mitgift schon längst für sie bereit liegen habt; suchen wir also ihr einen anständigen Gemahl zu geben.

Messer Antonio antwortete, der Rath sie zu verheirathen, gefalle ihm wohl. Dabei lobte er die Tochter sehr, daß sie bei solchen Wünschen lieber ihren Kummer verberge, als ihn ihm oder ihrer Mutter offenbare. Bald darauf ließ er sich auch wirklich mit einem der Grafen von Lodrone in Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung ein. Schon waren sie dem Abschluß nahe, als die Mutter in der Meinung, der Tochter die größte Freude zu machen, zu ihr sprach: Sei guter Dinge, mein Töchterchen: in wenigen Tagen sollst du einem vornehmen Edelmanne würdig vermählt und so die Ursache deines stäten Kummers gehoben werden. Du hast sie mir zwar nicht entdecken wollen; ich habe sie aber mit der Hülfe Gottes erkannt und es bei deinem Vater durchgesetzt, daß dein Wunsch erfüllt wird.

Auf diese Worte konnte die schöne Jungfrau das Schluchzen nicht zurückdrängen; worauf die Mutter sprach: Glaubst du, ich wollte dich belügen? Es sollen nicht acht Tage vergehen, so wirst du einem schönen Junker aus dem Hause der Lodrone vermählt.

Auf diese Worte verdoppelte die Tochter ihr Weinen, weshalb die Mutter in schmeichelndem Tone zu ihr sprach: Ei Kind, bist du damit denn nicht zufrieden?

Nein, Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Was willst du dann aber? fragte die Mutter. Sage mirs, denn ich bin zu Allem für dich bereit.

Sterben will ich, versetzte die Tochter, anders nichts.

Hieran merkte Frau Giovanna (denn so hieß die Mutter), die eine kluge Frau war, daß ihre Tochter verliebt sei, antwortete ihr, ich weiß nicht was und ließ sie allein. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte sie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Sehr verdrießlich hierüber gedachte er doch, es sei gerathen, ehe man mit ihrer Vermählung weiter gienge, um nicht etwa in Verlegenheiten zu gerathen, darüber ins Klare zu kommen, was denn ihre Meinung sei. Er ließ sie daher eines Tages rufen und sprach zu ihr: Julie, denn so hieß sie, ich bin dabei dich standesgemäß zu vermählen. Bist du damit zufrieden, Kind?

Die Tochter schwieg erst eine Weile, nachdem der Vater gesprochen hatte; dann aber sprach sie: Nein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? sprach der Vater, willst du denn ins Kloster gehen?

Herr, ich weiß nicht, antwortete sie, und vergoß einen Strom von Thränen.

Ich weiß, sprach der Vater, daß du das nicht willst. Beruhige dich also, denn ich beabsichtige dich einem der Grafen Lodrone zu vermählen. Worauf die Tochter heftig weinend versetzte: Das wird nie geschehen.

Darüber zürnte Messer Antonio sehr und drohte ihr heftig, wenn sie sich ferner seinem Willen zu widersetzen wage, und überdieß, wenn sie ihm die Ursache ihres Kummers nicht offenbare. Da er aber nichts als Thränen aus ihr herausbrachte, ließ er sie überaus unwillig bei der Mutter allein, ohne in Erfahrung gebracht zu haben was die Tochter im Sinne habe. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, der Pietro hieß und ihrer Liebe Mitwißer war, alles was die Mutter ihr gesagt hatte, wiedererzählt und dabei betheuert, sie würde lieber Gift trinken als einen Andern denn Romeo zum Gemahl nehmen, wenn es auch möglich wäre. Davon hatte Pietro der Verabredung gemäß durch Vermittlung des Mönchs Romeo Kunde gegeben, und dieser hatte an Julie geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung

willigen, noch weniger ihre Liebe gestehen, da er gewiſs in acht bis zehn Tagen Gelegenheit finden werde sie aus dem elterlichen Hause zu entführen. Unterdessen bemühten sich Messer Antonio und Frau Giovanna vergeblich mit Schmeicheln und Drohen die Ursache in Erfahrung zu bringen, warum ihre Tochter nicht heirathen wolle; auch sonst kamen sie nicht etwa einem Liebesverständniſs auf die Spur. Frau Giovanna hatte manchmal zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine doch hinfort nicht mehr: du sollst einen Mann haben nach deinem Herzen und vielleicht selbst wenn es der Montecchi Einer wäre, aus welchen ich überzeugt bin, daß du keinen haben willst; aber nie hatte ihr Julie anders geantwortet als mit Seufzern und Thränen, wodurch die Besorgnisse der Eltern noch gesteigert wurden. Sie beschloßen endlich die Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so bald als möglich in Vollzug zu setzen. Als das die junge Frau hörte, wurde sie über alle Maßen betrübt und wünschte sich, rathlos wie sie war, tausendmal des Tages den Tod. Doch setzte sie sich vor, ihr Leid dem Pater Lorenzo zu klagen, auf den sie nächst Romeo am meisten vertraute, zumal sie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viel Wunderbares vermöge. Daher sagte sie eines Tages zu Frau Giovanna: Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch den Grund meines Kummers verschweige, denn ich kenne ihn selbst nicht; aber immer fühl ich in meinem Herzen eine solche Schwermuth, daß mir Alles in der Welt, ja das Leben selbst zuwider ist, und ich kann nicht erdenken, woher das kommt, noch es euch oder meinem Vater sagen; vielleicht aber rührt es von einer begangnen Sünde her, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mir das Herz erleichtert hat, so wollt ich mit eurer Bewilligung wieder zur Beichte gehen, damit ich bei dem im Mai bevorstehenden österlichen Fest zur Heilung meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligten Leibes unseres Herrn empfangen könne. Hiezu gab Frau Giovanna ihre Einwilligung gern. Sie führte sie einige Tage darauf ins Franziscanerkloster und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie schon vorher dringend gebeten hatte, die Ursache

ihres Kummers in der Beichte zu erforschen. Sobald die junge Frau sah, daß sich die Mutter entfernt hatte, klagte sie dem Bruder sogleich mit betrübter Stimme all ihr Leid, und beschwor ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, die wie sie wuste zwischen ihm und Romeo bestand, ihr in dieser äußersten Noth zu helfen. Da versetzte der Mönch: Was kann ich thun, liebe Tochter, da die Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten so groß ist? Da sprach die betrübte Frau zu ihm: Vater, ich weiß, daß ihr Vieles bewirken und auf tausenderlei Art helfen könnt, wenn es euch gefällt. Wollt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so gewährt mir wenigstens dieß. Ich höre, daß zu meiner Hochzeit Anstalten getroffen werden in einem Schloß meines Vaters, das zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua liegt. Dahin wollen sie mich bringen, damit ich weniger den Muth habe, meinen neuen Bräutigam auszuschlagen, der auch dahin kommen soll, sobald ich dort bin. Gebt mir nur soviel Gift, daß ich mich von diesem Unstern, und Romeo von dieser Schmach befreien könne; sonst werde ich mir was schwerer auszuführen ist und Romeo weher thäte, ein Meßer in den Leib stoßen.

Als Bruder Lorenzo ihre verzweifelte Rede vernahm und bedachte, wie sehr ihn Romeo in der Gewalt habe, und ihm ganz sicher feind würde, wenn er ihm in dieser Lage nicht hülfe, sprach er so zu der jungen Frau: Julie, du weist, ich bin der halben Stadt Beichtvater und bei Jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht, kein Abkommen getroffen, daß ich nicht dabei wäre. Darum möchte ich mich nicht in einen Aufsehen erregenden Handel einlaßen, noch wollte ich in dieser Sache betheiligt scheinen um alle Schätze der Welt. Gleichwohl will ich aus Liebe zu dir und Romeo thun was ich noch für Niemand gethan habe; jedoch unter der Bedingung, daß du mir versprichst, meinen Namen dabei geheim zu halten. Worauf die junge Frau versetzte: Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift: es soll nie Jemand davon erfahren. Er aber sprach: Gift geb ich dir nicht, mein Kind, es wäre zu große Sünde, wenn du so jung und schön

ſtürbeſt; wenn du dich aber entſchließen kannſt zu thun was ich dir ſage, ſo geb ich dir mein Wort, daß ich dich ſicher zu deinem Romeo bringe. Du weiſt, daß die Gruft von euch Cappelletti ſich vor dieſer Kirche auf unſerm Friedhof befindet. Ich werde dir ein Pulver geben: wenn du das nimmſt, wirſt du auf achtundvierzig Stunden oder wenig mehr oder minder in ſolchen Schlaf ſinken, daß Jedermann, und wenn es der gröſte Arzt wäre, dich für nichts anderes als todt halten wird. Ohne Zweifel wirſt du dann für geſtorben in beſagter Gruft beigeſetzt; ich aber werde dich, wenn es Zeit iſt, herausholen und in meiner Zelle verborgen halten bis ich zu dem Capitel gehe, das wir nächſtens in Mantua halten, wo ich dich in unſere Ordenstracht verkleidet deinem Gemahl zuführe. Aber ſage mir, fürchteſt du dich auch vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erſt kürzlich dort begraben worden iſt? Die junge Frau antwortete ihm ganz heiter: Vater, wenn es der Weg wäre zu Romeo zu gelangen, ſo wollt ich mich nicht fürchten, durch die Hölle zu gehen.

Wohlan denn, ſprach Lorenzo, wenn du ſo geſinnt biſt, ſo bin ich bereit dir beizuſtehen; aber ehe etwas geſchieht, ſollteſt du, dünkt mich, dem Romeo mit eigener Hand von Allem genaue Kunde geben, damit er nicht dich todt wähnend irgend einen verzweifelten Schritt thue, denn ich weiß, daß er dich über die Maßen liebt. Ich habe immer Brüder zur Hand, die nach Mantua gehen, wo du weiſt, daß er ſich aufhält. Sorge, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen ſichern Boten ſchicke.

Mit dieſen Worten verließ der gute Mönch (wie denn ohne die Mitwirkung ſolcher Männer keine bedeutende Sache zu Ende geführt wird) den Beichtſtuhl, gieng in ſeine Zelle und kam mit einem kleinen Fläſchchen Pulver zurück und ſprach: Nimm dieß und trink es, wenn es dich gut dünkt, unbeſorgt, etwa Nachts zwiſchen drei und vier Uhr, in friſchem Waßer. Gegen ſechs Uhr wird es zu wirken anfangen und unfehlbar dann unſer Anſchlag gelingen. Nur

vergiß nicht, mir den Brief zu schicken, den du Romeo schreiben sollst: es ist durchaus nöthig.

Julie nahm das Pulver und kam ganz munter zu ihrer Mutter zurück und sprach: Wahrhaftig, Mutter, Bruder Lorenzo ist der beste Beichtvater von der Welt. Er hat mich so getröstet, daß ich mich der frühern Traurigkeit kaum noch entsinne. Frau Giovanna, durch die Heiterkeit der Tochter auch fröhlicher gestimmt, antwortete: Gelegentlich gedenke, mein Kind, auch ihn zuweilen mit unserm Almosen zu trösten, denn es sind arme Mönche.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause. Nach dieser Beichte war Julie ganz wohlgemuth geworden, so daß Messer Antonio und Frau Giovanna allen Verdacht, daß sie verliebt sei, fahren ließen und dachten, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe ihr Jammern verursacht. Sie hätten sie auch gerne vor der Hand unbehelligt gelaßen und weiter nichts von der Heirath gesprochen; sie waren aber in dieser Sache schon zu weit gegangen und konnten nicht leicht mehr zurück. Als demnach der Graf von Lodrone wünschte, daß Einer seiner Familie das Fräulein sehe und Frau Giovanna nicht so ganz wohl war, verabredete man, daß Julie in Begleitung zweier ihrer Muhmen sich auf das schon erwähnte, der Stadt benachbarte Landgut des Vaters begebe; sie sträubte sich auch gar nicht und gieng dahin. In der Meinung nun, der Vater habe sie so plötzlich dahin beordert, um sie sogleich ihrem zweiten Gemahl in die Hände zu spielen, nahm sie das Pulver mit, das ihr der Bruder gegeben. In der Nacht aber, gegen vier Uhr, rief sie einer Wärterin, die mit ihr erzogen war, und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich einen Becher frisches Waßer reichen und sagte, die gestrige Abendkost habe sie durstig gemacht. Dann warf sie das wirksame Pulver hinein und trank den Becher in Einem Zug aus. Darauf sagte sie in Beisein der Wärterin und einer der Muhmen, die mit ihr aufgewacht war: Mein Vater soll mir gewiss gegen meinen Willen keinen Mann geben, wenn ichs verhindern kann.

Diese beiden nicht aus dem feinsten Teige gebackenen Frauen,

die sie das Pulver trinken gesehen, das sie zur Erfrischung in das Waßer zu schütten vorspiegelte, und auch ihre Worte gehört hatten, verstanden sie darum doch nicht und schöpften auch keinen Verdacht, sondern giengen wieder zu Bette. Julie löschte das Licht aus, und als die Wärterin hinausgegangen war, stieg sie, wie ein natürliches Bedürfniss zu befriedigen, aus dem Bette, legte alle ihre Kleider wieder an, gieng dann zurück ins Bette und legte sich darin, als hätte sie sterben zu müßen gedacht, so gut sie konnte zurecht, faltete die Hände über der Brust und erwartete so die Wirkung des Tranks, der auch nicht zwei Stunden brauchte, sie einer Todten gleich zu machen. Als der Morgen kam und die Sonne schon ziemlich emporgestiegen war, ward das Fräulein in der beschriebenen Weise im Bette gefunden; man wollte sie wecken und konnte nicht, denn sie war schon ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Wärterin des Waßers und des Pulvers, die sie in der Nacht getrunken, und der Worte, die sie dabei gesprochen hatte. Als sie ferner bemerkten, daß sie sich angekleidet und so auf dem Bette zurecht gelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und zweifelten nicht, daß sie todt sei. Da erhob sich unter den Frauen Lärm und gewaltiges Heulen, zumal von der Wärterin, die sie oft beim Namen rief und sagte: O Herrin, das war es also, warum ihr sagtet: Mein Vater soll mir gegen meinen Willen keinen Mann geben! Trügerisch batet ihr mich um frisches Waßer, das mir Armen euern kläglichen Tod zugezogen hat. O ich Unglückselige! Wen soll ich am Meisten beklagen, euern Tod oder mich selbst! Warum habt ihr im Tod die Begleitung einer Magd verschmäht, die ihr im Leben so zu lieben schient? Wie ich gern mit euch lebte, so wär ich auch gern mit euch gestorben. O Herrin, mit eigenen Händen hab ich euch das Waßer gebracht, daß ich Unglückliche so von euch verlaßen würde! Ich allein hab euch und mich selbst, euern Vater und eure Muttes mit Einem Schlag getödtet. Mit diesen Worten stieg sie auf das Bette und schloß das scheintodte Fräulein fest in die Arme.

Messer Antonio, der in der Nähe den Lärm gehört hatte, lief am ganzen Leibe zitternd in der Tochter Kammer, und da er sie so auf dem Bette liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, ob er sie gleich für todt hielt, doch zu seiner Beruhigung sogleich nach Verona zu seinem Arzt, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt. Als dieser kam, das Fräulein gesehen und ein wenig berührt hatte, erklärte er, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden todt, worüber der arme Vater in heftiges Wehklagen ausbrach. Die Trauerbotschaft lief schnell von Mund zu Mund und kam in kürzester Zeit auch der unglücklichen Mutter zu, welche plötzlich eiskalt für todt zu Boden sank und als sie mit einem grellen Schrei aus der Ohnmacht wieder zu sich kam, sich wie wahnsinnig schlug, die liebe Tochter mit Namen rief und die Luft mit Klagen füllend ausrief: Ich sehe dich todt, meine Tochter, du einziger Trost meines Alters! Wie hast du mich so grausam verlaßen können und deiner unseligen Mutter deine letzten Worte zu hören missgönnt. Ich hätte dir wenigstens deine schönen Augen geschloßen und deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst du mich das von dir hören laßen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn ein Funken Erbarmen in euch lebt, so laßt eure Hände, wenn der Dienst euch nicht zu niedrig ist, eher als den Schmerz mich ersticken. Und du großer Vater im Himmel, wenn ich so schnell als ich wünsche nicht sterben kann, so entzieh mit deinem Pfeil mich mir selbst, die ich haße.

Von einigen ihrer Frauen aufgehoben ward sie aufs Bette gebracht; andere bemühten sich vergebens sie zu trösten: sie hörte nicht auf zu jammern und zu klagen. Unterdessen ward das Fräulein von dem Landgute, wo sie sich befand, nach Verona gebracht und bei großen und ehrenvollen Seelenmessen von Verwandten und Freunden beklagt und in der genannten Gruft des Franziscanerklosters für todt beigesetzt.

Bruder Lorenzo, der in Angelegenheiten seines Klosters eine Strecke vor die Stadt gegangen war, hatte Juliens Brief, den er

an Romeo schicken sollte, einem Bruder, der nach Mantua gieng, mitgegeben. Als dieser dort ankam, gieng er zwei bis dreimal in Romeos Wohnung, traf ihn aber zu großem Unglück nie zu Hause und hatte den Brief, den er keinem Andern als ihm selbst geben wollte, noch in Händen, als Pietro, welcher Julien für todt hielt, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht antraf, in gröster Verzweiflung beschloß, Romeo seinem Herrn selbst eine so traurige Nachricht zu bringen, wie ihm der Tod seiner Geliebten sein muste. Er gieng daher Abends aus Verona nach dem Landgut seines Herrn und eilte dann in der Nacht so schnell auf Mantua zu, daß er am Morgen zeitig anlangte. Er fand Romeo, ehe dieser noch den Brief seiner Gattin durch den Bruder erhalten hatte, und erzählte ihm weinend, wie er Julien todt und beisetzen gesehen, und berichtete ihm Alles, was sie zuvor gethan und gesprochen hatte. Als Romeo dieß hörte, erblaßte er und zog wie halb todt den Degen und wollte sich erstechen; aber von den Anwesenden gehindert, rief er aus: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lange dauern, da mein wahres Leben gestorben ist. O mein Lieb, ich bin allein an deinem Tode Schuld, da ich nicht kam, wie ich geschrieben hatte, dich deinem Vater zu entführen. Nicht von mir zu laßen, wolltest du sterben, und ich sollte aus Todesfurcht allein am Leben bleiben? Das sei fern! Zu Pietro gewendet aber sagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe wegschenkte: Lebe wohl, Pietro!

Pietro zog heim: da verschloß sich Romeo allein in sein Zimmer und da ihm nichts so unerträglich schien als das Leben, überlegte er wie er nun mit sich verfahren sollte. Endlich legte er Trauerkleider an, steckte ein Fläschchen mit Schlangenwaßer, das er seit langer Zeit in einem Schächtelchen für den Nothfall bewahrte, in den Ermel und begab sich auf den Weg nach Verona, entschloßen, wenn er ergriffen würde, von der Hand der Gerechtigkeit das Leben zu verlieren oder sich in der Gruft, deren Lage ihm wohlbekannt war, mit seiner Vermählten einzuschließen und dort zu sterben.

Diesem letztern Vorsatz war das Glück günstig, denn am zweiten Abend nach Juliens Beisetzung kam er, ohne erkannt zu werden, nach Verona und erwartete die Nacht, und als er nun Alles in Schweigen gehüllt sah, verfügte er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft war. Die Kirche stand in der Citadelle, wo diese Mönche damals wohnten; sie haben sie später, ich weiß nicht weshalb, verlaßen und sind in die Vorstadt St. Zeno in das Kloster San Bernardino gezogen wie es jetzt heißt, wiewohl es früher nach San Francesco benannt war. An dieser Kirche Mauern waren dazumal einige steinerne Särge angebaut, wie man sie an manchen Orten vor den Kirchen sieht. Einer derselben war das alte Begräbniss der Cappelletti und darin lag auch die schöne junge Frau. Dahin begab sich Romeo, es mochte vier Uhr in der Nacht sein, hob, da er sehr stark war, mit Gewalt den Deckel hinweg, und nachdem er ihn mit ein Paar mitgebrachten Hölzern so gestützt hatte, daß er gegen seinen Willen nicht zufallen konnte, stieg er hinein und schloß ihn von innen zu. Der unselige Jüngling hatte eine Handlaterne mitgebracht, sein Gemahl noch ein wenig zu sehen: sobald er sich in der Gruft verschloßen sah, zog er sie hervor und öffnete sie. Da sah er seine schöne Julie zwischen Knochen und Fetzen vieler Todten selbst als eine Todte liegen: darüber ergoß er sich alsbald in heftige Thränen und sprach: O ihr Augen, einst, so lang es Gott gefiel, mir helle Lichter! O Mund, von mir tausendmal so süß geküsst! O schöne Brust, die mein Herz in solcher Wonne beherbergte! Nun ich euch hier blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? O mein unglückselig Gemahl, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, daß ein so enger Raum zwei arme Liebende ersticke und herberge. Weh mir, verhieß mir Solches Hoffnung und Sehnsucht, als sie mich zuerst in deiner Liebe entzündeten? O mein unseliges Leben, was soll nun dein Leitstern sein? So sprechend küsste er ihr Augen, Mund und Brust und überließ sich immer heftigerm Weinen. Dazwischen rief er: Ihr Mauern über mir, warum

fallt ihr nicht über mich und kürzt mir dieß Leben? Aber da ja der Tod offenbar in eines Jeden Gewalt gegeben ist, wär es doch gewiss höchst niederträchtig, ihn zu erwünschen und nicht zu sterben. Hiemit zog er das Fläschchen, das er mit der scharf giftigen Flut im Ermel bewahrte, hervor und fuhr fort: Welch seltsames Geschick bringt mich dazu, auf meinen Feinden, auf von mir Erschlagenen, in ihrem Begräbniss zu sterben! Aber mein Herz, da es eine Wonne ist, bei der Geliebten zu sterben, so laß uns sterben. Hiemit setzte er das grausame Waßer an den Mund, und schlang es ganz hinab. Dann nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte sie fest an die Brust und sprach: O schönes Lieb, letztes Ziel all meiner Sehnsucht, wenn noch ein Gefühl dir geblieben ist nach der Seele Scheiden, oder wenn diese meinen grausamen Tod sieht, so bitt ich dich, laß es dir nicht missfallen, da ich nicht glücklich vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigstens insgeheim und unselig mit dir sterbe. Und sie so eng umschloßen haltend, erwartete er den Tod.

Schon war die Stunde gekommen, wo die Lebensglut der jungen Frau die mächtige Wirkung des Pulvers überwinden und sie zum Leben erwachen muste. Gepresst und gerüttelt von Romeo belebte sie sich daher in seinen Armen, und wie sie wieder zu sich kam, sprach sie mit einem schweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? wer umarmt mich Unglückliche, wer küsst mich? Und in der Meinung, Bruder Lorenzo sei es, rief sie: So also, Mönch, haltet ihr Romeo die Treue? Auf solche Weise wollt ihr mich sicher zu ihm führen? Als Romeo gewahrte, sie lebe, erstaunte er sehr, und vielleicht an Pigmalion gedenkend, sprach er: Kennst du mich nicht, mein süßes Weib? Siehst du nicht, daß ich dein trauernder Gatte bin, der allein heimlich hieher von Mantua gekommen ist, mit dir zu sterben?

Als Julie erkannte, daß sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der Romeo sein wollte, war sie fast außer sich. Sie drückte ihn ein wenig zurück, sah ihm ins Gesicht und da sie ihn gleich erkannte, umarmte sie ihn unter tausend

Küſſen und ſprach: Welche Thorheit bewog dich hier herein zu kommen mit ſolcher Gefahr? War es dir nicht genug, daß du aus meinem Briefe erfahſt, daß ich mich mit Bruder Lorenzos Hülfe todt ſtellen wollte, um dann alsbald bei dir zu ſein?

Da erkannte der unſelige Jüngling ſeinen großen Irrthum und ſprach: O mein trauriges Looß! Unglücklicher Romeo, weit über alle Liebenden beklagenswerth! Ich habe hierüber keinen Brief von dir empfangen. Noch erzählte er ihr, wie Pietro ihren ſcheinbaren Tod ihm als wirklich zu melden kam, und wie er ſie für geſtorben haltend, ihr im Tode Geſellſchaft zu leiſten, neben ihr ein Gift genommen, ſo ſcharf, daß er ſchon den Tod durch alle Glieder rinnen fühle. Das unglückliche Kind, da ſie Solches hörte, überwältigte ſie ſo der Schmerz, daß ſie nichts zu thun wuſte als ihre ſchönen Locken zu raufen und ihre unſchuldige Bruſt zu zerſchlagen; den Romeo, der ſchon rücklings hingeſunken war, küſste ſie häufig und übergoß ihn mit einem Meer von Zähren, und noch bleicher als Aſche und ganz zitternd ſprach ſie: Alſo in meiner Gegenwart und durch meine Schuld muſt du ſterben, mein Gemahl, und der Himmel gäbe es zu, daß ich nach dir, wenn auch nur einen Augenblick lebe? Ich Unglückliche! Könnt ich dir wenigſtens mein Leben ſchenken und allein ſterben. Worauf der Jüngling mit ſchwacher Stimme ſprach: Wenn je meine Treue, meine Liebe dir theuer waren, meines Lebens Hoffnung, ſo beſchwör ich dich bei ihnen, laß dir das Leben nach mir nicht miſsfallen, wenn auch nur das Gedächtniſs Deſſen zu bewahren, der ganz von deinen Reizen glühend vor deinen ſchönen Augen dahinſtirbt.

Die junge Frau antwortete ihm: Wenn du um meines verſtellten Todes wegen dahinſtirbſt, was ſoll ich thun deines wirklichen willen? Es ſchmerzt mich nur, daß ich kein Mittel ſehe, in deinem Beiſein zu ſterben, und bin mir ſelbſt verhaßt, daß ich ſo lange lebe; doch hoff ich, es wird nicht lange währen bis ich wie die Urſache ſo auch die Gefährtin deines Todes werde.

Mit Mühe hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ſie wie

todt zurücksank; aber wieder zu sich kommend bemühte sich die Unglückselige, mit dem schönen Munde die letzten Seufzer ihres geliebten Gemahls aufzufangen, der mit schnellen Schritten seinem Ende entgegengieng.

Unterdessen hatte Bruder Lorenzo erfahren, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen, und daß sie für todt beigesetzt worden war, und da er nun wuste, daß die Zeit gekommen sei, wo die Wirkung des Pulvers zu Ende gieng, so nahm er einen vertrauten Gefährten zu sich und kam etwa eine Stunde vor Tag an das Gewölbe. Als er dahin kam und sie jammern und weinen hörte, auch durch die Ritze des Deckels ein Licht darin brennen sah, verwunderte er sich sehr und meinte, auf irgend eine Weise müße sie eine Leuchte mit sich genommen haben und sei nun erwacht und in der Angst vor einem Todten, oder gar lebendig begraben zu bleiben, in solches Weinen und Klagen ausgebrochen. Mit Hülfe seines Begleiters öffnete er also schnell die Gruft und sah Julien, die mit gerauftem Haar und von Schmerz verstört halb aufrecht saß und den halbtodten Gatten auf den Schooß genommen hatte, und sprach zu ihr: Also fürchtetest du, mein Töchterchen, ich laße dich hier umkommen?

Als sie den Mönch vernahm, verdoppelte sie ihre Klage und sprach: Nein, vielmehr fürcht ich, ihr möchtet mich lebend hinwegführen. Ach, um Gottes Barmherzigkeit, verschließt das Grab, geht und laßt mich hier sterben; oder gebt mir ein Meßer, daß ich es in meine Brust stoßend mich allem Jammer entziehe. O mein Vater, mein Vater! Schön habt ihr meinen Brief besorgt! Schön werd ich vermählt mit ihm leben! Schön geleitet ihr mich zu Romeo! Seht ihn hier todt auf meinem Schooß.

Sie zeigte ihm Romeo und erzählte den ganzen Hergang. Als Bruder Lorenzo das hörte, stand er wie von Sinnen da. Er sah den Jüngling an, der im Begriff war ins andere Leben zu wandern, rief ihn an unter vielen Thränen und sprach: Romeo, welcher Unstern raubte dich mir? Sprich zu mir ein Wort, hebe deine Augen ein wenig zu mir. O Romeo, sieh deine

geliebte Julie, die dich fleht um einen Blick. Warum antwortest du nicht wenigstens ihr, in deren Schooß du liegst?

Bei dem theuern Namen seiner Geliebten erhob Romeo ein wenig die matten vom nahen Tode beschwerten Augen, sah sie an und schloß sie wieder. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich ganz, stieß einen kurzen Seufzer aus und verschied.

Als so der unglückliche Liebhaber gestorben war, sprach der Mönch nach langem Weinen, da schon der Tag nahte, zu der Frau: Und du, Julie, was gedenkst du zu thun?

Hier zu sterben, gab sie sogleich zur Antwort. Wie? meine Tochter, sprach er, sprich nicht also. Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich thun und sagen soll, so hindert dich doch nichts, dich in ein Kloster zu verschließen und dort immer Gott für dich und deinen todten Gemahl zu bitten, wenn er es bedarf.

Die junge Frau antwortete ihm: Vater, ich bitt euch nur um die eine Gnade, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem Seligen hier (auf Romeo zeigend) getragen, mir gern erweisen werdet, nämlich, daß ihr niemals unsern Tod bekannt macht, damit unsere Leiber stäts in diesem Grabe vereinigt seien, und wenn man je unsern Tod erführe, bitt ich euch bei jener eurer Liebe zu Romeo, daß ihr unsere trauernden Eltern in unser beider Namen anfleht, daß sie Denen, welche die Liebe in gleicher Glut verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht mißgönnen, im gleichen Grabe zu ruhen.

Damit wandte sie sich zu dem hingestreckten Leichnam Romeos, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das bei ihr in der Gruft geblieben war, drückte ihm die Augen zu, badete ihm mit Thränen das kalte Angesicht und sprach: Was soll ich ohne dich ferner im Leben, mein Gemahl? Was bleibt mir sonst noch zu wünschen als dir in den Tod zu folgen? Gewiß, anders nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht zu trennen vermöge. Mit die-

ſen Worten ſtellte ſie ſich die Größe ihres Unglücks lebhaft vor, gedachte an den Verluſt des theuern Geliebten, faßte den feſten Vorſatz, nicht länger zu leben, hielt den Athem an ſich ſo lange ſie konnte, entließ ihn dann mit einem heftigen Schrei und fiel todt hin über den Leichnam.

Als Bruder Lorenzo ſah, daß ſie geſtorben war, war er ganz betäubt vor Mitleid und wuſte ſich nicht zu rathen. Ihn und ſeinen Begleiter ergriff der Schmerz im tiefſten Herzen; ſie beweinten beide der Liebenden Tod: da kamen von Ohngefähr die Leute des Statthalters hinzu, die einen Verbrecher verfolgten, und da ſie in der Gruft weinen hörten und Licht darin ſahen, liefen ſie hinzu. Sie nahmen die Mönche vor und ſprachen: Was macht ihr hier, ihr Herren, zu dieſer Stunde? Uebt ihr etwa Raub in dieſem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häſcher hörte und erkannte, hätte er des Todes ſein mögen. Er ſprach aber: Komme mir Keiner zu nahe! Ich bin euer Mann nicht. Wollt ihr etwas, ſo verlangt es aus der Ferne. Da ſprach ihr Anführer: Wir wollen wißen, warum ihr die Gruft der Cappelletti ſo eröffnet habt, wo erſt vorgeſtern ein Fräulein ihres Hauſes beigeſetzt wurde. Wenn ich euch, Bruder Lorenzo, nicht als einen rechtſchaffenen Mann kennte, ſo würde ich ſagen, ihr wärt die Todten zu berauben hieher gekommen.

Die Mönche löſchten das Licht und verſetzten: Was wir thun wirſt du nicht erfahren, denn es geht dich nichts an.

Jener antwortete: Recht; ich werde es aber dem Fürſten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung ſicher machte, entgegnete: Zeig es nur immer an. Damit ſchloß er mit dem Gefährten die Gruft und gieng in die Kirche.

Der Tag war ſchon ganz hell, als die Mönche ſich von den Häſchern losmachten, daher Einer von ihnen die Nachricht, was mit dieſen Mönchen vorgefallen ſei, ſogleich einem der Cappelletti überbrachte. Dieſe wuſten vielleicht, daß Bruder

Lorenzo dem Romeo befreundet sei, und traten sogleich vor den Fürsten mit der Bitte, er möge, allenfalls mit Gewalt, aus dem Mönche herauszubringen sehen, was er in ihrem Begräbniss zu zu suchen habe. Der Fürst stellte Wachen aus, daß der Mönch nicht entweiche und schickte nach ihm. So ward er mit Gewalt vor den Fürsten gebracht, der ihn fragte: Was suchtet ihr heute Morgen in der Gruft der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir müßen es wißen.

Der Bruder antwortete: Herr, ich will es euer Hoheit gerne sagen: Ich war der Beichtvater der Tochter des Messer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen so seltsam gestorben ist, Und weil ich sie als meine geistliche Tochter so sehr liebte und bei ihrer Leichenfeier nicht zugegen sein konnte, gieng ich hin über sie gewisse Gebete zu sprechen, welche, neunmal über einer Leiche gesprochen, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen; und weil dieß Wenige wißen und von solchen Dingen nichts verstehen, sagen die Thoren, ich sei hingegangen um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht ob ich Raub begehe, wenn ich solche Dinge thue: mir genügt diese schlechte Kutte und dieser Strick. Von allen Schätzen der Lebendigen nähm ich keinen Deut, geschweige von den Kleidern der Todten. Sie thun nicht wohl, die mich in solcher Weise verleumden. Der Fürst hätte dieß beinahe geglaubt, wenn nicht viele Mönche, die dem Lorenzo übel wollten, als sie hörten, man habe ihn in dem Begräbniss gefunden, es zu öffnen gelüstet hätte. Sie machten es auf und als sie den Leichnam Romeos darin fanden, ward es sogleich dem Fürsten, der noch mit dem Bruder sprach, mit dem grösten Lärm hinterbracht, wie in der Gruft der Cappelletti, in welcher man den Bruder in der Nacht betroffen hatte, Romeo Montecchis Leichnam liege; dieß schien Allen gleichsam unmöglich und brachte allgemeines Erstaunen hervor. Als das Bruder Lorenzo sah und begriff, daß er nicht mehr verhehlen könne was er so gern geheim gehalten hätte, fiel er vor dem Fürsten auf die Kniee und sprach: Verzeiht mir, mein Fürst, wenn ich euer Hoheit auf euer Befragen die Unwahrheit sagte,

denn es geschah nicht aus Bosheit noch des Gewinns willen, sondern um zwei armen heimgegangenen Liebenden mein Wort zu halten. So erzählte er denn in der Kürze den ganzen Hergang vor vielen Zeugen.

Als Bartolomeo della Scala dieß hörte, konnte er sich vor Mitleid der Thränen nicht erwehren, wünschte die Leichen selbst zu sehen, und begab sich sogleich mit einer großen Menge Volks in das Grab. Er ließ die Leichen beider Liebenden herausziehen und in der Kirche San Francesco auf zwei Teppiche legen. Unterdessen kamen auch ihre Väter in die Kirche, vergoßen Thränen über den Leichen ihrer Kinder und von doppeltem Erbarmen ergriffen schloßen sie sich, obwohl bisher Gegner, in die Arme, so daß die lange Feindschaft ihrer Häuser, welche weder der Freunde Bitten, noch des Fürsten Drohungen, weder der erlittene Schade, noch der Lauf der Zeit hatten auslöschen können, nun durch den elenden, beklagenswerthen Tod dieser beiden Liebenden zu Ende kam. Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, dem nach wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben ward, worauf denn die beiden Liebenden mit großem und festlichem Leichengepränge vom Fürsten, allen Verwandten und der ganzen Stadt beklagt und begleitet, beigesetzt wurden. Dieß klägliche Ende nahm die Liebe Romeos und Juliens wie ihr gehört habt und wie es mir Peregrino von Verona erzählte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor Alters walteteſt, wohin biſt du gekommen? In welcher Bruſt wohnſt du noch? Welche Frau würde es jetzt machen wie die getreue Julie bei der Leiche ihres Geliebten? Wird je der schöne Name dieſer Frau von den gewandteſten Zungen nicht mehr geprieſen werden? Wie Viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht ſo bald geſtorben ſähen, als ſie ſchon einen Andern zu finden bedacht wären, ſtatt an ſeiner Seite zu ſterben. Denn wenn ich ſehe, daß wider alle Forderung der Vernunft, manche Frauen aller Treue und redlicher Dienſte vergeßen, ihre Liebhaber, die ſie ſonſt heiß geliebt haben, nicht erſt nach dem Tode, ſondern ſchon bei irgend einem

Schlage des Glücks vergeßen und verlaßen, was mag man dann glauben, daß ſie nach ihrem Tode thun würden? Beklagenswerthe Liebhaber dieſer Zeit, die weder für geleiſtete treue Dienſte, noch wenn ſie das Leben für ihre Geliebten gewagt haben, hoffen dürfen, daß dieſe mit ihnen ſterben möchten, vielmehr überzeugt ſein dürfen, daß ſie ihnen nicht auf länger hinaus theuer ſein werden als ſo lange ſie für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen reichliche Mittel beſitzen.

2. Romeo und Julie.

Nach Bandello.

Zu den Zeiten der Herrn de la Scala zeichneten sich in Verona zwei Familien, die Montecchi und die Cappelletti, vor allen andern durch Adel und Reichthümer aus; unter sich aber waren sie, was auch die Ursache sein mochte, durch eine so heftige und blutige Feindschaft entzweit, daß bei verschiedenen Gefechten, welche sich diese mächtigen Geschlechter lieferten, Viele, sowohl von den Montecchi als von den Cappelletti und den beiderseitigen Parteigängern ums Leben kamen, wodurch ihr Haß gegen einander immer höher gesteigert wurde. Herr von Verona war dazumal Bartolomeo Scala, welcher sich viele Mühe gab, zwischen den beiden Häusern Frieden zu stiften; aber er konnte es nie durchsetzen, so tief hatte der Haß in ihren Herzen gewurzelt. Indes brachte er sie dahin, daß sie zwar nicht Frieden schloßen, aber doch die beständigen Scharmützel abstellten, die oft genug zwischen ihnen mit dem Tode vieler Menschen geendet hatten, so daß hinfort die Jüngern der einen Partei den Bejahrtern der andern auf der Straße auswichen. Eines Jahres nach Weihnachten, als die Feste und Maskenzüge begannen, geschah es, daß Antonio Cappelletto, das Haupt seiner Familie, ein glänzendes Fest gab, zu welchem er viele vornehme Herren und Damen eingeladen hatte. Man sah daselbst den gröften Theil aller jungen Leute der Stadt, und unter andern kam auch Romeo Montecchio dahin, ein Jüngling von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, der schönste und artigste von Veronas ganzer Jugend. Er war verkleidet und begab sich, als die Nacht schon begonnen hatte, mit den Uebrigen in das Haus des Cappelletto.

Romeo war zu jener Zeit heftig verliebt in eine junge Dame, welcher er ſchon ſeit mehr als zwei Jahren zum Raube geworden war, denn obgleich er ihr, wenn ſie in die Kirche, oder ſonſt wohin gieng, den ganzen Tag nachfolgte, ſo hatte ſie ſich doch nie auch nur mit einem Blicke freundlich gegen ihn erwieſen. Er hatte ihr oft und viele Briefe geſchrieben und Botſchaften geſandt, aber die übertriebene Sprödigkeit und Härte der Dame geſtattete ihr nicht, dem verliebten Jüngling eine geneigte Miene zu zeigen. Dieß ſchien ihm ſo bitter und unerträglich, daß ihn das Uebermaß der Schmerzen, die er darüber empfand, nach unendlichen Seufzern und Thränen, zuletzt zu dem Vorſatz brachte, Verona zu verlaßen und einige Jahre außen zu bleiben, um durch mancherlei Reiſen durch Italien ſeine zügelloſe Leidenſchaft zu erſticken. Aber die glühende Liebe zu der Dame zwang ihn bald wieder, ſich ſelber Vorwürfe zu machen, daß er einem ſolchen Gedanken Raum gegeben, und es war ihm durchaus unmöglich, die Stadt zu verlaßen. Manchmal ſprach er zu ſich ſelbſt: Fern ſei es von mir, Dieſe ferner zu lieben, da ich an tauſend unzweideutigen Zeichen erkenne, daß ihr meine Dienſtbarkeit nicht angenehm iſt. Wozu ihr folgen auf Schritt und Tritt, wenn mir all mein Liebäugeln nicht frommt? Ich thue Unrecht, die Kirche oder ſonſt einen Ort zu beſuchen, wo ſie ſich befindet: wenn ich ſie nicht mehr ſähe, vielleicht daß dieſes Feuer, das von ihren ſchönen Augen Stoff und Nahrung entlehnt, ſich nach und nach verzehren würde. Aber was halfs? Alle ſeine Gedanken waren verloren und verſchwendet, denn je ungnädiger ſie ſich erwies und je weniger Hoffnung er hatte, deſto mehr ſchien ſeine Liebe zu wachſen, und deſto unglücklicher fühlte er ſich, wenn er ſie nur einen Tag nicht geſehen hatte. Da er ſo beſtändig in dieſer glühenden Liebe verharrte, fürchteten einige ſeiner Freuude, daß er ſich verzehre, daher ſie ihn mehrmals liebevoll ermahnten und baten, von ſolchem Beginnen abzuſtehen. Aber er kümmerte ſich ſo wenig um ihre gegründeten Ermahnungen und heilſamen Rathſchläge, als die Dame um Alles was er thun mochte. Unter andern hatte Romeo einen Gefährten, welchem es gar zu leid that, daß er ohne

alle Hoffnung, Dank zu erwerben, in dem Dienſt dieſer Dame die Zeit ſeiner Jugend und die Blüthe ſeiner Jahre verſchwende, daher er eines Tages zu ihm ſprach: Romeo, eine Qual iſt es mir, der ich dich brüderlich liebe, zu ſehen, daß du dich in dieſer Weiſe wie Schnee an der Sonne verzehrſt. Da du doch ſiehſt, daß mit Allem was du thuſt und aufwendeſt (und ohne Gewinn und Ehre aufwendeſt) du dieſe nicht bewegen kannſt, dich zu lieben; daß dir alle angewandten Mittel nichts frommen, vielmehr ihre Sprödigkeit täglich zunimmt, was willſt du dich länger vergebens abmühen? Es iſt die äußerſte Thorheit eine Sache, die nicht etwa ſchwer, ſondern unmöglich iſt, ausführbar machen zu wollen. Du ſiehſt ja deutlich, daß ſie weder von dir, noch von deinen Geſchenken wißen will. Vielleicht hat ſie einen Liebhaber, der ihr ſo theuer und werth iſt, daß ſie ihn dem Kaiſer nicht aufopfern würde. Du biſt jung und wohl der Schönſte, der ſich in dieſer Stadt finden mag; du biſt, erlaube mir dir die Wahrheit unter die Augen zu ſagen, wohlgezogen, tugendreich, liebenswürdig und was die Jugend am meiſten ziert, in den ſchönen Wißenſchaften bewandert; du biſt ferner der einzige Sohn eines Vaters, deſſen große Reichthümer bekannt genug ſind. Und hält er vielleicht gegen dich die Hände zu? Schilt er dich aus, daß du ſpendeſt und verſchenkſt wie es dir beliebt? Vielmehr iſt er dir ein Verwalter, der ſich für dich abmüht und dich nach Belieben ſchalten läßt. So ermanne dich denn und erkenne den Irrthum, in welchem du deine Tage verbringſt; hebe den Schleier von deinen Augen, der dich blind macht und dich den Weg nicht ſehen läßt, den du zu wandeln haſt; entſchließe dich, dein Herz anderswohin zu wenden, und ergieb dich einer Herrin, die dich zu verdienen weiß. Laß dich einen gerechten Unwillen beſtimmen, der im Reiche der Liebe noch mehr vermag als die Liebe ſelbſt. In der ganzen Umgegend beginnen jetzt Feſte und Maskeraden; begieb dich hin zu allen Feſten, und begegnet dir irgendwo die, welcher du ſo lange Zeit vergebens gedient haſt, ſo ſchaue nicht nach ihr, ſondern blicke zurück in den Spiegel der Liebe, die du zu ihr getragen, ſo wirſt du ohne Zweifel für alle

ausgestandenen Schmerzen Ersatz finden, denn ein gerechter, wohlgegründeter Unwille wird so heftig in dir auflodern, daß er dein schlechtgeregeltes Verlangen bezwingen und dich in Freiheit setzen wird.

Mit diesen und vielen andern Gründen, die ich hier übergehe, ermahnte der getreue Geselle seinen Romeo, das schlecht begonnene Unternehmen aufzugeben. Romeo hörte Alles, was er ihm sagte, mit Geduld an und beschloß dem weisen Rathe Folge zu leisten. Er fieng an, alle Feste zu besuchen, und traf er irgend seine spröde Dame, so kehrte er sein Antlitz nie zu ihr hin, sondern gieng umher die andern anzusehen und zu mustern, um sich die auszusuchen, die ihm die Schönste schiene, gerade als wär er auf einen Markt gegangen um Pferde zu kaufen.

Zu dieser Zeit kam nun Romeo, wie gesagt, als Maske zu dem Feste des Cappelletto, und obgleich sie schlechte Freunde waren, duldeten sie sich doch gegenseitig. Nachdem Romeo sich eine Weile mit der Maske vor dem Gesichte hier aufgehalten hatte, nahm er sie ab und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er Alle übersehen konnte, die in dem Saale waren: denn dieser war von dem Schein unzähliger Fackeln hell wie am Tage erleuchtet. Jeder blickte auf Romeo, besonders die Damen, und alle wunderten sich, daß er so unbesorgt in diesem Hause verweile. Indessen war Romeo, nicht bloß seiner Schönheit willen, sondern als ein sehr wohlgezogener, artiger Jüngling, in der ganzen Stadt allgemein beliebt. Seine Feinde hingegen achteten nicht so auf seine Gegenwart, wie sie vielleicht gethan hätten, wenn er älter gewesen wäre. Hier warf sich also Romeo auf das Studium der weiblichen Schönheiten, welche das Fest versammelt hatte, rühmte bald diese, bald jene mehr oder minder, wie sein Geschmack es ihm eingab, und unterhielt sich ohne zu tanzen auf diese Weise recht gut, als ihm plötzlich ein unbeschreiblich schönes Mädchen zu Gesichte kam, das ihm unbekannt war: diese gefiel ihm unendlich, er glaubte nie ein schöneres, anmuthigeres Fräulein gesehen zu haben; je aufmerksamer Romeo sie betrachtete, desto mehr schienen ihm ihre Reize an Reiz zu gewinnen, desto anmuthiger ihre Anmuth zu werden. Er be-

gann ihr mit verliebten Blicken zu kosen und wuste sich nicht von ihrer Anschauung loszureißen; eine ungewöhnliche Wonne gewährte ihm ihr Anblick; er entschloß sich alle seine Kräfte aufzuwenden, um ihre Gunst und Liebe zu erwerben. So wich die Leidenschaft, die er zu jener andern Dame empfunden hatte, von dieser neuen besiegt, der frisch auflodernden Flamme, die nun nichts mehr auszulöschen vermochte als der Tod. Bei dem Eintritte in dieses reizende Labyrinth hatte Romeo den Muth nicht, sich nach dem Namen der Dame zu erkundigen, sondern war einzig bedacht, die Augen an ihrem Anblick zu weiden; sorgfältig achtete er auf alle ihre Bewegungen, schlürfte das süße Gift der Minne und pries mit Bewunderung und Entzücken jeden ihrer Reize und jede ihrer Gebärden. Er saß, wie schon erwähnt, in einem Winkel, vor welchem beim Tanze alle Paare vorüber kamen.

Julie, so hieß das Fräulein, das Romeon so sehr gefiel, war die Tochter des Herrn des Hauses und des Festes; den Romeo kannte sie nicht, aber er schien ihr der schönste und reizendste Jüngling, den man finden möge; sie fühlte sich unendlich befriedigt bei seinem Anblicke, und wenn sie ihm zuweilen süß verstohlen unter die Augen sah, fühlte sie, ich weiß nicht welche Wollust am Herzen, die sie ganz mit Freude und unendlicher Wonne durchdrang. Von ganzer Seele wünschte die Jungfrau, Romeo möchte sich den Tanzenden anschließen, damit sie ihn beßer sehen könne und sprechen höre, denn seine Reden, meinte sie, müsten eben so viel unendliche Süßigkeit enthalten, als sie aus seinen Augen, so oft sie ihn ansah, zu kosten vermeinte. Aber er saß dort ganz alleine und schien gar keine Luft zum Tanz zu verrathen; all sein Sinnen gieng dahin, dem schönen Mädchen mit Augen zu kosen, so wie sie ihrerseits keinen andern Gedanken hatte als ihn zu betrachten. Und so unverwandt schauten sie sich einander an, daß, wenn ihre Augen sich begegneten und die feurigen Stralen ihrer Liebesblicke sich mischten, sie wohl gewahrten, daß die Liebe sie zusammenführe: denn so oft ihre Blicke sich kreuzten, füllten beide die Luft mit verliebten Seufzern und schienen

keinen andern Wunsch mehr zu kennen als miteinander zu sprechen und sich ihre neu entfachte Glut zu gestehen. Während sie so in Anschauung versunken waren, rückte das Ende des Balles heran und der Fackeltanz, welchen Andre den Kranzreigen nennen, sollte das Fest beschließen. Während dieses Tanzes wurde Romeo von einer Dame geholt, er trat also in den Reihen, that was seines Amtes war, gab die Fackel einer Dame, nahm, wie es das Gesetz des Tanzes erforderte, neben Julien seinen Platz und ergriff zum unermeßlichen Vergnügen beider Theile ihre Hand. Julie stand jetzt zwischen Romeo und einem Andern Namens Marcutio der Schielende, einem sehr aufgeräumten Hofmanne, der wegen seiner witzigen Einfälle und drolligen Späße, die er vorbrachte, allgemein gern gesehen war: denn er hatte immer einen Schwank bei der Hand, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, und gar zu gern, doch ohne Jemandes Schaden, ließ er seiner Laune den Zügel schießen. Dabei hatte er aber Winter und Sommer und zu jeder Zeit des Jahres Hände, die kälter und eisiger waren als das allerkälteste Alpeneis, und wenn er auch eine gute Weile am Ofen stand, um sich zu wärmen, blieben sie doch eiskalt wie zuvor. Julie, welche Romeon zur Linken und den Marcutio zur Rechten hatte, fühlte sich kaum von dem Geliebten bei der Hand gefaßt, als sie, vielleicht um ihn reden zu hören, sich mit heiterer Miene zu ihm wandte und mit schwankender Stimme sprach: Gesegnet sei eure Ankunft hier an meiner Seite: und dabei drückte sie ihm liebevoll die Hand. Der Jüngling, der aufgeweckt und eben nicht blöde war, erwiederte den Händedruck zärtlich und entgegnete: Was ist das für ein Segen, schöne Herrin, den ihr mir da gebt? Dabei sah er sie mit liebeflehenden Blicken an und schien seufzend an ihrem Munde zu hangen. Sogleich gab sie holdselig zur Antwort: Wundert euch nicht, edler junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir glücklich preise: schon eine gute Weile läßt mich der Herr Marcutio hier durch den Frost seiner kalten Hand zu lauter Eis gerinnen: habt also Dank, daß ihr mit eurer zarten Hand mich wieder erwärmt.

Sogleich versetzte Romeo: Schöne Herrin, daß ich euch, wodurch es auch sei, einen Dienst erzeige, ist mir überaus willkommen, denn ich wünsche nichts so sehr als euch dienen zu können, und würde mich glücklich preisen, wenn ihr geruhtet mir zu befehlen wie euerm geringsten Diener; wenn aber meine Hand euch erwärmt, so wißt, daß ihr mit der Glut eurer schönen Augen mich ganz in Brand setzt und ich betheure euch, wenn ihr mir nicht helft, diese mächtige Feuersbrunst zu ertragen, so werdet ihr mich bald völlig abbrennen und zu Asche werden sehen. Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, so war der Fackeltanz zu Ende, und Julie, die ganz vor Liebe glühte und ihm seufzend die Hand drückte, hatte nicht Zeit ihm anders zu erwiedern als mit den Worten: Weh mir, was kann ich euch sagen als daß ich mehr euch als mir gehöre!

Als sich nun Alle entfernten, wartete Romeo um zu sehen, welchen Weg das schöne Fräulein nehmen werde. Aber es währte nicht lange, so sah er deutlich, daß sie die Tochter des Hausherrn sei, und ganz außer Zweifel setzte ihn darüber ein guter Bekannter, welchen er über mehrere Damen befragte. Darüber ward er sehr mißgelaunt, denn nun schien es ihm schwierig und gefährlich, das erwünschte Ziel seiner Liebe zu erreichen; aber die Wunde war einmal geschlagen und das Gift der Liebe schon zu tief eingedrungen.

Von der andern Seite wünschte auch Julie den Namen des Jünglings zu erfahren, dem sie sich ganz als Beute anheimgefallen fühlte: sie rief also eine Alte, welche sie gesäugt hatte, trat mit ihr an das Fenster ihrer Kammer, die von der Straße aus von unzähligen Fackeln erleuchtet wurde und fieng an sie zu fragen, wer Jener sei, der so und so gekleidet gehe, wer Dieser, welcher den Degen in der Hand halte, und wie jener Dritte heiße, bis sie zuletzt auf die Frage kam, wer der schöne Jüngling sei, der die Maske in der Hand trage. Die gute Alte, welche fast Alle kannte, nannte ihr Jeden bei Namen, und da ihr auch Romeo sehr wohl bekannt war, sagte sie ihr wer er sei. Bei dem Zunamen Montecchio

ward das Fräulein ganz bestürzt und verzweifelte bei der eifersüchtigen Erbitterung zwischen ihren beiden Familien, ihren Romeo je zum Gemahl erwerben zu können; indes ließ sie doch nicht das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit blicken. Als sie darauf zu Bette gieng, konnte sie die ganze Nacht vor den mannigfaltigen Gedanken, die sich in ihrer Seele kreuzten, wenig oder gar nicht schlafen; doch von der Liebe zu ihrem Romeo ablaßen wollte und konnte sie nicht, so heftig fühlte sie sich für ihn entbrannt, denn da die unglaubliche Schönheit des Geliebten für ihn stritt, so schien es, als ob in Ermangelung der Hoffnung, das Verlangen nach ihm nur desto mehr wüchse, je ungünstiger und gefährlicher sie ihre Sache stehen sah. So von zwei entgegengesetzten Gedanken bestürmt, von welchen sie der eine ermuthigte, ihren Vorsatz zu verfolgen, während ihr der andere alle Wege dazu abschnitt, sprach sie oft zu sich selbst: Wohin laß ich mich von meinen schlecht geregelten Wünschen entführen? Weiß ich Thörin denn ob Romeo mich liebt? Vielleicht hat mir der verschmitzte Jüngling diese Worte gesagt, mich zu betrügen, und wenn er mehr von mir erlangt als die Ehrbarkeit erlaubt, mein zu spotten, und mich zur feilen Dirne herabzuwürdigen: vielleicht denkt er auf solche Weise im Namen der Feindschaft Rache zu nehmen, die von Tag zu Tag zwischen seinen und meinen Verwandten an Grausamkeit zunimmt. Doch nein, der Adel seiner Seele gestattet ihm nicht die zu betrügen, die ihn liebt und anbetet. Er ist zu schön und reizend, wenn anders das Gesicht von der Seele ein untrügliches Zeugniss giebt, als daß ein so gottloses und verruchtes Herz in ihm wohnen könnte: ich darf nicht glauben, daß von einem so edeln und schönen Jüngling sich anderes als Liebe, Zucht und Edelmuth erwarten laße. Gesetzt indes, daß er mich, wie ich glauben möchte, wirklich liebe und zu seinem rechtmäßigen Gemahl begehre, muß ich nicht vernünftigerweise denken, mein Vater werde niemals darein willigen? Doch wer weiß, ob man nicht gerade mittels dieser Verbindung hoffen dürfe, einst dauernde Eintracht und festen Frieden zwischen diesen beiden Familien zu begründen!

Hab ich doch oft ſagen hören, daß durch Ehebündniſſe nicht nur zwiſchen einfachen Bürgern und Edelleuten das Vernehmen wieder hergeſtellt worden, ſondern nicht ſelten zwiſchen den gröſten Fürſten und Königen, unter welchen die grauſamſten Kriege herſchten, Freundſchaft und wahrer Friede zum Vortheil beider Theile erfolgt ſei. Vielleicht bin ich es, die auf ſolchem Wege Ruhe und Frieden zwiſchen dieſen beiden Häuſern ſtiften ſoll.

Durch dieſen Gedanken beſchwichtigt, zeigte ſie Romeon, ſo oft ſie ihn nur ſehen mochte, wenn er durch die Straße kam, ſtäts ein heiteres Antlitz, worüber er alsdann unendliches Vergnügen empfand. Denn obgleich er nicht minder als ſie mit ſeinen Gedanken in beſtändigem Kriege lebte, und bald hoffte, bald verzweifelte, ſo unterließ er doch nicht, fleißig an dem Hauſe des geliebten Mädchens vorüber zu gehen, was bei Tag und bei Nacht nur mit großer Gefahr geſchehen konnte; allein die freundlichen Geſichter, die ihm ſeine Julie zeigte, entflammten ihn immer mehr und mehr und zogen ihn ſtäts von Neuem in jene Gegend. Die Fenſter von Juliens Kammer giengen nach einem ſehr engen Gäßchen hinaus, und gegenüber lag eine Hütte: wenn alſo Romeo die große Straße herabkam und an die Mündung des Gäßchens gelangte, ſah er ſeine Julie oft genug am Fenſter und ſo oft er ſie erblickte, machte ſie ihm ein freundlich Geſicht, das ihm ſagte, ſie ſehe ihn mehr als gern. Oft kam Romeo des Nachts und ſiedelte ſich in dem Gäßchen an, theils weil dieſer Weg wenig beſucht war, anderntheils weil er hier, wenn er ſich dem Fenſter gegenüber ſtellte, zuweilen ſeine Geliebte ſprechen hören konnte. Eines Nachts, da Romeo ſich an dieſem Orte aufhielt, geſchah es, daß Julie, entweder weil ſie ihn bemerkt hatte, oder durch Zufall, das Fenſter öffnete. Romeo zog ſich in die Hütte zurück, aber nicht ſo raſch, daß ſie ihn nicht erkannt hätte, denn der Mond erhellte mit ſeinem Glanze die Nacht. Sie, die ſich allein in ihrer Kammer befand, rief ihn ſanft beim Namen und ſprach: Romeo, was macht ihr hier zu dieſer Stunde ſo allein? Wenn man euch hier träfe, Unglücklicher, was würde aus euerm Leben? Wißt ihr nicht

die tödliche Feindschaft, welche zwischen den Euern und den Unsern herscht, und wie Vielen sie schon das Leben gekostet hat? Sicherlich, ihr würdet grausam umgebracht; was euch nur zum Schaden und mir nicht zur Ehre gereichen könnte.

Herrin, antwortete Romeo, die Liebe zu euch ist Schuld, daß ich zu dieser Stunde hieher komme, obgleich ich nicht zweifle, daß die Eurigen, wenn sie mich hier träfen, mir nach dem Leben stehen würden; aber ich würde mich beeifern, so viel als meine schwachen Kräfte vermögen, meine Pflicht zu thun, und wenn ich die Uebermacht mich überwältigen sähe, wenigstens nicht allein zu sterben trachten. Da mir doch bestimmt ist, in dieser Liebe das Leben zu laßen, könnte mir wohl ein größeres Glück begegnen, als in eurer Nähe zu sterben? Daß ich aber jemals Ursache werden sollte, den leisesten Schatten auf eure Ehre zu werfen, das glaube ich, wird niemals geschehen, vielmehr würde ich das Opfer des eigenen Blutes nicht scheuen, sie so rein und untadelhaft zu erhalten wie sie ist. Wenn aber die Liebe zu mir so viel über euch vermöchte als die eure über mich, und mein Leben euch so werth wäre als mir das eure, so würdet ihr alle jene Gelegenheiten hinwegräumen, und so an mir thun, daß ich der glücklichste Mensch würde, der heutzutage lebt.

Und was wolltet ihr, daß ich thäte? fragte Julie.

Ich wollte, antwortete Romeo, daß ihr mich liebtet, wie ich euch liebe, und daß ihr mich in eure Kammer ließet, damit ich euch mit mehr Gemächlichkeit und weniger Gefahr die Größe meiner Liebe und die herbe Pein, die ich beständig um euch erdulde, schildern könnte.

Hierauf antwortete Julie etwas erzürnt und außer Faßung: Romeo, ihr kennt eure Liebe, und ich kenne die meine und weiß, daß ich euch liebe, so sehr als man nur Jemand lieben kann und vielleicht mehr als meiner Ehre geziemte; das aber sage ich euch, wenn ihr glaubt, mein jemals anders als durch das unerläßliche Band der Ehe genießen zu können, so seid ihr im gröften Irrthum und werdet nie mit mir einig werden. Und weil ich weiß,

daß ihr in dieser Nachbarschaft allzuviel verkehrt, so fürchte ich, ihr könntet in die Gewalt böser Geister gerathen und dann würde ich nie wieder froh werden; deshalb sage ich euch zum Schluße, wenn ihr so der meinige werden wollt wie ich ewiglich die eure zu sein wünsche, so müßt ihr euch mir als euerm rechtmäßigen Gemahl antrauen laßen. Vermählt euch mir, so bin ich bereit mich an jedem Orte einzufinden wo es euch beliebt; habt ihr andere Gedanken im Kopf, so geht eures Weges und laßt mich, so gut ich kann, in Frieden leben. Als dieß Romeo, der keinen andern Wunsch hegte, vernahm, gab er ihr mit vieler Freude zur Antwort, dieß sei ja all sein Verlangen; zu jeder Stunde, die sie befehlen, und auf jede Weise, die sie anordnen werde, sei er bereit, ihr seine Hand zu reichen. Nun ist es gut, versetzte Julie; was aber die Anordnung betrifft, so wünsche ich, daß die Trauung von dem ehrwürdigen Bruder Lorenzo da Reggio, meinem geistlichen Vater, geschehe. Hierüber vereinigten sie sich und beschloßen, Romeo solle am nächsten Tage mit ihm von der Sache sprechen, denn er war sehr genau mit ihm bekannt. Dieser Bruder war vom Minoritenorden, Magister der Theologie, großer Philosoph und erfahren in vielen Dingen, unter andern auch in der wunderthätigen Chemie und in der magischen Kunst. Und weil er sich in der guten Meinung des Volks zu erhalten und doch von den Genüßen zu kosten wünschte, die ihm zusagten, so bemühte er sich seine Handlungsweise so klug als möglich einzurichten und wuste sich in allen Fällen, die ihm vorkamen, an irgend eine Person von hohem Stande und Namen anzulehnen. Unter den Freunden, welche ihn in Verona begünstigten, war auch Romeos Vater, ein Edelmann, der großes Ansehen und allgemeine Hochachtung genoß und von der Heiligkeit dieses Bruders fest überzeugt war. Romeo liebte ihn ebenfalls sehr, und der Bruder ihn in hohem Maße, weil er ihn als einen klugen und herzhaften Jüngling kannte. Doch besuchte er nicht bloß das Haus der Montecchi, sondern unterhielt auch mit den Cappelletti eine sehr genaue

Bekanntschaft: überdieß hörte er den größten Theil des Adels der Stadt, sowohl Männer als Frauen, Beichte.

Nach dieser Verabredung nahm also Romeo von seiner Julie Urlaub und gieng nach Hause und den Morgen darauf begab er sich nach San Francesco und erzählte dem Bruder die ganze Geschichte seiner Liebe und die mit Julien getroffene Verabredung. Da Lorenzo dieß hörte, versprach er Alles zu thun, was Romeo verlangte, theils weil er diesem nichts abschlagen konnte, theils weil er sich vorspiegelte, auf diesem Wege die Cappelletti und die Montecchi auszusöhnen und die Gnade des Herrn Bartolomeo de la Scala erwerben zu können, der unendlich wünschte, daß diese beiden Häuser Frieden machen möchten, damit endlich alle Unruhen in seiner Stadt ein Ende hätten. Die Liebenden warteten die Gelegenheit des Beichtegehens ab, um ihre Verabredung auszuführen. Als die Karwoche kam, beschloß Julie, sich mehrerer Sicherheit willen der Alten anzuvertrauen, die in ihrer Kammer schlief, und bei schicklicher Gelegenheit entdeckte sie der guten Amme die ganze Geschichte ihrer Liebe. Und obgleich die Alte sie ausschalt und von solchem Beginnen abmahnte, so sah sie doch bald, daß sie hiemit nichts ausrichte, und bequemte sich dem Willen Juliens, welche ihr so viel vorzusagen wußte, daß sie zuletzt einwilligte, einen Brief an Romeo zu überbringen. Als der Liebende ihn gelesen hatte, hielt er sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, denn sie schrieb ihm, er solle sich gegen die fünfte Stunde der Nacht an ihrem Fenster, der Hütte gegenüber, zur Zwiesprache einfinden und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen sehr vertrauten Diener, dem er sich schon oft bei Sachen von der größten Wichtigkeit anvertraut und ihn immer willig und treu befunden hatte. Diesem theilte er seinen Vorsatz mit und übertrug ihm die Anschaffung der Strickleiter, und als Alles vorbereitet war, begab er sich zur bestimmten Stunde mit Pietro (so hieß der Diener) nach dem Gäßchen, wo er Julien schon seiner harrend fand. Sobald diese ihn erkannte, ließ sie den Bindfaden herab, den sie bereit hielt, zog die daran geheftete Leiter hinauf

und Pietro verbarg sich in der Hütte. Als Romeo das Fenster erstiegen hatte, das so stark und dicht vergittert war, daß er Mühe hatte eine Hand hindurchzustrecken, ließ er sich mit seiner Julie ins Gespräch ein. Nach gegenseitigen liebevollen Begrüßungen sprach Julie zu ihrem Geliebten: Theurer Freund, den ich mehr liebe als das Licht meiner Augen, ich hab euch hieher kommen laßen, weil ich mit meiner Mutter verabredet habe, nächsten Freitag in der Vesperstunde zur Beichte zu gehen. Unterrichtet Bruder Lorenzo davon, damit er für das Weitere sorge. Romeo antwortete, er habe den Bruder Lorenzo schon benachrichtigt und überredet, ihnen zu Willen zu sein. Nachdem sie eine gute Weile von ihrer Liebe gesprochen, stieg Romeo, da es ihnen Zeit schien, wieder herab, zog die Strickleiter, die man oben gelöst hatte, nach sich und entfernte sich mit Pietro. Sehr vergnügt blieb Julie zurück und jede Stunde schien ihr tausend Jahre zu währen, bis sie ihrem Romeo vermählt würde. Von der andern Seite unterhielt sich Romeo mit seinem Diener und war so fröhlich, daß er sich kaum zu laßen wuste.

Als der Freitag kam, gieng Madonna Giovanna, Juliens Mutter, wie diese mit Romeo verabredet hatte, nebst der Tochter und ihren Dienerinnen nach San Francesco, welches damals in der Citadelle lag, und ließ, als sie in die Kirche kam, den Bruder Lorenzo rufen. Er, der von Allem unterrichtet war, und den Romeo schon in seine Beichtzelle gelaßen hatte, verschloß ihn nun darin und gieng zu der Dame, welche ihn anredete: Mein Vater, ich komme in der Frühe bei euch zu beichten, und bringe auch Julien mit, weil ich weiß, daß ihr den ganzen Tag sehr beschäftigt sein werdet, euern vielen Beichtkindern zu sitzen. Der Bruder antwortete, es könne in Gottes Namen geschehen, gab ihnen den Segen, führte sie dann in seine Klosterzelle und setzte sich in den Beichtstuhl, in welchem sich Romeo schon befand. Von der andern Seite war Julie die erste, welche sich dem Bruder darbot, ihre Beichte abzulegen. Sie trat in den Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich und gab dem Bruder das Zeichen ihres Eintritts.

Dieſer hob das Gitterchen aus und ſprach nach kurzen Begrüßungen zu Julien: Meine Tochter, nach dem was mir Romeo erzählt, biſt du mit ihm einig, ihn zum Gatten zu nehmen, und er iſt entſchloßen, dich zur Gattin zu haben. Seid ihr noch jetzt dieſes Willens? Die Liebenden antworteten, ſie hätten keinen andern Wunſch. Da der Bruder den Willen Beider vernommen hatte, hielt er eine kurze Rede zum Preiſe des heiligen Eheſtandes und ſprach dann jene Worte, welche nach dem Gebrauche der heiligen Kirche bei Trauungen üblich ſind, worauf dann Romeo ſeiner theuern Julie, zum gröſten Vergnügen beider Theile, den Ring übergab. Dann verſprach Romeo, ſie die nächſte Nacht zu beſuchen, küſste ſie durch das Fenſterchen, ſchlich ſich behutſam aus der Zelle und dem Kloſter, und gieng fröhlich von dannen an ſeine Geſchäfte. Der Bruder rückte das Gitterchen wieder ſo vor das Fenſter, daß Niemand bemerken konnte, es ſei ausgehoben geweſen, und hörte die Beichte des glücklichen Mädchens und dann der Mutter und der übrigen Damen. Als die Nacht kam, gieng Romeo mit Pietro zur verabredeten Stunde vor die Mauer des Gartens, erklomm mit Hülfe des Dieners die Mauer und ſtieg in den Garten herab, wo er ſeine Gattin fand, die ihn mit der Alten erwartete. Als er Julien erblickte, gieng er ihr mit offenen Armen entgegen. Das Gleiche that ihm Julie: ſie umſchlang ſeinen Hals und vom Uebermaß des Entzückens bewältigt, blieb ſie lange ſprachlos. Der Liebende war von gleicher Freude durchglüht, nie glaubte er ſolche Wonne empfunden zu haben. Dann begannen ſie ſich zu küſſen, mit unendlicher Luſt und unausſprechlichem Vergnügen beider Theile. Darauf zogen ſie ſich in einen entlegenen Winkel des Gartens zurück, und dort auf einer Ruhebank umarmten ſie ſich liebevoll und vollzogen die heilige Ehe, und Romeo, der ein kräftiger Jüngling und ſehr verliebt war, erneuerte zu wiederholten Malen das ſüße Spiel mit ſeiner ſchönen Gattin. Alsdann verabredeten ſie, wie ſie ſich wieder zuſammenfinden und unterdes Juliens Vater, Meſſer Antonio Cappelletti, bereden laßen wollten, Frieden zu ſtiften und ſie zu verbinden, worauf Romeo

seine Gattin tausend- und aber tausendmal küßte und den Garten verließ, indem er voller Freuden zu sich selber sprach: Wer mag nun wohl auf Erden gefunden werden, der glücklicher wäre als ich? Wer darf sich in der Liebe mit mir vergleichen? Wer hatte je ein so schönes und reizendes junges Weib als ich? Desgleichen freute sich auch Julie und pries sich glücklich, denn es schien ihr unmöglich auf der ganzen Welt einen Jüngling zu finden, der an Schönheit, Höflichkeit, feiner Bildung, adligem Betragen und tausend andern glücklichen und schönen Eigenschaften ihrem Romeo die Wage hielte. Mit dem heißesten Verlangen von der Welt erwartete sie nun die nächste Gelegenheit, wo sie wieder ohne Verdacht ihres Romeo froh werden könne, und es fügte sich also, daß die Liebenden sich an manchen Tagen zusammen fanden, an manchen nicht. Bruder Lorenzo betrieb indessen aus allen Kräften den Frieden zwischen den Montecchi und Cappelletti, und hatte die Sache schon auf einen ziemlich guten Stand gebracht, so daß er hoffen konnte, mit völliger Einstimmung beider Theile die Verbindung der Liebenden zu bewirken. Allein es geschah in den Osterfeiertagen, daß auf der Straße von der Porta dei Borsari nach Castelvecchio Viele von dem Hause der Cappelletti Einigen der Montecchi begegneten und sie mit bewaffneter Hand heftig angriffen. Unter den Cappelletti war Tebaldo, Juliens nächster Vetter, ein sehr tapferer Jüngling, welcher die Seinigen ermahnte, die Hände herzhaft und ohne alles Ansehen der Person gegen die Montecchi zu erheben. Der Streit nahm zu und da beide Theile jeden Augenblick Verstärkung an Mannschaft und Waffen erhielten, so erhitzten sich die Kämpfenden bald dergestalt, daß sie sich ohne alle Rücksicht unzählige Wunden schlugen. Da führte der Zufall Romeo herbei, welcher außer seinen Dienern noch einige junge Leute, seine Gefährten, bei sich hatte, mit welchen er sich in der Stadt ergieng. Als er seine Verwandten mit den Cappelletti handgemein sah, erschrak er heftig, denn da er von den Friedensunterhandlungen wuste, welche Bruder Lorenzo betrieb, so war ihm eine Erneuerung der Händel sehr unwillkommen. Um den

Tumult beizulegen, rief er seinen Gefährten und Dienern mit lauter Stimme zu, was von Vielen der Anwesenden vernommen wurde: Brüder, laßt uns dazwischen fahren und den Streit auf jede Weise beizulegen suchen: wir wollen sie nöthigen, die Waffen niederzulegen. Und somit begann er die Seinigen wie die Gegner zurückzudrängen und bemühte sich an der Spitze seiner Gefährten mit Worten und Werken Alles anzuwenden, damit der Streit keinen Fortgang habe: aber er konnte nichts ausrichten, denn die Wuth der Streiter hatte auf beiden Seiten so zugenommen, daß sie auf nichts achteten als wie sie den Gegnern beikämen. Schon waren auf beiden Seiten zwei bis drei Mann gefallen, als dem Romeo, der sich vergebens bemühte die Seinigen zurückzuziehen, jener Tebaldo in die Flanke fiel, und ihm einen gewaltigen Degenstich in die Seite beibrachte. Da er aber einen Ringharnisch trug, so blieb er unverwundet, indem der Degen nicht durch den Panzer dringen konnte. Romeo wandte sich jetzt gegen Tebaldo und redete ihn mit freundlichen Worten an: Tebaldo, du bist in großem Irrthum, wenn du glaubst, ich sei hieher gekommen mit dir oder den Deinigen zu kämpfen. Der Zufall hat mich hieher geführt und jetzt bin ich hier, die Meinigen zurückzuholen, denn ich wünsche, daß wir uns künftig als gute Bürger vertragen; und ein Gleiches bitte und ermahne ich dich bei den Deinigen zu thun, damit kein weiteres Aergerniss gegeben werde, zumal da schon Blut genug geflossen ist.

Diese Worte wurden fast von Allen vernommen, aber Tebaldo, der entweder Romeo nicht verstand, oder sich stellte, als verstehe er ihn nicht, rief: Verräther, du bist des Todes, und holte wüthend nach ihm aus, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Romeo, welcher seiner Gewohnheit nach Halsschienen trug und den Schild am linken Arme hatte, deckte mit diesem den Kopf und kehrte die Spitze des Schwertes gegen den Feind, welchem sie in die Kehle fuhr und sie ganz und gar durchbohrte, so daß sich Tebaldo sogleich für todt zur Erde fallen ließ. Ein gewaltiger Lärm erhob sich, und als jetzt die Wache des Podesta heranzog, zerstreuten sich

die Kämpfenden nach allen Seiten. Troſtlos, den Tebaldo getödtet zu haben, begab ſich Romeo in Begleitung einiger ſeiner Gefährten nach San Francesco, um ſich in Bruder Lorenzos Zelle zu verbergen. Als der gute Bruder den Vorfall von dem Tode Tebaldos erfuhr, wollte er ſchier verzweifeln, denn nun glaubte er ſich aller Gelegenheit beraubt, die Feindſchaft der beiden Familien zu beſeitigen. Die Cappelletti verſammelten ſich und erhoben Klage vor dem Herrn Bartolomeo Scala. Von der andern Seite bewies der Vater des verborgenen Romeo mit den Angeſehenſten der Montecchi, daß ſich Romeo mit ſeinen Gefährten in der Stadt ergangen habe und zufällig an den Ort gelangt ſei, wo die Montecchi von den Cappelletti angegriffen worden waren, und ſich nur unter das Getümmel begeben, um den Tumult zu beſeitigen und den Streit beizulegen; daß er den Tebaldo, als er von dieſem von der Seite her angefallen wurde, gebeten, die Seinigen hinwegzuführen und die Waffen niederzulegen; Tebaldo aber zum zweiten Mal nach ihm ausgeholt habe, und was ſich weiter zugetragen. So mit wechſelſeitigen Anklagen und Entſchuldigungen ſtritten beide Theile auf das Heftigſte vor dem Herrn Bartolomeo. Da es indeſſen deutlich genug war, daß die Cappelletti die Angreifer geweſen, und durch viele glaubwürdige Zeugniſſe erwieſen wurde, was Romeo zu ſeinen Begleitern geſprochen und welche Worte er an den Tebaldo gerichtet hatte, ſo befahl Signor Bartolomeo Allen, die Waffen niederzulegen und verbannte den Romeo. In dem Hauſe der Cappelletti herſchte große Wehklage über den Tod ihres Tebaldo. Julie, deren Thränenſchleuſen ſchon aufgezogen waren, ließ ſie jetzt nicht nieder, ſondern vergoß häufige Thränen, allein ſie beweinte nicht den Tod ihres Vetters, vielmehr die entſchwundene Hoffnung auf den Frieden und die Verbindung mit Romeo war es, um welche ſie jammerte und ſich unendlich betrübte, denn ſie konnte nicht abſehen, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde. Als ſie darauf durch Bruder Lorenzo erfuhr, wo Romeo ſich aufhalte, ſchrieb ſie ihm einen Brief, der mit tauſend Thränen angefüllt war, und ſchickte ihn durch die Alte an Lorenzo.

Sie wuſte, daß Romeo verbannt ſei und wie nöthig es ſei, daß er Verona verlaße, daher ſie ihn auf das Zärtlichſte bat, ihr Gelegenheit zu geben, mit ihm zu fliehen. Romeo antwortete ihr, ſie möge ſich beruhigen, die Zeit werde für Alles Rath ſchaffen; noch ſei er unſchlüßig, wohin er ſich begeben ſolle, doch werde er einen möglichſt nahen Aufenthalt wählen und vor ſeiner Abreiſe Alles anwenden, ſich an dem Orte, der ihr der bequemſte ſcheine, zur Unterredung mit ihr einzufinden. Sie wählte als den mindeſt gefährlichen Ort den Garten, wo ſie ſchon ihre Hochzeit mit Romeo begangen hatte. Als die Nacht der verabredeten Zuſammenkunft herankam, nahm Romeo ſeine Waffen, verließ mit Bruder Lorenzos Hülfe das Kloſter und begab ſich in Begleitung ſeines getreuen Pietro zu ſeiner Gattin. Als er den Garten betrat, wurde er von Julien mit unendlichen Thränen empfangen. Lange Zeit ſtanden Beide ohne ein Wort hervorbringen zu können und küſsten ſich wechſelsweiſe die tropfenden Thränen hinweg, die in großer Menge niederfielen. Dann klagten ſie ſich ihr Leid über die Nothwendigkeit der bevorſtehenden Trennung und konnten nicht aufhören zu weinen und das ihrer Liebe ſo ungünſtige Schickſal zu bejammern; dann umarmten und küſsten ſie ſich vielfach und brachen noch einmal die ſüße Frucht der Liebe. Als jetzt die Stunde des Abſchieds herannahte, erſuchte Julie den Gemahl mit den inſtändigſten Bitten, ſie mit ſich hinwegzuführen. Mein theurer Herr, ſprach ſie zu ihm, ich will mir das lange Haar kürzen und mich als einen Knaben kleiden; wohin euch dann zu gehen beliebt, dahin werde ich euch ſtäts begleiten und euch liebevoll bedienen: wie könntet ihr auch einen zuverläßigern Diener finden als mich? Ach, mein theurer Gemahl, erzeigt mir dieſe Gnade und laßt mich ein Schickſal mit euch theilen, damit, was euch betrifft, auch mich betreffe. Romeo tröſtete ſie, ſo viel er vermochte, mit den zärtlichſten Worten und gab ſich alle Mühe, ſie zu beruhigen; er verſicherte ſie, er hoffe zuverläßig, ſeine Verbannung werde binnen Kurzem widerrufen werden, der Fürſt habe ſeinem Vater ſchon einige Hoffnung darauf gemacht. Und wenn

er sie mit sich führe, so solle es nicht in Pagenkleidern geschehen, sondern als seine Gattin und Hausfrau gedenke er sie ehrenvoll und mit standesmäßiger Begleitung heimzuführen. Er betheuerte ihr nochmals, seine Verbannung werde in keinem Falle länger als ein Jahr währen, und wenn bis dahin der Friede zwischen ihren Verwandten nicht gütlich zu Stande gekommen sei, so werde der Fürst dazwischen treten und die Widerstrebenden mit Gewalt zur Ausgleichung zwingen; was aber alsdann auch geschehen möge, so werde er, wenn er sehe, daß sich die Sache in die Länge ziehe, andere Maßregeln treffen, da es ihm durchaus unmöglich sei, lange Zeit ohne sie zu leben. Hierauf verabredeten sie, sich brieflich Nachricht von einander zu geben. Tausenderlei sagte Romeo seiner Gattin, um sie beruhigt verlaßen zu können; aber das unglückliche junge Weib hörte nicht auf zu weinen. Zuletzt, als schon das Morgenroth zu dämmern begann, küßten und umschlangen sich die Liebenden in enger Umarmung und nahmen unter häufigen Thränen und Seufzern Abschied von einander. Romeo kehrte nach San Francesco zurück, und Julie auf ihre Kammer. Zwei bis drei Tage darauf verließ Romeo, der schon Alles zu seiner Abreise eingerichtet hatte, als ein fremder Kaufmann gekleidet heimlich Verona, fand gute und zuverläßige Reisegesellschaft bereit und gelangte ohne Gefahr nach Mantua. Hier bezog er ein Haus und lebte, da sein Vater es ihm an Geld nicht fehlen ließ, ehrenvoll und in guter Gesellschaft.

Julie that indessen den ganzen Tag nichts als weinen und seufzen, aß wenig, schlief noch weniger und verbrachte ihre Nächte wie ihre Tage. Die Mutter, welche den Kummer ihrer Tochter bemerkte, fragte sie mehrmals um den Grund ihres Mißvergnügens und was ihr doch fehle? Sie sagte ihr, es sei endlich Zeit, so vielen Thränen ein Ziel zu setzen: sie habe nun lange genug den Tod ihres Vetters betrauert. Julie antwortete, sie wiße nicht was ihr fehle, fuhr aber fort, so oft sie sich nur aus der Gesellschaft wegstehlen konnte, sich ihrem Schmerz und ihren Thränen

hinzugeben. Die Folge war, daß sie immer magerer und schwermüthiger ward, so daß sie bald jener schönen Julie, die sie zuvor gewesen war, kaum noch ähnlich sah. Romeo ließ es ihr an Briefen nie fehlen, sprach ihr Trost zu und gab ihr immer Hoffnung, daß sie bald vereinigt werden würden. Auch bat er sie dringend, gutes Muthes zu sein, sich Zerstreuung zu machen und nicht so dem Grame zu überlaßen, denn Alles werde noch den glücklichsten Ausgang nehmen. Allein Alles war vergebens, denn sie wuste ohne Romeo ihren Schmerzen kein Heilmittel zu finden. Die Mutter glaubte den Grund der Betrübniss ihrer Tochter darin zu finden, daß die Vermählung einiger ihrer Gespielinnen auch in ihr den Wunsch nach einem Gemahl erregt habe. Kaum hatte sie sich diesen Gedanken in den Kopf gesetzt, so theilte sie ihn ihrem Gatten mit und sprach: Mein Gemahl, unsere Tochter Julie führt ein trauriges Leben: sie thut nichts als weinen und seufzen, und flieht, wo sie nur kann, jede Gesellschaft und Unterhaltung. Ich habe sie wiederholt um die Ursache ihrer Unzufriedenheit gefragt und nach allen Seiten hingehorcht, um sie zu erfahren, konnte sie aber nicht herausbringen. Sie antwortet mir immer das alte Lied, sie wiße nicht was ihr fehle, und Alle im Hause zucken die Achseln und wißen nicht was sie davon sagen sollen. Gewiss ist es irgend eine heftige Leidenschaft, die sie quält, daß sie sich so zusehends wie Wachs am Feuer verzehrt. Nachdem ich auf tausend Gründe bei mir verfallen war, ist mir einer in den Sinn gekommen, der mir Zweifel erregt hat, ob Julie, welche den letztverfloßenen Carneval alle ihre Freundinnen sich vermählen sah, während noch nie Rede davon war, ihr einen Mann zu geben, etwa darum sich so sehr härme und betrübe. Sie wird nächsten Eusemientag ihr achtzehntes Jahr zurücklegen. Deshalb hab ich gedacht, mein Gemahl, dir ein Wort zu sagen: denn mich dünkt, es wäre wohl Zeit, daß du ihr eine gute und anständige Partie ausmachtest und sie nicht länger ohne Mann ließest, denn das ist keine Waare, die man auf dem Lager hält. Als Messer Antonio seine Frau so reden hörte, kam es ihm nicht ungelegen. Frau,

antwortete er, da du keinen andern Grund der Schwermuth unſerer Tochter herausbringen kannſt, und der Meinung biſt, man müße ſie verheirathen, ſo werde ich die Maßregeln ergreifen, die mir geeignet ſcheinen, ihr einen Mann zu verſchaffen, wie er ſich für den Rang unſeres Hauſes geziemt; ſuche du aber indes auszukundſchaften, ob ſie etwa verliebt iſt, und ſieh, ob du von ihr erfragen kannſt, welcher Gemahl ihr wohl der Liebſte wäre. Madonna Giovanna verſprach zu thun was ſie könne, verfehlte auch nicht, ſowohl bei der Tochter als bei den übrigen Hausgenoßen nach beſtem Wißen und Können Nachforſchungen anzuſtellen; allein ſie erfuhr nichts. Inzwiſchen unterhandelte Meſſer Antonio mit dem Grafen Paris di Lodrone, einem ſehr ſchönen und reichen Jüngling von vier bis fünf und zwanzig Jahren. Während dieſe Partie mit vieler Hoffnung günſtigen Erfolgs betrieben wurde, unterrichtete Meſſer Antonio ſeine Gattin davon und dieſe, welcher ſie gut und ehrenvoll ſchien, hinterbrachte es der Tochter, worüber ſich Julie überaus traurig und betrübt zeigte. Als Madonna Giovanna dieß ſah, war ſie ſehr miſsſtimmt darüber und wuſte durchaus nicht, welcher Urſache ſie dieß zuſchreiben ſolle. Nach vielen Reden, die ſie mit Julien darüber gewechſelt hatte, ſprach ſie endlich: Wohlan denn, meine Tochter, wie ich ſehe, willſt du keinen Mann? Ich werde mich nie vermählen, gab ſie zur Antwort, indem ſie hinzufügte, wenn ſie nur irgend ſie liebe und ihr ein wenig gut ſei, ſo möge ſie ihr nie wieder von einem Manne ſprechen. Als die Mutter dieſe Antwort ihrer Tochter hörte, ſprach ſie zu ihr: Und was willſt du denn, wenn du keinen Mann willſt? Willſt du eine Betſchweſter werden, oder ins Kloſter gehen? Sage mir, was du vorhaſt! Hierauf gab ihr Julie zur Antwort, ſie wolle weder Betſchweſter werden noch ins Kloſter gehen, und wiße nicht, was ſie anders wolle als ſterben. Auf dieſe Antwort gerieth die Mutter in Staunen und Beſtürzung und wuſte nicht was ſie ſagen, geſchweige thun ſolle. Auch die übrigen Hausgenoßen konnten nichts ſagen als daß Julie ſeit dem Tode ihres Vetters immer ſehr miſsſtimmt geweſen, daß ſie

nicht aufgehört zu klagen, sich auch nicht fernerweit an den Fenstern gezeigt habe. Madonna Giovanna hinterbrachte Alles dem Messer Antonio. Dieser berief die Tochter vor sich und redete sie, nach einem kurzen Gespräche, also an: Mein Kind, da ich nun sehe, daß du deine mannbaren Jahre erreicht hast, so habe ich dir in der Person des Grafen di Lodrone einen sehr edeln, reichen und schönen Bräutigam ausgesucht; bereite dich also, ihn zu heirathen und meinen Willen zu ehren, denn eine so anständige Verbindung findet sich nicht alle Tage. Hierauf antwortete Julie freimüthig und mit mehr Entschloßenheit als sich für eine Tochter geziemte, sie wolle sich nicht verheirathen. Der Vater stutzte und gerieth in so heftigen Zorn, daß er nahe daran war, sie zu schlagen; er drohte ihr aber in strengen und bittern Worten und schloß damit, ob sie wolle oder nicht, so werde sie sich anschicken, binnen drei bis vier Tagen mit der Mutter und andern Verwandten nach Villa Franca zu gehen: dort werde sie Graf Paris mit seiner Gesellschaft besuchen kommen; sie solle ihn freundlich empfangen und keinen Widerstand blicken laßen, wenn sie nicht wolle, daß er ihr den Hals breche und sie zum unglücklichsten Kinde mache, das je zur Welt geboren worden.

Was in Julien vorgieng und welche Gefühle sie ergriffen, mag sich denken, wer jemals die Flamme der Liebe empfunden hat Sie war so betäubt, daß sie recht eigentlich vom Blitze getroffen schien. Doch bald kehrte sie zu sich selbst zurück und benachrichtigte durch Bruder Lorenzos Vermittlung Romeo von ihrer Lage. Dieser schrieb ihr zurück, sie solle gutes Muthes sein, er werde nächstens kommen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu entführen und nach Mantua zu bringen. Indessen war sie genöthigt, sich nach Villa Franca zu begeben, wo der Vater ein sehr schönes Landgut besaß. Sie gieng dahin mit jener Seelenfreude, welche die Verurtheilten empfinden, wenn man sie ausführt, um sich an den Galgen knüpfen zu laßen. Dort sah sie Graf Paris in der Kirche während der Messe und obgleich sie mager, bleich und abgehärmt aussah, so gefiel sie ihm doch, weshalb er sich nach

Verona begab und mit Messer Antonio den Heirathsvertrag ins Reine brachte. Als Julie nach Verona zurückkehrte, kündigte ihr der Vater an, er habe mit Graf Paris den Ehevertrag abgeschloßen; darauf ermahnte er sie guter Dinge zu sein und sich zu erheitern. Sie that sich Gewalt an, hielt die Thränen zurück, welche ihre Augen füllten, und antwortete nichts. Bald darauf erfuhr sie, daß man die Hochzeit auf die bevorstehende Mitte Septembers anberaumt habe, und in ihrer Rathlosigkeit bei so dringenden Umständen beschloß sie, selbst zu Bruder Lorenzo zu gehen und sich mit diesem zu berathen, wie sie der schon fest beschloßenen Heirath ausweichen möge. Das Fest der glorreichen Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau und Mutter unsers Erlösers stand nahe bevor; diese Gelegenheit benutzte Julie, gieng zu ihrer Mutter und sprach: Liebe Mutter, ich weiß mir nicht zu erklären, woher diese heftige Schwermuth rühre, die mich ergriffen hat, denn seit dem Tode Tebaldos konnte ich nie wieder fröhlich sein und täglich scheint es ärger und ärger zu werden, und nichts ist, das mich erheitern mag. Deswegen hab ich gedacht, bei diesem gebenedeiten und heiligen Feste der Himmelfahrt unserer Schutzherrin Jungfrau Maria zur Beichte zu gehen: vielleicht daß ich auf diesem Wege einige Linderung meiner Qualen erringe; was sagt ihr dazu, meine theure Mutter? Dünkt es euch wohlgethan, mein Vorhaben auszuführen? Oder wißt ihr mir einen beßern Rath, so gebt ihn mir, denn ich selbst weiß nicht wo mir der Kopf steht.

Madonna Giovanna, die eine gute Frau und sehr fromm war, freute sich den Vorsatz ihrer Tochter zu vernehmen, ermahnte sie, ihren Entschluß auszuführen und belobte ihren Einfall von ganzem Herzen. Sie giengen also zusammen nach San Francesco, ließen den Bruder Lorenzo rufen, welcher sogleich erschien und in dem Beichtstuhl Platz nahm, worauf Julie von der andern Seite ihm entgegen kam und ihn also anredete: Mein Vater, Niemand auf der Welt mag beßer wißen als ihr, was zwischen mir und Romeo vorgegangen ist, und deshalb ist es nicht nöthig, daß ich

es euch wiederhole. Ihr werdet euch auch erinnern, den Brief gelesen zu haben, den ich euch sandte, um ihn zu lesen und dann an Romeo zu befördern und in welchem ich schrieb, wie mein Vater mich dem Grafen Paris di Lodrone zur Gattin versprochen habe. Romeo antwortete mir, er werde kommen und machen, aber Gott weiß, wann? Jetzt steht es so, daß sie beschloßen haben, die Hochzeit diesen nächsten September zu feiern, und ich werde gezwungen werden. Und weil die Zeit drängt und ich kein Mittel sehe, mich von diesem Lodrone loszuwinden, der mir ein Räuber (ladrone) und Mörder scheint, weil er fremdes Gut zu rauben trachtet, bin ich hiehergekommen, euch um Rath und Hülfe zu bitten. Ich möchte mich nicht gern in diesem: Ich werde kommen und Ich werde machen, das mir Romeo schreibt, verfangen, denn ich bin Romeos Weib, habe die Ehe vollzogen und kann keinem Andern als ihm gehören; und wenn ich auch könnte, so wollte ich nicht, da ich ihm allein ewig anzugehören gesonnen bin. Darum bedarf ich eurer Hülfe und eures Raths. Aber hört, was mir in den Sinn gekommen ist, zu thun: Ich wollte, mein Vater, daß ihr mir Beinkleider und Jacke verschafftet und was sonst noch zur männlichen Tracht gehören mag, damit ich so bekleidet am späten Abend, oder Morgens in aller Frühe unerkannt Verona verlaßen könne; alsdann würde ich mich von hier nach Mantua begeben und in dem Hause meines Romeo Schutz suchen.

Als der ehrwürdige Bruder dieß nicht allzu meisterlich gesponnene Märchen hörte, das ihm gar nicht zusagte, sprach er: Meine Tochter, dein Vorsatz ist nicht ausführbar; du würdest dich zu großen Gefahren Preis geben: du bist ein junges, zärtlich erzogenes Kind; wie wolltest du die Anstrengungen der Reise ertragen, da du nicht gewohnt bist, zu Fuße zu gehen? Ferner weist du den Weg nicht, und würdest die Kreuz und Quer in der Irre laufen. Sobald dein Vater erführe, daß du im Hause nicht zu finden seist, würde er nach allen Thoren der Stadt und auf alle Straßen des Stadtgebiets Boten aussenden, und ohne Zweifel würden sie dich bald finden. Wenn sie dich nun nach Hause bräch-

ten, würde dein Vater dich nicht um die Urſache fragen, warum du in Männertracht die Stadt verlaßen habeſt? Ich weiß nicht, wie du die Drohungen ertragen wollteſt, womit ſie dich beſtürmen und vielleicht gar die Schläge, welche dir die Deinigen geben würden, um hinter die Wahrheit zu kommen; und dieſer Schritt, der dich zu deinem Romeo führen ſollte, würde dir die Hoffnung rauben, ihn je wieder zu ſehen.

Bei dieſen glaubhaften Worten des Bruders beruhigte ſich Julie und verſetzte: Da mein Entſchluß, mein Vater, euch nicht räthlich ſcheint, und ich glaube euch gern, ſo rathet ihr mir denn und lehret mich, dieſen verſchlungenen Knoten zu löſen, der mich Unglückliche jetzt befangen hält, damit ich mich mit möglichſt geringen Beſchwerden mit meinem Romeo zuſammen finde, ohne den zu leben mir unmöglich iſt. Und wenn ihr mir in anderer Weiſe nicht beiſtehen könnt, ſo helft mir nur, daß ich, wenn mir verſagt iſt, Romeo anzugehören, wenigſtens keinem Andern zu Theil werde. Romeo hat mir geſagt, daß ihr Arzneien aus Kräutern und andern Dingen zu bereiten verſteht, und daß ihr ein Waßer braut, das in zwei Stunden ohne alle Schmerzen den Tod giebt. Gebt mir deſſen ſo viel als hinreicht, um mich aus den Händen dieſer Räuber zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weiſe Romeon zu erhalten wißt. Da er mich liebt, wie ich weiß daß er thut, ſo wird er es lieber zufrieden ſein, daß ich ſterbe, als daß ich einem Andern zu Theil werden ſollte. Ueberdieß befreit ihr mich von einer großen Schande und zugleich mein ganzes Haus, denn wenn kein anderer Weg iſt, mich aus dieſem ſtürmiſchen Meere zu retten, das ich auf leckem, ſteuerloſem Boote befahre, ſo verpfände ich euch meine Ehre und werde ſie zu löſen wißen, daß ich in einer Nacht mit einem ſcharfen Meßer gegen mich ſelbſt wüthen und die Adern meines Halſes durchſchneiden werde: denn ich bin entſchloßen, lieber zu ſterben als die eheliche Treue gegen Romeo zu brechen.

Bruder Lorenzo war ein ſehr großer Experimentenmacher, der zu ſeiner Zeit ſehr viele Länder bereiſt und ſich ein Vergnügen

daraus gemacht hatte, mancherlei Dinge zu versuchen und zu lernen; und vor Allem kannte er die Kräfte der Kräuter und Steine und war einer der größten Scheidekünstler, die zu jener Zeit lebten. Unter andern wuste er gewisse schlaferregende Bestandtheile zu mischen und einen Teig daraus zu kneten, aus welchem er dann ein feines Pulver von wunderbarer Kraft bereitete. Wer es mit ein wenig Waßer vermischte und trank, den versenkte es binnen einer oder zwei Viertelstunden in einen so festen Schlaf, betäubte seine Lebensgeister und richtete ihn dergestalt zu, daß kein Arzt, so gelehrt und erfahren er auch sein mochte, ihn nicht für todt gehalten hätte. In diesem süßen Tode hielt es Den, der es getrunken hatte, wenigstens vierzig Stunden oder länger befangen, nach Maßgabe der größern oder geringern Dosis, welche er davon nahm, und des Temperaments des Trinkers. Nachdem aber das Pulver seine Wirkung gethan hatte, erwachte er, nicht anders als aus einem langen süßen Schlaf, und fühlte nichts von Beschwerde oder schädlicher Nachwirkung.

Da nun Bruder Lorenzo den Entschluß klärlich vernahm, welchen das unglückliche junge Weib gefaßt hatte, ward er so von Mitleid ergriffen, daß er mit vieler Mühe die Thränen zurückhielt, und mit bewegter Stimme sprach: Du must nicht von Sterben sprechen, meine Tochter, denn ich versichere dich, wenn du eines Tages stirbst, daß von da keine Rückkunft mehr sein wird, bis auf den Tag des allgemeinen Gerichts, wo wir mit allen den Todten auferstehen werden. Du sollst leben so lange es Gott dem Herrn gefällt: er hat uns das Leben gegeben, er erhält es uns, er nimmt es zurück, wenn es ihm gefällt. Darum verbanne diesen Gedanken der Schwermuth von dir. Du bist jung und solltest dich freuen noch zu leben und deinen Romeo zu genießen. Wir werden zu Allem Mittel finden, zweifle nicht. Wie du siehst, bin ich in dieser herrlichen Stadt durchgehend bei Allen wohl angeschrieben und im besten Ruf. Wenn man erführe, daß ich bei deiner heimlichen Vermählung mitgewirkt habe, so würde es mir Schaden und unendliche Schande bereiten. Wie nun gar, wenn ich dir

Gift gäbe? Ich habe keins, und wenn ich es hätte, so würde ich dir keins geben, denn die Todsünde würde Gott zu bitter beleidigen und überdieß wäre alles Zutrauen, das ich genieße, verloren. Du wirst leicht begreifen, daß für gewöhnlich wenig Dinge von Wichtigkeit hier vorgehen, die ich durch mein Ansehen nicht vermittelt hätte. Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß der Fürst unserer Stadt sich in einer Unterhandlung von der höchsten Wichtigkeit meiner bediente. Ich will mich also gern, meine Tochter, für dich und Romeo abmühen und zu deinem Heil werde ich schon Mittel finden, daß du deines Romeo bleibst, nicht dieses Lodrone, und daß du auch nicht zu sterben brauchst; aber wir müßen es so einrichten, daß Niemand in der Welt je etwas davon erfährt. Dir aber geziemt es, Hoffnung und Vertrauen zu schöpfen und dich zu entschließen, Alles zu thun was ich dir rathe, da du in keiner Weise auch nur den allergeringsten Schaden davon zu befahren hast. Vernimm das Weitere. Hier begann der Bruder Julien von seinem Pulver und dessen Kraft zu sprechen, und daß er es mehrmals versucht und stäts bewährt gefunden habe. Meine Tochter, sprach Lorenzo, dieses Pulver ist so köstlich und von so herrlicher Wirkung, daß es dich ohne allen Schaden so lange schlafen macht als ich dir sagte; und so lange du in dem allerruhigsten Schlafe daliegst, möchten dich Galenus, Hippokrates, Messue, Avicenna und die ganze Schule der unvergleichlichsten Aerzte sehen und dir den Puls fühlen, sie würden Alle einstimmig urtheilen, du seist todt. Doch sobald du es verdaut hast, wirst du von diesem künstlichen Schlafe so schön und gesund erstehen, wie du pflegst, wenn du des Morgens aus deinem Bettchen steigst. Trinkst du dieses Waßer gegen Anbruch des Tages, so schläfst du bald darauf ein, und zur Stunde des Aufstehens werden die Deinigen, die dich schlafen sehen, dich wecken wollen und nicht können. Du wirst eiskalt sein, dein Puls wird stille stehen. Aerzte und Verwandte, die sie herbeirufen, werden dich einstimmig für todt erklären, und so werden sie dich gegen Abend bestatten und dich in die Gruft der Cappelletti bringen. Hier wirst du die Nacht und

den folgenden Tag in ſüßem Schlummer liegen. Die Nacht darauf komme ich mit Romeo dich abzuholen: denn dieſen werde ich durch einen Eilboten von dem Vorgang unterrichten. Dann wird er dich auf verborgenen Wegen nach Mantua führen und dich dort verſteckt halten bis dieſer geſegnete Friede zwiſchen den Deinen und Seinen erklärt wird: denn ich getraue mich ihn bald zu Stande zu bringen. Wenn du dieſen Weg nicht gehſt, ſo weiß ich nicht wie ich dir anders helfen ſoll. Aber ſchau, ich habe dir ſchon geſagt, du muſt verſchwiegen ſein und dieß für dich behalten; ſonſt würdeſt du meine und deine Sachen verderben.

Julie, die in einen glühenden Ofen gegangen wäre, um ihren Romeo zu finden, geſchweige denn in ein Begräbniſs, maß den Worten des Bruders vollkommenen Glauben bei, willigte ohne weitere Ueberlegung ein und ſprach: Mein Vater, ich will Alles thun was ihr mir ſagt, ich lege mein Geſchick in eure Hände; zweifelt nicht, daß ich von dem Allen Niemand eine Silbe ſagen, ſondern völlig verſchwiegen ſein werde. Der Bruder lief raſch in ſeine Kammer und brachte Julien etwa einen Löffel voll dieſes Pulvers, in ein wenig Papier eingewickelt. Julie nahm das Pulver, ſteckte es in einen Beutel und dankte dem Bruder Lorenzo vielmals. Da es ihm aber ſchwer fiel zu glauben, daß ein ſo junges Geſchöpf den Muth und die Kühnheit haben werde, ſich in ein Grab unter Todte verſchließen zu laßen, ſo ſprach er: Sage mir, meine Tochter, wirſt du dich nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der erſt kürzlich ums Leben kam, und in der Gruft, wo ſie ihn beigeſetzt haben, liegen und ganz abſcheulich riechen muß? Mein Vater, antwortete das beherzte junge Weib, darüber ſeit außer Sorgen, denn wenn ich mitten durch alle grauſamen Qualen der Hölle ſchreiten ſollte und meinen Romeo zu finden hoffte, ſo würde ich das ewige Feuer nicht ſcheuen. So ſei es denn in unſeres Herrgotts Namen, ſprach Lorenzo.

Julie kehrte fröhlich zu ihrer Mutter zurück und auf dem Heimwege ſprach ſie zu ihr: Mutter, ich ſage euch fürwahr, dieſer Bruder Lorenzo iſt ein heiliger Mann! Er hat mich mit

seinen süßen, frommen Worten so getröstet, daß er mich fast ganz aus der heftigen Schwermuth herausgesprochen hat, an der ich litt. Er hat mir eine Predigt gehalten, die so andächtig war und so genau auf mein Uebel paßte, als sich einer nur vorstellen mag. Als Madonna ihre Tochter so ungewöhnlich heiter sah und ihre Worte vernahm, wußte sie sich kaum zu laßen vor Freude über die heitere und getröstete Stimmung der Tochter und antwortete ihr: Mein liebes Kind, Gott segne dich, ich bin sehr froh, daß du endlich anfängst, dich zu ermuntern; wir sind unserm geistlichen Vater für diese Wohlthat unendlich verpflichtet. Wir müßen ihn werth halten und mit unsern Almosen unterstützen, denn das Kloster ist arm und bittet alle Tage Gott für uns. Erinnere dich manchmal an ihn und schicke ihm irgend ein gutes Klostergericht.

Madonna Giovanna glaubte in der That, bei dem Scheine von guter Laune, welchen Julie blicken ließ, sie sei von ihrer frühern Schwermuth geheilt, und hinterbrachte dieß ihrem Gemahl, worüber sich denn Beide sehr zufrieden und beruhigt fühlten und den Verdacht fahren ließen, daß sie wohl in irgend Jemand verliebt sein möge. Zwar konnten sie sich die Ursache ihres langen Mißmuths noch nicht erklären; aber sie dachten, der Tod ihres Vetters oder sonst ein auffallendes Ereigniß habe sie bekümmert. Darum und weil sie ihnen noch zu jung schien, würden sie ihr gern, wenn es sich mit Ehren hätte thun laßen, noch in einigen Jahren keinen Mann gegeben haben; aber die Sache mit dem Grafen war schon zu weit vorgerückt, als daß man ohne Aufsehen das einmal Abgemachte und Beschloßene hätte widerrufen können. Der Tag der Hochzeitfeier wurde bestimmt und Julie mit prächtigen und reichen Gewändern und Juwelen ausgestattet. Sie war guter Dinge, lachte und scherzte und konnte die Stunde kaum erwarten, wo sie das Waßer mit dem Pulver trinken sollte. In der Nacht nach dem Sonnabende, wo sie am Sonntag darauf öffentlich vermählt werden sollte, hielt sie sich selbst, ohne Jemand ein Wort zu sagen, einen Becher mit Waßer bereit, und setzte

ihn, ohne daß es die alte Amme bemerkte, sich zu Häupten des Bettes. Sie schlief wenig oder nicht in dieser Nacht, da mannigfaltige Gedanken ihre Seele durchkreuzten. Als darauf die Morgendämmerung zu nahen begann, in welcher sie das Waßer mit dem Pulver zu sich nehmen sollte, begann ihre Einbildungskraft ihr die Gestalt Tebaldos vorzuführen, wie sie ihn gesehen hatte mit der Wunde im Halse, ganz mit Blut übergoßen. Bei dem Gedanken, daß sie an seiner Seite oder gar neben ihm begraben werden solle und daß in jener Gruft so viel Leichen, so viel nackte Gebeine seien, lief ihr ein eiskalter Schauder über den Leib, ihr Haar sträubte sich empor und von Furcht überwältigt zitterte sie wie ein Blatt im Winde. Nun goß sich ein eisiger Schweiß über alle ihre Glieder aus und jeden Augenblick wähnte sie, von jenen Todtengerippen in tausend Stücke zerrißen zu werden. In dieser Furcht verharrte sie lange unschlüßig was sie thun solle. Darauf erholte sie sich wieder ein wenig und sprach zu sich selbst: Weh mir, was will ich thun? Wozu laße ich mich verleiten? Wenn ich nun erwachte ehe der Bruder mit Romeo käme, was würde aus mir? Wie sollte ich den Gestank ertragen, den der verweste Leichnam Tebaldos verbreiten muß, da ich zu Hause nicht den mindesten übeln Geruch ertragen kann? Wer weiß, was für Schlangen und tausenderlei Würmer in jenem Gewölbe umherkriechen mögen, die ich in den Tod fürchte und verabscheue? Da ich nie das Herz faßen konnte, sie anzusehen, wie werde ich es aushalten können, wenn sie mich umgeben und berühren? Und hab ich nicht so oft und manches Mal sagen hören, was für erschreckliche Dinge sich des Nachts ereignet haben in solchen Beinhäusern, ja selbst in den Kirchen und auf den Gottesäckern?

In dieser Furcht führte ihr die Einbildungskraft so mancherlei Schrecken vor, daß sie fast Willens war, das Pulver nicht zu trinken, und wenig fehlte, so hätte sie es auf die Erde ausgegoßen; mancherlei seltsame Gedanken rasten durch ihr Gehirn, die ihr bald zuredeten den Trank zu nehmen, bald ihr tausend gräßliche Bilder vor die Seele führten. Nachdem sie noch eine Weile in Fieber-

träumen gefaſelt hatte, ſiegte zuletzt die mächtige, glühende Liebe zu ihrem Romeo, deren Gewalt in der Trübſal nur wuchs, und als im Oſten das Morgenroth begonnen hatte ſein ſtralendes Haupt zu erheben, verjagte ſie alle widerſtrebenden Vorſtellungen und trank das im Waßer aufgelöſte Pulver in einem Schluck muthig hinunter; dann begab ſie ſich wieder zur Ruhe, und es währte nicht lange, ſo ſchlief ſie ein. Die Alte, welche bei ihr ſchlief, hatte zwar bemerkt, daß ihre Pflegetochter die ganze Nacht hindurch wenig oder nichts geſchlafen; es war ihr aber entgangen, welchen Trank ſie zu ſich genommen hatte: ſie erhob ſich alſo und gieng, wie ſie gewohnt war, ihre häuslichen Geſchäfte zu verrichten. Als dann die Stunde kam, wo Julie aufzuſtehen pflegte, kehrte die Alte in die Kammer zurück und ſprach, indem ſie hineintrat: Geſchwind, geſchwind, es iſt Zeit Aufſtehens. Dann öffnete ſie die Fenſter und als ſie ſah, daß Julie ſich nicht rührte noch Miene machte, aufzuſtehen, trat ſie zu ihr, rüttelte ſie und ſprach: Auf, auf, Siebenſchläferchen, erhebe dich; aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Nun fieng ſie an, ſie aus allen Kräften zu rütteln und zu ſchütteln, ſie bei der Naſe zu ziehen und zu kneifen; aber alle Anſtrengung blieb vergebens. Alle ihre Lebensgeiſter waren ſo gebunden, daß die erſchütterndſten, gewaltſamſten Donnerſchläge ſie mit all ihrem Krachen nicht erweckt hätten. Darüber erſchrak die arme Alte heftig: denn da ſie ſah, daß ſie nicht mehr oder minder Empfindung blicken laße als ein Leichnam gezeigt hätte, ſo hielt ſie ſich für überzeugt, Julie ſei todt, und lief, außer ſich vor Schmerz und Betrübniſs, unter den bitterſten Thränen hinweg, Madonna Giovanna aufzuſuchen, welcher ſie, durch den Mangel des Athems und das Uebermaß der Schmerzen verhindert, kaum die Worte ſagen konnte: Madonna, eure Tochter iſt todt!

Die Mutter lief mit haſtigen Schritten und unter unendlichen Thränen nach der Kammer der Tochter und da ſie dieſelbe in dem beſchriebenen Zuſtande fand, mag man leicht ermeßen, von welchem Jammer, welchen maßloſen Schmerzen ſie ergriffen wurde. Die Stimme ihrer Wehklage, welche ſie bis zu den Sternen

ihn, ohne daß es die alte Amme bemerkte, sich zu Häupten des Bettes. Sie schlief wenig oder nicht in dieser Nacht, da mannigfaltige Gedanken ihre Seele durchkreuzten. Als darauf die Morgendämmerung zu nahen begann, in welcher sie das Waßer mit dem Pulver zu sich nehmen sollte, begann ihre Einbildungskraft ihr die Gestalt Tebaldos vorzuführen, wie sie ihn gesehen hatte mit der Wunde im Halse, ganz mit Blut übergoßen. Bei dem Gedanken, daß sie an seiner Seite oder gar neben ihm begraben werden solle und daß in jener Gruft so viel Leichen, so viel nackte Gebeine seien, lief ihr ein eiskalter Schauder über den Leib, ihr Haar sträubte sich empor und von Furcht überwältigt zitterte sie wie ein Blatt im Winde. Nun goß sich ein eisiger Schweiß über alle ihre Glieder aus und jeden Augenblick wähnte sie, von jenen Todtengerippen in tausend Stücke zerrißen zu werden. In dieser Furcht verharrte sie lange unschlüßig was sie thun solle. Darauf erholte sie sich wieder ein wenig und sprach zu sich selbst: Weh mir, was will ich thun? Wozu laße ich mich verleiten? Wenn ich nun erwachte ehe der Bruder mit Romeo käme, was würde aus mir? Wie sollte ich den Gestank ertragen, den der verweste Leichnam Tebaldos verbreiten muß, da ich zu Hause nicht den mindesten übeln Geruch ertragen kann? Wer weiß, was für Schlangen und tausenderlei Würmer in jenem Gewölbe umherkriechen mögen, die ich in den Tod fürchte und verabscheue? Da ich nie das Herz faßen konnte, sie anzusehen, wie werde ich es aushalten können, wenn sie mich umgeben und berühren? Und hab ich nicht so oft und manches Mal sagen hören, was für erschreckliche Dinge sich des Nachts ereignet haben in solchen Beinhäusern, ja selbst in den Kirchen und auf den Gottesäckern?

In dieser Furcht führte ihr die Einbildungskraft so mancherlei Schrecken vor, daß sie fast Willens war, das Pulver nicht zu trinken, und wenig fehlte, so hätte sie es auf die Erde ausgegoßen; mancherlei seltsame Gedanken rasten durch ihr Gehirn, die ihr bald zuredeten den Trank zu nehmen, bald ihr tausend gräßliche Bilder vor die Seele führten. Nachdem sie noch eine Weile in Fieber-

träumen gefaſelt hatte, ſiegte zuletzt die mächtige, glühende Liebe zu ihrem Romeo, deren Gewalt in der Trübſal nur wuchs, und als im Oſten das Morgenroth begonnen hatte ſein ſtralendes Haupt zu erheben, verjagte ſie alle widerſtrebenden Vorſtellungen und trank das im Waßer aufgelöſte Pulver in einem Schluck muthig hinunter; dann begab ſie ſich wieder zur Ruhe, und es währte nicht lange, ſo ſchlief ſie ein. Die Alte, welche bei ihr ſchlief, hatte zwar bemerkt, daß ihre Pflegetochter die ganze Nacht hindurch wenig oder nichts geſchlafen; es war ihr aber entgangen, welchen Trank ſie zu ſich genommen hatte: ſie erhob ſich alſo und gieng, wie ſie gewohnt war, ihre häuslichen Geſchäfte zu verrichten. Als dann die Stunde kam, wo Julie aufzuſtehen pflegte, kehrte die Alte in die Kammer zurück und ſprach, indem ſie hineintrat: Geſchwind, geſchwind, es iſt Zeit Aufſtehens. Dann öffnete ſie die Fenſter und als ſie ſah, daß Julie ſich nicht rührte noch Miene machte, aufzuſtehen, trat ſie zu ihr, rüttelte ſie und ſprach: Auf, auf, Siebenſchläferchen, erhebe dich; aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Nun fieng ſie an, ſie aus allen Kräften zu rütteln und zu ſchütteln, ſie bei der Naſe zu ziehen und zu kneifen; aber alle Anſtrengung blieb vergebens. Alle ihre Lebensgeiſter waren ſo gebunden, daß die erſchütterndſten, gewaltſamſten Donnerſchläge ſie mit all ihrem Krachen nicht erweckt hätten. Darüber erſchrak die arme Alte heftig: denn da ſie ſah, daß ſie nicht mehr oder minder Empfindung blicken laße als ein Leichnam gezeigt hätte, ſo hielt ſie ſich für überzeugt, Julie ſei todt, und lief, außer ſich vor Schmerz und Betrübniſs, unter den bitterſten Thränen hinweg, Madonna Giovanna aufzuſuchen, welcher ſie, durch den Mangel des Athems und das Uebermaß der Schmerzen verhindert, kaum die Worte ſagen konnte: Madonna, eure Tochter iſt todt!

Die Mutter lief mit haſtigen Schritten und unter unendlichen Thränen nach der Kammer der Tochter und da ſie dieſelbe in dem beſchriebenen Zuſtande fand, mag man leicht ermeßen, von welchem Jammer, welchen maßloſen Schmerzen ſie ergriffen wurde. Die Stimme ihrer Wehklage, welche ſie bis zu den Sternen

schickte, würde Steine zum Erbarmen gerührt und Tiger besänftigt haben, wenn der Verlust ihrer Jungen sie zur äußersten Wuth gereizt hätte. Das Jammern und Wehrufen der Mutter und der Amme, das im ganzen Hause gehört wurde, versammelte alle Hausgenoßen an dem Orte, wo sie vernommen wurden. Auch der Vater lief hinzu, und als er die Tochter kälter als Eis und ohne das geringste Zeichen von Leben fand, wär er fast vor Schmerzen gestorben. Das Gerücht verbreitete sich, und bald war die ganze Stadt davon erfüllt. Die Verwandten und Freunde kamen herbei und je voller das Haus von Menschen wurde, desto lauter ward das Wehklagen und Jammern. Man schickte sogleich nach den berühmtesten Aerzten der Stadt, welche alle Mittel anwandten, die sie für tauglich und heilbringend hielten; aber mit all ihrer Kunst weder Hülfe noch irgend eine Wirkung hervorbrachten, und da sie hörten, wie das Fräulein ihre letzten Tage verbracht habe, daß sie nichts gethan als weinen und seufzen, so stimmten sie alle in der Meinung überein, daß in der That das Uebermaß des Leides sie erstickt und getödtet habe. Darüber verdoppelte sich das endlose Weinen und in ganz Verona härmte sich fast Jedermann über einen so grausamen, jählingen Tod; aber von Allen war es die unselige Mutter, welche am Bittersten weinte und jammerte und keinerlei Trost annehmen wollte. Dreimal fiel sie über den Küssen in Ohnmacht, womit sie die Tochter überhäufte, und schien so todt als sie. Das fügte Schmerz zu Schmerz und Jammer zu Jammer. Viel Frauen umgaben sie, welche sich alle bestrebten, sie so gut sie konnten zu trösten; aber sie hatte ihrem Schmerz die Zügel so verhängt und sich so ganz seiner Gewalt übergeben, daß sie in ihrer Verzweiflung nicht vernahm was man ihr sagte und nichts that als weinen und schluchzen, indem sie von Zeit zu Zeit einen Schrei bis zum Himmel ausstieß und sich wie wahnsinnig die Haare raufte. Eben so bekümmert war Messer Antonio, und je weniger er seinem Schmerz durch Thränen Luft machte, desto mehr gewann er innerlich an Heftigkeit. Er hatte die Tochter auf das Zärtlichste geliebt, und sein Schmerz war grenzen-

los; weil er aber verständiger war, wuſte er ihn mehr zu beherſchen.

An demſelben Morgen ſchrieb Bruder Lorenzo dem Romeo ausführlich über die Maßregel mit dem Pulver und was daraus erfolgt ſei: die nächſtfolgende Nacht werde er Julien aus dem Begräbniſs holen und nach ſeiner Zelle bringen. Er ſolle ſuchen, verkleidet nach Verona zu kommen, wo er ihn morgen gegen Mitternacht erwarte; das Weitere könnten ſie dann überlegen und nach Gutbefinden beſchließen. Hierauf ſiegelte er den Brief zu und übergab ihn einem, ihm ganz zugethanen Bruder, welchem er auf das Dringendſte einſchärfte, noch heute nach Mantua zu gehen, den Romeo Montecchio aufzuſuchen und ihm und keinem Andern den Brief zu übergeben, wer es auch ſein möge. Der Bruder gieng und gelangte ziemlich zeitig nach Mantua, ſtieg beim Kloſter San Francesco ab und ließ ſein Pferd nach dem Stalle bringen, während er den Pater Guardian aufſuchte, um ſich zur Beſorgung ſeiner Geſchäfte einen Begleiter durch die Stadt zu erbitten. Hiebei erfuhr er, daß kurz vorher einer der Brüder dieſes Kloſters geſtorben ſei, und weil ſich einige Spuren der Peſt gezeigt, hatte das Geſundheitscollegium geurtheilt, jener Bruder ſei ohne Zweifel an der Peſt geſtorben, um ſo mehr, als man eine Beule von der Größe eines Eies an ihm entdeckt hatte, welches man für das ſicherſte und untrüglichſte Zeichen irgend einer peſtartigen Krankheit hielt. Nun geſchah es, daß in dem Augenblicke, wo der Bruder aus Verona den Begleiter begehrte, die Beamten der Geſundheitspolizei erſchienen und dem Pater Guardian im Namen des Herrn der Stadt unter Androhung der härteſten Strafen befahlen, ſo lieb ihm die Gnade des Fürſten ſei, Niemand unter irgend einem Vorwande aus dem Kloſter zu laßen. Der aus Verona gekommene Bruder wollte einwenden, er ſei erſt in dieſem Augenblicke angelangt und habe ſich mit Niemanden befaßt; aber er bemühte ſich vergebens: er muſte wider Willen mit den andern Brüdern im Kloſter zurückbleiben, daher er jenen wichtigen Brief an Romeo nicht beſtellen noch ihm irgend etwas ſagen laßen konnte.

Dieß ward, wie man bald hören wird, die Urſache großen Uebels und unermeßlichen Unglücks.

In Verona bereitete man unterdes die feierliche Beſtattung des todtgeglaubten Fräuleins: es ward beſchloßen, dieß ſolle noch an demſelben Tage und zwar am ſpäten Abend geſchehen. Als Pietro, Romeos Diener, die Nachricht vernahm, Julie ſei todt, entſetzte er ſich und beſchloß, ſich nach Mantua zu begeben, zuvor jedoch die Stunde ihres Begräbniſſes abzuwarten, damit er ſie ſelbſt beſtatten ſehe und ſeinem Herrn ſagen könne, er habe die Todte mit eigenen Augen geſchaut. Alsdann gedachte er die Stadt noch am Abend zu verlaßen, die ganze Nacht durch zu reiten und am Morgen bei Eröffnung der Thore in Mantua einzutreffen. Am Abend ward alſo zum allgemeinen Kummer von ganz Verona die Todtenbahre mit Juliens Leiche erhaben und mit feierlichem Aufzuge der geſamten Geiſtlichkeit und aller Brüderſchaften der Stadt nach San Francesco gebracht. Pietro war wie betäubt und vor Erbarmen mit ſeinem Herrn, von dem er wuſte, daß er ſie einzig und allein geliebt habe, ſo ganz beſinnungslos, daß ihm nicht einfiel, hineinzugehen und mit Bruder Lorenzo zu ſprechen, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte. Wäre das geſchehen, ſo würde er die Verabredung mit dem Pulver erfahren und ſie Romeo hinterbracht haben, in welchem Falle alle die traurigen Ereigniſſe vermieden worden wären, die ſich weiter begaben. Doch ſobald er Julien auf der Bahre erblickt und ſehr wohl erkannt hatte, ſtieg er zu Pferde und ritt einen guten Trab bis Villa Franca, wo er anhielt, um ſein Pferd zu erfriſchen und ein Weilchen zu ſchlafen. Dann erhob er ſich wohl mehr als zwei Stunden vor Tage, traf gegen Sonnenaufgang in Mantua ein und begab ſich in das Haus ſeines Herrn. Doch kehren wir nach Verona zurück.

Das Fräulein ward in die Kirche gebracht, und als die bei ſolchen Leichenbegängniſſen gebräuchlichen feierlichen Todtengeſänge abgehalten waren, wurde ſie gegen Mitternacht in die Todtengruft geſenkt. Die Gruft war von Marmorſteinen, ſehr geräumig und

lag vor der Kirche bei einem Gottesacker: von der einen Seite stieß sie an eine Mauer, die ohngefähr drei bis vier Ellen Länge und ziemlich hoch von der Erde mehrere Löcher hatte, die nach einem andern Beinhause führten und durch welche man, wenn ein Leichnam in einen der Särge gelegt wurde, die Gebeine der früher darin Begrabenen bei Seite schaffte. Als der Sarg geöffnet wurde, ließ Lorenzo den Leichnam des Tebaldo in einen Winkel der Gruft bringen. Da er immer sehr hager gewesen war und im Tode all sein Blut verloren hatte, so war er nur wenig verweset und roch nicht sehr. Darauf befahl er, da ihm die Sorge für das Begräbniss des Fräuleins übertragen war, den Sarg auszukehren und zu reinigen, ließ dann die Scheintodte so sanft als nur möglich hineinbringen, legte ihr ein weiches Kissen unter das Haupt und gebot das Begräbniss zu schließen.

Als Pietro das Haus seines Herrn betrat, fand er Romeo noch im Bette; als er aber vor ihn kam, konnte er vor Schluchzen und Weinen kein Wort sprechen. Schreck und Erstaunen ergriffen Romeo: er fürchtete nicht die wirklich ergangenen sondern andere Unfälle, und rief ihm wiederholt zu: Pietro, was ist dir? Welche Nachrichten bringst du mir von Verona? Wie geht es meinem Vater und den übrigen Meinen? Sprich, halt mich nicht länger in dieser Spannung: was kannst du haben, daß du so betrübt bist? Rasch, spute dich! Pietro bewältigte endlich seinen Schmerz und kündigte ihm mit gebrochener Stimme und abgerißenen Worten den Tod Juliens an: er selbst habe sie begraben sehen und man sage, sie sei vor Schmerz gestorben.

Diese schreckliche, grausame Botschaft brachte Romeo eine Weile ganz außer sich; dann sprang er wie ein Wahnsinniger aus dem Bette und rief: O Verräther Romeo, du Treuloser, Verbrecher! Du aller Undankbaren Undankbarster! Nicht der Schmerz hat deine Gattin getödtet, denn vor Schmerz stirbt man nicht: nein du, Grausamer, bist ihr Henker, bist ihr Würger gewesen; du bist es, der sie ums Leben gebracht hat. Sie schrieb dir ja, sie wolle lieber sterben als eines Andern Gattin werden: du

möchteſt kommen und kein Mittel ſcheuen, ſie aus dem Hauſe ihres Vaters zu bringen; und du Vergeßener, Träger, Liebloſer, du elender Hund verſprachſt ihr, du werdeſt kommen, werdeſt machen, ſie ſolle ſich nur zufrieden geben, und ließeſt einen Tag nach dem andern verſtreichen und konnteſt dich nicht entſchließen zu thun was ſie wollte. Jetzt biſt du mit den Händen in die Kohlen gefahren und Julie iſt todt; Julie iſt todt und du lebſt noch? Ach, Verräther, wie oft haſt du ihr geſchrieben und mündlich geſagt, daß du ohne ſie nicht leben könnteſt, und dennoch lebſt du noch! Wo denkſt du daß ſie nun ſei? Unſtät irrt ſie umher und harrt bis du ihr folgſt, und ſpricht zu ſich ſelbſt: Dieſer Lügner, dieſer trügeriſche Liebhaber, treuloſe Gatte, der bei der Nachricht von meinem Tode fortfährt zu leben! O vergieb, vergieb mir, meine theure Gattin, ich bekenne die Größe meiner Schuld! Aber weil der grimmige, unermeßliche Schmerz, den ich fühle, nicht hinreicht, mir das Leben zu nehmen, ſo will ich ſelbſt das Amt verſehen, das der Schmerz verſehen ſollte. Dem Schmerz und dem Tode zum Trotze, die mich nicht umbringen wollen, will ich mir ſelber den Tod geben. Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach dem Schwerte, das zu Häupten ſeines Bettes lehnte, zog es raſch aus der Scheide, wandte es gegen ſeine Bruſt und ſetzte ſich die Spitze an das Herz. Aber der getreue Pietro fuhr raſch hinzu, verhinderte den Selbſtmord und riß ihm die Waffe auf einen Griff aus der Hand. Dann ſprach er zu ihm, wie im ähnlichen Falle jeder getreue Diener zu ſeinem Herrn ſprechen würde, ſchalt ihn freimüthig über eine ſo große Thorheit aus, tröſtete ihn ſo gut er konnte und wuſte, indem er ihn ermahnte, ſich zum Leben zu entſchließen, da doch kein menſchlicher Beiſtand vermögend ſei, ſeiner todten Gattin zu helfen. Den Romeo hatte die erhaltene grauſame Botſchaft von dieſem niegeträumten Unfall ſo betäubt, daß er faſt verſteinert und in Marmor verwandelt ſchien und keine Thräne ſeinen Augen entrinnen mochte; wer ihm ins Antlitz ſah, hätte geſchworen, daß er mehr einer Bildſäule als einem Menſchen gleiche. Doch währte es nicht lange, ſo rannen ihm die Thränen

in solchem Ueberfluße von den Wangen nieder, daß er ein lebendiger Bronnen schien, der aus quellenden Röhren Waßer sprudle; die Worte, die er unter Weinen und Seufzen hervorschluchzte, würden das härteste Demantherz zum Mitleid erweicht haben, das je in der Brust eines Barbaren geschlagen. Als hierauf sein innerer Schmerz sich Luft gemacht, begann Romeo, unter mancherlei Gedanken sich seinen bittern Qualen Preis zu geben und verzweifelten, unseligen Entschlüßen Raum zu verstatten. Von Neuem vermaß er sich, da seine theure Julie gestorben sei, unter keiner Bedingung länger leben zu wollen. Doch verhehlte er dieses entsetzliche Vorhaben, äußerte es mit keiner Silbe, ja erheuchelte andere Vorsätze, damit er nicht abermals von seinem Diener oder von einem Dritten an der Ausführung seiner Absicht verhindert würde. Darauf befahl er seinem Pietro, welcher allein bei ihm in der Kammer war, Niemanden ein Wort von dem Tode seiner Gattin zu sagen, und noch weniger von der Thorheit, auf die er verfallen sei, Hand an sich zu legen; und hieß ihn dann zwei rasche Pferde satteln, weil sie nach Verona wollten. Ich befehle dir, sprach er, dich sogleich und ohne Jemand ein Wort zu sagen, nach Verona aufzumachen; und wenn du dort anlangst, so sage meinem Vater nichts davon, daß ich kommen werde, sondern verschaffe mir die nöthigen Brecheisen, um die Todtengruft zu eröffnen, worin meine Gattin ruht; wenn ich dann heute Abend in Verona anlange, so komm ich geradezu in das Häuschen, das du hinter unserm Garten hast, und zwischen der dritten und vierten Stunde wollen wir nach dem Kirchhofe, denn ich will meine unglückliche Gattin, wie sie im Tode da liegt, noch einmal sehen. Am frühen Morgen verlaße ich Unseliger dann Verona; du wirst eine Strecke hinter mir her reiten: so kehren wir hieher zurück. Bald darauf sandte er Pietro ab. Als er fort war, schrieb Romeo einen Brief an seinen Vater, bat ihn um Verzeihung, daß er sich ohne seine Einwilligung vermählt habe, und erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe und die Folgen seiner Verbindung. Dann bat er ihn auf das Zärtlichste, an dem Grabe Juliens, die seine

Schwiegerochter gewesen, ein feierliches Todtenamt halten zu laßen und dieß von seinen Einkünften auf ewige Zeiten zu stiften: denn Romeo besaß einiges Vermögen, welches ihm eine Muhme, da sie starb, in ihrem Testamente hinterlaßen, das ihn zum Erben ernannte. Auch seinen Pietro bedachte er dergestalt, daß er ohne in fremde Dienste zu treten, bequem leben mochte. Diese beiden Bitten legte er seinem Vater dringend an das Herz, mit der Betheuerung, daß dieß sein letzter Wille sei. Und weil jene Muhme erst vor wenigen Tagen gestorben war, bat er seinen Vater, daß die ersten Einkünfte, welche jene Besitzungen abwerfen würden, um Gottes Willen an die Armen vertheilt werden möchten. Dann siegelte er den Brief zu und steckte ihn in den Busen. Hierauf ergriff er ein Fläschchen, das mit einem sehr giftigen Safte gefüllt war, kleidete sich als einen Deutschen und stieg zu Pferde, indem er den Seinigen befahl, das Haus zu hüten: er werde morgen zeitig zurückkehren und wolle von Niemanden begleitet sein. Er verfolgte seinen Weg eifrig und traf in der Stunde des englischen Grußes in Verona ein. Hier suchte er sogleich seinen Diener auf, welcher ihn in seinem Hause erwartete und Alles getreulich besorgt hatte, was ihm anbefohlen worden. Gegen die vierte Stunde begaben sie sich mit dem Werkzeuge und Eisengeräthe, das sie für nöthig erachteten, nach der Citadelle, und kamen ohne irgend einem Hinderniße zu begegnen auf den Gottesacker der San Francescokirche. Hier fanden sie das Gewölbe, das Julien enthielt, öffneten es vorsichtig mit ihren Brecheisen und stützten die Decke mit starken Balken. Pietro hatte auf Romeos Befehl eine kleine Leuchte von der Gattung der sogenannten Blendlaternen mitgenommen, welche ihnen, als man sie aufgedeckt hatte, das Grab zu öffnen und die Decke zu stützen behülflich war.

Romeo stieg hinein und erblickte sein theures Weib, das in der That einer Leiche glich. Sogleich stürzte er ohnmächtig und dem Tode näher als sie, neben Julien nieder und blieb eine Weile besinnungslos liegen, von so heftigem Schmerz überwältigt, daß er mit dem Tode rang. Darauf erholte er sich, umarmte sein

theures Gemahl, badete unter häufigen Küſſen ihr bleiches Antlitz mit den glühendſten Thränen und konnte vor Weinen kein Wort hervorbringen. Als er ſich ausgeweint hatte, ergoß er ſich in Worten, welche die eiſernſten Herzen der Welt zu Thränen gerührt hätten. Zuletzt, entſchloßen nicht länger leben zu wollen, ergriff er das Fläſchchen, das er mitgenommen hatte, ſetzte das giftige Waßer, das es enthielt, an den Mund und ſchlürfte es mit einem Zuge hinunter. Dann rief er Pietro, welcher in einem Winkel des Kirchhofs ſtand, er möge herabkommen. Als dieſer kam und ſich an den Rand des Sarges lehnte, redete ihn Romeo alſo an: Sieh hier, Pietro, mein Weib; du weiſt, ob ich ſie geliebt habe, ob ich ſie liebe. Ich fühlte, daß ich ſo wenig ohne ſie leben konnte als der Leib ohne die Seele leben kann. Deswegen habe ich Schlangengift mitgebracht, welches, wie du weiſt, kaum eine Stunde braucht, um zu tödten. Ich habe es wohlgemuth und freudig getrunken, um hier an ihrer Seite zu ſterben, die ich im Leben über Alles geliebt habe; da mir nicht vergönnt war, mit ihr zu leben, ſo will ich doch im Tode bei ihr begraben werden. Schau hier das Fläſchchen, worin das Waßer war, welches dir, wenn du dich erinnerſt, jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebenden Nattern und Schlangen zeigte. Gott wird mir ſeiner Barmherzigkeit und unendlichen Güte willen vergeben, denn nicht um ihn zu erzürnen hab ich mich ſelber umgebracht, ſondern um nicht leben zu müßen ohne meine theure Gefährtin. Und obwohl du meine Augen noch voll Thränen ſiehſt, ſo glaube nicht, daß ich um mich ſelbſt und meines frühen Todes willen weine, ſondern dieſe Thränen gelten dem herben Schmerze, den ich um ihretwillen fühle, welche ein glücklicheres, froheres Leben verdient hätte. Dieſen Brief gieb meinem Vater, welchem ich geſchrieben habe was ich wünſche, daß nach meinem Tode geſchehe, ſowohl mit dieſem Begräbniſſe als mit meinen Dienern in Mantua. Dich, der mir immer getreulich gedient hat, hab ich ſo bedacht, daß du keinem Andern zu dienen brauchſt. Ich bin überzeugt, daß mein Vater Alles pünktlich vollziehen wird was ich ihm geſchrieben habe.

Jetzt geh, ich fühle den nahenden Tod: das Gift des tödlichen Wassers rinnt schon verzehrend durch alle meine Adern. Hebe die Stützen von der Decke und laß mich hier neben meiner Gattin sterben.

Den guten Pietro versetzten diese Worte seines Herrn in solche Betrübniss, daß ihm das Herz in der Brust vor Leide zerspringen wollte. Er ließ es an Worten gegen seinen Herrn nicht fehlen; aber Alles war vergebens, da gegen das giftige Waßer, das schon alle Theile des kranken Körpers durchdrungen hatte, kein Mittel mehr frommen mochte. Romeo umarmte seine Julie, küsste sie unaufhörlich und erwartete so den nahen unausbleiblichen Tod, indem er Pietron wiederholt befahl, das Begräbniss zu schließen.

Julie, in welcher der Trank schon ausgewirkt hatte, erwachte in diesem Augenblicke, und da sie sich geküsst fühlte, glaubte sie, Bruder Lorenzo, der gekommen sei, sie zu wecken oder in seine Zelle zu bringen, halte sie in seinen Armen und könne dem Verlangen sie zu küssen nicht widerstehen. Wie, Bruder Lorenzo, rief sie aus, ist dieß die Treue, die ihr Romeo schuldig seid? Geht fort! und wollte sich seinen Armen entringen, als sie die Augen öffnete und Romeo erblickte, den sie wohl erkannte, obgleich er als ein Deutscher gekleidet war. Wie, seid ihr es, mein Leben? Wo ist Bruder Lorenzo? Warum bringt ihr mich nicht aus diesem Grabe? Ums Himmels willen, laßt uns hinweg!

Als Romeo seine Julie die Augen öffnen sah, sie reden hörte und sich völlig überzeugte, daß sie nicht todt sei, sondern lebe, fühlte er zugleich Freude und Schmerz im unbeschreiblichen Maß; weinend drückte er seine theure Gattin an das Herz und sprach: O du Leben meines Lebens, du Herz meines Leibes! Welcher Mensch auf Erden hat je solche Freude empfunden als ich in diesem Augenblick fühle, da ich dich lebend und gesund in meinen Armen halte, dich, die ich gewiss und ohne Zweifel für todt hielt. Aber welcher Schmerz darf sich auch meinem Schmerz vergleichen, welche grauenvolle Pein sich mit meiner Marter meßen, da ich mich

am Ziele meiner unglücklichen Tage fühle, und mir das Leben versagt in dem Augenblick, da ich mich seiner mehr als jemals freuen sollte: denn wenn ich noch eine halbe Stunde lebe, so ist das die längste Zeit, die ich hienieden zu weilen habe. Wann sind wohl jemals in einer Brust, in einem Herzen maßlose Wonne und unendlicher Schmerz so innig vereinigt gewesen, als ich in mir sie verbunden fühle? Glücklich bin ich, mit unaussprechlicher Freude und Seligkeit erfüllt es mich, dich, meine süßeste Gefährtin, lebend zu sehen, die ich todt wähnte und so bitterlich beweinte. Aber unbeschreibliches Leid und Schmerz ohne Gleichen ergreift mich, wenn ich denke, daß mir nun bald nicht mehr vergönnt sein wird, dich zu sehen, dich zu hören und bei dir zu sein, deine süße Gesellschaft zu theilen, die ich so sehnlich erwünsche. Aber die Freude, dich lebend zu sehen, überwiegt doch bei weitem den Schmerz, der mich foltert, da die Stunde herannaht, wo ich von dir scheiden muß; ich bitte Gott den Herrn, die Jahre, um die er mein unseliges Leben verkürzt, den deinigen beizufügen und dir zu vergönnen, lange, lange und glücklicher zu leben als ich, denn ich fühle, es geht zu Ende.

Als Julie die Worte vernahm, die Romeo sprach, und sich schon halb aus dem Sarge erhoben hatte, begann sie: Was für Reden sind das, mein Gatte, die ihr führt? Ist das der Trost, den ihr für mich habt? Seid ihr von Mantua gekommen, mir solche Botschaft zu bringen? Was ist euch? Was habt ihr? Da erzählte ihr der unglückliche Romeo von dem Gifte, das er getrunken habe. Weh mir, rief Julie, weh mir, was muß ich hören! Ich Unselige! So hat euch denn Bruder Lorenzo nicht geschrieben was wir zusammen verabredet hatten? Er versprach mir doch, euch Alles zu schreiben! Nun erzählte das unglückliche Weib in ihrem herzzerreißenden Leide unter Weinen, Schreien und Aechzen und halb besinnungslos vor rasenden Schmerzen Alles, was sie mit dem Bruder verabredet hatte, um nicht genöthigt zu werden, den Gatten zu nehmen, den der Vater ihr aufdringen wollte. Als Romeo dieß vernahm, steigerte es die Schmerzen und

Qualen, die er schon duldete, noch unendlich und während Julie sich bitterlich über ihr Mißgeschick beschwerte und den Himmel und die Sterne und alle vier Elemente der Grausamkeit beschuldigte, erblickte Romeo die Leiche des Tebaldo, den er vor wenigen Monaten in jenem früher beschriebenen Streite getödtet, und da er ihn erkannte, wendete er sich gegen ihn und sprach: Tebaldo, wo du auch sein magst, so mußt du wißen, daß ich dich nicht zu beleidigen dachte, und nur zu dem Streite kam, um Frieden zu stiften: denn ich ermahnte dich, die Deinigen zurückzuziehen, so würde ich die Meinigen bewegen, die Waffen ruhen zu laßen; du aber, voll von Zorn und verjährtem Haß, überhörtest meine Worte, fielst mich meuchelmörderisch an und wolltest mich tödten. So von dir bedrängt, riß mir die Geduld; entschloßen nicht zu weichen, vertheidigte ich mich, und dein böses Geschick wollte, daß ich dich umbrachte. Jetzt flehe ich dich um Verzeihung für die Wunde, die ich deinem Leibe geschlagen, und um so mehr, da ich schon dein Verwandter geworden war, durch deine Muhme, die ich zu meiner Gattin erkoren. Verlangst du Rache an mir, schau her, sie ist dir geworden. Wie kannst du eine vollere Sühne verlangen, da du siehst, daß dein Mörder sich selbst in deiner Gegenwart vergiftet hat; daß er vor deinen Augen freiwillig den Tod erwartet und an deiner Seite seine Grabstätte findet. Waren wir im Leben Feinde, so soll uns eine Gruft in Frieden vereinigen.

Bei diesen beweglichen Reden des Gatten und dem Jammer der Gattin stand Pietro wie eine marmorne Bildsäule, zweifelnd ob es Wirklichkeit sei, was er höre und sehe, ob ein Traum ihn täusche: er wuste nicht was er thun und sagen sollte, so betäubt war er. Die arme Julie, das unseligste Weib der Erde, sprach endlich nach vielen tausend Thränen zu Romeo: Da es Gott nicht gefallen hat, uns im Leben zu vereinigen, so geruhe er doch, mir hier neben euch eine Grabstätte zu gönnen, und vernehmt mein Gelübde: komme auch was da wolle, so will ich nie ohne euch diesen Ort verlaßen. Romeo nahm sie von Neuem in seinen Arm

und bat sie mit den zärtlichsten Worten, sich zu faßen und dem Leben zuzuwenden: er könne nicht getröstet sterben, wenn er ihr Leben nicht gesichert wiße, und sagte ihr noch Vieles über diesen Gegenstand. Doch schon fühlte er sich allmählich schwächer werden, schon war das Licht seiner Augen zur Hälfte erblindet und alle andern Kräfte seines Leibes so geschwunden, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Also ließ er sich gehen und sank zusammen, blickte bewegt in das Antlitz seiner trauernden Gattin und seufzte: Weh, süßes Leben, ich sterbe.

Bruder Lorenzo hatte, ich weiß nicht warum, Julien in der Nacht, wo sie begraben wurde, nicht in seine Zelle bringen wollen. In der folgenden Nacht aber, da er sah, daß Romeo nicht komme, nahm er einen vertrauten Bruder mit sich und machte sich mit seinen Brechstangen, um das Grab zu öffnen, dahin auf, wo er eben anlangte als Romeo niedersank. Da Lorenzo das Grab offen sah und Pietron erkannte, grüßte er ihn und fragte, wo Romeo sei? Julie, welche des Bruders Stimme vernahm und erkannte, erhob ihr Haupt und sprach: Gott vergeb es euch: ihr habt Romeo schön den Brief geschickt! Wohl hab ich ihn geschickt, antwortete Lorenzo, durch Bruder Anselmo, der euch bekannt ist: warum sprecht ihr also? Julie weinte bitterlich: kommt herab, sprach sie, so seht ihr es. Der Bruder stieg herab, und als er Romeo daliegen sah, der dem Tode nahe war, sprach er: Romeo, lieber Sohn, was ist dir? Romeo schlug die Augen schmachtend auf, erkannte ihn und sprach leise, er empfehle ihm seine Julie; für ihn komme Rath und Hülfe zu spät, er bereue seine Sünden und bitte Gott und ihn um Verzeihung. Große Mühe kostete es dem unglücklichen Opfer der Liebe, diese Worte hervorzubringen und leise dabei an seine Brust zu klopfen; seine Kraft verließ ihn, er schloß die Augen und starb. Wie bitter, schmerzlich und ganz unerträglich dieser Anblick der unglücklichen Gattin war, wage ich nicht zu beschreiben: wer wahrhaft geliebt hat, stelle es sich vor und versetze sich in Gedanken in die Gegenwart eines so gräßlichen Schauspiels. Sie quälte sich kläglich und unnütz ab, be-

weinte ihn mit reichlichen Thränen, rief seinen geliebten Namen tausendmal in die Oede, ließ sich dann jammervoll und für todt auf die Leiche ihres Gatten sinken und blieb eine Weile ohnmächtig liegen. Lorenzo und Pietro, beide sehr bestürzt, beschäftigten sich so lange um sie bis sie wieder zu sich kam. Auf eine Hand gelehnt, ließ sie dann ihren Thränen freien Lauf, deren sie so viel vergoß als je ein Weib vergoßen, küßte die Leiche und sprach: Süßeste Herberge aller meiner Gedanken und aller Freuden, die ich je genoßen, theurer, einzig geliebter Gatte, wie bitter endet deine Süße! In der Blüthe deiner schönen und reizenden Jugend hast du deinen Lauf beschloßen und das Leben für nichts geachtet, das Alle so werth schätzen. Du wähltest den Tod, wenn Andere das Leben am meisten reizt, und bist an das Ziel gelangt, das früh oder spät Alle erreichen. Du kamst hieher, mein Gatte, deine Tage in deren Schooß zu beschließen, die du über Alles liebtest und die nichts außer dir liebt: wo du sie todt und begraben wähntest, da wolltest auch du begraben sein. Du hättest dir nie gedacht, daß diese bittern und ungeheuchelten Thränen für dich fließen würden: du ließest dir nicht träumen, daß du in jene Welt gehen und mich nicht finden würdest. Gewiss, da du mich dort nicht fandest, bist du zurückgekehrt, um zu sehen ob ich dir folge. Ja, ich fühle deinen Geist in dieser Gruft mich umschweben: schon verwundert er sich und trauert, daß ich so lange säume. Sei getrost, mein Gatte, fürchte nicht, daß ich ohne dich hier zurückbleiben wolle: ohne dich würde mir das Leben unerträglicher und qualvoller sein als alle Todesarten, die der Mensch ersinnen mag; ohne dich würde ich nicht leben, und wenn es auch Andern schiene, ich lebe noch fort, so wäre dieß Leben nichts als ein währender, martervoller Tod. Darum, mein theurer Gatte, sei ruhig, bald werd ich kommen und bei dir bleiben. In welcher Gesellschaft könnte ich dieß elende, mühvolle Leben verlaßen, die mir lieber und traulicher wäre, als wenn ich dir folge, in deine Stapfen trete. Sicherlich, in keiner!

Lorenzo und Pietro, welche sie umgaben, weinten vor un-

endlichem Mitleide; sie bemühten sich, so gut sie konnten, ihr Trost zuzusprechen; aber Alles vergebens. Meine Tochter, sprach Bruder Lorenzo, geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen: wenn Romeo mit Thränen zu erwecken wäre, wir alle würden uns in Thränen auflösen, ihn wieder zu beleben; doch es frommt kein Mittel. Tröste dich, wende dich dem Leben wieder zu und willst du nicht in deines Vaters Haus zurückkehren, so werde ich dich in ein heiliges Kloster bringen, wo du Gott dienen und für die Seele deines Romeo beten kannst. Aber sie wollte ihn gar nicht anhören, sondern verharrte trotzig in ihrem Vorhaben, härmte sich, Romeos Leben nicht mit dem eigenen erkaufen zu können, und schickte sich völlig zum Sterben an. Ihren Romeo im Schooße, sammelte sie ihre Lebensgeister und hauchte, ohne noch ein Wort zu sagen, die Seele aus.

Während sich die beiden Mönche mit Pietro um die Todte bemühten, welche sie für ohnmächtig hielten, geschah es, daß einige Gerichtsdiener, welche der Zufall dort vorbei führte, das Licht in dem Grabe gewahrten und hinzuliefen. Hier verhafteten sie die beiden Mönche nebst Pietro, und als sie das Schicksal des unglücklichen Liebespaares vernahmen, ließen sie Jene unter sicherer Bedeckung zurück und führten Letztern vor Signor Bartolomeo, welchem sie berichteten, wo sie ihn gefunden hätten. Signor Bartolomeo ließ sich die Geschichte der beiden Liebenden ausführlich erzählen, und als es inzwischen zu tagen begann, erhob er sich und wollte die beiden Leichname sehen. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich durch ganz Verona, so daß Groß und Klein bei dem Grabe zusammenlief. Den Mönchen und Pietro wurde verziehen und als das Leichenbegängniss, welches die ganze Stadt und die Montecchi und Cappelletti insbesondere mit der tiefsten Trauer erfüllte, auf das Prächtigste vollzogen wurde, befahl der Fürst, die Liebenden in jener selben Gruft zu bestatten. Hiedurch kam der Friede zwischen den Montecchi und Cappelletti zu Stande, der indes nicht lange währte. Romeos Vater las den Brief des Sohnes und vollzog in der äußersten Betrübniss seinen

letzten Willen genau. Auf den Grabstein der Liebenden ward folgendes Epitaphium eingehauen:

Hinüber wähnte Romeo gegangen
Sein süß Gemahl und wollte nicht mehr leben:
Da hat er sich in ihrem Schooß vergeben
Mit jenem Gift, das Namen trägt von Schlangen.

Als sie des Irrthums schwere Kund empfangen,
Beklagt sie weinend ihr geliebtes Leben,
Flucht dem Geschick und klagt mit Widerstreben
Den Himmel an, daß er sich arg vergangen.

Drauf als sie sah, nun hab er ausgelitten,
Sprach sie so todt als er: „Laß dich erbitten,
O Gott, mich nachzusenden seinen Schritten;

Den einzgen Wunsch laß, Himmel, mich erflehen:
Wohin er geht, da will ich mit ihm gehen."
Bei diesen Worten brach ihr Herz in Wehen.

3. Romeo und Julie.

Zur Sagenvergleichung.

Die unglückliche Liebe Romeos und Juliens erzählt Girolamo della Corte in seiner Istoria di Verona (Ver. 1594. 96. 2 Voll. 4.) als eine wahre Begebenheit, die sich in Verona zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zugetragen habe. Nichts ist natürlicher als die Voraussetzung Eschenburgs, daß die italienischen Novellisten, von welchen dieser Stoff behandelt worden ist, ihn aus dem Geschichtschreiber entlehnt haben würden. Es scheint sich aber grade umgekehrt zu verhalten und der Geschichtschreiber hat dießmal aus den Novellisten geschöpft, obgleich Girolamo versichert, die Ueberreste der Gruft, worin die Liebenden beigesetzt wurden, selbst gesehen zu haben. Schon A. W. v. Schlegel (Kritische Schriften I. S. 388) zweifelte an einer historischen Grundlage der Erzählung. Girolamo hat nämlich die Geschichte Veronas bis auf das Jahr 1560 fortgeführt; die zwei ersten Theile der Novellen Bandellos waren aber schon 1554 in Lucca erschienen, in welcher Ausgabe die mitgetheilte die neunte des zweiten Theils ist. Lange vor Bandello (geb. 1480 †1561) hatte ferner schon Luigi da Porto (geb. 1485 † 1529) in seiner 1524 geschriebenen einzigen Novelle diese Geschichte erzählt und ein früheres historisches Zeugniss findet sich nirgends.

Luigi da Porto beruft sich in der Einleitung seiner Novelle nicht etwa auf die Chroniken, die er doch nach dem, was er seinem Gewährsmann in den Mund legt, eingesehen hatte, sondern auf die mündliche Mittheilung seines Bogenschützen, eines geborenen Veronesers, mit Namen Peregrino. Da er sich in seiner Jugend eine Zeitlang in Friaul aufgehalten, sei er einst in Gesellschaft

zweier seiner Leute und jenes Bogenschützen von Gradisca nach Udine geritten. Weil er nun seiner unglücklichen Liebe halber ganz in Schwermuth versunken gewesen, habe er sich weit von den Gefährten entfernt gehalten. Der Veroneser, ein noch immer verliebter Fünfziger, der besonders in Erzählung rührender Liebesgeschichten eine große Stärke besetzen, habe es bemerkt und seine Gedanken errathen. Er sei also zu ihm herangeritten und habe ihm, theils zu seiner Zerstreuung, theils zur Warnung vor den traurigen Folgen der Liebe, diese Geschichte erzählt.

Der Bogenschütze Luigis berief sich wieder auf die Aussage seines Vaters; zweifelte aber selbst an der historischen Wahrheit des Vorfalls, indem er in einigen alten Chroniken gelesen habe, daß die beiden Familien der Cappelletti und Montecchi stäts derselben Partei angehört hätten. Dieß geht auch aus der von Schlegel citierten Stelle des Dante (Purg. C. VI. 106) hervor, nach welcher beide Familien Ghibellinen waren. Dante ermahnt den Kaiser Albrecht, Rudolfs Sohn, nicht länger Italiens Angelegenheiten über den deutschen zu versäumen, und schließt mit den Worten:

Veni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filipeschi, om senza cura,
Color gia tristi e costor con sospetti.

Nach Streckfuß:

Komm her jetzt, der Montecchi Stamm zu schauen,
Leichtsinniger, komm, sieh die Cappelletten,
Die schon gebeugt und Die voll Angst und Grauen.

Offenbar will ihn der Dichter spornen, seine fast schon an seiner Sache verzweifelnden Anhänger nicht ferner ohne Unterstützung zu laßen, sondern sich in Italien an die Spitze seiner Partei zu stellen, also gerade das Gegentheil von dem, wozu ihn Walther vor der Vogelweide, wenn er noch gelebt hätte, ermahnt haben würde. Das bestätigen auch die ältesten Commentatoren Dantes: nach Rombaldi da Imola (um das Jahr 1375) standen Beide den Grafen von San Bonifacio feindlich gegenüber; ja nach

andern wird es zweifelhaft, ob sie beide nach Verona und nicht vielmehr die Cappelletti nach Cremona gehörten. Dante selbst kam kurz nach der Regierung Bartolomeos della Scala nach Verona, wo er sich lange Zeit aufhielt; dennoch erwähnt er weder die Geschichte der beiden Liebenden noch den Streit ihrer Familien, obgleich er mancher ähnlichen Vorfälle gedenkt und im dreizehnten Gesang des Infernos, wo er von den violenti contra se stessi redet, dazu Veranlaßung gehabt hätte. Die einzige Chronik, die uns von jenem Zeitraum übrig geblieben ist, meldet von jenen Streitigkeiten so wenig als diejenigen, welche Luigi da Porto gesehen haben wollte. Girolamo della Corte, auf dessen historische Glaubwürdigkeit schon Maffei nicht viel Gewicht legte, scheint sich also dieser schon vor ihm von zwei bekannten Novellisten erzählten Begebenheit nur zu einer Episode bedient zu haben, um die Lücken seiner in der Periode der Herschaft des Hauses della Scala sehr dunkeln Geschichte Veronas auszufüllen.

Was Luigi seinem Bogenschützen über den Inhalt der Chroniken in den Mund legt, darf als sein eigenes Zeugniss angesehen werden, da Er als ein gelehrter Mann sich von dem ungelehrten hierüber nicht hätte berichten laßen. Von der Feindschaft der beiden Geschlechter meldeten sie also nach diesem Zeugnisse nichts und auch nichts von Romeos und Juliens tragischem Geschick, sonst hätte sich Luigi dafür auf die Chroniken, nicht auf die Aussage seines Bogenschützen berufen. Girolamo della Corte schöpfte demnach nicht aus den Chroniken, sondern aus einem der beiden Novellisten und was für den Leichtsinn dieses Geschichtsschreibers bezeichnend ist, nicht aus der ältern Novelle Luigi da Portos, sondern wie sich leicht erweisen läßt, aus der jüngern Bandellos. Julie erfährt nach dem Balle von einer Amme (balia), daß der Jüngling, der ihr so wohl gefallen hat, Romeo heißt und ein Montecchi ist; die Montecchi und Cappelletti werden handgemein in sulla strada del castel vecchio; Pietro, Romeos Vertrauter, dient im Hause der Montecchi. Für unsere Leser, die jetzt Luigis und Bandellos Novelle vergleichen können, genügt dieß, sie zu überzeugen, daß

Girolamo nach Bandello erzählt und da Portos von Bandello verdrängte Novelle nicht vor Augen hatte. Diese letztere erschien zuerst ohne Jahrzahl gedruckt bei Bondoni in Venedig, wiederholt ward sie daselbst 1535; sie war aber schon, wie wir sahen, 1524 verfaßt; der zwar ältere Bandello schrieb doch wenigstens vier Jahre später und hatte keine andere Quelle als seinen Vorgänger Luigi, den er oft fast wörtlich ausschreibt, freilich auch wohl nach Gutdünken von ihm abweicht, wie z. B. bei der Ursache, warum der verhängnißvolle Brief, den bei Bandello nicht Julie, sondern Bruder Lorenzo schreibt, nicht in Romeos Hände gelangt; von einigen andern Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung ist oben schon die Rede gewesen. Bandello ist es, der zuerst Juliens Amme einführte, während bei Luigi nur von einer Wärterin die Rede ist, die mit Julien auferzogen worden, aber erst später zur Sprache kommt. Man sieht deutlich, daß er kein historisches Factum berichtet, sondern sich seines guten Rechtes, freilich sparsam genug, bedient, eine erdichtete Erzählung in prosaischer Form, denn was ist die Novelle anders? so umzubilden wie ihm die beabsichtigte Wirkung auf den Leser zu verlangen schien. Wir möchten ihn keines Plagiats beschuldigen: so abhängig er von Luigi sein mag, ist er es doch nicht mehr als dieser von Masuccio, von dem unten, und obgleich es Luigi war, welcher die Erzählung von Romeo und Julie als durch die Feindschaft der Montecchi und Cappelletti von Verona bedingt mit allen wesentlichen Umständen von der ersten Begegnung auf dem Balle im Hause der Cappelletti bis zu ihrem Tode in deren Gruft ausbildete, so hat doch Bandello Einiges hinzugefügt, was Shakespeare aufgreifen und benutzen konnte. Nur hat Bandello, der ausführlicher und belebter, ja ergreifender erzählt als der oft trockene Luigi, doch diesem gegenüber kein gutes Gewissen gehabt, da ihm der Muth fehlte zu gestehen, daß er dessen Erzählung zu Grunde lege, und Luigi sein Gewährsmann war: er gab vor, er habe die Geschichte in den Bädern von Caldero, als er sie im Geleit seines Herrn Cesare Fregoso besuchte, mündlich erzählen hören, und zwar von dem

Capitano Aleſſandro Peregrino, in welchem wir Luigis Bogenſchützen, der inzwiſchen zum Capitano avanciert iſt, leichtlich wiedererkennen.

Zwiſchen Luigi und Bandello liegt noch die Darſtellung des Gherardo Boldiero, der unter dem Namen der Clizia ſchrieb, in der Mitte: L'infelice amore dei due fidelissimi amanti Giulia e Romeo, scritto in Ottave rima da Clizia, nobile Veronese, ad Ardéo suo, Venezia 1553. Die Clizia ſchließt ſich im Thatſächlichen an Luigi; doch ſcheint ſie hie und da ſchon dem Bandello vorzuarbeiten.

Die Bemühungen Filippo Scolaris (su la pietosa Morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi, lettere critiche, Livorno 1832) den Inhalt beider Novellen als geſchichtliche Wahrheit zu retten und der Stadt Verona die Ehre nicht rauben zu laßen, der Schauplatz der Begebenheit geweſen zu ſein, zeugen von mehr ſtädtiſchem Patriotismus als Wahrheitsliebe. Vollſtändig widerlegt iſt er auch in zwei kritiſchen Briefen, welche Prof. Giuſeppe Todeschini den Lettere storiche di Luigi da Porto, Firenze 1857, angehängt hat.

Unſererſeits geſtehen wir, unerklärt laßen zu müßen, warum die Clizia Lorenzos Namen in Tricaſtro Batto verwandelt, oder warum ihn Girolamo della Corte Leonardo nennt. Sollten hier noch andere Bearbeitungen der Sage in der Mitte liegen? Man vergleiche auch Aleſſandro Torres Giulietta e Romeo, Novella storica di Luigi da Porto di Vicenza, Pisa 1831.

Nach der Erzählung eines frühern Novelliſten, des Maſuccio Salernitano, deſſen Novellino 1476 in Neapel zum erſtenmal gedruckt ward, ſoll ſich ein ganz ähnlicher Vorfall in Siena ereignet haben. Die meiſten ſeiner funfzig Novellen enthalten wohl wirkliche Vorfälle, wenigſtens betheuert er am Schluß ſeines Novellino, indem er Gott zum Zeugen anruft, daß alle dieſe Geſchichten ſich wirklich zu ſeinen Zeiten ereignet hätten. Wir wollen die hier gemeinte Novelle, deren Uebereinſtimmung mit der von Romeo und Julie ſchon Dunlop (History of fiction II. p. 396)

bemerkt hat, im kurzen Auszuge mittheilen. In der uns vorliegenden Ausgabe (Vinegia 1531. 8.) bildet sie die die dritte des vierten Buches:

In Siena lebte ein junger Mann von guter Familie, Namens Mariotto Mignanelli, der in ein Mädchen, Gianozza genannt, heftig verliebt war und sich bald auch ihre Zuneigung zu erwerben wuste. Es wird nicht gesagt, welches Hinderniss ihrer öffentlichen Verbindung im Wege stand; genug, die Liebenden, die keinen andern Weg zu ihrer Vereinigung zu finden wusten, beschloßen sich heimlich zu vermählen, welches sie durch Bestechung eines Augustinermönchs, der sie zusammengab, auch bald bewirkten. Nicht lange nachher hatte Mariotto das Unglück, einen andern angesehenen Bürger von Siena, mit dem er in Streit gerathen war, zu erschlagen, weshalb er von dem Podesta zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt wurde und nach Alessandria flüchten muste, wo sein Oheim, Ser Nicolo Mignanelli, ein reicher Kaufmann war. Beim Abschied gelobte seine geliebte Gianozza, ihm fleißig zu schreiben, und auch sein Bruder Gargano versprach, ihm von ihrem Befinden und Verhalten Nachricht zu geben. Bald aber konnte Gianozza dem Andringen ihres Vaters nicht länger widerstehen: er hatte ihr einen Bräutigam ausgesucht, gegen den sie keine Einwendungen vorbringen durfte. Sie stellte sich also als willige sie in die Heirath, während sie ihr durch ein eben so gewagtes als außerordentliches Mittel zu entgehen suchte. Sie bestach jenen Augustinermönch, der sie getraut hatte, ihr ein Getränk zu brauen, das die Kraft hätte, sie drei Tage lang in einen todähnlichen Zustand zu versetzen, trank es herzhaft hinunter und ward in der Augustinerkirche begraben. Vorher hatte sie ihren Geliebten von ihrem Vorhaben durch einen Brief benachrichtigt, der nicht anlangte, weil das Schiff, worauf der Bote sich befand, von Corsaren genommen wurde. Ein anderer Brief, worin Mariottos Bruder diesem den Tod seiner Geliebten meldete, so wie den ihres Vaters, welcher vor Schmerz über denselben wirklich gestorben war, erreichte dagegen seine Bestimmung und der unglück-

liche Mariotto beſchloß ſogleich, nach Siena zu eilen, um auf dem Grabe der Geliebten entweder vor Schmerz zu ſterben oder von Häſchern ergriffen und vor Gericht geſtellt zu werden, damit dieſes ſeinem Leben ein Ende mache. Er ward auch wirklich bei einem Verſuch, die Gruft zu eröffnen, betroffen und zum Tode verurtheilt. Unterdes war Gianozza die Nacht nach ihrer Beerdigung aus dem Grabe hervorgezogen worden und ſobald ſie wieder zu ſich gekommen war, in Mannskleidern nach Aleſſandria gereiſt, wo ſie mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden hoffte. Hier erfährt ſie aber mit Schrecken, daß Mariotto auf die Nachricht von ihrem Tode nach Siena gereiſt iſt, und entſchließt ſich ſogleich, ebenfalls dahin zurückzukehren. Sie kömmt aber erſt drei Tage nach ſeiner Hinrichtung an und ſtirbt vor Schmerz über ſeiner Leiche.

Man ſieht leicht, daß beide Geſchichten in allen Hauptzügen übereinſtimmen: der einzige Unterſchied iſt faſt, daß Mariotto eine andere Todesart ſtirbt als Romeo; doch hatte auch er den Tod auf dem Grabe der Geliebten im Sinne gehabt, wie umgekehrt auch Romeo ſich darein ergeben hatte, in Verona von Häſchern ergriffen und hingerichtet zu werden. Uebrigens wird uns auch dieſe Begebenheit als eine hiſtoriſche überliefert, ohne daß wir jedoch gemüßigt wären, ſie dafür zu halten. Möglich, daß ſich beide Vorfälle, der eine in Siena, der andere in Verona, ereignet haben: ähnliche Ereigniſſe müßen ſich immer wiederholen, weil ſich in ihnen die Natur der Liebe abſpiegelt; es fehlt uns aber an aller Gewähr für ihre hiſtoriſche Wahrheit.

Man hat verſucht, die Sage noch höher hinauf zu verfolgen. Douce hat in ſeinen Illustrations of Shakspeare II. p. 198 (vgl. Dunlop I. p. 81.) den mittelgriechiſchen Roman des Xenophon Epheſius verglichen und die Vermuthung geäußert, daß Luigi da Porto einen Zug deſſelben benutzt habe. Anthia, die Heldin dieſes Romans, nimmt nämlich einen Schlaftrunk ein, um einer verhaßten Heirath zu entfliehen. Sie wird begraben, beim Erwachen aber von Räubern fortgeführt, welche die Gruft der

Schätze wegen zu plündern kommen. Liebrecht rühmt in der Anm. 66 zu Dunlop einzelne Stellen dieser Erzählung als überaus anziehend, wozu er besonders das erste Capitel des fünften Buches rechnet. Die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergreises für die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes ist in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kürze voll des ergreifendsten Pathos und gehört vielleicht zu dem Vortrefflichsten, dessen irgend eine Literatur sich rühmen kann. Wir theilen die genannte Stelle mit:

„Ich bin von Geburt weder ein Sicilier noch ein Syracuser, sondern ein Lacedämonier und stamme von einer der angesehensten und reichsten Familien Spartas. In meiner Jugend aber verliebte ich mich in eine Jungfrau jener Stadt, Namens Thelxinoe, die mir gleichfalls ihre Liebe schenkte. Als nun einst ein öffentliches Nachtfest gefeiert wurde, kamen auch wir dort zusammen, wobei ein Gott uns den Weg wies, und genoßen den Zweck unserer Zusammenkunft. So sahen wir uns heimlich eine Zeit lang und schworen einander oft, daß wir bis zum Tode uns nicht trennen wollten. Allein das Schicksal war uns feindlich gesinnt und während ich noch unter den Epheben war, verlobten die Eltern Thelxinoes dieselbe einem jungen Spartaner, Namens Androkles, der sich gleichzeitig in sie verliebt hatte. In der ersten Zeit nun suchte Thelxinoe allerlei Vorwände, um die Vermählung aufzuschieben; zuletzt aber verabredeten wir bei einer heimlichen Begegnung, miteinander aus Sparta zu fliehen. Gerade in der Hochzeitnacht also, nachdem Thelxinoe männliche Tracht angelegt und ich ihr auch das Haar abgeschnitten hatte, verließen wir die Stadt und begaben uns nach Argos und Korinth und von dort nach Sicilien, während die Lacedämonier, sobald sie unsere Flucht vernommen, über uns das Todesurtheil aussprachen. Hier in Syrakus angelangt, lebten wir zwar jederzeit in großer Dürftigkeit; doch fühlten wir uns innig zufrieden und glaubten Alles zu besitzen, weil wir uns gegenseitig besaßen. Hier auch ist vor Kurzem Thelxinoe gestorben; doch hab ich ihren Leib nicht begraben."

Bei dieſen Worten führte er ſeinen Gaſt in ein inneres Stübchen und zeigte ihm die Thelxinoe, eine ſchon bejahrte Frau, die jedoch für ihren überlebenden Ehegatten noch im Glanz der Jugendſchönheit ſtralte; er hatte aber ihren Leib auf egyptiſche Weiſe einbalſamiert, da er dieſe Kunſt verſtand. „Mit ihr alſo, o mein Sohn," fuhr der Greis fort, „mit ihr unterhalte ich mich, bei ihr nehme ich meine Malzeiten, an ihrer Seite ruhe ich des Nachts, und wenn ich von der Tagesarbeit ermüdet nach Hauſe komme, ſo tröſtet mich ihr Anblick, denn nicht ſo wie ſie ſich deinen Augen darbietet, erſcheint ſie den meinen, ſondern, o Sohn, ſie ſchwebt mir vor wie ſie in Sparta, wie ſie auf der Flucht einſt ausſah: ich vergegenwärtige mir die Götternächte, die ich mit ihr genoßen." Während Argiolaus ſo ſprach, fieng Habrokomas laut zu weinen an und rief aus: „Dich aber, unglückliche Anthia, wann werd ich dich oder ſelbſt nur deinen Leichnam wiederfinden? Dieſem Greiſe iſt ſelbſt der todte Leib ſeines Weibes ein großer Troſt für ſein Leben, und jetzt bin ich vollkommen inne geworden, daß wahre Liebe durch keine Grenze des Lebensalters eingeſchränkt wird."

Dieſen Roman hat indes Luigi da Porto ſchwerlich gekannt, während er offenbar von Maſuccios Novelle ausgieng. Die Sage, von welcher ſich bei Xenophon Epheſius jener einzelne verlorene Zug (der Schlaftrunk) findet, der ebenſo vereinzelt auch anderwärts vorkommt, z. B. bei Cinthio III, 5, fanden wir ſchon bei Maſuccio ausgebildet. Da ſich nun auch Luigi da Groto, mit dem Beinamen Cieco d'Adria, in ſeinem dieſes Thema behandelnden Trauerſpiel La Hadriana 1578 (neu aufgelegt Venedig 1612), in welchem auch eine ſchwatzhafte Amme vorkommt, auf alte Annalen beruft, worauf wir jedoch nicht allzuviel geben möchten, ſo hat ſich wohl eine uralte Liebesſage, die in vielen Geſtalten umgeht und ſich immer wieder von Neuem zu erzeugen ſcheint, an allen jenen Orten angeſiedelt. Wir glauben nämlich in drei der berühmteſten Liebesgeſchichten aller Zeiten, denen von Hero und Leander, Pyramus und Thisbe bei den Alten und von Triſtan und Iſolde bei den

Neuern dieselben Grundzüge wieder zu erkennen, und halten sie in allem Wesentlichen mit der Sage von Romeo und Julie für identisch. Die letztere ist nur die modernste Gestalt, die jüngste Wiedergeburt des uralten Mythus, welcher die Idee der Liebe und ihr tragisches Geschick auf die einfachste und gemäßeste Weise darstellt. Der allen diesen Sagen gemeinschaftliche Gedanke scheint uns folgender:

Die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz als das eigene, das sie zwingt, sich zu vollbringen. Sie überwindet alle Hindernisse, welche die Außenwelt ihr entgegenstellt, durchbricht jede Schranke der Sitte, um ihr Ziel zu erreichen, das ihr allein Gültigkeit hat. Indem sie aber diesem nachstrebt, muß sie sich von allen Bedingungen des irdischen Daseins so weit lossagen, daß der kleinste Zufall hinreichend ist, das schwache Band völlig zu zerreißen, das sie noch mit demselben verbindet und die Außenwelt sowie die Sitte für die erfahrene Zurücksetzung zu rächen. Jener Zufall würde ihr aber nichts anhaben können, wenn er für sie ein bloß Aeußerliches bliebe, denn sonst würde ihn die Liebe wie alle andern Dinge der Außenwelt überwinden und beseitigen: er muß sich also in die Liebe selbst verkleiden und ihr einen Irrthum über den geliebten Gegenstand erregen. Hat er dieß bei dem einen Theile vermocht und hat dieser dann freiwillig das Band aufgehoben, das ihn noch mit der Erde verknüpfte, so ist für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit verwandelt. Er folgt dem Vorangegangenen und beide flüchten aus diesem verkümmerten Dasein in ein höheres, seligeres Leben, wo sich das ganz erfüllen wird, was sich hier vergebens zu verwirklichen strebte. Somit sind dann die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an der Liebe selbst untergegangen.

Es versteht sich von selbst, daß die einzelnen Sagen, welche diese Idee enthalten, darum nicht verschieden sind, weil sie bald für die Liebenden und die Liebe, bald für die Eltern und die Pflichten Partei zu nehmen scheinen, gegen welche sich jene ver-

ſündigen. Letzteres findet ſich in den Geſtaltungen der Sage, welche dem Alterthum aus dem Orient überliefert ſind, während die neuern Darſtellungen derſelben mehr die Liebe begünſtigen und das Unrecht auf Seiten der Eltern zu finden geneigt ſind.

In Pyramus und Thisbe wird das Hinderniſs, welches die Liebenden trennt, höchſt einfach und ſinnlich durch eine Wand ſymboliſiert, welche die Häuſer der Liebenden ſcheidet. In Hero und Leander iſt es eine Meerenge:

Aſien riß ſie von Europen;
Doch die Liebe trennt ſie nicht.

oder in den deutſchen Volksliedern, welche dieſe Sage behandeln, Knaben Wunderhorn I. S. 236, II. S. 252, ein breites Waßer oder ein tiefer See:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb:
Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waßer war viel zu tief.

Aber dieſe Hinderniſſe weiß die Liebe zu überwinden: in der Wand findet ſie eine heimliche Ritze, durch die ſich die Liebenden ſehen und ſprechen; die Meerenge oder das breite Waßer wird überſchwommen:

Ach, Liebchen, könnteſt du ſchwimmen,
So ſchwimme doch her zu mir u. ſ. w.

In den deutſchen Volksliedern, welche die Sage von Pyramus und Thisbe darſtellen (Knaben Wunderh. I. 275. II. 243), wird der Wand nicht gedacht, ſondern das Hinderniſs tritt ſogleich als ein ſittliches auf:

Daß ſie vor großer Hute
Zuſammen kamen nie.

Bei den Alten liegt immer ein ſittliches Hinderniſs dem ſinnlich vorgeſtellten zum Grunde. Ovid. Metamorph. IV. 55.:

Sed vetuere patres . . .

und Heroidd. XVIII. 13.:

Non poteram celare meos velut ante parentes.
Quemque tegi volumus non latuisset amor.
Doch ich vermochte nicht mehr wie früher die Eltern zu täuschen,
Daß sie die Liebe nicht sahn, die wir zu bergen gestrebt.

Schiller drückt es so aus:

Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar.

Zunächst aber erscheint es in der Sage nur als ein sinnliches, und in den deutschen Volksliedern von der Leander-Sage wird der sittlichen Grundlage gar nicht gedacht. In Romeo und Julie tritt das Hinderniss sofort als ein sittliches auf; doch hat die den italienischen Verhältnissen so gemäße Feindschaft der beiden Geschlechter an der Stelle der Wand etwas Natürliches und Sinnliches. Auch kann man bei Bandello in dem Gitterfenster, durch das sich die Liebenden besprechen, in dem Beichtstuhl mit dem Fensterchen und in der Gartenmauer die Scheidewand sinnlich vorgestellt finden. Zur Bestätigung mögen Romeos Worte bei Shakespeare dienen:

Julie. Wie kamst du her? o sag mir und warum?
Die Gartenmaur ist hoch, schwer zu erklimmen.
Die Stätt ist Tod; bedenk nur wer du bist:
Wenn einer meiner Vettern dich hier findet!

Romeo. Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum halten deine Vettern mich nicht auf.

Hieher gehört eine Stelle im Erotokritos, einem neugriechischen Heldengedicht von Vincenzo Carnara, zwischen 1630 und 1650. Arethusa, die Tochter des Königs Herakles von Athen, liebt den Erotokritos, den Sohn des Ministers Pezostratos. Die Liebenden unterreden sich durch ein Fenster mit eisernen Gitterstangen in einer Mauer, die den königlichen Palast von dem des Ministers trennt. (Vgl. Ikens Leucothea I. S. 187.) Dieß bestätigt die Identität von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe.

In dem weitern Verlauf dieſer letztern Sage iſt die Aehnlichkeit mit Romeo und Julie ſchlagend. Jenes Liebespaar, dem die Ritze in der Wand keine vollkommene Vereinigung verſtattete, beſchließt nun, ſich in der Nacht aus der Stadt zu ſchleichen und bei dem Grabmal des Ninus unter einem Maulbeerbaum, der einen kühlen Quell beſchattet, zuſammen zu kommen. In dem deutſchen Volksliede ſchreiben ſie ſich Briefe:

Darin ſie ſich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag ſo weit im Felde
Vor einem grünen Wald:
Wer eh käm zu des Brunnen Fluß,
Der ſollt des Andern warten:
Alſo war ihr Beſchluß.

Die Gefahr, in welche ſie ſich hier begeben, deutet die Sage durch das Grabmal des Ninus an, welches den lauſchenden Tod vorſtellt. In der Sage von Romeo und Julie findet es ſich in der Gruft der Cappelletti wieder, die zum Mittel gebraucht wird, die Vereinigung der Liebenden zu bewirken. Man hat ſich den Ort, wo Pyramus und Thisbe zuſammenkommen, als:

— loca plena metus

zu denken, wie ſich Pyramus bei Ovid ausdrückt: es iſt eine von wilden Thieren bewohnte Wüſte, nicht minder gefährlich als der Hellespont, dem ſich Leander anvertraut. Allein dieſe Schrecken würden den Liebenden nichts anhaben können, wenn ihnen die Liebe ſelbſt nicht verderblich würde. Eine Löwin, noch triefend vom Blut erwürgter Rinder, kommt ihren Durſt bei dem Brunnen zu ſtillen, an dem Thisbe, die ſich zuerſt eingefunden hat, ſchon des Geliebten harrt. Sie entflieht in eine Höhle und iſt ſomit ſchon der Gefahr entgangen. Aber in der Eile der Flucht läßt ſie ihr Gewand fallen, die Löwin zerreißt es mit blutigem Munde und ſo entſteht der unſelige Irrthum, der die Liebenden vernichtet. In dem deutſchen Volkslied findet ſich hier ein eigenthümlicher Zug:

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut:
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder gieng
Zu Wald mit ihren Jungen:
Da kam der Jüngeling.

Pyramus ist nun in demselben Irrthum wie Romeo, er hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrißenes, blutiges Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande, wie Romeo über Juliens vermeinter Leiche das Gift trinkt. Jetzt tritt Thisbe aus ihrer Höhle wieder hervor, wie Julie von dem Schlaftrunk erwacht, findet den Geliebten in seinem Blute und das noch rauchende Schwert in seiner Seite:

Das Schwert, das thät sie stechen
In ihr betrübtes Herz:
Gott woll an ihr nicht rächen
Den Tod mit ewgem Schmerz.
Denn es fürwahr am Tage leit (liegt)
Lieb überwindet alle Ding
In dieser betrübten Zeit.

Vorher aber beschwört sie die Eltern um ein gemeinschaftliches Grab für sich und den Geliebten und die Eltern erfüllen ihren letzten Wunsch; eine Urne umfaßt ihre irdischen Ueberreste und die Götter laßen an dem Maulbeerbaume, der sie beschattet, ein Wunder geschehen, indem sich seine bis dahin weißen Früchte, die ihr Blut besprengte, fortan in rothe verwandeln.

Nicht ganz so deutlich ist die Uebereinstimmung in dem weitern Verlauf der Hero- und Leander-Sage. Freilich sind die ältern Gedichte, welche sie behandelten, verloren gegangen und der Nachhall derselben in den Heroiden Ovids und der Erzählung des Grammatikers Musäus ist vielleicht nicht ohne Lücken. Wir können uns für unsere Lehre auf Schillers Darstellung beziehen. Eine genaue Vergleichung der verschiedenen Behandlungen dieser

Sage findet man in Valentin Schmidts trefflichem Buch: Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, S. 169 ff., wo nur die deutschen Volkslieder von dieser Sage übergangen sind.

In dem schon erwähnten Liede von den beiden Königskindern ist es nicht der Sturm, dem Leander unterliegt, sondern das Erlöschen der Fackel, welche Hero ihm angesteckt hatte, tödtet ihn:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimm doch her zu mir,
Drei Kerzlein wollt ich dir anstecken,
Die sollten auch leuchten dir.

Da saß ein loses Nönnechen,
Das that, als wenn es schlief.
Es thät die Kerzlein ausblasen;
Der Jüngling versank so tief.

Bei Musäus und Schiller wirkt beides zusammen:

Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewäßer,
Schrecken auch die Landung dar.

Dieß Erlöschen der Fackel wär aber etwas Ueberflüßiges, wenn der Sturm allein Macht gehabt hätte, die Kräfte des Liebenden zu besiegen. Bedeutung kann dieser Umstand nur gewinnen, wenn man annimmt, daß Leander nach dem Sinn der Sage den Sturm überwunden haben würde, wenn die Fackel nicht erloschen wäre. Dieß kann so zu verstehen sein, daß Leander der Macht des Sturmes so lange kräftig widerstand, als ihm die Fackel das Bild der Geliebten entgegenstralte und seinen Muth erhöhte; daß ihm aber die Stärke entwich, als der Stern der Liebe mit der Fackel zu erlöschen schien. Das Erlöschen des Feuers, dessen die Geliebte pflegte, konnte aber auch Leandern den Irrthum erregen, jene sei ein Opfer des furchtbaren Gewitters geworden, das über dem Haupte der Liebenden tobte. Bei der letzten Auslegung, welche die Analogie der verwandten Sagen für sich hat, würde

die oben angegebene Idee sich auch hier in allen ihren Momenten offenbaren, indem der Zufall, als welcher der Sturm hier erscheint, keine unmittelbare Macht über den Liebenden hatte, sondern sich erst in einen Irrthum über den geliebten Gegenstand verkleiden muste. Doch auch bei der ersten Annahme kommt die Idee zur Erscheinung, denn Leander erliegt nicht der Gewalt des so oft überwundenen Meeres, sondern der Leidenschaft: der Sturm, der ihm an sich selbst nichts anhaben konnte, muste erst einen Umweg durch sein Gefühl nehmen, indem er die Fackel verlöschte, die seinen Muth belebte. Der Selbstmord Heros, welcher die Geschichte beschließt, läuft nun ganz parallel mit dem der Thisbe:

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerflut sich hinab.

Wir haben noch ein anderes, aber zweifelhaftes deutsches Volkslied von dieser Sage, worin abermals die Fackel eine große Rolle spielt:

Ja, wie auf dem Pokale
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es beim hohen Male
Auf Königs Wohlsein geht:

So setzt sie auf das Waßer
Ein Licht von leichtem Holz:
Das treiben Wind und Wellen
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als der es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
Ich schiff ihm nach mit Luft.“

Das Lichtlein auf den Händen
Er schwamm zum Liebchen her:
„Wo mag er hin sich wenden?
Ich seh sein Licht nicht mehr.

„Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Licht gewendet ab?
Liegt er im Waßerschooße,
In einem naßen Grab?"

In einer Novelle des Straparola (VII. 2) ist es das Mädchen, welches über die Meerenge schwimmt. Ihre Brüder, die das Verhältniss missbilligen und sie dafür bestrafen wollen, laßen sie nach einem falschen Lichte steuern und so lange durch die Wellen führen bis ihr die Kräfte entgehen, daß sie ertrinken muß.

In der Sage von Tristan und Isolde, die wir hier ebenfalls als bekannt voraussetzen müßen, zeigt sich das Hinderniss sofort als ein sittliches, denn Isolde ist König Markes Gemahlin, wenigstens wird sie dafür gehalten, und Tristans Verhältniss zu ihr ist, wenn nicht Ehebruch, doch Untreue gegen Marke*). Andererseits gebietet die Pflicht der Bluträche Isolden, Tristan zu haßen, weil er ihren Oheim Morhold erschlagen hat. Ueberdieß haben die Liebenden mit einer ganzen Hölle äußerer Hindernisse zu kämpfen, die jedoch nicht als Symbole des sittlichen Hindernisses gelten können. Doch mag man ein solches Symbol in dem

*) Hier berührt sich die Liebessage mit der Freundschaftssage. Die Collision der Freundschaft mit der Liebe behandeln drei ursprünglich identische Sagen, nämlich die von Tristan, von Sigurd und von Amicus und Amelius. Im Tristan wird diese Collision zu Gunsten der Liebe entschieden, in Amicus und Amelius zu Gunsten der Freundschaft; die Sage von Sigurd und Gunnar schwankt unentschieden zwischen beiden. Alle drei Sagen haben den Drachenkampf, den Liebesbecher und das Schwertlegen gemein. Ob Sigurd nicht dennoch die Treue gegen Gunnar gebrochen habe, läßt die Sage im Dunkeln: die Tochter (Aslaug) welche er mit Brunhilden gezeugt haben soll, scheint eben nicht dafür zu sprechen, daß es ihm mit dem Schwertlegen ernster gewesen als dem Tristan. Im weitern Verlauf der Sage faßt Gunnar deshalb gegen Sigurd einen vielleicht nicht ganz ungegründeten Verdacht, in Folge dessen Sigurd verrathen wird, wobei es unentschieden bleibt, ob er als ein Opfer beleidigter Freundschaft oder gekränkter Liebe fiel. Die weitere Ausführung dieser Ansichten bleibt einer Abhandlung über die Freundschaftssage vorbehalten.

entblößten Schwerte finden, das Triſtan zwiſchen ſich und Iſolde gelegt hat, da ſie Marke in der Waldhöhle ſchlafend findet. Dieß Schwertlegen kehrt bekanntlich in vielen Sagen wieder; überall aber bedeutet das zwiſchengelegte bloße Schwert die Pflicht oder das Geſetz, welches die Beiliegenden trennt. So in der Sage von Sigurd und Gunnar, von Amicus und Amelius u. ſ. w., wo es die Pflicht gegen den Freund und Stallbruder iſt, welche den Sigurd u. ſ. w. in Geſtalt eines bloßen Schwertes von Brunhilden u. ſ. w. ſcheidet. In der Freundſchaftsſage wird dieß Geſetz beobachtet, denn ihr Sinn iſt eben, daß ſelbſt die Liebe, die ſonſt mächtigſte aller Leidenſchaften, den Freund nicht zur Untreue gegen den Freund bewegen kann. In der Liebesſage dagegen wird es wie jedes andere Hinderniſs beſeitigt und dient nur den gutmüthigen Marke zu verblenden, der nun feſt auf ihre Unſchuld und Enthaltſamkeit vertraut. Zu dieſer ſinnbildlichen Deutung des Schwerts auf die trennende Sitte, wie wir ſchon in den vorher betrachteten Sagen die Wand und den Fluß gedeutet haben, iſt man hier um ſo mehr berechtigt, als hier auch das Vereinigende, die Liebe, in dem Liebestrank, den Triſtan mit Iſolde genoßen hat, verſinnbildlicht erſcheint. Dieſer ſymboliſchen Darſtellung des Hinderniſſes in dem Schwerte entſpricht es auch, daß Triſtans Ende durch eine Wunde herbeigeführt wird, obgleich dieß mit jener Begebenheit in der Waldhöhle, ſowie die Sage jetzt vorliegt, nicht weiter zuſammenhängt. Bei ſeinem Tode finden ſich aber alle Momente wieder, die wir in den ſchon verglichenen Sagen, der Idee entſprechend, bemerkt haben. In einem Streit war nämlich Triſtan in die alte Wunde getroffen worden, die Iſolde ſchon einmal geheilt hat und auch dießmal wieder nur Iſolde heilen kann. Er ſendet einen Boten mit einem Ringe als Wahrzeichen zu ihr und befiehlt ihm, ein weißes Segel aufzuſpannen, wenn er ſie mitbringe, ein ſchwarzes, wenn ſie daheim bleibe. Iſolde folgt dem Boten, das weiße Segel weht von dem Schiffe, aber aus Eiferſucht bringt die andere Iſolde, die weißhändige genannt, dem Triſtan die falſche Botſchaft, ein ſchwarzes Segel

sei aufgezogen. Bei dieser Nachricht sinkt Tristan trostlos zurück, sein Herz bricht und das seiner herbeieilenden Geliebten über seiner Leiche. Beide wurden in ein Grab zusammengelegt und über Tristans Leichnam pflanzte man eine Weinrebe, über Isoldens einen Rosenstock, und diese wuchsen ineinander und konnten nicht wieder geschieden werden. Etwas Aehnliches begegnet dem Aegeus mit seinem Sohne Theseus, als dieser den Minotaurus erschlägt. Er vergißt das weiße Segel aufzuspannen, der Vater glaubt er sei todt und stürzt sich vor Leid von einem Felsen zu Tode. Plutarch Theseus 22 cf. 17. Auch hier würde also die Liebe wieder alle Hindernisse besiegen, wenn nicht Zufall oder Tücke einen Irrthum über den geliebten Gegenstand zu erregen wüßten und mithin die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an sich selber zu Grunde giengen. Die Uebereinstimmung mit den früher betrachteten Sagen fällt von selbst in die Augen; das Segel mag man mit der erloschenen Fackel in Hero und Leander und die weißhändige Isolde mit dem losen Nönnchen vergleichen, das in dem deutschen Volksliede die Kerzen ausbläst. Mit der Sage von Romeo und Julie hat die von Tristan und Isolde noch die äußere Aehnlichkeit, daß Isolde wie Julie über der Leiche des Geliebten vor Schmerz stirbt, während Thisbe und Hero ihrem Dasein durch Selbstmord ein Ende machen. Aber dieß ist ganz zufällig, denn im Grunde tödtet ja der Schmerz auch Thisbe und Hero, wie er schon die in dem unseligen Irrthum befangenen Liebhaber Romeo, Tristan, Pyramus und (wenn unsere obige Annahme wegen der erloschenen Fackel haltbar ist) Leander getödtet hatte, obgleich einige unter ihnen ihm durch Selbstmord vorgreifen.

Wie volksmäßig und allgemein wirksam übrigens die Sage ist, welche den oben angegebenen Gedanken ausdrückt, beweist unter anderm ein modernes ziemlich verbreitetes Volksbuch: „Merkwürdige Geschichte des kaiserlich-österreichischen Offiziers Herrn von Friesland und des Fräuleins Therese von Hartenstein. Geschehen zu Prag im Jahre 1819. Berlin, in der Zürngiblischen

Buchdruckerei," wo sich wieder derselbe Ausgang findet, ohne daß eine äußere Ableitung ersichtlich wäre.

Wenn die obige Ausführung die Uebereinstimmung der vier bekanntesten Liebessagen in den wesentlichsten Zügen dargethan hat, so durften wir sie darum nicht von einer gemeinsamen Urquelle ableiten, noch eine äußere Einwirkung der einen auf die andere vermuthen, vielmehr mußten wir alle gemeinsamen Züge aus der nachgewiesenen Idee erklären, welche alle diese Sagen verbindet. Ohne Zweifel wird vorurtheilslose Betrachtung verwandter Sagen in den meisten Fällen auf eben dieß Resultat führen und weit öfter einen innern Zusammenhang durch den Gedanken, als einen äußern durch Ueberlieferung und Mittheilung ergeben, obgleich auch ein solcher nicht selten vorkommen, manchmal auch beides zusammen wirken mag.

Man neigt neuerdings immer mehr dazu, die übereinstimmenden Züge, die sich in Märchen und Sagen finden, von äußerer Mittheilung herzuleiten und allen altüberlieferten Erzählungen orientalischen, ja indischen Ursprung beizumeßen, welcher Ansicht ich noch immer keine größere Berechtigung zugestehen kann als dieß in vorstehendem Satze geschehen ist. Auch die Sage von Pyramus und Thisbe stammt aus dem Orient, darauf deutet das Grab des Ninus, die Löwin u. s. w.; auch die Sage von Leander mag wie dieser selbst den Hellespont überschwommen haben; aber gleichwohl möchte ich noch immer die damit identische Sage von Romeo, von Tristan und Isolde lieber aus der oben nachgewiesenen Idee, die sich auch in jenen orientalischen Sagen geltend macht, als aus äußerer Mittheilung ableiten. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, unsere bescheidenen Zweifel gegen die jetzt durch Benfeys gelehrte Forschungen herschend gewordene Ansicht zu äußern; hier will ich nur noch erwähnen, daß einer bekannten rheinischen Sage, welche sich an Rolandseck knüpft, im Wesentlichen dieselbe Idee zu Grunde liegt; nur ist hier an die Stelle des Todes eine andere sehr mittelalterliche Art die Welt zu verlaßen getreten, indem Hildegunde auf die falsche Nachricht von

Rolands Fall in der Schlacht von Ronceval sich in ein Kloster, begräbt, worauf Er gleichfalls der Welt entsagt und als Einsiedler stirbt.

In Bezug auf Shakspeare ergiebt die angestellte Vergleichung, daß die ihm überlieferte Sage, wenn sie auch in der Gestalt, in welcher er sie empfieng, schlecht und unwürdig genug dargestellt war, doch an sich selbst einen unendlich hohen Werth hatte, indem sie einen unvergänglichen, ewig wahren Gedanken in einer höchst dichterischen Weise zur Anschauung brachte. Daß Shakspeares Behandlung erst dieser Sage ihr volles Recht angedeihen ließ und sie mit dem Glanz umgab, in dem sie zu stralen verdiente, gereicht so sehr zum Ruhme des Dichters, daß man nicht nöthig hat, zu allerlei höchst unwahrscheinlichen Annahmen zu flüchten, um das enge Anschließen an den vorgefundenen Stoff in diesem Schauspiel zu beschönigen. Shakspeare soll nämlich nach A. W. v. Schlegel bloß Arthur Brookes metrische Bearbeitung unserer Novelle (The tragical history of Romeus and Juliet, 1562, neu aufgelegt 1582, abgedruckt hinter der Johnson-Steevensschen Ausgabe des Stücks) gekannt haben, oder nach Andern außer dieser nur noch die Uebersetzung des Paynter im zweiten Bande des Palace of Pleasure. Arthur Brooke schöpfte wie Paynter aus Boisteaus von Belleforest fortgesetzten Histoires tragiques extraites des oeuvres italiennes du Bandel, und Boisteau wieder wie der Titel seines Werks besagt, aus Bandello; jedoch erlaubte er sich manche Abweichungen. Wenn nun auch Shakspeare die meisten dieser Abweichungen von Bandellos Erzählung, deren Angabe den Leser ermüden würde (Eschenburg hat sie sämmtlich aufgezählt), mit Paynter gemein hat, so darf man daraus noch nicht mit Dunlop II. p. 401 und Andern den Schluß ziehen, daß Shakspeare den Bandello nicht gekannt habe, da er ja diesen Veränderungen aus künstlerischen Gründen den Vorzug geben konnte, wie es Schlegel selbst bei einem der erwähnten Umstände ausgeführt hat. Man ist überhaupt neuerdings von der Ansicht der Engländer über Shakspeares Unwißenheit abzugehen genöthigt gewesen. War

er auch kein Gelehrter, er würde seinen Beruf verkannt haben, wenn er das hätte sein wollen, so lebte er doch in einer Zeit und an einem Hofe, wo gelehrte Bildung und Sprachkenntnisse sehr verbreitet waren, und in dieser Umgebung konnte ein Geist wie der seinige nicht zurückbleiben, ja noch heut zu Tage würde er für gut unterrichtet gelten. Das Lateinische war ihm geläufig, das Griechische nicht ganz versagt, die italienische Sprache hatte er vollkommen inne wie es am Hofe Elisabeths nicht anders sein konnte, und an seiner Kenntniss des Französischen, die dazumal eine Seltenheit war, kann Niemand zweifeln, der seinen Heinrich V. gelesen hat. Wie es mit dem Spanischen steht, wißen wir nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er auch diese Sprache verstand. Nur um eine kleine Probe von Shakspeares Kenntniss der italienischen Sprache zu geben, bemerken wir, daß die wunderschönen Worte, womit Romeo Julien auf dem Maskenball zuerst anredet, sowie ihre Antwort, eine Anspielung auf seinen Namen enthalten, welcher einen Pilger bedeutet, was gewiss Mancher nicht weiß, dem die italienische Sprache geläufig ist. Nach Halliwell wurde es sogar jüngst im Quaterly Review geradezu in Abrede gestellt. Vielleicht besuchte Romeo das Fest des Capulet, nach Shakspeares Anordnung, nicht als Nymphe wie bei Luigi, sondern in Pilgertracht; aber auch ohne dieß durfte Shakspeare darauf rechnen, daß seine Zuschauer die Anspielung verstehen würden, denn ihnen war der Begriff eines Pilgers noch nicht so entlegen, daß sie das Wort dafür nicht gekannt hätten.

Ob Shakspeare die Novelle des Luigi da Porto, die wir dießmal mittheilen, kannte, wißen wir nicht: es ist wahrscheinlich; doch kann man es nicht mit Voss daraus schließen, daß in dieser Novelle der Tod einiger Freunde den Romeo reizt, sich an Tybalt zu vergreifen, wie bei Shakspeare der Tod Mercutios hiezu Veranlaßung wird.

Ueber den Kunstwerth unserer Novellen sagen wir nichts: er kann in Vergleich mit Shakspeares Behandlung nur verlieren. Wie wenig Verdienst aber auch beide Novellen haben mögen, so

ist doch die Novelle Bandellos der des Luigi da Porto vorzuziehen, der noch viel weniger eine Ahnung von der Macht der Liebe zu haben scheint, welche die Novelle doch darstellen soll. Unerträglich ist hier das Zaudern der Liebenden bis sie alle Bedenklichkeiten hinweggeräumt haben und sich endlich entschließen, der Liebe ihr Recht anzuthun. Wenn die Italiener die Novelle Luigis vorziehen, so gründet sich dieß nur auf die größere Einfachheit seiner Sprache.

Nachträglich die Bemerkung, daß die Art wie in Bandellos Novelle und noch bei Shakspeare Romeo sich in Besitz Juliens zu setzen gedenkt, indem sie zum Schein sterben und dann mit Romeo entfliehen soll, große Aehnlichkeit hat mit der Entführung Salomes im ältern Morolf, dieß aber wieder mit der im Cliget des Chretien von Troyes, wo Fenice durch einen Schlaftrunk scheinbar erkranken und sterben, dann aber aus der Gruft befreit mit Cliget entfliehen soll. Morolf gießt bekanntlich der Salome geschmolzenes Blei durch die Hände, weil er behauptet, sie sei aus rechter Schalkheit todt; auch dieser Zug kehrt im Cliget wieder, wo drei Aerzte von Salern die Stelle von Morolf einnehmen. Vgl. Holland Chrétien von Troyes, Tübingen 1854, p. 46. 57.

Schließlich entnehme ich aus Halliwells Zusätzen zu der Uebersetzung vorstehender Abhandlung, daß auch Lope de Vega in seinem Schauspiel Los Castelvies y Monteses Bandellos Novelle benutzt hat, jedoch mit großer Freiheit und veränderten Namen der Personen, und noch ein anderes spanisches Schauspiel, Los Vardos de Verona, auf dieselbe Novelle gegründet ist.

II.

Zu

Hamlet.

1. Die Sage von Amleth.

Nach Saxo Grammaticus.

Rorik, König von Dänemark, übertrug nach dem Tode Gerwendills dessen beiden Söhnen, Fengo und Horwendill, die Statthalterschaft über Jütland. Letzterer ward bald einer der gewaltigsten Seehelden und wuste durch eine Reihe kühner Wikingfahrten seinem Namen einen solchen Glanz zu verleihen, daß Koller, König von Norwegen, nicht geringen Zuwachs für seinen Ruhm sich versprach, wenn es ihm gelänge, den weitgepriesenen Nebenbuhler zur See zu überwinden. Nach langem Suchen und mühsamen Fahrten durch die Gewäßer gelang es ihm endlich, an einer Insel inmitten des Meeres auf die Flotte Horwendills zu stoßen. Von den reizenden Ufern des Eilandes angelockt, betraten die Führer zu gleicher Zeit dessen Boden. Bald trafen sie aufeinander und hatten sich ebensobald verständigt, wessen sich der Eine von dem Andern zu versehen habe. Man besprach die Art, wie der Zweikampf geschehen solle, ob durch Massen oder von ihnen allein im einzelnen Gefechte. Letzteres wurde alsobald von den Helden als rühmlicher und ehrenvoller einstimmig vorgezogen. Nach wechselseitig gegebenem Worte, durch ein würdiges Begräbniss des gefallenen Gegners Tod zu ehren und den verwaisten Hinterlaßenen ein angemeßenes Wehrgeld zu zahlen, schritt man von beiden Seiten muthig zum Kampfe. Nach kurzem Gefechte erlag König Koller vor dem wüthenden Andrange seines Gegners. Horwendill aber bestattete ihn prächtig und ehrenvoll, wie er verheißen, und begab sich sofort in die Heimat zurück, reich wie an Ruhm so an

Beute mannigfacher und seltener Art, wovon er einen großen Theil seinem Herrn Rorik überließ, um sich dessen Gunst und Freundschaft zu sichern. Dieß gelang ihm auch: der König gab ihm seine Tochter Geruthe zur Gemahlin, mit der einen Sohn Namens Amleth erzeugte.

So glückliche Erfolge entzündeten Neid und Haß in Fengos Brust und ließen ihn auf Verrath und Nachstellungen sinnen, um den begünstigtern Bruder zu verderben. So ist der Tüchtige selbst vor den Nächstangehörigen nicht sicher. Endlich erwiesen sich Ort und Gelegenheit bequem, und das scheusliche Verbrechen des Brudermordes war vollbracht, wozu sich bald noch Blutschande gesellte, durch ehebrecherische Verbindung mit der Wittwe des Getödteten. Das eben ist der Fluch der Schuld, daß sie immer wieder Reiz und Veranlaßung zu neuer Schuld enthalten muß. Fengo wuste mit so schlauer Vermeßenheit seine Missethat zu bergen, daß er sogar kein Bedenken trug, sie mit dem Vorwande edler Absicht zu beschönigen und den schändlichen Mord als einen Liebesdienst darzustellen sich nicht entblödete, indem er die Geruthe, wie wenig sie auch in ihrer Harmlosigkeit sich bewust war, irgend Jemanden ein Leid zugefügt zu haben, überredete, ihr Gemahl habe den bittersten Haß gegen sie im Herzen getragen, und nur um sie davor zu retten, sei er zu seinem Mörder geworden, weil es ihm unerträglich geschienen, daß ein so sanftes, gutes Weib dem wilden Grolle ihres Mannes zum Opfer werden solle. Auch blieb sein Tichten und Trachten nicht ohne Erfolg. Denn bei den Großen findet die Lüge leicht Eingang, wie da Thoren oft Gunst zu Theil wird und Ehre den Verleumdern. So ward Fengo, indem er, kaum gereinigt von dem Blute des erschlagenen Bruders, in die verbrecherische Umarmung seiner Schwägerin sich stürzte, der doppelten Missethat doppelt schuldig.

Amleth, der diesem Treiben zusah und bei klugem Benehmen seinem Oheim verdächtig zu werden fürchtete, suchte sich Leben und Wohlfahrt dadurch zu sichern, daß er den ihm angeborenen Verstand und Witz eben dazu benutzte, diese Eigenschaften hinter

erkünſtelten Blödſinn ſo wenig als möglich zum Vorſchein kommen zu laßen. Täglich erſchien er in entſtellende Lumpen gehüllt, mit dem Schmutz und Unrath des Bodens den Körper über und über beſudelt. Erkünſtelte Bläſſe und verunſtaltete Farbe des Geſichts trugen nicht wenig dazu bei, eines lächerlichen Wahnſinns Verirrung vorzuſpiegeln. Was er ſprach, hatte den Anſchein von Blödſinn, was er vornahm und that, das Gepräge völliger Geiſtloſigkeit. Kurz, wer ihn ſah, muſte nicht einen Mann, nein, ein trauriges Miſsgeſchöpf, von der entarteten Natur für Hohn und Verachtung erzeugt, in ihm zu erblicken wähnen. Dabei war es ſein gewöhnliches Geſchäft, am Heerde ſitzend mit beiden Händen die Kohlen zuſammenzukehren und krumme Stäbchen aus Holz zu ſchnitzen, die er dann im Feuer zu härten und mit Widerhaken zu verſehen pflegte. Wurde er gefragt, was er hiemit bezwecke, ſo gab er zur Antwort, er ſorge für ſcharfes Geſchoß um den Tod ſeines Vaters zu rächen. Er hatte deshalb vielfältigen Hohn zu ertragen, indem den Meiſten ein ſolches Beginnen als höchſt lächerlich und eitel erſchien, obwohl es ihm ſpäter zur Ausführung ſeines Vorhabens nicht wenig behülflich geweſen iſt. Dagegen erregte bei ſchärfern und ſinnigern Beobachtern dieſe Beſchäftigung zuerſt den Argwohn liſtiger Verſtellung. Denn ſelbſt das Geſchick bei ſo geringfügigen Arbeiten deutete auf verborgene Anlagen, indem der, deſſen Hände ſo kunſtreiche Spielereien ſchufen, ſchwerlich ein völlig Blödſinniger ſein konnte. Auch unterließ er nie, die zugeſpitzten und gehärteten Stäbchen mit gröſter Sorgfalt zu ſammeln und aufzubewahren. Es geſchah daher, daß Einige, von der wahren Beſchaffenheit ſeines Geiſtes überzeugt, offen behaupteten, daß dieſer Wahnwitz nur Schein, ja die Maske des feinſten Verſtandes ſei, und daß, um Solches an den Tag zu bringen, kein Mittel erfolgreicher ſein könne als wenn man ihn insgeheim mit einem Weibe von ausgeſuchter Schönheit zuſammenbrächte, die im Stande wäre, in ſeinem Herzen die Flamme ſinnlicher Luſt zu entzünden. Denn ſo ſtark ſei die Macht der Natur in ihrem Anreiz zu fleiſchlichem Genuße, daß keine Kunſt der Verſtellung da-

gegen bestehen könne; und so werde sie auch in diesem Falle zu gewaltig sein als daß es der List gelingen dürfte, sich ihrer zu bemeistern. Diese Stimmen fanden Gehör, und alsbald wurden Einige aus des Königs Hofgesinde ernannt, die den Jüngling in den entlegensten Theil einer Waldung geleiten musten, um eine Prüfung der erwähnten Art mit ihm vorzunehmen. Zufällig befand sich in jener Schar ein Milchbruder des Prinzen, in dessen Herzen die Rücksichten der Freundschaft gegen den Gespielen der Kindheit noch nicht ihre Geltung verloren hatten. Dieser, das Andenken an jenes alte Verhältniss höher achtend als das Gebot seines gegenwärtigen Herrn, hatte den Begleitern des Amleth sich angeschloßen, um ihn zu berathen, wenn er Zeichen eines hellern Bewustseins von sich geben, ganz besonders aber, wenn er sich der Befriedigung sinnlicher Lust frei und offen überlaßen sollte. Auch wuste Amleth selbst gar wohl, woran er war. Als er daher das Pferd besteigen sollte, setzte er sich absichtlich so, daß er das Gesicht nach hinten kehrte, indem er den Schwanz als Zügel ergriff, als denke er auf diese Weise den Lauf des Rosses zu lenken. Nicht wenig wurden dadurch von vorn herein die Ränke des Oheims und die Nachstellungen, die seiner warteten, entkräftet.

Im Verlauf der Reise war man zwischen Strauchwerk und Gebüsch auf einen Wolf gestoßen, und da die jüngern Begleiter sich an Amleth mit den Worten wandten: Ei seht, da kommt uns ja ein Pferd entgegen, gab dieser zur Antwort, daß sich deren nur sehr wenige in Fengos Heer befänden, indem er hiemit eben so leis als witzig die Vermögensumstände seines Oheims verspottete. Und als sich jene über die Klugheit dieser Erwiderung äußerten, versicherte er, mit vollkommenem Bewustsein so gesprochen zu haben, um auf keinerlei Weise der Lüge verdächtig zu werden. Denn allwege bedacht, als fern von jedem Truge zu erscheinen, wuste er Wahrheit mit List dergestalt zu paaren, daß jene stäts seinen Worten zu Grunde lag, während er anderntheils durch die Art, wie er sich ihrer bediente, die Fülle seines Scharfsinns behutsam verdeckte.

Weiterhin gelangte man an das Ufer des Meeres. Als hier Amleths Begleiter auf das Steuer eines gestrandeten Schiffes stießen und ein Meßer von außerordentlicher Größe gefunden zu haben versicherten, erwiderte der Prinz: In der That, man muß damit einen gewaltigen Schinken theilen können, womit er offenbar auf den Meeresarm anspielte, als dessen weiter Fläche ein so großes Ruder angemeßen sei. Ebenso als man später auf Dünen traf und ihm der Kieß als geschrotenes Korn gezeigt wurde, gab er zur Antwort: Ja, die Wogen des schäumenden Meeres haben es gemalen; und da seine Umgebung auch diese Antwort lobte, versicherte er, dieß nicht weniger mit dem Bewußtsein, wie klug es sei, gesprochen zu haben. Endlich an Ort und Stelle gelangt, wurde der Prinz, um der Befriedigung seiner Luft kein Hinderniß in den Weg zu legen, der Abrede gemäß von den Begleitern alsbald verlaßen, und die vom Könige erlesene Jungfrau ihm entgegen gesandt, der auch, wie einer zufällig dargebotenen Ueberraschung des Geschicks, die freundlichste Begegnung von seiner Seite zu Theil ward, und am einsamen Orte sicherlich noch mehr geschehen wäre, wenn nicht jener Milchbruder den Prinzen durch ein versteckes Zeichen von den Nachstellungen, die seiner harrten, zur rechten Zeit unterrichtet hätte. Darauf bedacht, wie eine solche Warnung am Schicklichsten geschehen und der Jugendfreund vor der gefahrvollen Lockung behütet werden könnte, hatte dieser nämlich ein rothblühendes Halmgewächs, das er am Boden fand, dem Schwanze einer vorüberfliegenden Bremse anzuheften gewust, die er sodann der Gegend zutrieb, in der sich Amleth befinden muste. Auch ermangelte dieser Dienst gegen den unbedachtsamen Freund nicht des gewünschten Erfolgs: denn mit eben so viel Scharfsinn, womit der Eine das Warnungszeichen ertheilte, wurde es von dem Andern erkannt und seine Bedeutung verstanden. Sobald Amleth die Bremse erblickt und den Halm, den sie am Schwanze führte, gehörig in Augenschein genommen hatte, merkte er, daß ihm damit ein Zeichen lauernden Verraths gegeben sei. Um nun der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen und seine Begierde in größerer

Sicherheit befriedigen zu können, nahm er die Jungfrau in seinen Arm und entführte sie an einen entlegenen sumpfigen Ort, wo er auch bald zum ersehnten Ziele seiner Wünsche gelangte. Und als er hierauf das Mädchen dringend beschwor, ihre Heimlichkeit vor aller Welt durch das tiefste Schweigen zu bewahren, ward von ihr das Versprechen mit der größten Bereitwilligkeit und mit gleichem Eifer, als es geheischt worden war, ertheilt und bekräftigt. Denn auch sie war ihm durch gemeinschaftliche Erziehung und Pflege von Kindheit an auf das Innigste befreundet und gewogen.

Als nun Amleth nach der Heimkehr von Allen wie zum Scherz gefragt wurde, ob er das Mädchen erkannt habe, gestand er offen und frei, ihre Reize genoßen zu haben. Weiter befragt, wo er dieß gethan und welcher Polster er sich dabei bedient, gab er zur Antwort: er habe auf dem Hufe eines Rindes, dem Kamme eines Hahnes und einigen Balken geruht. Kein Wunder, wenn hierauf ein ungeheures Gelächter der Umstehenden erfolgte, obgleich auch dieser noch unverstandene Scherz wohl der Wahrheit keinen Abbruch that. Als man dagegen bei der Jungfrau nach dem Hergange der Sache frug, wollte sie von alle dem nichts wißen, und man glaubte ihr um so mehr, je weniger Amleths Begleiter etwas der Art hatten wahrnehmen können. Jenem Jünglinge aber, der durch das Zeichen an der Bremse sich um den Prinzen so verdient gemacht hatte und jetzt in der Absicht als Urheber jener That anerkannt zu werden, gegen Amleth äußerte, er habe sich neuerdings ganz seinem Dienste gewidmet, gab dieser, um auch seinerseits nicht unachtsam und gleichgültig zu erscheinen, zur Antwort: In der That, er habe einen kleinen Heuträger gesehen, dem ein Halm am Hintern gesetzen. Eine Erwiederung, die alle Uebrigen eben so zum Lachen reizte, als sie Amleths Getreuen durch ihre Angemeßenheit ergetzte.

Als so alle Versuche fehlschlugen und keiner zu des Jünglings wahrem Geiste den Schlüßel finden konnte, meinte einer von Fengos Freunden, der mehr von Dreistigkeit als Einsicht besaß, man müße, um hinter das undurchdringliche Gewebe von List und

Verschlagenheit zu gelangen, das gewöhnliche Verfahren, das immer ohne Erfolg bleiben werde, völlig aufgeben und dafür einen ganz andern, nachdrücklichern Weg einschlagen. Er rühme sich, nach langem Sinnen ein Mittel gefunden zu haben, das mit Leichtigkeit ausführbar sei und, um der Sache auf den Grund zu kommen, vom besten Erfolg sein müße. Fengo solle sich nämlich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts auf einige Zeit aus der Burg entfernen, Amleth aber unterdes mit der Königin in einem gemeinsamen Gemach verschloßen werden, nachdem man für einen zuverläßigen Mann gesorgt, der in einem versteckten Theile desselben Zimmers verborgen, alle zwischen jenen Beiden vorkommende Gespräche unbemerkt mit anhören könnte. Jetzt werde der Prinz, wenn er anders bei Verstande sei, kein Bedenken tragen, in den Busen der leiblichen Mutter Alles, was ihn quäle und beschäftige, sorglos auszuschütten. Er selbst endlich erbot sich zu dem Geschäft des heimlichen Lauschers, um nicht bloß Urheber eines so trefflichen Raths, sondern auch sein Vollstrecker zu heißen.

Dem König ist der Vorschlag ganz genehm, eine lange Reise vorschützend entfernt er sich von der Burg; Jener aber, der ihm den Rath ertheilt, begiebt sich heimlich in das Gemach, in welchem Amleth und seine Mutter eingeschloßen sind, und verbirgt sich unter der Hülle eines Bettes. Amleth indes, der immer auf seiner Hut ist, fehlt es nicht an einer Gegenmaßregel: aus Furcht, heimlich behorcht zu werden, bleibt er vorerst seinem angenommenen Wesen getreu, und nach Art eines Hahnes krähend und die Arme gleich Flügeln auf und nieder schlagend, besteigt er das Bett und beginnt sich auf demselben herumzuwälzen, um zu entdecken, ob Jemand unter demselben verborgen sei. Sobald er aber mit seinen Füßen einen Körper unter dem Lager wahrnimmt, stößt er nach ihm mit dem Schwerte und zieht ihn dann aus den Decken hervor, um ihm vollends den Rest zu geben. Hierauf schneidet er den Leichnam in kleine Stücke, kocht ihn in heißem Waßer und wirft ihn in die Oeffnung einer Schleuse, den Schweinen zu leckerm Futter.

Dieß vollbracht kehrte er in das Zimmer zurück, und da die Königin über diesen Ausbruch seines Wahnwitzes, wofür sie es hielt, heftig zu weinen und sich zu beklagen begann, hub er gegen sie an zu sprechen: Wie, verabscheuungswürdige Mutter, hofft du deine schmachvolle Missethat hinter erkünsteltem Jammer und heuchlerischen Thränen zu verbergen? Die du nach geiler Metzen Art des sündlichen Ehebettes Lüste nicht scheust, den Mörder deines Gatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen hegst und ihm, der deines Sohnes Vater schlachtete, mit ekelhaften Liebkosungen schmeichelst! Ich aber trage nicht umsonst das Kleid der Thorheit: denn ich zweifle nicht, daß der, welcher seinen Bruder mordete, mit gleicher Grausamkeit auch gegen seine Verwandten wüthen werde. Darum zieh ich es vor, für einen Blödsinnigen denn für einen Klugen zu gelten; darum suche ich Sicherheit und Schutz hinter der äußersten Geistesverwirrung erborgter Hülle. Im innersten Herzen aber lebt mir der Drang, den Vater zu rächen; wenn ich noch zaudere, ist dieß nichts als Schuld der Zeit und der Gelegenheit, deren Gunst ich mit Sehnsucht erwarte. Nicht überall ziemt sich ein gleiches Verfahren. Denn gegen ein finsteres, verstocktes Gemüth bedarf es verborgener Weisen. Du aber thust etwas sehr Ueberflüßiges, meine Thorheit zu beklagen, die du billiger über deine eigene Schmach jammern und weinen solltest. Uebrigens wirst du zu schweigen wißen.

Durch den Stachel solcher Reden gelang es ihm, die Mutter auf den Weg der Tugend und Pflicht in dem Maße zurückzuführen, daß das Andenken der frühern Liebe mehr fortan in ihrem Herzen galt, als der Reiz und die Lockungen der Gegenwart.

Als Fengo heimgekehrt war und sich jener Späher nirgends sehen laßen wollte, fieng er an den ganzen Tag über emsig nach ihm zu forschen und zu fragen; Alle aber versicherten, nichts von ihm zu wißen. Nur Amleth, den man zum Scherz ebenfalls frug, ob er keine Spur des Vermißten wahrgenommen habe, gab zur Antwort: Jener sei in die Schleuse spaziert, allmählich auf den

Grund gerathen und endlich, von Schlamm und Koth überdeckt, den ab- und zugehenden Schweinen eine willkommene Speise geworden. So sehr diese Erwiederung der Wahrheit gemäß war, wurde sie dennoch bei ihrem Anscheine von aberwitziger Verkehrtheit von Allen, die sie vernahmen, von ganzem Herzen verlacht.

Fengo jedoch mochte sich immer noch nicht von Amleths Stumpfsinn versichert halten; vielmehr war er fest von seiner-List und Verschlagenheit überzeugt. Darum beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen; aber aus Furcht, sowohl Rorik als Geruthe zu beleidigen, wenn er selbst Hand an ihn legte, hielt er es für gerathen, um wenigstens den guten Schein zu bewahren, durch einen Andern die That vollstrecken zu laßen. Und dazu wählte er den König von Britannien: denn es kümmerte ihn wenig, einen Freund mit Fluch zu beladen, wenn er dadurch für sich den übeln Folgen einer Missethat entgehen konnte.

Amleth wird nach England entsendet. Vor der Abreise befiehlt er seiner Mutter, die Halle des königlichen Palastes wie zum Schmucke mit einem netzartigen Gewebe zu bekleiden, nach Jahresfrist aber scheinbar sein Todesfest zu feiern; er werde bedacht sein, zur selben Zeit nach Hause zurückzukehren. — Mit dem Prinzen reisen zugleich zwei aus dem Hofgesinde des Königs, nach damaliger Sitte anstatt des Briefes mit einer Runentafel versehen, worin dem Könige der Briten der Auftrag ertheilt wird, den Jüngling, den man ihm schicke, sofort ums Leben zu bringen. Amleth aber ist gewohnt, dem Verrathe zu begegnen. Kaum bemerkt er, daß seine Begleiter sich sorglosem Schlafe überlaßen haben, als er ihr Gepäck unverzüglich durchsucht, wobei ihm jener verhängnisvolle Brief glücklich in die Hände kommt. Sobald er des Oheims Auftrag gelesen, schabt er Alles, was der Tafel eingegraben ist, sorgfältig weg und setzt an dessen Stelle eine neue Verbindung von Zeichen, worin der frühere Befehl umgekehrt und das ihm zugedachte Todesurtheil auf seine Begleiter übertragen wird. Und damit nicht zufrieden, die Gefahr, die seinem Leben drohte, auf Andere gewälzt zu haben, fügt er unter Fengos Na-

men und Unterschrift die Bitte an den König hinzu, dem klugen Jünglinge, den man ihm gesendet, seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

In Britannien gelandet, verfügen sich die Gesandten alsbald an den königlichen Hof und überreichen jenen Brief, ihres eigenen Todes Förderer und Verschulder, während sie in dem Wahne leben, einen Andern ins Verderben zu stürzen. Der König, ohne sich etwas von seinem Auftrage merken zu laßen, nimmt sie mit gastfreundlicher Gefälligkeit und ehrendem Entgegenkommen auf. Man begiebt sich zu Tisch, und hier geschah es, daß Amleth, allen Ueberfluß des königlichen Mahles gleich schlechter gemeiner Kost verschmähend, nicht das Geringste weder an Speise noch an Trank zu sich nehmen wollte. Kein Wunder, wenn einen Jeden, der zugegen war, dieß seltsame Benehmen des Gastes befremdete. Ehe man daher nach Beendigung des Males sich zur Ruhe begab, sorgte der König dafür, daß sich Jemand in das Schlafgemach der Fremden versteckte, um in heimlicher Verborgenheit ihre nächtlichen Gespräche zu belauschen und dadurch Amleths Verfahren wo möglich auf den Grund zu kommen. Als nun dieser während der Nacht von seinen Begleitern gefragt wurde, warum er sich bei dem Male so gar aller Speisen, gleich als seien sie vergiftet gewesen, enthalten habe, gab er ihnen zur Antwort: das Brot sei von Blut behaftet gewesen, das Getränk habe nach Eisen geschmeckt, die Fleischspeisen aber den Geruch von Leichen, einen Brodem nach Tod und Verwesung an sich gehabt. Ferner wollte er an den Augen des Königs etwas Knechtisches wahrgenommen haben; an der Königin aber drei Ungebührlichkeiten, durch die eine Magd sich kenntlich mache. Als Amleth solchergestalt mehr die Wirthe als ihre Gaben schmähte, begannen seine Begleiter, die in alle dem nichts als Spuren seiner alten Geistesverwirrung sahen, mit muthwilligem Hohne seiner zu spotten und ihm vorzustellen, wie ungebührlich es sei, das Schickliche zu schmähen, das Löbliche zu verunglimpfen, einen vortrefflichen König und eine sittige Königin mit schnöder Rede anzutasten,

und das Lob, das ihnen zukomme, in Schimpf und Tadel zu verkehren.

Als der König diese Reden von seinem Kundschafter vernahm, hielt er dafür, daß ein Mann, der Solches gesprochen, entweder aberwitzig, oder mit übermenschlichem Sinn von der Natur begabt sein müße; so mit wenigen Worten die ganze Tiefe von Amleths Verschlagenheit umfaßend. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde nun zunächst der Verwalter gefragt, woher er das Brot zum gestrigen Male genommen, und als dieser sich auf den Hofbäcker berief, gleicherweise bei diesem Erkundigung eingeholt, wo das Korn dazu gewachsen sei und ob sich auf jener Stelle keine Spuren von menschlichen Leichen fänden, worauf die Antwort erfolgte, daß in der Nähe ein Feld gelegen sei, mit Knochen längst Erschlagener bedeckt und allen Anzeichen zufolge der Ort einer ehemaligen Metzelei, den er, wie Andere vor ihm, wegen seiner Fettigkeit und in Erwartung einer reichlichen Ernte im Frühjahr bestellt und besät habe. Es könne daher wohl sein, daß das Brot etwas nach Verwesung schmecke. Da sich Amleths Bemerkungen sonach von einer Seite als wahr bestätigt hatten, erkundigte sich der König weiter, woher man den Speck genommen habe, und erhielt die Auskunft, daß die Schweine, durch die Sorglosigkeit des Hüters einst aus ihrer Haft entkommen, von dem verwesten Leichnam eines Räubers sich gemästet hätten, und solchergestalt ihr Fleisch wie von Fäulniss angegangen schmecken könnte. Als der König auch hierin Amleth wahr erfunden, fragt er ferner, woraus man das Getränk bereitet habe, und erfährt, daß es ein Gemisch von Waßer und Gerste gewesen sei. Man zeigt ihm auf sein Verlangen die Quelle, aus der man zu diesem Behufe geschöpft, und kaum hat man, ebenfalls auf seinen Befehl, hier nachzugraben sich angeschickt, als mehrere verrostete Schwerter zum Vorschein kommen, woher nun auch der Eisengeschmack des Waßers sich erklären ließ.

Nach alledem von der Wahrhaftigkeit der Aussprüche Amleths überzeugt, fieng der König an, sich wegen des Vorwurfs zu

bekümmern, der seine Augen getroffen hatte, indem er hierin zugleich einen Einwurf gegen die Reinheit seiner Abstammung erkannte. Er sprach also insgeheim seine Mutter und fragte sie aus, wer sein wahrer Vater gewesen sei; und obgleich diese lange darauf bestand, außer dem Könige keines Mannes Umarmung geduldet zu haben, gelang es ihm endlich dennoch durch wiederholte Drohungen das Geständniss von ihr zu erpressen, daß er der schmachvollen Vermischung mit einem Sclaven sein Leben verdanke. Gleich voll von Scham und Verdruß wegen dieses Makels, der auf seinem Herkommen haftet, wie von Verwunderung über den Scharfsinn des königlichen Jünglings, verlangt er von diesem nun auch die Erklärung, wie er darauf gekommen sei, im nächtlichen Gespräch mit seinen Gefährten der Königin ein unedles Betragen vorzuwerfen, und erhält darauf zur Antwort: Dreierlei habe sie sich zu Schulden kommen laßen, was unadelige Sitten verrathe: erstlich, daß sie gleich einer Magd den Kopf verhüllt getragen; zweitens beim Gehen das Kleid empor geschürzt, endlich über Tische die Ueberbleibsel der Speisen aus den Zähnen gestochert, gekaut und hinuntergeschluckt habe. Uebrigens sei ihm zu Ohren gekommen, wie die Mutter der Königin als Gefangene in die Sclaverei gerathen und somit den Sitten der Letztern ihre Geburt entsprechend sei.

Der König, Amleths Verstand wie einen fast übermenschlichen zu bewundern und seine Aussprüche gleich göttlichen Offenbarungen zu achten gedrungen, stand nicht länger an, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Gleicherweise ließ er dessen Gefährten, um dem erdichteten Auftrage seines Freundes Genüge zu leisten, am folgenden Tage aufknüpfen, wovon Amleth außerdem daß er von den lästigen Gesellen befreit wurde, noch einen Vortheil zu ziehen wuste, indem er nämlich, über diesen Mord sich unwillig und beleidigt stellend, vom Könige Gold zur Sühne empfieng, das er alsbald in Feuer schmelzen und in hohle Stöcke gießen ließ.

Nach Verlauf eines Jahres nahm Amleth Urlaub und kehrte

in das Vaterland zurück, von allem Reichthum des königlichen Schatzes nichts als jene goldgefüllten Stöcke mit sich führend. Sobald er Jütland erreicht hatte, vertauschte er den Schmuck, den er Anstandes halber bisher getragen, absichtlich mit solchen Kleidern, die, lächerlich und ungewöhnlich, seiner frühern Rolle angemeßen waren. Und da er so, in Schmutz und Lumpen gehüllt, die Zimmer des väterlichen Hauses betrat, in welchem man so eben seine Todtenfeier veranstaltete, war das Erstaunen Aller nicht gering, durch das Gerücht von seinem Dahinscheiden sich dergestalt hintergangen zu sehen. Zuletzt löste sich jedoch die Ueberraschung in Gelächter auf, indem die Gäste zum Scherz sich wechselseitig aufzogen, daß jener in demselben Augenblicke lebend erschienen war, da man ihm die Leichenfeier halten wollte. Hierauf wurde Amleth nach seinen Reisegefährten gefragt, und da zeigte er auf die Stöcke, die er aus England mitgebracht hatte: Seht, sagte er, hier ist der Eine und hier der Andere — eben so wahr als scherzhaft, so eitel auch die Meisten dieses Wort dünken mochte: denn er deutete auf die Buße, die er nach ihrer Ermordung erhalten. Bei Tische schloß sich Amleth an die Schenken an und verrichtete sein Amt mit ziemlichem Eifer, um die Gäste so viel als möglich in trunkene Fröhlichkeit zu versetzen. Und damit das weite Gewand ihn beim Gehen nicht hindern möchte, umgürtete er die Hüfte mit einem Schwerte; und da er dieses absichtlich mehrmals aus der Scheide zog und sich mit der äußersten Spitze desselben die Finger leicht verwundete, waren die Umstehenden geschäftig, das Schwert und die Scheide durch einen eisernen Keil aneinander zu heften.

Wie erwähnt, hatte Amleth, um sich sein Vorhaben zu erleichtern, den edeln Gästen mit Becher auf Becher unermüdlich zugesetzt, und so geschah es denn am Ende, daß Alle die zugegen waren von Wein überwältigt und unvermögend der Gewalt des Rausches zu widerstehen, inmitten der königlichen Halle einem tiefen Schlafe sich überließen, dergestalt, daß man den Lärm und das Toben eines frohen Gelags bald in die öde Stille eines Schlaf-

gemachs umgewandelt sah. Jetzt schien dem Jünglinge die Gelegenheit gekommen, das ersehnte Werk der Rache zu vollstrecken: er eilt, jene Stäbchen, die er einst mit emsiger Hand geschnitzt, in seinen Busen zu sammeln, kehrt sodann in das Gemach zurück, in welchem die Großen des Landes in den doppelten Banden des Schlafes und des Rausches auf dem Boden zerstreut daniederliegen, löst das von der Mutter gewebte Netz, das auch die untersten Wände der Halle umzieht, von den Heften los und nachdem er es über die Schläfer gebreitet, schürzt er es mit Hülfe jener hölzernen Haken zu einem so undurchdringlichen Netze von Knoten und Schlingen, daß Keiner, der darunter lag, mit aller Anstrengung sich davon zu befreien und vom Boden aufzustehen vermochte. Hierauf wirft er Feuer in das Haus, das in Kurzem zu mächtigen Flammen schlagend, alle Gemächer des Palastes ergreift und sämmtliche Gäste, entweder noch in tiefem Schlafe oder in vergeblichem Widerstande gegen ihre Feßeln begriffen, zu Asche verbrennt. Sodann begiebt er sich in das Schlafgemach seines Oheims, der das Mal früher verlaßen hatte, vertauscht das Schwert, so an dessen Bette hängt, mit dem seinigen und erweckt ihn sodann unter dem Rufe, seine Mannen würden vom Feuer verzehrt, Amleth aber sei gekommen, mit seinen Krummstäbchen bewaffnet und voller Gier, dem Tode seines Vaters die schuldige Sühne zu bringen. Bei diesen Worten springt Fengo von dem Bette, fällt aber sofort unter Amleths Streichen zu Boden, indem er, seines Schwertes beraubt, die fremde Waffe vergebens aus der Scheide zu ziehen sich abmüht.

Nach Vollstreckung dieser That hielt Amleth, in Ungewissheit über die Gesinnung des Volkes, zunächst für gerathen, sich so lange in einen Schlupfwinkel zu verbergen bis er erkannt hätte, wohin des rohen Haufens Stimmung sich neige.

Als aber am nächsten Morgen die Nachbarschaft, die den nächtlichen Brand wahrgenommen hatte, zusammengelaufen war, um sich von dem Hergange und der Veranlaßung der Feuersbrunst zu unterrichten, und nun den königlichen Palast in Asche

liegen sah und außer den rauchenden Trümmern und den Resten versengter Leichen Niemand sich darbot, der über den Verlauf dieses Jammers und Unglücks Aufschluß geben konnte, und als endlich selbst Fengos verstümmelter Leichnam inmitten der Verwüstung gefunden wurde, so entstand für den Augenblick große Verwirrung und Unwille und Kummer brach hervor, während sich jedoch an Einigen schon eine heimliche Freude über das verdiente Gericht, und Frohlocken über den Tod des Tyrannen unverkennbar äußerte.

Diese Stimmung des Volkes bewog den Amleth, aus seinem Schlupfwinkel vertrauensvoll hervorzutreten, worauf er die, deren Anhänglichkeit an das Gedächtniss seines Vaters ihm bekannt war, zu einer Versammlung berief und in kräftigen Worten folgendermaßen anredete: Laßt euch, meine Freunde, durch das Elend, das ihr schaut, nicht irren, so das Andenken an Horwendills trauriges Ende in euerm Herzen noch fortlebt; ihr, sag ich, die ihr Treue euerm Könige, Liebe und Ergebenheit euerm Vater bewahrtet, laßt euch durch den jammervollen Anblick nicht irren. Eines Brudermörders, nicht eines Königs Untergang habt ihr vor Augen. Beklagenswerther war der Anblick, als ihr euern König, vom verruchtesten Meuchelmörder, um nicht Bruder zu sagen, schmachvoll erdroßelt mit eigenen Augen schautet, mit eigenen thränenvollen Augen die zerstückten Glieder Horwendills schautet und seinen königlichen Leib von zahllosen Wunden entstellt. Wer von euch zweifelt, daß dieß geschah, um das Vaterland in die Ketten der Knechtschaft zu schmieden? Daß dieselbe Hand, die euerm Herrn den Tod gab, das Joch schmachvoller Unterwürfigkeit euch zudachte? Wer nun wäre thöricht genug, über Fengos Grausamkeit und Herschsucht Horwendills und seiner Liebe zu vergeßen? Bedenkt, mit welchem Wohlwollen mein Vater euch entgegenkam, wie er Recht und Gerechtigkeit schützte, wie er Menschlichkeit überall ehrte und übte. Erinnert euch, wie an die Stelle des mildesten Königs, des liebreichsten Vaters ein Zwingherr sich eindrängte, ein Meuchelmörder sich einschwärzte, der euch eurer Rechte be-

raubte, Zucht und Sitte schändete, des Vaterlands Ehre durch Verbrechen besudelte, in das Joch der Sclaverei eure Nacken beugte und der Freiheit Mund und Hände band. Das Alles hat seine Endschaft erreicht, seitdem der Urheber dieser Schmach unter seinen eigenen Verbrechen erlegen ist und der Brudermörder seiner Schandthaten Strafe gebüßt hat. Wer wäre wohl so verblendet, daß er das, was für seine Wohlfahrt geschehen ist, als Unbill mit Missmuth aufnehmen; wer so verlaßen von Geist, daß er trauern könnte, wenn er auf das Haupt des Verbrechers die eigene Missethat zurückfallen sieht? Wer mag eines blutgierigen Henkers Tod beweinen, wer den verdienten Untergang des grausamsten Tyrannen bejammern? Fragt ihr nach dem Vollstrecker der That, hier ist er, ihr schaut ihn mit Augen. Ich selbst, und ich rühme mich dessen, habe dem Vater, dem Vaterlande die Schuld der Rache abgetragen; ich allein habe das Werk vollbracht, das ebenso gut auch euern Händen zukam. Niemand leistete mir Beistand bei der rühmlichen That, kein Helfer war mir zur Seite. Zwar bin ich überzeugt, daß ihr mir eure Theilnahme nicht versagt haben würdet, wenn ich darum gebeten, da ich eurer Treue zu dem ehemaligen Könige, wie eurer Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten vollkommen vertraue. Aber es gefiel mir, ohne Gefahr für euch die Schuldigen zu strafen, weil ich fremde Schultern nicht mit einer Last beladen wollte, der ich allein gewachsen zu sein glaubte. Die Andern alle sind zu Asche geworden durch mich; nur Fengos verstümmelten Leib hab ich euch überlaßen, um an ihm die Luft zu gerechter Rache zu sättigen. Hinzu denn mit Eil, den Scheiterhaufen errichtet; verbrennt den lästerlichen Leib, bratet die verruchten Glieder, zerstreut die schnöde Asche, den schuldbeladenen Staub gebt ihn Preis allen Winden; kein Gefäß, kein Grabmal soll der Knochen verhaßte Ueberreste umschließen! Es verbleibe keine Spur vom Mörder des Bruders, seinen fluchbeladenen Gliedern keine Stätte in unserm Vaterlande; nicht werde die Nachbarschaft durch sie verpestet, nicht das Meer, nicht der Schooß der Erde verunreinigt, indem er zur Herberge wird einem

ſo fluchbeladenen Leibe wie dieſem. Alles Uebrige iſt von mir geleiſtet und vollbracht, nur dieſen Dienſt hab ich eurer treuen Geſinnung überlaßen wollen. So und nicht anders ſoll der Leiche des Tyrannen geſchehen; dieß die Feier, die den Reſten des Brudermörders gebührt. Was aber mich betrifft, braucht es, euch an meinen Jammer zu erinnern? Was ich geduldet euch herzuerzählen? Meiner Drangſale Bild euch vorüberzuführen, die ihr ſelber beßer kennt als ich? Vom Stiefvater dem Tode beſtimmt, von der Mutter verachtet, von den Nächſten faſt angeſpieen, verbrachte ich Jahre des Kummers, waren meine Tage voll Kümmerniſs, mein ganzes Leben eine Reihe von Angſt, Beſorgniſs und Gefahren. Oft, wohl habe ich es wahrgenommen, beklagtet ihr mit ſtillen Seufzern meinen Stumpfſinn, der mich hindere, dem Vater ein Rächer, dem Brudermörder ein Richter zu werden. Das galt mir für ein heimliches Zeichen eurer Liebe, für eine Bürgſchaft, daß in euerm Herzen die Erinnerung an den ſchmählichen Tod eures Königs noch nicht erſtorben ſei. Welches Herz auch wäre ſo verſtockt, weſſen Buſen ſo ſteinern, daß ihn meiner Leiden Mitgefühl nicht rühren ſollte? Daß er nicht Theil nehmen ſollte an meinem Elend, meiner Bedrängniſs? Darum, Freunde, erbarmt euch eures Zöglings; ihr, deren Hände ſchuldlos ſind an dem Tode Horwendills, laßt meinen Jammer euch rühren. Erbarmt euch meiner bedrängten Mutter und freut euch mit ihr, einſt eurer Königin, die verdammt war, an ihres Gemahls Bruder und Mörder gefeßelt, zwiefacher Schande doppelte Laſt mit ſchwachen Schultern des Weibes zu tragen, daß ſie jetzt frei geworden iſt von der drückenden Bürde jener Schmach. Darauf ſtand mein Sinn, als ich Rache brütend im Innern, meines Geiſtes Licht verhehlend in erborgte Schatten der Thorheit und des Wahnwitzes mich hüllte. Wie der Erfolg dem Streben entſprochen, habt ihr vor Augen, und ich freue mich in euch Zeugen einer ſolchen That zu haben. Ihr aber thut jetzt das Eure. Haltet Gericht über den Leichnam des Mörders, tretet mit Füßen ſeine Reſte, wüthet in der Aſche des Verruchten, der ſeinen Herrn

und König verrieth, der in die schmachvollste Knechtschaft euch bannte, der des Vaterlands Freiheit erdrückte, der auf Brudermord Blutschande gehäuft hat. Mich, den Handhaber des gerechten Gerichts, den Vollstrecker blutiger Rache, nehmt mich auf in eure Huld, ehrt mich mit gebührender Achtung und laßt eure Augen mit Wohlwollen auf mir ruhen. Ich habe des Vaterlandes Schmach getilgt, die Schande der Mutter gelöst, der Knechtschaft ein Ende gemacht, den Brudermörder gerichtet, des Oheims Nachstellungen durch List entwaffnet, der, wär er am Leben geblieben, der Verbrechen kein Ziel, des Verraths kein Ende gewust hätte. Seit erkenntlich gegen diese Wohlthat und ehrt meinen Geist, und gebt mir das Reich, wenn ich seiner würdig: mir dem Vollbringer einer solchen That, dem Erben der väterlichen Macht, nicht dem ausgearteten, mordbefleckten, nein dem rechtmäßigen Nachfolger, dem frommen Sühner der am Vater verübten Greuel. Ihr verdankt mir den Wiederbesitz der Freiheit, des Zwingherrn Unterdrückung, Erlösung vom Joche der Knechtschaft; durch mich liegt des Tyrannen, des Brudermörders Scepter zerbrochen zu euern Füßen. Mir gelang der Sieg über den Henker. Der Lohn steht bei euch, von euch erwartet das Verdienst den Dank und die Krone, die ihm gebührt.

Diese Rede des Jünglings hatte zu Mitleiden Aller Herzen gerührt, Einige bis zu Thränen. Einstimmig und mit hellem Freudenruf, sobald der Schmerz es gestattete, ward er zum Herrn und Könige ernannt. Denn Aller Erwartung ruhte auf ihm, der die kühnste That mit der verborgensten List vorbereitet, mit unglaublicher Festigkeit durchgeführt hatte.

Amleth gieng hierauf nach England zurück, um Schwiegervater und Gattin zu besuchen.

2. Hamlet.

Zur Sagenvergleichung.

Die mitgetheilte Erzählung aus Saxos däniſcher Geſchichte iſt als die urſprüngliche und älteſte Quelle des Shakſpeareſchen Hamlet anzuſehen, wiewohl der Dichter zunächſt aus einem ältern dem Thomas Kyd zugeſchriebenen Trauerſpiel gleichen Inhalts und einer engliſchen Novelle geſchöpft haben mag, die unter dem Titel: The hystorie of Hamblett. 4. mehrmals einzeln erſchienen und wiederum erſt aus Belleforeſts und Boiſteaus Cent Histoires tragiques, Paris 1564, hervorgegangen iſt, deren fünfter Band ſie unter folgender Aufſchrift enthält: Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fuit roi de Dannemark vengea la mort de son père Horvendille, occis par Fengon, son frère et autre occurence de son histoire. Jene engliſche Erzählung nun, die Shakſpeare vor Augen hatte, mag ſchon manche und vielfältige Zuſätze willkürlich aufgenommen haben, indem nach Capells Verſicherung alle Hauptmomente (?) und die bedeutendſten Charaktere (?) des Trauerſpiels gleichſam im Keime in derſelben liegen ſollen, was von der urſprünglichen Sage bei Saxo ſchwerlich behauptet werden dürfte. Payne Collier hat ſie 1843 nach dem ſpätern Druck von 1608 (der erſte fällt beträchtlich vor den Beginn des 17. Jahrhunderts) in ſeiner Shakespeare's Library I. (London 1843) wieder abdrucken laßen.

Indeſſen ſind doch auch ſchon bei Saxo die Figuren zu erkennen, aus welchen Shakſpeare einige ſeiner Charaktere geſchaffen hat. Aus dem Milchbruder des Prinzen (S. 106) iſt Horatio, Hamlets Mitſchüler zu Wittenberg, aus dem dreiſten Höfling (S. 108) Polonius, aus der Jungfrau (S. 107) Ophelia geworden. Letztere

Stelle könnte auch zur Bestätigung der bekannten Ansicht Tiecks über Hamlets Verhältniss zu Ophelien dienen. Die Begleiter Amleths auf der Reise nach England (S. 111) finden sich bei Shakspeare in Rosenkranz und Güldenstern wieder.

Es hat uns nicht gelingen wollen, die Quelle des Zwischenspiels aufzufinden, welches Hamlet in der zweiten Scene des dritten Aktes vor seinem Oheim aufführen läßt. Daß eine solche vorhanden sei, laßen Hamlets eigene Worte vermuthen. Er sagt: „Das Stück ist die Vorstellung eines in Vienna geschehenen Mordes. Gonzago ist der Name des Herzogs, seine Gemahlin Battista: die Geschichte ist vorhanden und in auserlesenem Italienisch geschrieben." Freilich kann dieß auch eine falsche Angabe sein, die Shakspeare den Hamlet machen ließ, um die Anspielung auf den Oheim zu verdecken. Allein die Todesart Gonzagos durch das während des Schlafs ins Ohr geträufelte Gift kommt bei Saxo nicht vor und Shakspeare mag diese allerdings aus einer uns entgangenen italienischen Novelle entlehnt haben. Daß Battista ein Männername ist, wuste Shakspeare, wie das Personenverzeichniss der gezähmten Widerbellerin beweist; daß es aber auch ein Frauenname sein kann, scheinen diejenigen englischen Kritiker zu ignorieren, welche aus diesen Worten Hamlets Shakspeares Unbekanntschaft mit der italienischen Sprache folgern.

Man hat den Hamlet des Shakspeare mit dem Orest des Aeschylus und Sophokles verglichen, um daran den Unterschied der modernen und antiken Welt zu entwickeln. Die Aehnlichkeit beruht in der fast gleichen äußern Handlung, indem auch dort die Mutter mit dem Mörder des Vaters verheirathet ist, welchen der Sohn an beiden rächt. Bei Hamlet wie beim Orest findet sich ferner der Wahnsinn, nur daß diesen die Furien der aus unmittelbarem Gefühl schonungslos vollbrachten That ängstigen, während Jenen, der vor abwägender Gerechtigkeit nicht zur That kommen kann, seine Unschlüßigkeit dem Wahnsinn bloß stellt. Hamlet ist der umgekehrte Orest: jenem kommt das Nachdenken vor der That, diesem nach derselben; jenen verfolgen die Furien, weil er

zu langsam, diesen, weil er zu rasch handelte. Bei Hamlet straft das Gefühl die Ueberlegung, weil diese die vom Gefühl geforderte That verzögert; bei Orest straft die Ueberlegung das Gefühl, weil es die von ihm gemissbilligte That übereilte. Auffallend ist, daß wir in einigen Darstellungen der Sage von Orest und Klytemnestra auch einem solchen Netze begegnen, wie das, dessen sich Amleth bedient, um die Anhänger des Oheims zu verderben. Klytemnestras Worte bei Aeschylus nach Wilh. von Humboldts Uebersetzung:

„Ich macht' es so, denn läugnen werd ichs nimmermehr,
Daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
Erst warf ich ringsumfahend fischgarnähnliches
Endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck,
Drauf treff ich zweimal, zweimal stöhnend sinket er
Die Glieder aufgelöset hin; dem Gesunkenen
Den dritten Streich versetz ich." —

stimmen nicht zu Agamemnons Worten bei Homer, Odyssee XI. V. 416—20.

„Doch dort hätt am Meisten das Herz dir getraurt bei dem Anblick,
Wie wir all um den Krug und die kostbeladenen Tische
Lagen im Saale gestreckt und ganz der Boden in Blut schwamm.

Nimmt man beide Erzählungen zusammen, so rächte Klytemnestra den Opfertod Iphigeniens durch dieselbe Arglist wie Amleth den Mord seines Vaters: das Fischnetz erscheint hier überhaupt, wie schon in der Edda, da Loki es erfand, als ein Symbol des Trugs.

Der Amleth des Saxo Grammaticus spiegelt bloß Wahnsinn vor, um zur Ausführung der feingewobenen List Zeit zu gewinnen; aber er ist des endlichen Erfolges gewiss. Der Hamlet Shakspeares leidet zugleich an dem Wahnsinn, den er heuchelt; er hat aber keinen Plan und folglich auch keine Hoffnung des Erfolgs und dieß Bewusstsein des Nichtsthuns bei aller Aufforderung zur That treibt ihn wirklich zum Wahnsinn. Hier hat also

Shakspeare die Sage verlaßen und etwas ganz Neues geschaffen. Die Idee des Shakspeareschen Stücks ist darum auch eine ganz andere als die des Märchens; auch sind die Ausgänge verschieden, denn Amleth vollbringt seine List und geht siegreich aus dem Kampf hervor, Hamlet aber erliegt seiner Thatlosigkeit in dem Augenblick, da eine höhere Macht durch ihn handelt. Der Keim zu dieser Veränderung lag nur insofern schon in dem Märchen als auch Amleth kaltes Blut genug hat, seine Rache zu verschieben und es eben Hamlets Mangel an heißem Blut ist, die seiner Reflexion das große Uebergewicht über die Forderungen der Natur giebt.

Schon Belleforest hat die Aehnlichkeit zwischen Amleth und Brutus bemerkt. Er fügt aber noch die zwischen Amleth und David hinzu, der auch einmal aus List Wahnsinn heuchelt. Das Letztere ist ein bloß zufälliges Zusammentreffen in einem einzelnen Umstande, der uns nicht berechtigt, einen innern oder äußern Zusammenhang anzunehmen. Ebensowenig gehört Tristan hieher, obgleich dieser seinen verstellten Wahnsinn benutzt, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Dagegen sind sich Amleth und Brutus sehr nahe verwandt. Wir berichten die Sage von Brutus am Kürzesten mit den Worten Niebuhrs:

„Der König sandte zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Er sandte mit ihnen zur Begleitung und zum Gespött ihren Vetter L. Junius, der wegen verstellter Dummheit den Namen Brutus trug. Dieser war ein Sohn einer Schwester des Königs; ein Kind, als er, um sich des Reichthums seines ältern Bruders zu bemächtigen, diesen, wie viele Andere, auf falsche Beschuldigung tödten ließ: er errettete sein Leben, als er herangewachsen war, durch die ausharrende List, sich blödsinnig zu stellen, und bereitete sich Rache durch die unerschütterliche Geduld, sich als Narr verspotten zu laßen. So weihte er dem Gott, was das Opfer eines Narren zu sein schien, einen Kornellenstab, der aber als das Bild seines Geheimnisses mit Gold gefüllt war. Die Königs-

söhne befragten den Pythischen Gott auch für sich selbst. Der unter euch wird zu Rom gebieten, sprach die Pythia aus, der zuerst die Mutter küßt. Die Tarquinier entschieden es unter sich durch das Looß: Brutus lief wie ein Thor den Berg hinunter, daß er niederfiel und seine Lippen auf die Erde drückte, in deren Mittelpunkt, als ihr ursprüngliches Heiligthum, Pytho lag."

Nach Dionysius von Halicarnass hatte Tarquinius auch den Vater des Brutus tödten laßen und dessen ältesten Sohn, den Bruder des Brutus, nur darum mit ihm, weil dieser, der hohen Sinn zeigte, den Mord des Vaters nicht ungerächt gelaßen hätte. Welcher Erzählung wir auch folgen, so bestimmte Blutrache den Brutus wie den Amleth sich wahnsinnig zu stellen. Beiden ist das gleiche Unrecht widerfahren, sie haben gleiche Zwecke und bedienen sich gleicher Mittel. Daß Amleth Ansprüche auf den Thron hat, die dem Brutus abgehen, ist unwesentlich. Denn Jenen treibt weit mehr die Begier und Pflicht der Rache als Herschsucht. Dazu kommt, daß ja auch Brutus dem Beleidiger das Scepter entreißt und es fortan selber führt, wenn auch nach anderm Rechte. Man muß die ursprüngliche Sage von den Veränderungen befreien, die sie litt, als sie sich in der Geschichte festsetzte. Die Sage von Amleth ist in die dänische, die von Brutus in die römische Geschichte aufgenommen worden. Dieß konnte nicht geschehen ohne sie mehr oder weniger zu verändern. Irren wir nicht, so waren beide Sagen ehe sie in die Geschichte verflochten wurden vollkommen gleich; die Verbindung mit der Urgeschichte zweier verschiedenen Völker zwang sie, sich ungleichartigen Verhältnissen zu bequemen. Daß aber beiden Gestaltungen ein altes Volksmärchen zum Grunde lag, darauf läßt unter andern auch der goldgefüllte Kornellenstab schließen, den Brutus als ein Symbol seines eigenen Geistes und Wesens dem Orakel darbringt. Solche Symbole begegnen häufig in Sagen und Märchen und wir haben schon bei Romeo und Julie eine Neigung der unbewußten Volkspoesie zu solcher sinnbildlichen Darstellung bemerkt. Ueberraschend ist es nun, diesen goldgefüllten Stab bei Amleth

wieder zu finden, obgleich hier seine symbolische Bedeutung weniger klar hervortritt. Amleth hat das für den Mord seiner Gefährten empfangene Sühngeld in hohle Stöcke gießen laßen, und da er bei seiner Rückkunft gefragt wird, wo seine Gefährten geblieben seien, zeigt er auf die hohlen Stöcke, die er mitgebracht hatte. Hier steht also der goldgefüllte Stab in näherer Beziehung auf die Blutrache, welche den Mittelpunkt der Sage ausmacht; dafür aber verliert seine sinnbildliche Bedeutung an Anschaulichkeit, weil er nicht bestimmt ist, das Wesen des Helden vor dem Gotte zu bekennen und auszusprechen. Amleths Reise nach England und Brutus Reise nach Delphi halten vielleicht in dem ursprünglichen Märchen, eh es sich der Geschichte fügen mußte, eine gemeinsame Grundlage. Zweck und Ziel mythischer Reisen ist die Erforschung der Unterwelt oder des auf Erden gedachten Paradieses. So bei Herzog Ernst, bei Heinrich dem Löwen, bei dem edeln Möringer u. s. w.; selbst Alexanders Eroberungszügen ist dieser Zweck später angedichtet worden. Nun galt aber England oder Britannien, weil ein außerweltliches, d. h. jenseits des Oceans liegendes Gebiet, für das Todtenland, und Orakelsprüche ließ das Märchen aus der Unterwelt holen (oracula expetenda bei Saxo Gramm., vgl. Handb. der D. Mythologie 249), wie schon Odysseus in der Unterwelt die Zukunft erforschte. Wenn wir daher Amleth nach Britannien, wo er den Tod finden sollte, Brutus nach dem Orakel, das noch nicht nothwendig das Delphische zu sein brauchte, geschickt sehen, so wird beides in dem zu Grunde liegenden Märchen die Unterwelt bedeutet haben, aus welcher sowohl Amleth als Brutus wider Erwarten dessen zurückkehrt, der sie dahin gesandt hatte. Die unterweltlichen Regionen betritt aber nach dem Mythus Niemand ungestraft, und die Wenigen, denen es vergönnt ist, daraus zurückzukehren, sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Vgl. W. Müller, Niedersächs. Sagen und Märchen, in den angehängten Abhandlungen S. 374 ff. Nicht selten wird jedoch diese Entstellung als Verstellung, Verkleidung oder Vermummung aufgefaßt, wie in dem Märchen von dem Grindkopf, Haltrich Nr. 11, der

die Fülle goldener Locken unter widriger Hülle verbirgt. So war auch Odin, als er um Rinda warb, durch Schmutz entstellt und erst nach mancherlei Verkleidungen und Verwandlungen genoß er die Gunst dieser unterweltlichen Göttin. W. Müller a. a. O. S. 406. Diese und manch andere Vergleichung, die hier zu Gebote stände, berechtigen uns, auch Amleths und Brutus Verstellung jenen Entstellungen gleich zu setzen, wenngleich von ersterm erzählt wird, schon vor der Sendung nach Britannien hab er den Blödsinnigen gespielt. Näher hält sich die Sage von Brutus dem ursprünglichen Sinne des Märchens: erst in Delphi begeht er eine scheinbar thörichte Handlung, indem man ihn statt kostbarer Weihgeschenke dem Gotte nur einen hölzernen Stab darbringen sah. Die Verwandtschaft mit der Amlethsage läßt sich aber selbst in dem Namen Brutus erkennen, von dem später der Britanniens abgeleitet wurde; auch Er weist wieder auf das Todtenland, indem er an die grunzenden Thiere erinnert, in welche die unterweltliche Göttin die Gefährten des Odysseus verwandelte. So hätte sich auch Amleth erst nach der Rückkehr aus dem Todtenlande mit dem Schein des Blödsinns in Schmutz und Lumpen hüllen sollen. Vielleicht ist es noch aus dem alten Märchen stehen geblieben, wenn er sich in England des Tranks und der Speise enthielt, da bekanntlich der Unterwelt verfällt, wer von ihrer Kost genießt. Bei Brutus muß es auffallen, daß gemeldet wird, das Orakel habe den Ausspruch gethan, Tarquinius werde gestürzt werden, wenn ein Hund mit Menschenstimme rede. Es kann dieß auf Brutus gehen, und auf seine erste bewunderte Rede, nachdem er die Maske des Blödsinns abgeworfen hatte; nebenbei werden wir aber an den Höllenhund und damit an die Unterwelt erinnert.

Nun sind uns in dem Märchen, welche den Sagen von Brutus und Amleth zu Grunde liegen, so viel mythische Züge begegnet, daß wir uns der Vermuthung nicht länger erwehren, dieses Märchen möge wohl gar ein Mythus gewesen sein, was sich freilich von den meisten Märchen wird behaupten laßen. Da liegt es nun am nächsten, an denselben Mythus zu denken, an

den wir bisher schon erinnert wurden, als von Entstellung und Verstellung die Rede war: den von Odin und Rinda. Odin als Sonnengott ist in die Unterwelt hinabgestiegen, wo er sieben Jahre, worunter sieben Wintermonate zu verstehen sind, verweilt, um mit Rinda, der winterlichen Erde, nach dem Tode Baldurs, des Lichtgottes, einen andern Sohn (Wali) zu zeugen, der Baldurs Tod rächen und das Licht des nächsten Frühlings heraufführen soll. Da dieser Mythus sich auf das Leben der Welt im Kreißlauf des Jahres bezieht, so dürfen wir ihm ein hohes Alter zutrauen: er wird daher im Wesentlichen auch schon den Römern bekannt gewesen sein. Während dieser Abwesenheit des Gottes herscht sein dunkles Gegenbild, der winterliche Uller, oder nach einem andern Bericht Mitothin in Asgard, und seine Gattin wird beschuldigt, mit ihm gebuhlt zu haben. Nach anderer Auffaßung sollte sie dem Eindringling, der die Herschaft über die Götter Asgards an sich gerißen hat, eben vermählt werden, als Odin zurückkehrt: da flüchtet der finstere Uller nach dem höchsten Norden und Odin vermählt sich aufs Neue seiner schuldlos befundenen Gemahlin. Vergl. Handb. der Mythologie S. 90, 91 und W. Müller, a. a. O. S. 404 ff. Dieser Mythus muste sich vielfach umgestalten, als er Heldensage werden und zuletzt gar für Geschichte gelten sollte. Gleichwohl finden sich die Grundzüge in den verglichenen Sagen wieder. Odin und sein dunkles Gegenbild sind zu den feindlichen Brüdern Horwendill und Fengo geworden. Fengo hat seinen Bruder Horwendill ermordet und dessen Wittwe geheirathet und so die Herschaft über Dänemark an sich gerißen. Diese Unthat ist Amleth, der an Walis Stelle tritt, zu rächen berufen. Nach der Edda rächt Wali Baldurs Tod sogleich am Tage seiner Geburt, er wäscht die Hand nicht, er kämmt nicht das Haar, nur einen Tag alt vollzieht er die dringende, unaufschiebbare Pflicht der Blutrache. Dieß macht ihn Hamlet höchst unähnlich, der mit dem Werk der Rache, zu der ihn der Geist aufgefordert hat, ungebührlich lange zu zaudern scheint und deshalb stäts selber eifrig mit sich zu Gerichte geht,

am Eifrigſten in dem Monolog am Schluß des zweiten Actes. Die Eddiſche Auffaßung wollte eben nur die Dringlichkeit dieſer Pflicht ausdrücken, und wie ſehr Hamlet auch zögert, dieſer Dringlichkeit iſt er ſich nach jenem Monolog vollkommen bewuſt. Eine andere Auffaßung als in der Edda finden wir bei Saxo: ſchon ſein Amleth zögert wie Brutus mit der Vollziehung der Rache, und auch dieſe Behandlung der Sage iſt dem Sinne des Mythus nicht ungemäß. Wenn Wali das neue Licht des folgenden Jahres bedeuten ſollte, ſo begreift ſich ſchwer, wie er den Sieg über den winterlichen Hödur, den Mörder Baldurs, gleich am Tage ſeiner Geburt ſollte davontragen können: zu Weihnachten, wo die Sonne wiedergeboren wird, ſind die Tage noch kurz, erſt allmählich beginnen ſie zu längen und zu ſtrengen und damit verzögert ſich der Sieg des Lichtgottes über die Mächte der Finſterniſs, und gerade der durch den Widerſtand, das Sträuben der winterlichen Gewalten verzögerte Sieg des Lichtes iſt der Gegenſtand vieler Mythen nicht bloß, auch gottesdienſtlicher, zum Theil noch im Chriſtenthum nachlebender Gebräuche: ſo hab ich Handbuch der d. Myth. 522. 563 die vor- und zurückſpringende Echternacher Proceſſion auf dieſen lange verkümmerten, aber doch immer mehr errungenen Sieg des Lichtes und der Wärme bezogen. Nach alledem ſteht die Auffaßung, die wir in der Sage von Brutus und Amleth finden, jener in der Edda nicht nach. Die von Wali an Hödur genommene Rache hatte aber Saxo bei der Amlethſage nicht mehr im Auge: indem er den Horwendill, den Sohn Gerwendils, zu Amleths Vater machte, knüpfte er an einen Thorsmythus an, von dem er aber gerade den Theil nicht erzählt, der uns in der Edda erhalten iſt und deſſen Deutung man in Uhlands Mythus von Thor S. 48 nachleſen mag, wo weiterhin auch die Amlethſage zur Sprache gebracht iſt; vgl. auch Handbuch der d. Mythologie §. 82. In der deutſchen Heldenſage iſt Oerwandil zu Orendel geworden, den die Vorrede des Heldenbuchs den älteſten aller Helden nennt. In dem deutſchen Lied von Orendel und dem grauen Rock des Heilands, jenem berufenen Trierer Heilthum, iſt der

eddiſche Mythus von Thor, wie er den Oerwandil über die urweltlichen Ströme trägt, ſo ſchwer wiederzuerkennen, als in dem was Saxo von Horwendill erzählt; nur Horwendills Wikingszüge könnten an Orendels odyſſeiſche Irrfahrten erinnern. Als Orendels Vater nennt das deutſche Gedicht den Eigel, König von Trier; dieſen Eigel kennen wir aus der Wilkinaſage als den Bruder Wielands des Schmiedes; von ihm finden wir den Apfelſchuß berichtet, der ſpäter auf Tell übertragen ward. Es ſcheint aber, daß er einmal von Orendel ſelbſt erzählt worden iſt, der im alten Heldenbuch Erendell, in Hagens Grundriß S. 2, ohne Zweifel nach Handſchriften, Ernthelle heißt, was wohl in Tell gekürzt wird. Vgl. Handb. S. 243. Amleths eigenen Namen faßt Ettmüller Altnord. Sagenſchatz S. 118 als Amhlôdi, den mit Mühe ſammelnden, unausgeſetzt thätigen, was noch zu Hamlets Charakter paßt; Andere glaubten die zweite Silbe aus -leik entſtellt. Wenn ſich dann die erſte in der engliſchen Geſtalt richtiger erhalten hätte, ſo könnte Hamleik ausdrücken ſollen, daß er den geiſtig Verſtümmelten eben nur ſpiele; doch ſcheint Ettmüllers Deutung vorzuziehen.

Man iſt nicht nothgedrungen, einen äußern Zuſammenhang durch Ueberlieferung zwiſchen der Sage von Hamlet und Brutus anzunehmen, obgleich dieß das Natürlichſte ſcheinen mag. Gleiche Urſachen bringen gleiche Wirkungen hervor und in der Urzeit, wo ſich die Sage ausbildet, haben auch die entfernteſten Völker viel Gemeinſchaftliches. So iſt die Blutrache allen jungen Völkern gemein und dieſe zwingt den Beleidigten die angeborene Geiſteskraft zu verſtellen, um nicht auch als Opfer der Blutrache zu fallen, welche Pflicht und Gefühl gebieten. Dieſe Verſtellung des Geiſtes unter der Hülle des Blödſinns kann aber nie und nirgend bezeichnender ausgedrückt werden als durch das Bild des hölzernen Stabes, deſſen Inneres Gold verbirgt, und ſo darf es uns nicht befremden, wenn der gleiche Gedanke ſich ein gleiches Bild erſchafft, mögen Ort und Zeit noch ſo verſchieden ſein.

Gegen Saxo Grammaticus, der nicht nur den Livius kannte, ſondern ihm auch nachahmte, könnte der Verdacht erhoben werden,

er habe den goldgefüllten Stab und vielleicht gar den Wahnsinn des Amleth von dem Brutus seines Vorbildes entlehnt und somit einen Theil der Uebereinstimmung erst hineingetragen. Dem widerspricht aber die Sagenmäßigkeit aller Züge seiner Erzählung, die mit dem vorgespiegelten Wahnsinn Amleths in Verbindung stehen. Der Einfluß, den Livius auf seine Darstellung hatte, ist allerdings unverkennbar, er zeigt sich aber nur in der Form derselben, im Inhalt läßt er die Quelle der Ueberlieferung unverfälscht fließen. Auch ist der goldgefüllte Stab nicht so angebracht, daß eine Entlehnung aus Livius wahrscheinlich würde. Wir begegnen in Saxos Erzählung vielen Zügen, die in andern Volksmärchen wiederkehren. So ist eine Verfälschung der Uriasbriefe, wie hier der Runentafel, in bekannten deutschen und italienischen Märchen, z. B. die Sage von Kaiser Heinrich III., Grimms D. Sagen II. S. 177, Gesta Roman. 20; deutsche Nr. 44, so häufig, daß es unnöthig wäre, näher darauf hinzuweisen. Viele der Proben, die Amleth von seiner Weisheit ablegt, sind in der That nur Beweise von scharfen Sinnen, wie sie dem Thier mehr eignen als dem Menschen. Es ist aber den Begriffen der Vorzeit gemäß, wenn die Sage die Weisheit als Sinnenschärfe darstellt, wie ja noch unser Wort Scharfsinn von der Schärfe der Sinnenwerkzeuge hergenommen ist. So legen die sieben weisen Meister, um sich zu überzeugen, ob ihr Zögling Diocletianus in den sieben Jahren etwas gelernt habe, ein Epheublatt unter jeglichen Bettstollen, und als der Jüngling erwacht, blickt er mit Verwunderung nach der Decke und spricht: Entweder das Gewölbe der Kammer hat sich gesenkt oder das Erdreich unter mir sich erhoben. Von dieser Art sind auch die Proben von Weisheit, die Amleth dem Könige von England giebt, indem er seine Speisen mit einem Tadel belegt, den die angestellte Untersuchung rechtfertigt. In dem noch im Volke lebenden Schwank von den beiden Weinkennern behauptet der Eine, der Wein schmecke nach Eisen, der Andere, nach Leder: bei der Untersuchung findet sich auf dem Boden des Faßes ein eiserner Schlüßel an einem leder-

nen Riemen. Wenn Amleth endlich die Reinheit der Abstammung des Königs verdächtigt und auch an der Königin mägdische Sitten wahrnimmt, so bietet die Sage dafür viele Analogieen. Vgl. Niebuhrs Röm. Geschichte II. 641, wo die Magd Philotis oder Tutula den Feinden Roms als ein Edelfräulein übergeben wird. Man vgl. auch das Gedicht von der Judith und Plutarch Romulus Cap. 2, wo Tarchetius seine Tochter von einem Phallus schwängern laßen will, diese aber die Dienerin hinschickt. In deutschen Volksmärchen, z. B. Grimm II. 127, werden untergeschobene Königstöchter an ihren mägdischen Reden erkannt. (Vgl. III. S. 220.) In einer altwallisischen Erzählung (Altd. Wälder I. 69.) verräth die Beschaffenheit des abgeschnittenen Fingers die grobe Arbeit der Magd, die einer Königstochter untergeschoben worden und in der Wölsungasage Cap. 21, wo die Königin Hiordis, Sigurds Mutter, mit ihrer Dienstmagd die Kleider vertauscht hat, legt ihnen König Alf die Frage vor: Woran erkennt ihr Frauen, daß es tagt und die Nacht vergeht, wenn ihr kein Himmelsgestirn seht? Die Magd antwortet: „In meiner Jugend war ich gewohnt in der Frühe Meth zu trinken und seitdem ich davon ließ, wachten wir davon auf, und das ist mein Merkmal.“ Der König lächelt und sagt: Das war eine üble Gewohnheit für eine Königstochter. Als er nun die Frage an Hiordis richtet, antwortet diese: „Mein Vater gab mir ein Goldringelein, mit der Eigenschaft, daß es mir in der Frühe am Finger erkaltet, und das ist mein Merkmal des Nachts.“ Alf weiß nun woran er ist und vermählt sich der Hiordis. In den conto Novelle antiche erkennt ein Weiser, daß ein Pferd mit Eselsmilch gesäuget worden, daß ein Edelstein einen Wurm hat und daß der König der Sohn eines Bäckers ist. Die Untersuchung ergiebt bei den ersten Punkten die Richtigkeit der Annahme und auch die Mutter des Königs muß zuletzt die Aussage des Weisen bestätigen. Obgleich das Weitere zeigt, daß der Weise alles dieß mehr durch Beobachtung und Vernunftschlüße, als durch sinnliche Wahrnehmung erkannte, so bleibt doch die Aehnlichkeit mit Amleths

Weisheitsproben auffallend. Mit dieser Novelle stimmt übrigens in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 28, die Geschichte des Königs und seines Sohnes (dritte Nacht des Wessirs) in allen Zügen überein.

Die andere Hälfte der Sage von Amleth, wo sich die Handlung umkehrt und Amleth Gegenstand der Blutrache wird, gehört nicht hieher; wir haben uns hier auf den Theil beschränkt, der zur Vergleichung mit Shakspeare dienen kann. Der Bearbeiter hat sich dem Original auf das Engste angeschloßen und selbst die Wiederholungen der Rede des Amleth nicht ausscheiden wollen, durch welche Saxo vielleicht die unbändige Rachgier des Jünglings veranschaulichen wollte, dessen langverhaltene Wuth, da sie endlich hervorbrechen darf, sich gar nicht zu faßen weiß. Es mag nicht uninteressant sein, zu sehen, wie das uralte, naive Volksmärchen sich in der Darstellung eines Schriftstellers des Mittelalters ausnimmt, der sich auf erworbene classische Bildung und Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute thut. Daß Goethe den Vorsatz gefaßt hatte, die Sage von Amleth nach Saxo Grammaticus frei zu behandeln, ist bekannt und allerdings ist das Märchen noch einer andern Auffaßung fähig und würdig als es bei Shakspeare finden konnte, den seine höhern Zwecke vollkommen berechtigten, nur das aufzunehmen, was diesen dienen konnte.

In Dr. K. Maurers Isländischen Volkssagen, Leipzig 1860, S. 287—290, hat die Erzählung von Brian (ausführlich in Jön Arneson Islenzkur Þjodsögur ꝛc., Leipzig 1864, II, 505 ff.) dieselben Grundzüge wie Saxos Erzählung, was bereits von dem Herausgeber angemerkt worden ist.

III.

Zu

Gleiches mit Gleichem.

1. Gleiches mit Gleichem.

Nach Giraldi Cinthio.

Als Maximilian der Große, dieſer ſeltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römiſche Reich mit ſo vielem Glücke beherſchte, ſchickte er ſeine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter ſeinem Scepter blühten. Die Statthalterſchaft über Inſpruck trug er dem Juriſte auf, einem Manne, der ſein Vertrauen und ſeine Liebe beſaß. Ehe dieſer dahin abgieng, ſprach der Kaiſer zu ihm: Juriſte, ich habe ſeit du in meinen Dienſten ſtehſt, eine ſo günſtige Meinung von dir gefaßt, daß ich dir die Verwaltung einer ſo edeln Stadt als Inſpruck iſt, zu übertragen beſchloßen habe. Ueber ihre Verweſung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen; ich beſchränke mich aber auf die eine Anweiſung, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögeſt, ſollteſt du auch gegen mich ſelber, der ich dein Herr bin, zu entſcheiden haben. Wiße nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniſs oder Nachläßigkeit begehen könnteſt, (obgleich es mein Wille iſt, daß du auch dieſe nach allen Kräften vermeideſt) vergeben könnte; aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdeſt du nie bei mir Vergebung finden. Fühlſt du mithin die Eigenſchaften nicht in dir, welche ich verlange (denn nicht Jeder iſt zu Jedem geſchickt), ſo entſage lieber dieſem Amte und bleib hier am Hofe, wo du mir werth biſt, in deinen bisherigen Verrichtungen, denn übernähmſt du dieſe Statthalterſchaft, ſo ſäh ich mich genöthigt, ſo wider dich zu handeln, wie ich gegen die Stimme meines eigenen

Herzens aus Gerechtigkeitsliebe handeln müſte, wenn du an der Gerechtigkeit zum Verräther würdeſt.

Juriſte, der nach der Ehrenſtelle, zu welcher ihn der Kaiſer berief, weit mehr Verlangen als Selbſtkenntniſs beſaß, dankte dem Kaiſer ſeiner liebevollen Ermahnung und verſicherte, ſchon ſein eigenes Herz treibe ihn zur Handhabung der Gerechtigkeit; jetzt aber würde er ſie um ſo unverbrüchlicher achten, als ihm ſeine Worte eine Fackel geworden ſeien, die ihn völlig zu ihrer Liebe entflammt und ihm das Vertrauen eingeflößt habe, dieſes Amt ſo zu verwalten, daß Seine Majeſtät nur Urſache finden werde ihn zu loben. Dem Kaiſer gefiel dieſe Rede des Juriſte: In Wahrheit, ſprach er, werde ich nur Urſache finden dich zu loben, wenn deine Werke ſo löblich ſind als deine Worte. Hierauf ließ er ihm die ſchon ausgefertigte Beſtallung übergeben und ihn die Reiſe antreten. Juriſte begann nun die Stadt mit eben ſo viel Klugheit als Fleiß zu regieren, indem er allen Eifer und Scharfſinn aufwandte, das Zünglein der Wage ſtäts in gleicher Schwebe zu erhalten, ſowohl im Richteramte als in Vertheilung der Aemter, in Belohnung der Verdienſte wie in Beſtrafung des Laſters. Und lange Zeit erwarb er ſich durch dieſes Betragen bei ſeinem Herrn noch größere Gunſt, und die Liebe aller Einwohner der Stadt: er hätte ſich vor vielen Andern glücklich preiſen dürfen, wenn er fortgefahren hätte, ſein Amt in dieſem Sinne zu verwalten. Es begab ſich aber, daß ein junger Menſch, Namens Vieo, einem Mädchen dieſer Stadt Gewalt that, worüber bei dem Juriſte Klage erhoben ward. Er ließ ihn ſofort gefangen nehmen, und da er geſtand, dem Mädchen Gewalt gethan zu haben, verurtheilte er ihn nach den Geſetzen der Stadt, welche einen ſolchen mit der Todesſtrafe belegten, wenn er ſich auch entſchlöße, die Entehrte zum Weibe zu nehmen.

Jener Jüngling hatte eine unvermählte, noch nicht über achtzehn Jahr alte Schweſter, mit Namen Epitia, die nicht nur ungemein ſchön war, ſondern auch eine holde Gabe der Rede und ein liebenswürdiges, jungfräuliches Weſen beſaß. Als dieſe das

Urtheil erfuhr, das ihren Bruder zum Tode verdammte, wurde sie vom heftigsten Schmerz ergriffen und beschloß den Versuch zu machen, ihrem Bruder Befreiung oder doch Milderung der Strafe zu erwirken. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines weisen Alten genoßen, welchen ihr Vater ins Haus genommen hatte, um beide Kinder in der Weltweisheit einzuweihen, obgleich seine Lehren an ihrem Bruder wenig gefruchtet hatten. Da sie nun vor dem Juriste erschien, bat sie ihn, ihrem Bruder einiges Mitleid zu schenken, sowohl der Jugend des kaum sechszehnjährigen Jünglings, welche ihn der Nachsicht würdig mache, als seiner Unerfahrenheit und der Leidenschaft wegen, welche ihn verleitet habe. Sie stellte ihm vor, daß ein Fehltritt dieser Art nach dem Urtheil der weisesten Männer, wenn er aus Liebe und nicht um die Rechte eines Ehemannes zu kränken, geschehe, minder strafbar sei, und daß dieß bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher nicht um Jemandes Ehre zu kränken, sondern von glühender Liebe-überwältigt, die That begangen habe, um derentwillen er verurtheilt worden. Auch sei er bereit, seinen Fehler wieder gut zu machen und das Mädchen zum Weibe zu nehmen, denn obwohl das Gesetz vorschreibe, daß dieß dem Verführer nicht zu Gute kommen solle, so könne doch Er, der Statthalter, diese Strenge, welche weit eher eine Unbilde als Gerechtigkeit zu nennen sei, nach seiner beßern Einsicht mildern, denn Er sei in dieser Stadt, kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Würde, das lebendige Gesetz, und sie halte sich überzeugt, daß Seine Majestät Ihm diese Würde übertragen habe, um sich eher billig und gnädig als grausam zu erweisen. Und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei sie es bei dem Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie es bei dieser der Fall sei, wenn sie in das Haus ihres Verführers aufgenommen werde, welcher sie zu ehelichen bereit sei. Sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung willen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung der Gekränkten auf ehrenvolle und

gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe.

Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergetzte als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, jene Rede noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dieß für ein gutes Vorzeichen ansah, begann noch einmal ihre Bitte, und dießmal noch viel eindringlicher, vorzutragen. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig: vom heftigsten Sinnenreiz ergriffen, kam ihm der Gedanke, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessentwillen er ihren Bruder verurtheilt hatte. Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll bis ich deine Gründe erwogen habe, und wenn ich sie so angethan finde, daß ich deinen Bruder freigeben darf, so gebe ich dir ihn um so lieber zurück als es mich schmerzen würde, ihn zum Tode führen zu sehen, um der Strenge des Gesetzes willen, das eine solche Härte bestimmt. Diese Worte machten Epitien Hoffnung: sie dankte ihm vielmals, sich ihr so gnädig erwiesen zu haben, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn sie erwartete, er werde sich in Befreiung ihres Bruders eben so gefällig finden laßen, als er sich in Vertagung des Endziels seines Lebens gefällig erwiesen hatte. Sie fügte hinzu, sie hege das festeste Vertrauen, die Gründe, welche sie vorgetragen, würden ihn bei näherer Erwägung bestimmen, ihren Wunsch durch Freilaßung ihres Bruders zu erfüllen; worauf er erwiederte, er werde sie erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihr zu willfahren.

Mit der schönsten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder und erzählte ihm, welchen Schritt sie bei Juriste gethan und welche Hoffnungen sie aus seinen Aeußerungen ent-

nehmen zu dürfen glaube. In so bedrängter Lage vernahm Vico dieß mit Freuden, bat sie, nicht abzulaßen, seine Befreiung nachzusuchen, und die Schwester gelobte ihm ihre nachdrücklichste Verwendung.

Juriste, dem sich die Gestalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte nur darauf, Epitiens zu genießen, und erwartete mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Nach drei Tagen erschien sie bei ihm und fragte ihn sehr höflich was er beschloßen habe. Juriste loderte bei ihrem Anblick in Flammen auf und sprach: Willkommen, schönes Mädchen; ich habe nicht verfehlt zu erwägen, was deine Gründe zu Gunsten deines Bruders vermögen, ja ich habe noch neue dazu gesucht, um dich zufrieden zu stellen; ich fand aber, daß Alles seinen Tod fordert, denn es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß, wer aus Unwißenheit sündigt, sein Verbrechen damit in keiner Weise entschuldigen kann, denn er war verpflichtet, das zu wißen, was alle Menschen ohne Unterschied wißen sollen um rechtlich zu leben, und wer aus einer solchen Unwißenheit fehlt verdient weder Entschuldigung noch Mitleid. Da sich nun dein Bruder in diesem Falle befindet, indem er wohl wißen muste, daß das Gesetz den Entehrer einer Jungfrau mit dem Tode bedroht, so bin ich nicht befugt Mitleid zu üben. Indessen um deinetwillen, welcher ich mich gern gefällig erweise, will ich ein Uebriges thun, und wenn du dich entschließen kannst, da du deinen Bruder so sehr liebst, meinen Wünschen zu willfahren, so bin ich bereit ihm das Leben zu schenken und die Todesstrafe in eine geringere zu verwandeln. Glut übergoß bei diesen Worten Epitiens Antlitz: Meines Bruders Leben, sprach sie, ist mir sehr theuer, aber viel theurer ist mir meine Ehre, und lieber wollte ich sein Heil mit dem Verlust des eigenen Lebens als mit der Ehre erkaufen. Darum gebt diesen unehrbaren Gedanken auf; kann ich aber auf anderm Wege meinen Bruder freikaufen, so thu ichs mit Freuden. Andere Wege, sprach Juriste, giebt es nicht als den ich dir nannte, und du brauchst darüber nicht verdrießlich zu werden, denn es könnte sich leicht begeben, daß unsere ersten

Zusammenkünfte mich bewögen, dich zum Weibe zu nehmen. Ich will meine Ehre, entgegnete Epitia, nicht in Gefahr setzen. Und warum in Gefahr? fragte Juriste: wie kannst du wißen, was der Erfolg sein werde? Bedenke dich wohl und laß mich morgen die Antwort erfahren. Die Antwort, sprach sie, will ich euch gleich geben. Nehmt ihr mich nicht zum Weibe und wollt ihr, daß die Freiheit meines Bruders hievon abhange, so habt ihr eure Worte in den Wind gesprochen. Juriste wiederholte, sie solle darüber nachdenken und ihm Antwort sagen, auch wohl in Erwägung ziehen, wer er sei und was er in diesem Lande vermöge, und wie nützlich er ihr und allen ihren Freunden sein könne, da er in dieser Stadt das Recht und die Gewalt in Händen habe. Ganz bestürzt verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder, erzählte ihm was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und schloß damit, daß sie, sein Leben zu retten, ihre Ehre nicht Preis geben wolle. Dann bat sie ihn weinend, sich zu faßen und die Fügung standhaft zu ertragen, die das unabänderliche Schicksal oder sein böses Gestirn ihm bescheide. Aber Vieo brach in Thränen aus und beschwor die Schwester, nicht in seinen Tod zu willigen, da es in ihrer Macht stehe, ihn nach dem Vorschlag des Juriste zu befreien. Wolltest du, sprach er, Epitia, das Beil über meinem Halse zucken und das Haupt dessen, den wie dich eine Mutter getragen, ein Vater erzeugt, ein Haus erzogen, ein Lehrer unterwiesen, heruntergeschlagen, vom Henker zur Erde geworfen sehen? O meine Schwester, laß die Stimme der Natur, des Bluts und der Liebe, die stäts zwischen uns waltete, dich bewegen, mich, wie es in deinen Kräften steht, von einem so jämmerlichen und schändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich gestehe es; du, Schwester, die meinen Fehler wieder gut machen kann, laß deine Hülfe mir nicht verweigert sein! Hat dir Juriste gesagt, daß er dich heirathen könne, warum willst du es nicht für möglich halten, daß es geschehe? Du bist schön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur ein Frauenzimmer schmücken kann, edel und anmuthig, von wunderlieblicher Rede, lauter Vorzüge, davon dich jeder einzelne,

geschweige dem Juriste, nein, dem Kaiser der Welt wünschenswerth machen müste. Du hast also nicht Grund zu fürchten, daß Juriste anstehen werde, dich zum Weibe zu nehmen: und so ist deine Ehre gesichert und deines Bruders Leben gerettet. Vico weinte bei diesen Worten und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umhalst und umarmt hielt und nicht eher wieder losließ bis sie von den Thränen des Bruders gerührt, ihm versprach, sich seinem Rathe gemäß dem Juriste hinzugeben, wenn dieser ihm das Leben schenke und sie hoffen laße, sein Weib zu werden. Als dieses beschloßen war, begab sich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriste und sagte ihm, die Aussicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den ersten Zusammenkünften sein Weib zu werden, und der Wunsch, den Bruder nicht nur vom Tode, sondern von aller Strafe, die er durch sein Vergehen verwirkt haben möge, zu befreien, bestimmten sie, sich seiner Willkür zu überlaßen; aus beiden Rücksichten sei sie also bereit, sich ihm hinzugeben, vor Allem aber bestehe sie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verspreche. Juriste hielt sich für den Glücklichsten der Menschen, daß er eines so schönen und reizenden Mädchens genießen solle, und sagte ihr, er mache ihr jetzt dieselben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe, und der Bruder solle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden.

Nachdem sie zusammen zu Nacht gespeist, begaben sich Juriste und Epitia zu Bette, wo der Niederträchtigste sich vollkommen an der Schönen ersättigte: eh er sich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er unter dem Vorwand, die Freilaßung des Vico anordnen zu wollen, Befehl gegeben, ihn sogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu sehen, das Erscheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr die Sonne so säumig geschienen, den Morgen heraufzuführen als in dieser Nacht. Als es hell wurde, entwand sich Epitia den Armen des Juriste und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie zum Weibe zu nehmen, erfüllen, und vor Allem, ihr den Bruder frei zuschicken

möge. Er erwiederte, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genoßen und sehe also gern, wenn sie die Hoffnung nähre, welche er ihr gegeben habe, und den Bruder werde er ihr ins Haus schicken. Nach diesen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und sprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieser Jungfrau und bring ihn in ihre Wohnung. Als dieß Epitia hörte, begab sie sich voller Freuden nach Hause und erwartete die Befreiung ihres Bruders. Der Kerkermeister ließ den Leichnam des Vico auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, spreitete ein schwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach dem Hause Epitiens tragen: er selbst schritt dem Zuge vorauf. Da sie ins Haus traten, ließ er die Dame rufen und sprach: Dieß ist euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniss frei giebt. Mit diesen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zustande, wie ihr vernommen habt. Schwerlich mag eine Zunge ausdrücken, noch ein menschliches Herz ermeßen, wie groß und heftig Epitiens Schmerz und Zerknirschung waren, als sie den Bruder, den sie mit tausend Freuden lebend und aller Strafe ledig zu sehen erwartet hatte, in diesem Zustande todt vor sich erblickte, und Jedem, der davon hört, wird das eigene Herz sagen, das arme Mädchen müße so unermeßlich gelitten haben, daß es alles andere Seelenweh übertrifft. Aber sie verschloß ihren Schmerz in ihren Busen, und wo jedes andere Weib in Wehklagen und Heulen ausgebrochen wäre, nahm sie, welche der Unterricht jener weisen Alten gelehrt hatte, wie der menschliche Geist jedes Schicksal zu ertragen habe, den Schein der vollkommensten Ruhe an. Sie sprach zu dem Kerkerwärter: Sage deinem und meinem Herrn, wie es ihm gefallen, mir meinen Bruder zu senden, so wolle ich ihn empfangen: habe es ihm nicht beliebt, meinen Wunsch zu erfüllen, so bescheide ich mich damit, daß er den seinen erfüllt habe und mache seinen Willen zu dem meinigen: ich sei überzeugt, daß er jede seiner Handlungen vor der Gerechtigkeit vertreten könne, und somit laße ich mich ihm empfehlen und werde stäts bereit sein, seinen Wünschen

nachzukommen. Der Kerkermeister hinterbrachte dem Juriste Alles was ihm Epitia aufgetragen, indem er versicherte, daß sie bei einem so gräßlichen Anblick durchaus kein Zeichen von Unzufriedenheit gegeben habe. Hierüber ward Juriste sehr vergnügt; er muste lächeln, wenn er bedachte, daß er die Gunst des Mädchens durch die Ehe mit ihr und die Begnadigung ihres Bruders habe erkaufen sollen. Da der Kerkermeister den Rücken gewandt hatte, stürzte sich Epitia auf die Leiche des Bruders und ergoß sich in Thränen mit langem und schauerlichem Wehklagen. Sie verfluchte die Grausamkeit des Juriste und ihre eigene Leichtgläubigkeit, die sie verleitet, sich ihm hinzugeben ehe sie ihren Bruder in Freiheit gesehen. Nach tausend Thränen ließ sie seinen Ueberresten die letzte Ehre erweisen. Aber in der Einsamkeit ihrer Kammer ergriff sie der gerechteste Unwille: Willst du es denn dulden, Epitia, sprach sie zu sich selbst, daß dieser Ruchlose dir deine Ehre raubt, daß er dir deines Bruders Leben und Freiheit verheißt und ihn dir so jämmerlich getödtet überantwortet? Soll er sich dieses doppelten Sieges seiner Arglist über deine Einfalt rühmen dürfen ohne die verdiente Strafe von dir zu empfangen? Mit diesen Worten stachelte sie sich zur Rache. Meine Einfalt, fuhr sie fort, hat diesem Verräther den Weg gezeigt, seine schändliche Begierde zu befriedigen: möchte mir seine Geilheit den Weg zur Rache bahnen. Kann sie mir auch meinen Bruder nicht wieder beleben, so wird sie doch meinen Kummer beschwichtigen. In ihrem aufgeregten Seelenzustande befestigte sie sich immer mehr in diesem Gedanken. Sie harrte, ob Juriste nach ihr senden werde, um ihr noch einmal beizuwohnen: für diesen Fall war sie entschloßen, ein Meßer unter ihrem Gewande zu verbergen und ihn wachend oder schlafend, sobald sich die Gelegenheit günstig zeige, zu ermorden. Ja, wo möglich, gedachte sie sein Haupt zu ergreifen, und es auf dem Grabe ihres Bruders seinem Schatten zu weihen. Nach reiflicherer Ueberlegung leuchtete es ihr aber ein: wenn es ihr auch gelänge den Verbrecher umzubringen, so werde es doch nicht schwer sein zu errathen, daß sie, als eine Entehrte, die zu allem

Böſen aufgelegt ſei, im Zorn und Unwillen darüber, daß er ihr nicht Wort gehalten, die That verübt habe. Da ihr nun die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers bekannt war, welcher ſich damals zu Villaco aufhielt, ſo beſchloß ſie, ihn aufzuſuchen und bei ſeiner Majeſtät über die Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit des Juriſte Klage zu erheben, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſer gute und gerechte Kaiſer jenem Böſewicht die verdiente Strafe ſeiner Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit angedeihen laßen werde. In Trauerkleider gehüllt, trat ſie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, und als ihr das erbetene Gehör gewährt wurde, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen und ſprach mit klagender Stimme und der Haltung einer Tiefgebeugten: Allerheiligſter Kaiſer, mich führt vor Eure Majeſtät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriſte, Eurer kaiſerlichen Majeſtät Statthalter zu Inſpruck, an mir verübt hat, denn ich darf hoffen, daß eure Gerechtigkeit, die nie einem Elenden verſagt blieb, ſo verfahren werde, daß dieſer Juriſte, über den ich mich des beiſpielloſen Unrechts wegen, das er mir angethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphieren dürfe mich ſo jämmerlich erwürgt zu haben. Entſchuldigen Eure Majeſtät dieſes Wort, das ſo ſtark es auch ſcheint, doch der grauſamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieſer Böſewicht zugefügt, der ſich ungerecht und treulos zugleich an mir erwieſen hat. Hierauf erzählte ſie unter vielen Thränen und Seufzern dem Kaiſer, wie Juriſte unter der Vorſpiegelung, ſie ehelichen und ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann den Bruder auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ihr ins Haus geſandt. Alsdann ſtieß ſie einen ſo heftigen Schrei aus und überſchwemmte die Augen ſo ſehr mit Thränen, daß der Kaiſer und alle die Herren, die ihn umgaben, vor Rührung und Mitleid wie verſteinert da ſtanden. Aber obgleich Maximilian ſie bedauerte und das eine Ohr Epitiens Klage öffnete (welche er, da ſie ihre Anrede geendigt hatte, ſich erheben ließ), ſo hielt er noch das andere für den Juriſte frei und ſchickte die Klägerin zur Ruhe. Hierauf

ließ er den Juriſte rufen und befahl dem Boten und allen Anweſenden, bei Verluſt ſeiner Gnade ihm nicht zu entdecken, was vorgefallen ſei. Juriſte, der ſich eher alles Andere gedacht hätte als daß Epitia ſich an den Kaiſer gewandt habe, geſtellte ſich ohne alle Furcht, und da ihn der Kaiſer vorließ, neigte er ſich und fragte was er befehle? Du wirſt es gleich erfahren, antwortete Maximilian und ließ alsbald Epitien rufen. Als Juriſte ſah, daß ſie hier ſei, die er ſich bewuſt war tief gekränkt zu haben, erſchrak er, vom Gewiſſen gefoltert, ſo heftig, daß er von allen Lebensgeiſtern verlaßen wie ein Espenlaub zu zittern begann. Hieran erkannte Maximilian, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit geſagt habe. Er wandte ſich zu ihm und ſprach mit der Strenge, die ſeine Grauſamkeit verdient hatte: Vernimm was dieſes Mädchen dir Schuld giebt. Dann befahl er Epitien ihre Klage vorzubringen, und dieſe erzählte von Neuem den ganzen Hergang und wandte ſich am Schluße nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiſer. Als Juriſte die Anklage vernommen, wollte er ſie durch Schmeicheleien verſöhnen und ſprach: Ich hätte nie geglaubt, daß du, die ich über Alles liebe, vor ſeiner Majeſtät meine Anklägerin werden könnteſt. Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriſte dem Mädchen ſchön thue, und ſprach: Es iſt hier nicht der Ort den Verliebten zu ſpielen: beantworte die Klage, welche ſie vorbringt. Juriſte muſte alſo dieſe Liſt fahren laßen, welche ihm hätte gefährlich werden können. Es iſt wahr, ſprach er, daß ich ihren Bruder enthaupten laßen, weil er eine Jungfrau verführt und geſchwächt hatte; aber dieß hab ich gethan um die Heiligkeit der Geſetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche Ew. Majeſtät mir ſo ſehr eingeſchärft hatte, denn ohne dieſe zu verletzen, konnte ich ihn nicht am Leben laßen. Wohl, fiel Epitia ihm ein, wenn dir die Gerechtigkeit dieß zu verlangen ſchien, warum verſprachſt du, mir ihn lebend auszuantworten und beraubteſt mich unter dieſem Verſprechen und der Vorſpiegelung, daß du mich zum Weibe nehmen werdeſt, meiner jungfräulichen Ehre? Wenn mein Bruder wegen ſeines Vergehens die Strenge

der Gesetze verwirkt hatte, so verdienst du eine zweimal härtere Strafe. Als hierauf Juriste verstummte, redete ihn der Kaiser an: Heißt dieß Gerechtigkeit handhaben, oder sie mit Füßen treten, ein Geringes weniger als sie ermorden? Hast du nicht an diesem Mädchen größere Treulosigkeit verübt als sich je ein Verräther zu Schulden kommen ließ? Aber es soll dir nicht zu Statten kommen, bei meinem Wort. Da bat Juriste um Gnade und Epitia andererseits um Genugthuung. Da nun Maximilian das Recht des Mädchens und die Bosheit des Juriste erkannt, sann er nach, wie er die Ehre des Mädchens retten und zugleich Gerechtigkeit üben könne, und nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte, befahl er, Juriste solle Epitien zum Weibe nehmen. Das Mädchen wollte nicht einwilligen: sie habe, sagte sie, von ihm nie etwas Anderes als Verrath und Bosheit zu erwarten. Aber Maximilian bestand darauf, daß sie sich in seinen Willen ergebe, und als Juriste das Mädchen geehelicht hatte, glaubte er das Ende seines Leidens sei gekommen; aber dem war nicht so, denn jetzt wandte sich Maximilian, nachdem er Epitien in ihre Wohnung entlaßen, zu Juriste und begann: Du hast zwei Verbrechen begangen und beide von gleicher Schwere: erstens hast du das Mädchen entehrt und zwar mittels eines solchen Betrugs, daß man sagen darf, ihr sei Gewalt geschehen, zweitens gegen das ihr gegebene Wort ihren Bruder ermordet, denn wenn er auch den Tod verwirkt hatte, so hättest du, weil du doch einmal entschloßen warst, das Recht zu verletzen, eher das seiner Schwester auf den Antrieb deiner zügellosen Begierden gegebene Wort halten als ihn der Entehrten todt übersenden müßen wie du gethan hast. Da du nun das erste Verbrechen entgolten hast, indem du der Entehrten die Hand reichen mustest, so will ich, daß du zur Buße des zweiten enthauptet werdest, wie du ihren Bruder enthaupten ließest. Der Schrecken des Juriste, als er den Urtheilsspruch des Kaisers vernahm, läßt sich beßer denken als beschreiben. Juriste ward den Häschern übergeben, um am andern Morgen nach Inhalt des Urtheils hingerichtet zu werden, und schon war er völlig zum Tode

bereit und erwartete nichts weiter mehr als daß der Henker käme, ihm den Garaus zu machen.

Als aber Epitia, die ihm eine so heftige Gegnerin gewesen war, das Urtheil des Kaisers vernahm, gab es die Güte ihres Herzens ihr ein, wie wenig es ihr gezieme zuzugeben, daß Juriste, den der Kaiser ihr zum Gemahl aufgedrungen und welchen sie einmal dafür angenommen habe, um ihretwillen den Tod leide: sie glaubte, dieß werde man eher einer grausamen Rachelust, als dem Trieb nach Gerechtigkeit zuschreiben. Von Stunde an wandte sie alle ihre Gedanken auf die Rettung des Bösewichts: sie begab sich zum Kaiser, und nachdem sie sich Gehör ausgewirkt, redete sie ihn an: Allerheiligster Kaiser, die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit, welche Juriste an mir verübt hatte, bewog mich bei Ew. Majestät Schutz wider ihn suchen. Ihrer angeborenen Gerechtigkeitsliebe gemäß hat ihn Dieselbe wegen zweier Verbrechen auf das Allergerechteste bestraft: für den an meiner Jungfräulichkeit begangenen Raub, durch den Befehl mich zu ehelichen; für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort, durch das Urtheil, das ihm das Leben abspricht. Wie ich aber, bevor ich sein Weib geworden, darauf bestehen muste, daß Ew. Majestät ihn mit der Todesstrafe belegte, welche Dieselbe gerechterweise über ihn verhängt hat, so müste ich mich jetzt, nachdem es Ew. Majestät gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an den Juriste zu knüpfen, für eine Pflichtvergeßene, Unmenschliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in seinen Tod willigen wollte. Unmöglich kann dieß der Wille Ew. Majestät sein, welche bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, allerheiligster Kaiser, die gute Absicht Ew. Majestät ihr Ziel erreiche und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich Dieselbe demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit, zufolge des Urtheils Ew. Majestät, das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches Dieselbe mich mit dem Juriste zu vereinigen geruhte, und wie das Urtheil Ew. Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Ge-

rechtigkeit, mit dem Tode bestrafte, so möge es Derselben jetzt gefallen, wie ich von Neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Uebung der Gnade, allerheiligster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euern würdiglich beschloßen ist, kein geringerer Ruhm als die Handhabung der Gerechtigkeit, denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich. Und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigen Magd Ew. Majestät gewirkte Handlung der Güte, ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er Ew. Majestät zu vielen glücklichen Jahren gedeihen laße, damit sie zur Beglückung der Sterblichen und zu ihrem eigenen Ruhme und unvergänglichen Ehre bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möge. Hiemit beschloß Epitia ihre Anrede.

Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbilde schon vergeßen und mit so vieler Wärme für ihn gesprochen habe. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr Den aus Gnade freigebe, den er um des Rechtes willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitiens hat so viel über mich vermocht, daß ich dir, dessen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben schenke, und du sollst wißen, daß du nur ihr dessen Erhaltung zu danken hast. Und da es ihr Wille ist, mit dir zu leben, nachdem sie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, so bin ich es zufrieden, daß du mit ihr lebest. Aber kommt es mir zu Ohren, daß du sie je anders denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelst, so sollst du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe. Nach diesen Worten faßte der Kaiser Epitiens Hand und übergab sie dem

Juriſte: worauf ſie und Juriſte mit ihr ſeiner Majeſtät für die ihnen erwieſene Huld und Gnade den gebührenden Dank ſagten. Juriſte aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe und hielt ſie immer theuer und werth und ſo konnte ſie den Reſt ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

2. Gleiches mit Gleichem.

Zur Sagenvergleichung.

Giraldi Cinthio Hecatommithi ovvero cento novelle etc. erſchien zuerſt 1565 zu Monteregale in Sicilien, 2 Thle. 8., und vollſtändiger 1566 zu Venedig, in einem Quartband. In dieſer Ausgabe, ſowie in der, welche 1593 zu Venedig in zwei Quartbänden erſchien, iſt die mitgetheilte Novelle die fünfte der achten Decade, welche von der Undankbarkeit handelt. Giraldi ſelbſt hat den Inhalt derſelben unter dem Namen Epitia auf die Bühne gebracht, wie denn der Stoff zu ſeinem ganzen aus ſechs Trauerſpielen beſtehenden Theater ſich in ſeinem Hecatommithi wiederfindet. Ob Shakſpeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, iſt unentſchieden; man hat keinen Grund, es zu verneinen, wenn man nicht auf das Märchen zurückkommen will, daß er der italieniſchen Sprache unkundig geweſen. Soviel iſt aber gewiſs, daß wenn er ſie nicht kannte, der Inhalt derſelben ihm durch George Whetſtones doppelte Bearbeitung zugänglich war. Whetſtone gab nämlich im Jahre 1582 eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel Heptamerone heraus, worin er auch eine Ueberſetzung dieſer Novelle des Cinthio aufnahm. Aber ſchon vier Jahre früher hatte Whetſtone dieſen Stoff dramatiſch behandelt. Dieſes Stück, welches die Six old Plays, on which Shakspeare founded etc. eröffnet, führt den Titel: „Die vortreffliche, weltberühmte Geſchichte von Promus und Caſſandra, in theatraliſche Geſpräche eingekleidet. Der erſte Theil zeigt den unerträglichen Gewaltsmiſsbrauch einer obrigkeitlichen Perſon, das tugendhafte Betragen eines keuſchen Mädchens, die zügelloſe Ausſchweifung einer ſchönen Courtiſane und die unverdiente Schätzung eines gefähr-

lichen Schmarotzers. Der zweite Theil handelt von der erhabenen Großmuth eines edeln Königs in Vertilgung des Lasters und Beschützung der Tugend, wodurch der Sturz und Untergang schändlicher Tücke und der Triumph redlicher Handlungsweise bewiesen wird."

So gering auch das Verdienst dieses Stücks sein mag, so findet sich doch schon hier die von Shakspeare adoptirte Abweichung von der Novelle des Cinthio, daß Vico, der bei Whetstone Andrugio, bei Shakspeare Claudio heißt, nicht wirklich hingerichtet wird, obgleich der Statthalter den Befehl dazu ertheilt hatte. Sonst aber weicht Whetstone nicht wesentlich von Cinthio ab, so daß die vielen vortrefflichen Abänderungen, die in Shakspeares Schauspiel getroffen sind, der Erfindung des Dichters allein angehören. Dahin rechnen wir den entscheidenden Umstand, daß der Herzog von Wien (in der Novelle Kaiser Maximilian) als Mönch verkleidet stäts gegenwärtig ist und die ganze Begebenheit unerkannt einem erfreulichen Ziele entgegenlenkt. Die Einführung der Verlobten des Angelo, welche an Isabellens Statt das ihm gegebene Versprechen erfüllt und von nun an ganz die Rolle der Epitia in der Novelle übernimmt, während Isabella ihre Keuschheit erhält und dem Herzog vermählt wird, ist ein eben so großes Verdienst Shakspeares. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Abweichungen so einzuweben gewust hat, daß zugleich der ursprüngliche Hergang der Novelle in dem Bewustsein Angelos erhalten ward, indem dieser bis zum Schluße hin glaubt, er habe das Gesetz mit Isabellen gebrochen und ihren Bruder tödten laßen, wie es die Novelle berichtet. Daher erhebt auch Isabelle vor dem Herzog, bei dessen Einzuge, ganz dieselbe Klage wider ihn, wie Epitia gegen Juriste vor dem Kaiser. Man würde vielleicht aus dieser Beibehaltung neben der Abänderung schließen dürfen, daß Shakspeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, wenn nicht die Erzählung Whetstones im Heptameron mit ihr ganz gleichen Inhaltes wäre.

Die von Shakspeare angenommene Aenderung Whetstones, wonach der Verurtheilte am Leben bleibt, hat Shakspeare seinen

Zwecken gemäß anders gewendet als jener. Bei Whetstone hatte Promos (Angelo) dem Kerkermeister befohlen, der Cassandra (Isabelle, Epitia) das Haupt ihres Bruders zu überbringen. Dieser überbrachte ihr aber, aus Mitleid mit dem Andrugio, nur das entstellte Haupt eines neulich hingerichteten Verbrechers, das Cassandra von dem ihres Bruders nicht unterscheiden konnte. Bei Shakspeare wird dagegen der Statthalter, der die Hinrichtung befohlen hatte, durch das untergeschobene Haupt getäuscht und diese Abweichung von dem Ueberlieferten ist der Ueberlieferung ganz gemäß. In unzähligen Märchen und Sagen kehrt es wieder, daß gutherzige, mit grausamen Hinrichtungen beauftragte Diener ihren Herrn durch Unterschiebung falscher Wahrzeichen der Vollstreckung zu täuschen wißen. Ebenso populär und der Sage gemäß ist die unserm Dichter allein angehörige Unterschiebung der Marianne an der Stelle Isabellens. So wird, um nur an das bekannteste Beispiel zu erinnern, im Tristan Brangäne an Isoldens Statt dem König Marke beigelegt. Ein Gleiches geschieht in dem Gedicht von den zwei Kaufleuten (Altd. Wälder I. 34) und in einem neugriechischen Volkslied (Ebend. II. 181). Wir wählen unter unzähligen die beiden letzten Beispiele, weil von diesen beiden Gedichten unten bei Cymbeline näher die Rede sein wird. Was aber Shakspeare auf diese Erfindung leiten mochte, ist die Unterschiebung der Giletta von Narbonne an der Stelle der von Beltram geliebten Tochter der Edelfrau, welche Boccaccio in der unter IX. mitgetheilten Novelle, der Quelle von Ende gut, Alles gut, berichtet. Hier sind die Umstände fast ganz dieselben, denn die Untergeschobene ist nicht wie in den obigen Beispielen eine Magd, sondern des Betrogenen rechtmäßige Ehefrau; daß Marianne nur Angelos Verlobte ist, begründet keinen wesentlichen Unterschied.

Durch diese Abänderungen, die an sich selbst so vortrefflich sind, hat also Shakspeare einen Beweis geliefert, wie lieb und vertraut ihm die Sage war und welchen Nutzen er aus ihr zu ziehen verstand. Man darf hiebei nicht vergeßen, daß die Welt der

Märchen und Sagen zu Shakspeares Zeiten dem Volk noch durchaus nicht entfremdet, sondern sein eigenstes Eigenthum war, daher es auf der Bühne nichts lieber schauen mochte als diesen Wiederschein seines Wesens, wenn er ihm auch durch minder kunstvoll geschliffene Spiegel, als Shakspeares Stücke sind, zurückgestralt wurde. Hieraus erklärt es sich auch, warum Shakspeare so viele Stoffe der Sage entnahm, daß wir ganze Bände mit sagenmäßigen Erzählungen füllen können, die er seinen Schauspielen zum Grunde gelegt hat. Auch hier wieder war Shakspeare auf einen durchaus volksmäßigen, besonders im Volksliede beliebten Stoff gerathen (vgl. Liebrecht Heidelberger Jahrb. 1867 Nr. 12); aber er hat, ohne ihm das Geringste zu vergeben, seine Roheit doch mit den Ansprüchen eines gebildeten Sinnes auszugleichen verstanden. Die Grundzüge dieser Sage, wie sie im Volksliede der verschiedensten Völker noch fortlebt, sind folgende: Die Frau oder Schwester eines Verurtheilten sucht Begnadigung für ihn bei dem Richter nach, der ihr unter der Bedingung, daß sie eine Nacht bei ihm zubringe, den Gefangenen zurückzugeben verspricht. Am andern Morgen wird ihr auch der Verbrecher ausgeliefert, aber bereits hingerichtet. Für diese doppelte Schandthat wird der Richter von dem Fürsten zur verdienten Strafe gezogen, muß sich aber vorher mit der entehrten Frau vermählen.

Schon Douce in seinen Illustrations of Shakspeare I. p. 153 und nach ihm Dunlop II. p. 429 haben eine Menge historischer Vorgänge ähnlicher Art angeführt, worunter die wichtigsten folgende sind: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zwang einen seiner Edelleute wegen eines gleichen Vergehens ein Mädchen zu heirathen, und ließ ihn, als das geschehen war, hinrichten. Lipsii Monita et exempla politica. Antverp. 1613. 4. cap. 8. Dieß ist der Gegenstand eines französischen Schauspiels von Antoine Marechal: Le jugement équitable de Charles de Hardy. 1646. 4. Ein gleiches Vergehen ließ sich Olivier de Dain, der Barbier und Günstling Ludwig XI. zu Schulden kommen und büßte es mit dem Tode. Belleforest giebt

eine Novelle für eigene Erfindung aus, welche der des Cinthio zu ähnlich sieht als daß man seiner Angabe unbedingt trauen sollte: hier verführt ein Hauptmann das Weib eines Soldaten unter dem Versprechen, das verwirkte Leben ihres Mannes zu schonen, welchen er ihr gleich darauf durch sein Kammerfenster, am Galgen hangend, zeigt. Sein Commandant nöthigt ihn die Wittwe zu heirathen und verurtheilt ihn dann zum Tode. Dieselbe Grausamkeit wird auch dem berüchtigten Colonel Kirke Schuld gegeben, mit welchem Recht ist streitig. S. über ihn auch Macaulay Hist. of Engl. II, 203 ed. Tauchn. In Goularts Thrésor d'histoires admirables etc. ist dieser Gegenstand zweimal variiert. p. 300 und p. 304. In Cooke's Vindication of the professors and profession of the law 1640. 4. p. 61 wird die ganze Novelle Cinthios von Don Garcias, dem Gouverneur von Mailand während des Kriegs zwischen Karl V. und Franz I., erzählt; doch ist es hier die Entehrte die Frau des Gefangenen und die Enthauptung des Verführers wird nach der Hochzeit mit der Wittwe wirklich vollzogen. Nach Liebr. a. a. O. giebt Claude Rouillet den Vorwurf seiner Tragödie Philanire wie folgt an: »Quelques années se sont passées, qu'une dame de Piedmont impetra du prevot du lieu, que son mari lors prissonier pour quelque concussion, et deja pret à recevoir jugement, lui sera rendu, moyennant une nuit, qu'elle lui preterait. Ce fait, son mari, le jour suivant, lui fuit rendu, mais ja executé de mort. Elle est esplorée de l'une et l'autre injure, a son recours au gouverneur, qui pour lui garantir son honneur, contraint le prevot a l'epouser et puis le fait decapiter.«

Dem Ludwig von Nivers, Sohn Roberts von Frankreich, ward im J. 1307 vor dem Richterstuhl Philipps von Frankreich vorgeworfen, die Frau eines Ritters, der für das Leben ihres Mannes bat, auf die in Rede stehende Weise betrogen zu haben. Liebr. a. a. O. fügt noch einen Vorfall hinzu, den Augustinus in seiner Schrift De sermone domini in monte I, 16 berichte.

Ein Bürger von Antiochia wurde von dem Procurator Septimius Acindynus wegen einer dem Fiscus schuldigen Summe ins Gefängniss geworfen und mit dem Galgen bedroht, wenn er bis zu einem bestimmten Tage seine Schuld nicht entrichte. Da er sich dazu außer Stande sah, so gestattete er seiner Frau, eine Nacht bei einem reichen Manne zuzubringen, der sich in sie verliebt und ihr für diese Gunst die erforderliche Summe verheißen hatte. Ehe dieser jedoch die Frau des Mannes verließ, schob er statt des Beutels mit Geld einen andern mit Erde unter, so daß die Betrogene sich darob alsbald bei Acindynus beklagte, der zuvörderst seine eigene Härte verdammte und die betreffende Summe aus eigenen Mitteln dem Fiscus einzahlte, der Frau aber das Landgut zusprach, aus dem jene Erde genommen war.

Diesen Beispielen haben wir noch folgende hinzuzufügen:

In den Novellen des Masuccio Salernitano wird IV, 7. (47) erzählt: Der König von Sicilien, Sohn Don Juans von Arragonien, sei einst zu Bagliendoli im Hause eines vornehmen Edelmanns abgestiegen, der ihn auf das Festlichste empfangen und bewirthet habe. Dieser Edelmann hatte zwei schöne Töchter, in die sich während des Aufenthalts des Königs im Hause zwei von dessen ersten Hofleuten verliebten. Durch Vermittelung einer bestochenen Magd werden sie Nachts in die Schlafkammer der Mädchen gelaßen, wo sie ihren Willen vollbringen ohne daß die schlafenden Schönen erwachen; bald aber überzeugen sie sich von der Gewalt, die ihnen geschehen ist, und erheben vor dem Könige, ihrem Gaste, Klage wider die entflohenen Ehrenräuber. Dieser verspricht ihnen Genugthuung, verbirgt indes seinen Zorn und zwingt die beiden Hofleute, die Entehrten, welchen er ein reiches Heirathsgut aussetzt, zur Ehe zu nehmen. Als dieß geschehen ist, geht nun der König mit den Hofleuten ernstlich ins Gericht und befiehlt ihre Enthauptung, welche auch ohne allen Einspruch der Neuvermählten vollstreckt wird. Diese erklärt nun der König zu Erbinnen der ganzen Hinterlaßenschaft ihrer Gatten und vermählt sie auf der Stelle und ohne Beobach-

tung des Trauerjahres zweien der vornehmsten Edelleuten der Stadt.

Noch grausamer war der Richterspruch Kaiser Ottos in Lamparten (Grimms deutsche Sagen II. S. 169), welcher vielleicht der Novelle des Cinthio zu Grunde liegt: Zu dem Könige kam eine Frau und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König sprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten." „Herr," sagte die Frau, „du vergißest es." Der König wies mit der Hand an eine Kirche und sprach: Diese Kirche sei des mein Urkund. Als nun der Kaiser nach der Zeit wieder nach Lamparten (Lombardei) zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weibe gewiesen hatte. Er ließ sie rufen und hieß sie klagen. Sie sprach: Herr, er ist nun mein ehelicher Mann und ich habe liebe Kinder mit ihm. Aber der Kaiser sprach: „Sammer Otten Bart!" Also schwur er ihr: er soll meiner Barten (Beile) schmecken! und befahl den Missethäter an seinem Leibe, nach dem Recht zu strafen. Also richtet er dem Weib wider ihren Willen.

Eine gleiche Rücksichtslosigkeit hat bei Cinthio Maximilian im Sinne, aber Epitia beredet ihn eines Beßern. Die Freisprechung des Missethäters geschieht zwar nicht um seinetwillen, sondern seiner Gemahlin zu Liebe; es bleibt aber immer ein Unrecht ungesühnt und wir gönnen es dem Verbrecher nicht, eine solche Fürsprecherin gefunden zu haben. Diesem Uebelstande hat Shakspeare durch den minder strafwürdigen Charakter Angelos und dadurch abgeholfen, daß beide Verbrechen, die Entehrung Isabellens und Claudios Hinrichtung wider das ihr gegebene Versprechen, unbegangen bleiben. In Georg Widters und Adolf Wolfs Volksliedern aus Venetien, Wien 1864, gehört hieher Nr. 85 La povera Cecilia. Sie hat ihren Mann zu retten die Ehre Preis gegeben: schon in der Nacht aber holt sie von schlimmer Ahnung bedrängt einen tiefen Seufzer; und am Morgen, da sie auf den Balcon tritt, sieht sie ihren Gatten gegen das ihr gegebene Versprechen aufgeknüpft, so daß sie mit dem Tode ihres Gemahls

zugleich ihre Ehre zu beweinen hat. Im Wesentlichen denselben Ausgang wie diese vicentinische nimmt eine in Wolfs Anmerkungen S. 108 im Auszug mitgetheilte nahverwandte lombardische Ballade; vgl. Botzas Canzoni Populari Comasche, Vienna 1867 Nr. 50 und Ferd. Wolf Proben Portugies. und Catalonischer Volksromanzen S. 175. Hier ist es der Commandant, der gegen das gegebene Versprechen den Mann der Dame von Reus hat hängen laßen. Hiemit scheint das bekannte zu Straßburg spielende Volkslied zusammenzuhängen. (Meine Sammlung Nr. 59, Lieder für Jung und Alt, Nr. 9).

Es waren einmal drei Reuter gefangen,
Gefangen waren sie,
Sie wurden gefangen und geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen Römischen Reich.

Ein Mädchen soll für sie bitten und that es:

Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Commandant,
Ich hab eine Bitt an euch:
Wollet meiner Bitte gedenken,
Und mir die Gefangenen losschenken,
Dazu meinen eigenen Schatz.

Weder hier noch bei der Dame von Reus wird gesagt, daß der Commandant für die Preis gegebene Ehre der Bittstellerin die Befreiung der Gefangenen verheißen hatte; doch könnten Strophen dieses Inhalts verloren gegangen sein. Der Dame von Reus war wenigstens das Leben ihres Gemahls versprochen worden, und in dem deutschen Liede heißt es am Schluß:

Die Gefangenen, die müßen sterben,
Gottes Reich sollen sie erwerben,
Dazu die Seligkeit.

Das Mädchen hatte offenbar einen andern Ausgang erwartet,

Dem Shakſpeareſchen Drama näher ſteht die ungariſche Ballade bei Kertbeny, Ausgewählte Volkslieder, Darmſtadt 1851, Nr. 29, denn hier iſt es ſtatt des Gatten die Schweſter, die (wider des Bruders Willen) das Opfer ihrer Ehre bringt. Vgl. Wolf a. a. O. S. 109.

IV.

Zu

Othello.

1. Der Mohr von Venedig.

Nach Giraldi Cinthio.

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowohl als die große Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herrn jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hatte. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden, sondern von der Tapferkeit dieses Mohren angezogen ward, sich in ihn zu verlieben, während er von der Schönheit und edeln Gesinnung der Dame besiegt gleichfalls für sie entbrannte. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um sie zu vermögen einen andern Mann zu nehmen; und so lange sie in Venedig blieben, lebten sie beide in solcher Eintracht und Zufriedenheit zusammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdessen geschah es, daß die Herrn von Venedig ihre Kriegsmannschaft, die sie in Cypern zu halten pflegten, ablösten und den Mohren zum Anführer des Heeres erwählten, welches sie dahin schickten. So vergnügt dieser auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenstelle dieser Art wurde nur Männern übertragen, die sich durch Adel, Treue, Tapferkeit und ausgezeichnete Verdienste empfahlen, so verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beschwerlichkeit der Reise, welche seine Disdemona scheuen möchte, diese Freude um kein Geringes. Disdemona aber, die außer dem Mohren kein

Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine so edle und mächtige Republik ihrem Manne bezeugte, sehr erbaut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten würde; aber es betrübte sie sehr, ihren Gatten missstimmt zu sehen. Da ihr die Ursache unbekannt war, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: Wie kommt es, mein Theurer, daß du so traurig bist seit dir der Staat ein so ehrenvolles Amt übertragen hat? Der Mohr antwortete ihr: Die Liebe zu dir, Disdemona, trübt die Freude über die Ehre, die mir geschieht, denn ich habe zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder dich mit mir den Gefahren des Meeres auszusetzen, oder dich in Venedig zurückzulaßen, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste thu ich nur höchst ungern, denn alle Beschwerden, die du zu bestehen hättest, und alle Gefahren, die uns begegnen könnten, würden mir den äußersten Kummer verursachen. Das zweite aber, dich zurückzulaßen, würde mir selbst unerträglich fallen, denn wenn ich mich von dir trenne, so trenne ich mich von meinem Leben. Ach, mein Gemahl, rief Disdemona aus als sie dieß hörte, was für Gedanken sind das, die euch in den Sinn kommen? Wie darf euch nur dergleichen beunruhigen? Ich würde euch begleiten wohin es auch wäre, und sollte ich im Hemde durch das Feuer gehen, geschweige denn zu Waßer in einem sichern und bequemen Schiffe und an eurer Seite: und wenn auch einige Gefahren und Beschwerden uns bevorstehen, so will ich sie mit euch theilen und würde sehr wenig von euch geliebt zu sein glauben, wenn ihr mich in Venedig zurücklaßen wolltet, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder euch vorstelltet, ich wolle lieber hier in Sicherheit bleiben als mich mit euch in derselben Gefahr befinden. Schickt euch also nur mit aller der Fröhlichkeit zur Reise an, welche der Würde eures neuen Ranges geziemt. Ganz entzückt vor Freuden über diese Worte schlang der Mohr seine Arme um den Hals seiner Gattin und sprach mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in dieser Liebe, mein

theures Weib. Bald darauf brachte er seine Sachen in Ordnung, gieng mit seiner Gemahlin und seinen Leuten zu Schiffe, überließ die Segel den Winden und kam nach einer kurzen und sichern Fahrt in Cypern an.

In dem Gefolge des Mohren befand sich ein Fähnrich, der zwar sehr gut aussah, aber dennoch der boshafteste Mensch von der Welt war; der Mohr indes, der von seiner Schlechtigkeit keine Ahnung hatte, hielt sehr viel auf ihn, denn so niederträchtig auch seine Gesinnung war, so verbarg er doch unter hohen, prunkenden Worten und einem schönen Aeußern die Gemeinheit seines Herzens so gut, daß ihn Jedermann für einen Hektor oder Achilles gehalten hätte. Dieser Bösewicht hatte ebenfalls seine Frau mitgenommen, ein sehr schönes und ehrbares Weib, welche die Gemahlin des Mohren, weil sie eine Italienerin war, sehr liebte und den größten Theil des Tages mit ihr verbrachte. Ferner befand sich in dem Gefolge des Mohren ein Hauptmann, der ihm sehr werth war und der daher oft in sein Haus kam und mit ihm und seiner Gemahlin speiste. Disdemona, weil sie wuste, wie viel er bei ihrem Gemahl gelte, gab ihm viele Zeichen ihrer Gewogenheit, worüber der Mohr sehr erfreut war.

Der schändliche Fähnrich, ohne sich weder um die Treue, die er seiner Gattin, noch um die Freundschaft, Treue und Verbindlichkeit, die er dem Mohren schuldig war, im Geringsten zu bekümmern, verliebte sich auf das Heftigste in Disdemonen und hatte keinen andern Gedanken mehr als wie er ihrer Reize genießen möchte; aber er wagte es nicht, seine Wünsche laut werden zu laßen, denn er muste fürchten, daß der Mohr, wenn er es wahrnähme, ihm ein schleuniges Ende bereite. Er suchte ihr also seine Liebe auf mancherlei Weise so heimlich als möglich zu verstehen zu geben; aber alles was er that sie zur Liebe zu reizen, half nicht mehr als wenn er es unterlaßen hätte. Er bildete sich aber ein, dieß komme daher, weil sie in den Hauptmann verliebt sei, und dachte darauf, ihn aus dem Wege zu schaffen; indes blieb er bei diesem Vorsatz nicht stehen, sondern verwandelte auch seine

Liebe für Disdemona in den bittersten Haß und bot allen seinen Scharfsinn auf, ein Mittel zu finden, durch den Tod des Hauptmanns nicht nur diesem, sondern auch dem Mohren den Genuß Disdemonens zu rauben.

Nachdem er zu diesem Ende mancherlei Bubenstücke und Schurkenstreiche überlegt, so beschloß er endlich, sie bei ihrem Gemahl des Ehebruchs anzuklagen und den Hauptmann als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemonen und seine Freundschaft gegen den Hauptmann bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das Eine noch das Andere einzureden, wenn er nicht die feinste List anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer so schändlichen Unternehmung eröffnen würden. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Hauptmann seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dieß sehr leid that, versuchte oft den Hauptmann mit ihrem Gemahl auszusöhnen. Bei einem solchen Anlaß sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähnrich, seine Gemahlin liege ihm so sehr wegen des Hauptmanns an, daß er fürchte, er müße ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dieß sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen, und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache, dieß gern zu sehen. Und welche? fragte der Mohr. Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähnrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun um es selbst zu bemerken. Weiter wollte er nicht gehen, so sehr der Mohr in ihn drang, sich näher zu erklären; aber seine Worte ließen einen so scharfen Dorn in seiner Brust zurück, daß er ganz trübsinnig wurde und an nichts dachte als was die Worte des Fähnrichs wohl zu bedeuten haben möchten. Als es daher seine Gattin eines Tages von Neuem versuchte, seinen Zorn gegen den Hauptmann zu besänftigen, indem sie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre um eines

kleinen Vergehens willen nicht vergeßen, zumal da der Hauptmann mit dem verwundeten Soldaten wieder ausgesöhnt sei, gerieth der Mohr in den heftigsten Zorn und sprach: Es ist doch auffallend, Disdemona, daß du so viel Antheil an dem Hauptmann nimmst. Er ist doch weder dein Bruder, noch dein Anverwandter, daß er dir so sehr am Herzen liegen sollte. Ganz demüthig und liebreich antwortete sie ihm: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen: mich bewegt nichts dazu als daß es mir leid thut, euch eines so theuern Freundes beraubt zu sehen wie der Hauptmann nach euerm eigenen Zeugniss euch gewesen ist: er hat doch keinen so schweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb so sehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren seid so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt. Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Das könnte wohl noch Mancher erfahren, der es nicht dächte; ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen bis ich gesättigt bin mit Rache. Die Dame erschrak heftig bei diesen Worten, und da sie ihren Gemahl gegen seine Gewohnheit wider sich erzürnt sah, sagte sie mit vieler Demuth: Nur die beste Absicht hat mich bewogen, mit euch hievon zu sprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr sah, wie seine Gemahlin sich von Neuem zu Gunsten des Hauptmanns verwandt hatte, überzeugte er sich, die Worte, die er von dem Fähnrich vernommen, könnten nichts anders bedeutet haben als daß Disdemona den Hauptmann liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und fieng an in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der Fähnrich, der auf das Verderben der armen Disdemona sann, stellte sich erst als wolle er nichts sagen, was dem Mohren vielleicht missfällig sein könnte; endlich aber that er als könne er seinen Bitten nicht länger widerstehen und sprach: Ich läugne nicht, daß es mir unendlich leid thut, euch etwas entdecken zu müßen, was euch mehr als Alles in der Welt kränken muß; weil ihr aber darauf besteht, daß ich es sagen soll, und mich überdieß die Sorge,

die ich für eure, als meines Herrn Ehre, zu tragen verpflichtet bin, anspornt, es euch zu entdecken, so will ich mich weder eurer Frage noch meiner Pflicht entziehen. Wißt also, daß eure Gemahlin keiner andern Ursache willen mit eurer Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden ist als wegen des Vergnügens, das er ihr macht, so oft er in euer Haus kommt, denn eurer schwarzen Farbe ist sie überdrüßig. Diese Worte drangen dem Mohren an die Wurzel seines Herzens; aber um noch mehr zu erfahren, sprach er, obgleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn Alles für wahr halten ließ, was der Fähnrich ihm sagte, mit zürnendem Antlitz: Ich weiß nicht was mich abhält, dir diese verwegene Zunge auszureißen, die es gewagt hat, meiner Gattin solche Schande nachzusagen. Keinen beßern Lohn meiner Liebe und Treue, antwortete der Fähnrich, durfte ich mir vermuthen; aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal so weit gebracht hat, so erwidere ich euch, daß es nicht anders ist als wie ich gesagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verstellte Liebe euch die Augen so sehr verblendet hat, daß ihr nicht seht was ihr sehen solltet, so sag ich darum nicht weniger die Wahrheit. Der Hauptmann selbst hat es mir gesagt, denn sein Glück würde ihm nicht vollkommen geschienen haben, wenn er es nicht Jemand hätte vertrauen können. Hätte ich euern Zorn nicht gefürchtet, setzte er hinzu, so sollte ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den verdienten Lohn gegeben haben. Da ich aber für die Entdeckung dessen, was euch mehr als jeden Andern angeht, so übeln Lohn empfange, so wollt ich lieber, daß ich geschwiegen hätte, denn dann würd ich mir eure Ungnade nicht zugezogen haben. Voller Ingrimm entgegnete der Mohr: Machst du nicht, daß ich mit eigenen Augen sehe was du mir sagtest, so werde ich dich ohne Zweifel lehren, daß es beßer für dich wäre, wenn du stumm geboren wärest. Das würde mir leicht geworden sein, versetzte der Verräther, als er noch in euer Haus kam; jetzt aber, da ihr ihn nicht deswegen, weshalb er es verdiente, sondern einer viel geringfügigern Ursache willen weg-

gejagt habt, so kann es mir nicht anders als sehr schwer fallen: denn obgleich ich glaube, daß er noch Disdemonens Reize genießen wird so oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, so muß er doch nun, da er sich euern Haß zugezogen hat, viel vorsichtiger dabei verfahren als vorher. Aber dennoch geb ich die Hoffnung nicht auf, euch schauen zu laßen was ihr mir nicht glauben wollt. Mit diesen Worten giengen sie auseinander.

Der unglückliche Mohr begab sich, wie von dem schärfsten Pfeil verwundet, nach Hause und erwartete den Tag, wo der Fähnrich ihm das zeigen werde, was ihn auf ewig unglücklich machen sollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähnrich die Keuschheit, welche Disdemona, wie er wohl wuste, auf das Heiligste beobachtete: denn es schien ihm fast unmöglich, ein Mittel zu finden, um den Mohren von seiner falschen Anklage zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her gesonnen hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren pflegte, wie schon erwähnt, die Frau des Fähnrichs häufig zu besuchen und einen guten Theil des Tages bei ihr zuzubringen. Der Bösewicht hatte bemerkt, daß sie zuweilen ein Schnupftuch bei sich trug, von welchem er wuste, daß es ein Geschenk des Mohren sei. Dieses Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet und der Disdemona so wie dem Mohren sehr werth. Dieß dachte er ihr heimlich zu entwenden und so ihren Untergang vorzubereiten. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona sehr liebte; dieß nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Verbrechers kam, in seine Arme und setzte es ihr auf den Schooß. Disdemona umarmte es und drückte es an ihre Brust; indes nahm ihr der Betrüger, der sich vortrefflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt von dem Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und gieng voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahnte, vermisste, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in

Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähnrich ersah sich indes eine gelegene Zeit, gieng zu dem Hauptmann und ließ mit verschmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, welches der Hauptmann nicht eher als den andern Morgen bemerkte, denn als er vom Bette aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Disdemonens ohne begreifen zu können wie es dahin gekommen sei, und beschloß es ihr zurückzubringen. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre seines Hauses und klopfte an. Aber das Unglück, das sich mit dem Fähnrich zum Verderben der Armen verschworen zu haben schien, wollt es, daß der Mohr kurz vorher wieder nach Hause gekommen war, und da er an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief heftig erzürnt: Wer klopft da? Als der Hauptmann die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, daß er herabkäme ihn zu verderben, und ergriff ohne zu antworten die Flucht. Der Mohr stieg die Treppe herab und öffnete die Thüre; als er aber auf die Straße trat und ihn suchte, fand er ihn nicht mehr. Er gieng also voller Wuth ins Haus zurück und fragte Disdemonen, wer da geklopft habe? Sie antwortete der Wahrheit gemäß, sie wiße es nicht. Mich dünkt, es war der Hauptmann, fuhr der Mohr fort. Ich weiß nicht, entgegnete sie, ob er es war oder ein Anderer. Der Mohr hielt seine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen bis er mit dem Fähnrich gesprochen, zu dem er sich schleunigst begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Hauptmann so genau als möglich darüber auszuforschen. Ueber einen ihm so willkommenen Vorfall höchst erfreut, versprach es ihm der Fähnrich. Darauf sprach er eines Tages mit dem Hauptmann an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zusehen konnte. Er sprach mit ihm über tausend Dinge, aber mit keiner Silbe von Disdemonen, schlug das hellste Gelächter auf, stellte sich sehr verwundert und gebärdete sich mit Haupt und Hän-

den wie Einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Hauptmann weggegangen war, begab sich der Mohr zu dem Fähnrich, um zu hören was ihm Jener gesagt habe. Dieser ließ sich erst lange bitten und sprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringste verhehlt, und gestanden, daß er eurer Gemahlin genoßen habe so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben, und daß sie ihm das Letztemal, daß er bei ihr gewesen, jenes Schnupftuch geschenkt, welches ihr am Tage eurer Verbindung eurer Gemahlin gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, wenn es sich fände, daß Disdemona das Schnupftuch nicht mehr besitze, so sei kein Zweifel mehr, daß Alles wahr sei, was der Fähnrich ihm gesagt habe. Er verlangte daher eines Tages, da er sich nach Tische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelaßen hatte, das Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche, die dieß schon lange befürchtet hatte, erglühte bei diesem Verlangen im ganzen Gesichte, und um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr indes gar wohl bemerkt hatte, lief sie zu ihrem Schrank und stellte sich als ob sie es suche. Nachdem sie lange gesucht hatte, sagte sie: Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich es jetzt nicht finden kann: habt ihr es vielleicht gehabt? Wenn ich es gehabt hätte, antwortete er, so würde ich es nicht von dir verlangt haben. Aber du kannst zu bequemerer Zeit darnach suchen. Hiemit gieng er hinweg und sann nur darauf, wie er seine Gattin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte ohne daß ihm die Schuld ihres Todes beigemeßen würde. Da er sich Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigte, so muste Disdemona wohl bemerken, daß er nicht mehr derselbe gegen sie war, der er sonst zu sein pflegte. Mehrmals sagte sie ihm: Was habt ihr? Was beunruhigt euch? Ihr wart sonst der aufgeräumteste Mann von der Welt und jetzt seid ihr der schwermüthigste, den es geben mag! Der Mohr fand verschiedene Ursachen, welche er vorschützte, aber keine befriedigte sie. Ob sie gleich wuste, daß keine sträfliche Handlung von ihrer Seite an der Mißstimmung des Mohren Schuld sein könne, so

fürchtete sie doch, ihr ungestörter Besitz und Genuß möchte ihm Ueberdruß gegen sie erregt haben. Zuweilen sagte sie zu der Frau des Fähnrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll: er, der sonst lauter Liebe gegen mich war, ist seit einigen Tagen ganz verändert; ich fürchte sehr, daß ich jungen Mädchen noch zur Warnung dienen muß, sich nicht wider den Willen ihrer Eltern zu verheirathen, und daß die Italienerinnen von mir lernen sollen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, Himmel und Lebensweise uns völlig entfremdet. Weil ich aber weiß, daß er sehr mit euerm Manne befreundet ist und alle seine Angelegenheiten mit ihm verhandelt, so bitt ich euch, wenn ihr etwas von mir hört, das mir zur Nachricht dienen kann, so entzieht mir doch euern Beistand nicht. Alles dieß sprach sie unter häufigen Thränen. Die Frau des Fähnrichs, welche Alles wuste (denn ihr Mann hatte sie als Mithelferin zu dem Tode Disdemonens gebrauchen wollen, obgleich sie nie darein willigte) wagte es doch, aus Furcht vor ihrem Manne, nicht, ihr das Geringste zu entdecken, sondern sagte ihr bloß: Hütet euch euerm Manne irgend Grund zum Verdacht zu geben, und bemüht euch aus allen Kräften, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thu ich, versetzte sie; aber es hilft mir nichts.

Der Mohr bemühte sich unterdessen, noch mehr Ueberzeugung von dem zu gewinnen, was er gern als falsch erkannt hätte, und bat den Fähnrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupftuch in der Gewalt des Hauptmanns sähe; und obgleich dieß dem Bösewicht sehr schwer fiel, so versprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn auch hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frau im Hause, die am Stickrahmen vortreffliche Stepparbeiten machte; diese sah das Schnupftuch, und da sie hörte, es gehöre der Gemahlin des Mohren und solle ihr zurückgegeben werden, so machte sie sich, ehe dieß geschehen konnte, darüber, es nachzusticken, und als sie damit beschäftigt war, bemerkte der Fähnrich, daß sie dabei dicht am Fenster sitze und von jedem Vorübergehenden gesehen werden könne. Er führte also

den Mohren dahin und zeigte es ihm, und dieser war nun fest überzeugt, daß seine vortreffliche Gemahlin eine Ehebrecherin sei. Er beschloß daher mit dem Fähnrich, sie nebst dem Hauptmanne umzubringen. Sie hielten Rath, wie dieß geschehen solle, und der Mohr bat den Fähnrich, er möchte es übernehmen den Hauptmann zu tödten, mit dem Versprechen, ihm ewig dafür verbunden bleiben zu wollen. Der Fähnrich weigerte sich dieß zu thun und stellte ihm vor wie mißlich und gefährlich eine solche That sei, indem es dem Hauptmann weder an Muth noch an Tapferkeit fehle. Da aber der Mohr nicht abließ und ihm eine beträchtliche Summe Geldes gab, so ließ er sich endlich bewegen, ihm zu versprechen, er wolle sein Glück versuchen.

Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Hauptmann eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähnrich benutzte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zum Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, so daß der Unglückliche niederstürzte, worauf der Fähnrich herbei eilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Hauptmann, der Herzhaftigkeit genug besaß und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so wund er auch war, zu vertheidigen, indem er mit lauter Stimme schrie: Zu Hülfe! man bringt mich um. Der Fähnrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, herbeieilen hörte, um nicht gefangen zu werden, die Flucht; drehte sich aber plötzlich herum und stellte sich als komme er auch auf den Lärm herbei gelaufen. Er mischte sich unter die Uebrigen, und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Hauptmann, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß daran sterben werde, und obwohl er darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Hauptmann so viel Mitleid als ob er sein leiblicher Bruder sei.

Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die

ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemonens, und sie, die sehr liebreich war und nicht ahnte, daß dieß schimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall. Der Mohr legte ihr dieß sehr übel aus, gieng wieder zu dem Fähnrich und sagte ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau ist über den Unfall des Hauptmanns so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt. — Und wie könnte das wohl anders sein, versetzte der Fähndrich, da er ihre ganze Seele war. — Ihre Seele? entgegnete der Mohr. Ha! ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen; ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich diese Schändliche nicht aus der Welt schaffte. Sie berathschlagten darauf, ob sie Disdemonen mit Gift oder Dolch umbringen sollten, aber keins von beiden schien ihnen thunlich. Da fällt mir ein, sagte der Fähnrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnt ohne daß euch der geringste Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, ist alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke also, wir schlagen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand so lange bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnähme: und wenn sie todt ist, werfen wir einen Theil der Decke auf sie herab, der ihr den Kopf zerschlägt, und geben dann vor, daß ein herabgefallener Balken sie zerschmettert und getödtet habe. Auf diese Weise wird Niemand Verdacht auf euch werfen und Jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuschreiben. Dem Mohren gefiel der grausame Rath; er paßte also die Zeit ab, die ihm am Gelegensten schien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähnrich, den er vorher in ein Kabinet, das an die Kammer stieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß ein Geräusch. Der Mohr hörte es sogleich und sagte zu seiner Gattin: Hast du dieß Geräusch gehört? Ja, wohl hörte ich es, entgegnete sie. So steh auf, versetzte der Mohr, und sieh was es sein mag. Die unglückliche Disdemona stand auf, und sobald sie sich dem Kabinette näherte, trat der Fähnrich heraus und gab ihr, stark und kräftig wie er war, einen so

grausamen Schlag mit dem Sacke voll Sand über den Rückgrat, daß sie zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hülfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue: so behandelt man die Weiber, die unter dem Scheine der zärtlichsten Liebe ihren Männern Hörner setzen. Da die Unselige dieß hörte, und sich ihrem Ende nahe fühlte, denn der Fähnrich hatte ihr noch einen zweiten Schlag beigebracht, sprach sie: sie rufe die göttliche Gerechtigkeit zum Zeugen ihrer Treue an, da sie die menschliche entbehren müße; und indem sie Gott um Hülfe anflehte, wurde sie von einem dritten Streiche des gottlosen Fähnrichs getödtet. Er und der Mohr brachten sie hierauf ins Bett, zerschlugen ihr den Kopf und warfen, wie sie verabredet hatten, die Decke der Kammer herab. Darauf begann der Mohr um Hülfe zu rufen: sein Haus falle ein; worauf die Nachbarn herbei liefen, und da sie den Schutt von dem Bette wegräumten, Disdemonen todt unter den Balken fanden. Jeder bedauerte sie wegen ihres vortrefflichen Wandels und mit allgemeiner Betrübniss des Volks ward sie den folgenden Tag begraben.

Aber Gott, der ein gerechter Herzensforscher ist, duldete nicht, daß eine so abscheuliche Bosheit ohne den verdienten Lohn bliebe. Denn als der Mohr, der seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt hatte, sich ihrer beraubt sah, fieng er bald an, ein so heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er sie wie außer sich in allen Winkeln des Hauses aufsuchte, und da er erwog, wie der Fähnrich die Ursache sei, daß er in der Gattin das Glück seines Lebens und sich selbst verloren habe, so ward der Ruchlose ihm so verhaßt, daß er ihn mit keinem Auge mehr sehen mochte, und wenn er die unverbrüchliche Gerechtigkeit der Herrn von Venedig nicht gefürchtet hätte, so würde er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dieß aber nicht mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne und wollte ihn nicht mehr im Heere dulden, woraus eine so bittere Feindschaft zwischen

ihnen entsprang, daß sich kaum eine heftigere denken läßt. Der Fähnrich, der alle Verräther an Bosheit übertraf, wandte nun alle seine Gedanken auf das Verderben des Mohren. Er suchte daher den Hauptmann auf, der schon wieder geheilt war und sich mit einem hölzernen Beine statt des abgeschlagenen behalf, und sprach zu ihm: Die Zeit ist gekommen, dich für den Verlust deines Beines zu rächen: willst du mich nach Venedig begleiten, so sollst du dort von mir hören, wer der Thäter gewesen ist: denn hier wag ich es aus vielen Gründen nicht; auch will ich es dir vor Gericht bezeugen.

Der Hauptmann, der seinen unbekannten Beschädiger grimmig haßte, dankte dem Fähnrich und begab sich mit ihm nach Venedig. Als sie hier anlangten, sagte ihm der Fähnrich, der Mohr sei es gewesen, der ihm das Bein entzweigeschlagen, weil er sich in den Kopf gesetzt, er habe seine Gattin zur Untreue verführt, und aus gleicher Ursache hab er auch sie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke sie zerschmettert habe. Als der Hauptmann dieß hörte, klagte er den Mohren sowohl wegen seines verlorenen Beines als wegen des Mordes seiner Gemahlin bei dem Rathe Venedigs an und berief sich auf das Zeugniss des Fähnrichs, welcher Beides bestätigte und vorgab, der Mohr hab ihm Alles vertraut und ihn zu diesem doppelten Verbrechen verleiten wollen, und nachdem er seine Gattin aus schändlicher Eifersucht umgebracht, hab er ihm die Art und Weise erzählt, wie er sie getödtet. Als die Herrn von Venedig die Grausamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahmen, ließen sie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig führen, wo sie ihn durch viele Foltern zum Geständniss zu bringen versuchten. Aber die Standhaftigkeit seiner Seele half ihm alle Martern überstehen und die That mit solcher Hartnäckigkeit läugnen, daß nichts aus ihm heraus zu bringen war. Obgleich er aber durch seine Standhaftigkeit dem Tode entgieng, so ward er doch nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten

Disdemonens, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähnrich kehrte nach seiner Heimat zurück, und da er von seiner Gemüthsart nicht laßen konnte, so beschuldigte er einen seiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der sein Feind gewesen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage läugnete, so ward der Fähnrich ebenfalls auf die Folter gespannt und so heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zersprangen. Als er aus dem Gefängniß entlaßen und nach Hause gebracht wurde, verschied er elendiglich. So rächte Gott die Unschuld Disdemonens. Alles dieses erzählte die Frau des Fähnrichs, die um Alles wuste, nachdem er wie erzählt worden ums Leben gekommen.

2. Othello.

Verhältniss zu Sage und Geschichte.

Bei den schon betrachteten Novellen hielten es die Erklärer Shakspeares für ausgemacht, daß er die Originale nicht gekannt habe, weil Uebersetzungen in die englische Sprache vorhanden waren, aus welchen er schöpfen konnte; bei der gegenwärtigen Novelle aber, von welcher sich keine englische Bearbeitung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, behilft man sich mit der Ausflucht, daß eine solche vielleicht vorhanden gewesen, aber seitdem wieder verloren gegangen sei. Vermuthlich, heißt es, war sie einzeln gedruckt und aus der schon im Jahre 1584 zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung der Novelle des Cinthio von Gabriel Chapuys entlehnt. Und alle diese Fictionen nur um in dem Aberglauben, daß Shakspeare aller Sprachkenntnisse entbehrt habe, bequemer verharren zu können. Als ob es einem Genie wie dem seinigen nicht ein Spiel gewesen wäre, sich Sprachen wie die italienische und französische anzueignen.

In den schon citierten Ausgaben der Novellen des Cinthio ist die mitgetheilte die siebente der dritten Decade. Der Name Othello kommt darin nicht vor, eben so wenig der des Jago; nach Steevens sollen sich aber beide in einer Erzählung in Gods Revenge against adultery finden, die dem Shakspeare bekannt sein konnte. Da diese Erzählung gleich dem Schauspiel von der Eifersucht handelt, so ist die Entlehnung der sonst gewöhnlichen Namen aus derselben wahrscheinlich genug.

Der Erzählung des Cinthio kann so gut ein historisches Factum als eine Sage zum Grunde liegen. Nach einer Aeuße-

rung des verstorbenen Wilhelm Waiblinger in dem Taschenbuch Penelope auf das Jahr 1831 giebt es eine italienische Ballade dieses Inhalts: wir haben sie indes in Wolffs Egeria vergebens gesucht. Allerdings macht der Zuschnitt der Novelle ihren Ursprung aus einer Mordgeschichte, wie sie herumziehende Bänkelsänger vor bemalten Tafeln absingen, nicht unwahrscheinlich. Und dennoch gehört diese Novelle zu den Besten des Cinthio, dessen Verdienst als Erzähler wir nicht hoch stellen können. Die Sage von Othello, wenn eine solche angenommen werden dürfte, würde dem Inhalte nach dem Kreise angehören, von welchem wir unten bei Cymbeline ausführlicher zu sprechen haben.

Shakspeares Othello wurde schon am 1. Nov. 1604 aufgeführt: es ist daher nicht möglich, daß er den Namen Brabantios, der in der Novelle nicht vorkommt, nach dem Barbarigos gebildet habe, welcher in den Jahren 1613—1616, dem Todesjahr Shakspeares, in London Gesandter der Republik Venedig, oder eines andern Barbarigos, der einige Jahre früher dort Sekretär dieser Gesandtschaft war, wie ein gelehrter Engländer, Rawdon Brown, der seit vielen Jahren in Venedig wohnt, in seinen Ragguagli sulla vita e sulle opere di Marino Sanuto, Venedig 1837, II, 226—235 diese Hypothese aufstellt. Damit fällt zugleich seine andere Vermuthung, daß Shakspeare nicht aus der Novelle des Ferrareſers Cynthio, sondern zunächst aus mündlichen Berichten jener venetianischen Gesandtschaft geschöpft habe. Dagegen bezweifle ich nicht, daß der Mohr eine historische Person ist, wenn er gleich kein Neger war und auf seine schwarze Hautfarbe nur aus seinem Namen fälschlich geschloßen ward. So sehr es für unsere mehr auf das Verhältniss Shakspeares zur Sage gerichtete Zwecke aus dem Wege zu liegen scheint, so darf ich doch wohl nach Mstr. Browns Auszügen aus Marino Sanutos Diarien verzeichnen, daß Cristofalo Moro am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Diensten Venedigs Luogotenente von Cypern war, um das Jahr 1508 aber von dieser Insel zurückkehrte, weil er seine Gemahlin verloren hatte. Weniger wichtig scheint mir der

Nachweis, daß in dem Hause der Barbarigi, welche Rawdon Brown an Brabantio erinnern, eine Sclavin den Namen Barbara führte, dieselbe angeblich, von der Desdemona IV, 3 sage:

Meine Mutter hatt ein Mädchen, — Bärbel hieß sie —
Die war verliebt, und treulos ward ihr Schatz,
Und lief davon. Sie hatt ein Lied von Weide,
Ein altes Ding, doch paßt' es für ihr Leid;
Sie starb indem sie's sang. Dieß Lied heut Nacht
Kommt mir nicht aus dem Sinn.

Nach Browns Annahme wäre bei Shakspeare

Der Herzog von Venedig — Lenardo Loredano,
Brabantio — Girolamo Barbarigo,
Gratiano, Brabantios Bruder — ein Gradenigo,
Othello — Cristofalo Moro

gewesen. Ueber den Tod der Frau des Luogotenente von Cypern habe ein Geheimniß geschwebt, daraus sei ein Roman gemacht worden, der einige Funken Wahrheit durch eine Nacht von Erfindungen blicken ließ. Dieser Roman gelangte später in einer Uebersetzung nach England, Shakspeare las ihn und bildete aus dem venetianischen historischen Roman sein englisches Trauerspiel. Damit wäre denn Cinthios Novelle glücklich beseitigt.

V.

Zum

Kaufmann von Venedig.

1. Der Kaufmann von Venedig.

Nach Giovanni Fiorentino.

In Florenz lebte ein Kaufmann aus dem Hauſe der Scali, Bindo mit Namen, der oftmals in Alexandrieen und andern großen und entfernten Orten geweſen war, die von den Handelsleuten mit ihren Waaren beſucht zu werden pflegen. Bindo war ſehr begütert und hatte drei erwachſene Söhne; und da er das Ende ſeiner Tage herannahen ſah, ließ er die beiden Aelteſten kommen, und machte in ihrer Gegenwart das Teſtament, und ſetzte ſie zu Erben alles deſſen ein, was er in der Welt beſaß; des dritten Bruders aber geſchah mit keinem Worte Erwähnung. Als nun das Teſtament ausgefertigt war und der jüngſte Sohn, Giannetto war ſein Name, davon Kunde erhielt, machte er ſich auf und trat zu Bindo an das Bett und ſprach: Mein Vater, ich wundere mich ſehr über das Teſtament, das ihr gemacht habt, und wie meiner darin ſo ganz vergeßen iſt. Der Vater erwiderte: Mein Giannetto, es giebt kein Geſchöpf, zu dem ich mehr Neigung trüge als zu dir, und darum wünſche ich nicht, daß du nach meinem Tode zu Hauſe ſitzen bliebeſt, vielmehr ſollſt du, ſobald ich geſtorben bin, nach Venedig zu einem deiner Pathen, Meſſer Anſaldo, dich begeben, der ohne Kinder iſt und mir oft geſchrieben hat, daß ich dich zu ihm ſchicken möchte. Auch kann ich dir ſagen, daß er der reichſte Handelsherr iſt, den man heut zu Tage unter Chriſten finden mag. Darum will ich, daß du dich nach meinem Tode zu ihm aufmachſt und dieſen Brief überbringſt, und wenn du dich zu ſchicken weiſt, wirſt du gewiſslich dereinſt ein reicher und wohlhabender Mann werden. Der Sohn erwiderte: Mein Vater, ich bin bereit zu thun was ihr mir

befehlt. Deshalb gab ihm der Vater seinen Segen, und kurz darauf verschied er, und die Söhne erhoben großes Wehklagen und bestatteten den Todten mit allen Ehren, wie es sich gebührte. Und darauf nach wenigen Tagen beriefen die beiden ältern Brüder den Giannetto und sprachen zu ihm: Lieber Bruder, es ist wahr, daß der Vater ein Testament gemacht hat, das uns zu alleinigen Erben einsetzt und deiner auf keine Weise gedenkt; nichts desto weniger bist du unser Bruder, und darum sollst du Theil haben an dem, was uns beschieden ward. Giannetto antwortete: Lieben Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten; aber was mich betrifft, so bin ich des Sinnes zu gehen und auf irgend eine Weise mein Glück zu versuchen: das ist mein fester Vorsatz und so behaltet euer Erbe und Gott gebe euch seinen Segen obendrein. Als die Brüder seinen Willen erkannten, gaben sie ihm ein Pferd und einiges Geld auf die Reise. Giannetto nahm hierauf Abschied und begab sich nach Venedig und gelangte zu dem Laden des Messer Ansaldo, dem er sofort den Brief überreichte, womit ihn sein Vater vor dem Absterben beauftragt hatte. Als nun Messer Ansaldo den Brief gelesen hatte, erkannte er, daß der Jüngling seines theuersten Freundes Sohn sei, und sofort ihn herzlich umarmend, begann er: Tausendmal willkommen, mein lieber Sohn, den ich so sehnlich erwartet habe; sodann erkundigte er sich nach Messer Bindo, und da ihn Giannetto beschied, daß er gestorben sei, umarmte er den Jüngling unter einem Erguß von Thränen und küßte ihn und sprach: Gar sehr geht mir der Tod deines Vaters zu Herzen: denn er half mir einen großen Theil von dem gewinnen, was ich besitze; aber so groß ist meine Freude über deine Ankunft, daß ich darob fast meines Jammers vergeße. Darauf ließ er den Jüngling zu seinem Hause geleiten und befahl seinen Faktoren und Gehülfen und all seinem Gesinde, gegen Giannetto Dienstfertigkeit und Gehorsam zu üben mehr als gegen ihn selber. Dann gab er ihm die Schlüßel zu seiner Barschaft und Allem, was ihm gehörte, und sprach: Mein Sohn, schalte frei mit Allem, was du hier findest, und spende und kleide und

ſchmücke dich wie es dir gefällt, und bewirthe deine Mitbürger und laß dich ſehen, denn ich gebe dir dazu Vollmacht und werde dich nur deſto lieber haben je mehr du dir zu Gute kommen läßt. Alſo fieng Giannetto an, mit den Edelleuten Venedigs zu verkehren, und ein Haus zu machen, und Gaſtereien zu geben, und Diener zu bekleiden, und ſchöne Pferde zu kaufen, zu tioſtieren und zu buhurdieren; und allweg zeigte er ſich hochherzig und gewandt und erfahren in allen Dingen, und erwies Höflichkeit und Ehre Solchen, denen Ehre gebührte, dem Meſſer Anſaldo aber vor Allen und mehr als wär er hundert Mal ſein Vater geweſen. Und gegen alle Art von Volk wuſte er ſo weislich zu gebaren, daß bald ganz Venedig ihm wohl wollte, da man ſah, wie er ſo klug und gewandt und zierlich war in Allem was er begann, dergeſtalt, daß Männer und Frauen in ihn verliebt ſchienen und Meſſer Anſaldo nach nichts ſah als nach ſeinem Thun und Treiben. Und kaum gab es ein Feſt in Venedig, zu dem Giannetto nicht eingeladen worden wäre, ſo wohl wollte man ihm von allen Sei

Nun geſchah es, daß zwei ſeiner Freunde mit Waaren nach Alexandrieen ſchiffen wollten wie ſie alle Jahre gethan; ehe ſie aber abreiſten, giengen ſie zu Giannetto und ſprachen: Du ſollteſt die Freude der Seefahrt mit uns theilen, um die Welt kennen zu lernen, beſonders aber jenes Damascus und das Land dort herum. Giannetto verſetzte: Bei meiner Treue, ich würde es gerne thun, wenn Meſſer Anſaldo mir ſeine Einwilligung geben wollte. Jene erwiderten: Laß Uns dafür ſorgen: du ſollſt zufrieden ſein. Und ſofort giengen ſie zu Meſſer Anſaldo und ſprachen: Wir wollten euch bitten, daß es euch gefalle, Giannetto dieſen Frühling mit uns nach Alexandrieen reiſen zu laßen, und ihm ein Fahrzeug auszurüſten, damit er ein wenig die Welt zu ſehen bekomme. Meſſer Anſaldo ſprach: Ich bin es zufrieden, wenn ſein Wille dahin ſteht. Sie antworteten: Meſſer, ja er wünſcht es. Alſo ließ Meſſer Anſaldo ihm ein ſehr ſchönes Schiff ausrüſten und es mit allerlei Waaren belaſten, und mit den nöthi-

gen Flaggen und Waffen versorgen. Und da Alles vollkommen im Stande war, beschickte Messer Ansaldo den Patron und Alle, die zum Dienste des Schiffes gehörten, und sprach, sie sollten den Jüngling sich anbefohlen sein laßen, und Alles, was er von ihnen verlangen würde, sollten sie erfüllen, denn nicht des Gewinnstes willen, sprach er, laß ich ihn reisen, sondern damit er seinem Vergnügen nachfahre, die Welt kennen zu lernen. Und als nun Gianetto daran war, an Bord zu steigen, lief die ganze Stadt herbei zu schauen, denn seit langer Zeit war kein so schönes und so wohl ausgestattetes Schiff, wie dieses, von Venedig ausgelaufen. Und alle Welt betrauerte Giannettos Abreise; und so nahm er Abschied von Messer Ansaldo und all seinen Jugendgenoßen; und sie stießen in das Meer und steckten die Segel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandrieen im Namen Gottes und im Vertrauen auf ihr gutes Geschick.

Nun waren unsere drei Gefährten schon mehrere Tage mit einander geschifft, da begab es sich eines Morgens, daß Giannetto einen Meerbusen mit sehr schönem Hafen erblickte und den Patron befragte, wie jener Hafen geheißen sei. Dieser antwortete: Messer, jener Platz gehört einer vornehmen Jungfrau, die schon manchen großen Herrn ins Verderben gestürzt hat. Giannetto sprach: Wie so? Der Patron antwortete: Messer, jene Jungfrau ist eine schöne und reizende Dame und hält an dem Gesetze, daß Jeder, der dort landet, mit ihr übernachten muß, und wenn er sich zu nehmen weiß, so soll er sie zur Gattin erhalten und Herr sein über den Hafen und all das angrenzende Land. Wenn er aber nicht mit ihr zu schaffen weiß, so wird er aller Habe, so er mitgebracht, verlustig. Giannetto sann ein wenig nach, dann sprach er: Sieh zu, wie du es machst, und setze mich an jenen Hafen. Der Patron antwortete: Messer, bedenkt was ihr sagt, denn schon viele Herrn sind dahin gegangen und leer und beraubt zurückgekommen. Und wieder sprach Giannetto: Mische dich nicht in das, was dich nicht angeht, sondern thu wie ich dir sage. Und so geschah es, denn alsbald wandten sie das

Schiff und begaben sich nach dem Hafen ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen das Geringste davon gewahr wurden. Als nun am Morgen sich die Nachricht verbreitete, daß ein Schiff im Hafen eingelaufen sei, rannte das ganze Volk zusammen, es zu sehen; die Dame aber schickte nach Giannetto, und als er bei ihr erschienen war, grüßte sie ihn mit vieler Ehrerbietigkeit, und nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn wer er sei, und woher, und ob er den Gebrauch des Landes kenne? Giannetto antwortete mit ja, und daß er aus keinem andern Grunde hier eingelaufen sei. Darauf sagte sie: So seit mir denn zu hundertmalen willkommen; und nun erwies sie ihm den Tag über die größte Ehre und lud Grafen und Barone und Ritter, die unter ihr standen, in Menge zu sich ein, dem Gaste Gesellschaft zu leisten. Und allen Baronen gefiel über die Maßen Giannettos Wesen und zierliches Betragen und höfische Rede, so daß sich gleichsam ein Jeder in ihn verliebte; und den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und gesungen, und Wohlleben gemacht aus Liebe zu Giannetto; und einem Jeden wär es erwünscht gewesen, den Jüngling als Herrn zu begrüßen. Als es nun Abend geworden war, nahm ihn die Dame bei der Hand und führte ihn in ihre Kammer und sprach: Es scheint mir jetzt Zeit zu sein, daß wir zu Bette gehen. Giannetto erwiderte: Madonna, ich steh zu euerm Befehl; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, die eine mit Wein, die andere mit süßem Backwerk. Die Dame sprach: Ich weiß, daß ihr Durst habt, darum trinkt. Giannetto nahm Confekt und trank von dem Weine, der so zubereitet war, daß er schlafen machte, und er wuste dieß nicht, und da der Wein ihm gut schien, schlürfte er eine halbe Schale herunter, und nachdem er sich schleunigst entkleidet, legte er sich nieder zur Ruhe. Und kaum war er in das Bett gekommen, als er unverzüglich entschlief. Und so lag er wie fühllos die ganze Nacht und rührte und regte sich nicht bis zum frühen Morgen. Die Dame aber erhob sich mit Tagesanbruch und gieng daran, das Schiff entladen zu laßen, und fand es voll von reichen und schönen Waaren mancher Art. Und da

es später geworden war, giengen die Kammerfrauen zu Giannettos Bette und hießen ihn aufstehen und sagten ihm, er solle gehen mit Gott, denn er habe das Schiff verloren samt Allem, was darin gewesen; darob schämte er sich und es bedauchte ihn, seine Sache schlecht gemacht zu haben. Die Dame ließ ihm ein Pferd geben und Geld auf die Reise, und somit gieng er traurig und niedergeschlagen heim nach Venedig; und als er dort angekommen war, schämte er sich, sein Haus zu betreten: darum schlich er bei Nacht in die Wohnung eines Freundes, der sich gar sehr verwunderte und sprach: O weh! Giannetto, was ist das? Und er erwiderte: Mein Schiff strandete eines Nachts an einem Felsen und borst und Alles gieng zu Grunde; ich aber hielt mich an ein Brett, und so ward ich an das Ufer geworfen und bin nun zu Lande hieher gekommen wie du mich siehst. Als nun Giannetto einige Tage in dem Hause seines Freundes verweilt hatte, begab sich dieser zu Messer Ansaldo und fand ihn in großer Niedergeschlagenheit. Messer Ansaldo sprach: Ich fürchte sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich mag weder Rast noch Ruhe finden: so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage. Jener Jüngling erwiderte: Ich kann euch die Nachricht bringen, daß er auf dem Meere gestrandet ist und all sein Hab und Gut verloren hat, er selbst aber wohlbehalten davon gekommen ist. Da sprach Messer Ansaldo: Gott sei gepriesen! Wenn er nur gerettet ist, bin ich zufrieden; der Verlust, den er erlitten, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er? Der Jüngling antwortete: Er befindet sich in meinem Hause; und sofort machte Messer Ansaldo sich auf und gieng da er ihn fand. Und wie er ihn sah, stürzte er sich in seine Arme und sprach: Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, denn es geschieht gar häufig, daß die Schiffe im Meere bersten; darum gräme dich nicht, mein Sohn, ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren ist; und hiemit führte er ihn nach Hause, indem er nicht müde werden konnte ihn zu zu trösten. Bald verbreitete sich diese Neuigkeit durch ganz Vene-

dig, und es war keiner, der nicht Antheil genommen hätte an dem Verluſte, den Giannetto erlitten. Nun geſchah es, daß kurze Zeit darauf ſeine Gefährten aus Alexandrieen zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne, und da ſie ſich nach Giannetto erkundigten und erfuhren wie es ihm gegangen ſei, eilten ſie auf der Stelle zu ihm, umarmten ihn und ſprachen: Wie biſt du von uns gekommen und wohin giengſt du? Denn wir konnten nichts wieder von dir erfahren und haben einen ganzen Tag nach dir geſucht ohne deiner anſichtig zu werden oder zu erforſchen wo du hin gekommen warſt; und haben darüber ſolchen Schmerz erduldet, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du ſeieſt des Todes geſtorben. Giannetto erwiderte: Einem Meerbuſen gegenüber erhob ſich ein heftiger Wind, der mein Schiff nicht weit vom Lande an einen Felſen warf, daß alles drunter und drüber gieng und ich ſelbſt nur mit knapper Noth entkommen mochte. Dieß war es, was Giannetto vorgab, den wahren Verlauf ſeines Miſsgeſchicks zu verbergen. Und nun veranſtalteten ſie zuſammen eine große Feſtlichkeit und dankten Gott, daß er ihn habe davon kommen laßen und ſprachen: Mit dem nächſten Frühjahr, wenn es Gott gefällt, wollen wir das ſchon wiedergewinnen, was du dießmal verloren haſt; darum laß uns in Acht nehmen, wie wir die Zeit froh und ohne Trübſinn verleben. Und ſo thaten ſie und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Aber Giannetto ſann nichts als wie er zu jener Dame zurückkehren möchte, indem er bei ſich dachte und ſprach: In der That, ich muß ſie zur Frau erhalten, oder ich habe den Tod davon; und vor dieſen Gedanken konnte er nie zu frohem Muthe gelangen. Weshalb Meſſer Anſaldo oftmals zu ihm ſprach: Scheuch den Trübſinn von dir; unſer Waarenlager iſt ja ſo wohl verſehen, daß wir dabei noch recht gut beſtehen mögen. Giannetto erwiederte: Lieber Herr, ich kann mich nicht beruhigen ehe ich nicht dieſen Weg noch einmal mache. Als nun Meſſer Anſaldo ſeinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr

Waaren und höherm Werthe als das erste, denn er vertraute ihm den größten Theil von dem, was er auf der Welt besaß. Und da auch die Gefährten ihre Schiffe mit dem Nöthigen ausgestattet hatten, giengen sie mit Giannetto zusammen in die See und ließen die Segel wehen und steuerten ihres Weges. Und während mehrer Tage, da sie schifften, unterließ Giannetto nimmer zu spähen, ob er nicht den Hafen jener Dame wiedersähe, den man den Hafen der Frau von Belmonte zu nennen pflegte. Und als man in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, den ein Meerbusen bildete, erkannte ihn Giannetto augenblicklich und ließ Segel und Ruder wenden, und steuerte schleunigst heran ehe die Gefährten, die in den andern Schiffen waren, etwas davon gewahr werden konnten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgestanden war und, nach dem Hafen schauend, die Flaggen jenes Schiffes bemerkte, erkannte sie sogleich, wem sie gehörten, und rief einer Kammerfrau und sprach: Kennst du jene Flaggen? Die Kammerfrau erwiederte: Madonna, das Schiff scheint jenem Jüngling zu gehören, der, es ist nun ein Jahr, hier ankam und einen großen Schatz an Waaren uns zurückließ. Die Dame sprach: Gewiss, da sprichst du Wahrheit; und in der That, Jener muß nicht wenig in mich verliebt sein, denn ich habe noch keinen zurückkehren sehen, der einmal hier gewesen war. Die Kammerfrau erwiderte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann gesehen als ihn. Hierauf schickte die Dame eine Menge Jungherrn und Knappen ihm entgegen, und sie empfiengen ihn mit großen festlichen Freuden, und trieben Kurzweil aller Art, und so gelangte er in das Castell und vor das Angesicht seiner Dame. Und als sie ihn erblickte, umarmte sie ihn voller Lust und Freude, und er umarmte sie wiederum mit vieler Ehrerbietung. Und so verbrachten sie einen Tag in Wohlleben und Vergnügungen, denn es fehlte nicht an Rittern und schönen Frauen, die an den Hof gekommen waren aus Liebe zu Giannetto, der Festlichkeit beizuwohnen; und fast alle Barone bedauerten ihn und hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt wegen seines gefälligen

und einnehmenden Wesens; und fast alle Frauen waren in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich im Tanze bewegte und sein Gesicht immer Heiterkeit verkündete, und Alle waren einverstanden, daß er der Sohn irgend eines großen Herrn sein müße. Und als die Zeit gekommen war, da man schlafen geht, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Gehen wir, uns zur Ruhe zu legen. Und als sie in der Kammer angelangt waren und sich niedergelaßen hatten, sieh, da kamen zwei Jungfräulein mit Wein und süßem Backwerk, und nachdem sie hievon genoßen und Giannetto kaum das Bett bestiegen, so entschlief er wie das erste Mal, um die ganze Nacht sich weder zu rühren noch zu regen.

Und als es Morgen geworden war, stand die Dame auf und ließ ohne Verzug das Schiff entladen. Und da späterhin Giannetto erwachte und nach der Dame sich umschaute und sie nicht fand, erhob er den Kopf und sah, daß es hoch am Tage sei; also stand er auf und fieng an sich zu schämen; und man gab ihm abermals ein Pferd und einiges Geld zur Zehrung und hieß ihn seines Weges gehen. Er aber hob sich ohne Verzug von dannen, voller Scham und Betrübniss, und machte viele Tage keine Rast bis er nach Venedig gelangt war. Und wie das erste Mal begab er sich bei Nachtzeit in das Haus seines Freundes, und da ihn dieser ansichtig ward, konnte er sich nicht genug wundern, und sprach: O weh! was ist das? Giannetto erwiederte: Schlecht steht es mit mir: verflucht sei das Geschick, das mich in diesem Lande betroffen hat. Der Freund erwiederte: Gewiss, du hast Ursache, es zu verfluchen, denn durch dich ist nun Messer Ansaldo zu Grunde gerichtet, der der gröste und reichste Handelsherr war, so man in der Christenheit fand: und schlimmer noch ist die Schande als der Verlust. Hierauf blieb Giannetto viele Tage im Hause seines Freundes verborgen und wuste nicht, was er thun oder beginnen sollte, und fast war er Willens, nach Florenz zurückzukehren ohne Messer Ansaldo ein Wort davon zu sagen; aber nachher entschloß er sich doch, zu ihm zu gehen; und so that

er. Als ihn Messer Ansaldo erblickte, richtete er sich auf und eilte ihn zu umarmen und sprach: Willkommen, mein geliebter Sohn; und Giannetto umarmte ihn wieder unter einem Erguß von Thränen. Und aber sprach Messer Ansaldo, als er Alles vernommen hatte: Höre mich, mein Giannetto; du sollst all dein Trauern laßen, denn daß ich dich wieder habe, stellt mich ganz zufrieden. Es ist nun einmal Sitte des Meers, dem Einen zu nehmen was es dem Andern gibt. Auch ist mir so viel geblieben, daß wir leidlich damit bestehen können. Bald gieng die Märe von diesem Unfall durch ganz Venedig, und Alles sprach von Messer Ansaldo und nahm innigen Antheil an dem Verluste, der ihn betroffen, und demnach er viele Besitzungen verkaufen muste, um die Gläubiger zu befriedigen, die ihn mit Waaren versorgt hatten. Dagegen geschah es, daß Giannettos Gefährten mit vielen Reichthümern aus Alexandrieen heimkehrten; und da sie nach Venedig kamen und erfuhren, wie es Giannetto ergangen sei und daß er all sein Hab und Gut verloren habe, verwunderten sie sich und sprachen: Das ist der merkwürdigste Fall, den man jemals erlebt haben mag. Dann giengen sie zu Ansaldo und Giannetto, und gaben ihnen ein großes Fest und sprachen: Ihr Herrn, gebt den Muth nicht auf, denn wir gedenken nächstes Jahr zu reisen, um für euch Geschäfte zu machen, da wir gleichsam die Ursache eures Verlustes gewesen sind, denn wir waren es, die den Giannetto das erste Mal verleiteten, mit uns zur See zu gehen. Darum verzaget nicht, und schaltet unterdessen mit unserer Waare gleich wie mit der eurigen. Messer Ansaldo dankte ihnen und sprach, er habe wohl noch so viel, daß sie damit auskommen könnten. Nun geschah es, da Giannetto früh und spät seinem Trübsinn nachhieng und gar nicht wieder froh werden wollte, daß Messer Ansaldo ihn frug was ihm fehle, worauf er versetzte, er möge nicht eher ruhig werden bis er das wiedergewänne, was er verloren habe. Mein Sohn, erwiderte Messer Ansaldo, ich wünsche nicht, daß du noch einmal gehst; es ist beßer, daß wir unser Geschäft mit dem Vermögen, so uns geblieben, im Stillen

fortsetzen, als uns noch ein Mal den Wagnissen einer Seereise zu unterziehen. Giannetto entgegnete: Ich bin entschloßen Alles zu thun was ich vermag, denn ich würde es mir zur gröſten Schande rechnen, wenn ich die Sache so bewenden laßen sollte. Also da Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, entschloß er sich Alles zu verkaufen was er noch in der Welt besaß, um ein neues Schiff für Giannetto zu rüsten; und so that er und verkaufte sein Hab und Gut, also daß ihm nichts von Allem verblieb, und befrachtete ein prachtvolles Schiff mit allerhand köstlichen Waaren. Und weil ihm noch zehntausend Ducaten fehlten, gieng er zu einem Juden nach Mestri und borgte sie von ihm unter der Bedingung, daß wenn er nicht am bestimmten Tage, zu Johannis im nächstkommenden Juni, die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe, beliebig wo, sollte nehmen dürfen; und Messer Ansaldo war dieß zufrieden, und der Jude ließ den Vertrag vor Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Cautelen gerichtlich zu Papier nehmen. Und darauf zahlte er die zehntausend Ducaten, womit Messer Ansaldo das besorgte, was dem Schiffe noch gemangelt hatte; und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so ward das dritte noch weit reicher und beßer ausgestattet, und die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre zwei Schiffe mit dem Vorsatze, daß das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören sollte. Und da die Zeit zur Abreise gekommen war und die Fahrzeuge segelfertig standen, redete Messer Ansaldo zu Giannetto und sprach: Mein Sohn, du gehst nun und weist unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe; um Eins bitt ich jedoch, daß, wenn es dir ja wieder übel ergehen sollte, es dir gefallen möge zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal schauen und zufrieden aus der Welt scheiden könne. Giannetto erwiderte: Messer Ansaldo, ich will Alles thun, womit ich glaube euch gefällig zu werden. Messer Ansaldo gab ihm seinen Segen, und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf die Reise. Nun nahmen jene beiden Gefährten Giannettos Fahrzeug fortwährend in Obacht;

Giannetta aber gieng mit all seinem Tichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen.

Er beredete also einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edeldame zu führen, und so geschah es. Darnach, als es wieder Morgen geworden war und die Gefährten in den beiden andern Schiffen sich umsahen und Giannettos Fahrzeug nirgend gewahren konnten, sprachen sie unter einander: Gewiss, das ist sein Unglück; und so setzten sie ihren Weg weiter fort und konnten nicht aufhören, sich zu wundern. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, eilte Alles, was sich im Castell befand, Giannetto zu schauen, denn sie merkten, daß er es sein müße, und wunderten sich darüber sehr und sprachen: Gewiss, der muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht, daß er alle Jahre mit so vielen Waaren und so schönen Schiffen hier ankommt; wollte Gott, daß er noch unser Herr würde. Und so besuchten ihn alle Großen und Barone und Ritter jenes Landes, und man gieng und sagte der Dame, wie Giannetto im Hafen gelandet sei. Da trat sie an die Fenster des Palastes, und sah das prächtige Schiff, und erkannte die Flaggen, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich, es ist ein Wunder: das ist jener Mann wieder, der so viel Reichthum in dieses Land gebracht hat; und hiemit schickte sie nach Giannetto. Der kam und warf sich in ihre Arme, und sie grüßten sich und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag übte man Lust und Fröhlichkeit, und es ward ein Turnier veranstaltet dem Jüngling zu Liebe, und viele Ritter und Barone tioſtierten an diesem Tage, und auch Giannetto tioſtierte und that wahre Wunder von seiner Seite: so wohl wuste er mit Pferden und Waffen umzugehen; und dergestalt gefiel den Baronen sein Thun und Wesen, daß sie ihn einmüthig zum Herrn zu haben wünschten. Und da es Abend geworden war und die Zeit heran gekommen, da man sich niederzulegen pflegt, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Laß uns gehen und uns zur Ruhe begeben. Und da sie an der Thür des Schlafgemachs angelangt

waren, neigte sich eine Kammerfrau, die Giannetto bedauerte, zu seinem Ohr und flüsterte heimlich die Worte: Trink nichts diesen Abend, stelle dich aber als ob du tränkest. Giannetto verstand diese Rede, und da er in die Kammer gekommen war, sprach die Dame: Ich weiß ihr habt Durst, darum will ich, daß ihr trinkt ehe wir uns niederlegen und schlafen; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, schön wie die Engel, und brachten Wein und Gebackenes und schickten sich an, ihm zu kredenzen. Da sprach Giannetto: Wer sollte Bedenken tragen zu trinken, wenn zwei so schöne Jungfrauen ihm reichen? und darob lächelte die Dame. Und Giannetto nahm die Tasse, und indem er that als ob er tränke, goß er sich den Wein in den Busen; und die Dame glaubte, er habe getrunken und sprach in ihrem Herzen: Du magst nur wieder ein anderes Schiff bringen, denn dieses hast du verloren. Giannetto gieng nun ins Bett und fühlte sich munter und bei guten Sinnen und es schien ihm eine Ewigkeit ehe die Dame zu ihm ins Bett käme. Und damit sie sich desto schneller niederlegen möchte, schnarchte er und that als ob er schliefe. Da sprach die Dame: Es steht gut, und hiemit legte sie sich nieder. Aber bald wurde sie ihres Irrthums gewahr, denn Giannetto zeigte sich während der ganzen Nacht ebenso munter und wach, als er die beiden ersten Male in gefühlloser Schlafsucht gelegen hatte. Und als es Morgen geworden war, stand sie auf und schickte nach all ihren Rittern und Baronen und vielen der andern Bürger und sagte zu ihnen und sprach: Giannetto ist euer Herr: darum so seit fröhlich und denkt wie ihr eine Festlichkeit bereitet. Und bald verbreitete sich das Gerücht durch das Land und man rief: Es lebe der Herr, es lebe der Herr! und es ertönten die Glocken und festlichen Instrumente, und man schickte nach vielen Baronen und Grafen, die außerhalb des Castells wohnten, und ließ ihnen sagen, sie sollten kommen, ihren Herrn zu begrüßen; und es begann ein großer Jubel und eine freudige Hochzeit. Und als Giannetto die Kammer verlaßen hatte, wurde er zum Ritter gemacht und auf einen Stuhl gesetzt, und man gab ihm den

Herscherstab in die Hand, und so ward er zum Gebieter ernannt herrlich und mit großen Ehren. Und als die Barone mit den Damen an den Hof gekommen waren, wurden Giannetto und die Edelfrau zusammengegeben, und es begann eine Festlichkeit und ein Jubel, wie man es nicht sagen noch sich denken mag. Denn alle Barone des Landes waren zu der Hochzeit gekommen, um zu turnieren und zu tioſtieren und zu tanzen und zu singen, und zu allerlei Jubel und Kurzweil, die für ein frohes Fest sich gehören. Messer Giannetto aber, hochgemuth wie er war, fieng an seidene Stoffe und andere schöne und kostbare Sachen, die er mitgebracht hatte, zu verschenken, und zeigte sich mannhaft, und war besorgt, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laßen jeder Art von Volk, und so lebte er ganz in dem Feste und seiner Wonne, und dachte nicht an den unglücklichen Messer Ansaldo, der für die zehntausend Ducaten dem Juden als Pfand zurückgeblieben war.

Nun geschah es eines Tags, daß Messer Giannetto mit seiner Gemahlin am Fenster des Palastes stand, als eben ein Haufen Männer mit brennenden Wachskerzen über die Straße zog. Da sprach er: Was hat dieß zu bedeuten? Die Dame versetzte: Es ist ein Haufen Handwerker, die nach der Kirche des heiligen Johannes opfern gehen, dessen Festtag heute ist. Da gedachte Giannetto des Messer Ansaldo, und hob sich vom Fenster, und seufzte schwer auf, und veränderte die Farbe, und gieng im Zimmer mehre Male auf und ab, schwermüthig und in tiefen Gedanken. Die Dame frug ihn, was ihm wäre? Nichts weiter, versetzte Messer Giannetto. Aber die Dame begann in ihn zu dringen, und sprach: Gewiſs, ihr habt etwas, das ihr nicht sagen wollt; und nun ließ sie ihm keine Ruhe bis er ihr erzählte, wie Messer Ansaldo zurückgeblieben sei als Pfand für zehntausend Ducaten; und dieß, fuhr er fort, ist der Zahlungstag, und deshalb hab ich große Furcht, daß mein Vater um meinetwillen den Tod erleide, denn wenn er heute nicht das Geld erstattet, so muß er ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe verlieren. Die Dame versetzte: Lieber Herr, besteigt schleunigst ein Pferd, denn zu Lande

werdet ihr den Weg weit schneller machen als zu Waßer, und wählt zu Begleitern die ihr möget, und versieht euch mit hunderttausend Ducaten, und ruht und rastet nicht bis ihr nach Venedig gelangt, und wenn er noch nicht todt ist, so macht, daß ihr ihn hieher bringt. Sofort ließ Messer Giannetto in die Trompete blasen, und stieg zu Ross mit zwanzig Begleitern, und nahm Geld zur Genüge, und begab sich auf den Weg gen Venedig. Nun geschah es, daß der Jude, als der Zahlungstag gekommen war, Messer Ansaldo festnehmen ließ, und daran gehen wollte, ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Da bat ihn Messer Ansaldo, es möchte ihm gefallen, seinen Tod noch einige Tage zu verschieben, damit, wenn sein Giannetto noch eintreffen sollte, er ihn wenigstens zu sehen bekäme. Ich willige ein, antwortete der Jude, was den Verzug betrifft. Aber wenn er auch hundertmal heimkehren sollte, so besteh ich doch darauf, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen wie die Papiere besagen. Messer Ansaldo versetzte, er sei damit zufrieden. Da sprach ganz Venedig von diesem Falle, und ein Jeder hatte Mitleid, und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen; aber der Jude wollte davon nichts wißen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, daß der gröste Kaufmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe. Nun müßt ihr wißen, daß jene Dame, da Messer Giannetto kaum aufgebrochen war, als Richter verkleidet mit zwei Dienern eilig ihm nachsetzte. In Venedig angelangt, begab sich Messer Giannetto alsbald in die Wohnung des Juden, und nachdem er Messer Ansaldo mit vieler Freudigkeit umarmt, sprach er zum Israeliten, er wolle ihm sein Geld bezahlen und mehr noch als er verlange. Der Jude erwiderte, er möge nun kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe; vielmehr sei es ihm jetzt um das bedungene Pfund Fleisch zu thun. Und so begann denn eine große Verhandlung, und alle Welt gab dem Juden Unrecht; aber in Betracht, daß Venedig das Land des Rechts sein wollte und der Jude seine Ansprüche gerichtlich beurkunden konnte, wagte man

nicht, gegen ihn zu entscheiden. Deshalb erboten sich alle Kaufleute Venedigs, dem Juden die Summe abzutragen; er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun wollte ihm Messer Giannetto zwanzigtausend Ducaten geben, aber er mochte sie nicht, dann dreißigtausend, dann vierzigtausend, dann funfzigtausend, und so stieg er endlich bis auf hunderttausend Ducaten. Da sprach der Jude: Laß dir sagen, wenn du mir mehr Ducaten geben wolltest als diese ganze Stadt werth ist, so würd ich mich dennoch nicht abfinden laßen; vielmehr verlange ich einzig das, was die Papiere besagen. Und so standen die Verhandlungen, als jene Dame nach Weise eines Richters gekleidet in Venedig ankam, und in einer Herberge abstieg. Da frug der Gastwirth einen der Diener, wer der Edelmann sei, den er begleite. Der Diener, von der Dame unterrichtet, was er zu sagen habe, erwiderte: Dieser Edelmann ist ein Richter, der von Bologna kommt, wo er studiert hat, und jetzt nach Hause zurückkehrt. Als der Gastwirth dieß vernommen hatte, erwies er ihm viel Ehre; und da der Richter bei Tische saß, sprach er zum Wirthe: Sagt, wie steht es um die Regierung eurer Stadt? Herr, versetzte der Gastwirth, man übt allzuviel Gerechtigkeit. Der Richter sprach: Wie so? Herr, erwiderte der Gastwirth, das will ich euch sagen. Es kam ein Jüngling hieher von Florenz, Namens Giannetto, und ward von einem Großvater oder Verwandten aufgenommen, Messer Ansaldo geheißen, und bewies sich also artig und wohlgezogen, daß sich bald alle Männer und Frauen des Landes in ihn verliebten. Auch kam noch nie ein Mann in unsre Stadt, so liebenswürdig in allen Dingen wie dieser. Nun geschah es, daß ihm jener sein Großvater zu dreien Malen drei Schiffe rüstete vom größten Werthe, und jedesmal traf ihn Unglück und Verlust, so daß ihm zum letzten Schiffe die Gelder nicht ausreichen wollten, und Messer Ansaldo genöthigt war, zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung zu borgen, daß, wenn er ihm die Schuld nicht bis zum Johannistag im nächstkommenden Juni zurückzahlen würde, der Jude das Recht haben sollte, ein Pfund

Fleisch aus seinem Leibe zu nehmen wo es ihm beliebte. Nun ist jener Jüngling, Gott segne ihn, zurückgekehrt, und hat statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zahlen wollen, aber der falsche Jude mag sie nicht nehmen; und es sind alle Biedermänner des Landes bei ihm gewesen, um Fürbitte einzulegen, aber das alles will nicht fruchten. Der Richter sprach: Diese Sache ist leicht beizulegen. Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wolltet, erwiderte der Wirth, und sie so beendigen, daß der gute Mann am Leben bliebe, so würdet ihr euch den Dank und die Liebe des trefflichsten Jünglings erwerben, der jemals geboren ward, und zugleich aller Leute dieses Landes. Darauf ließ unser Richter ein Aufgebot durch die Stadt ergehen, daß ein Jeder, der eine Rechtssache zu schlichten hätte, sich an ihn wenden möchte; und sobald Messer Giannetto hievon Kunde erhielt, begab er sich zu dem Juden und sprach: Laß uns gehen und jenen Richter befragen. Gehen wir, versetzte der Jude; aber komme was da wolle, ich werde mich an das halten, was in der Urkunde geschrieben steht. Und als sie vor das Antlitz des Richters gekommen waren, und ihm die schuldige Ehrerbietung erwiesen hatten, erkannte der Richter sogleich den Messer Giannetto; aber Messer Giannetto erkannte ihn nicht, denn er hatte sich mit Farben und Kräutern das Angesicht entstellt. Messer Giannetto und der Jude trugen nun beide ihre Sache vor, und verhandelten förmlich wie vor einem Richter; und dieser nahm die Papiere und las sie, dann wandte er sich zu dem Juden und sprach: Ich rathe Dir, die hunderttausend Ducaten anzunehmen, und jenen guten Mann frei zu geben, der dir darob auf immer verpflichtet sein wird. Daraus wird nichts, erwiderte der Jude. Es ist zu deinem Besten, versetzte der Richter; dagegen der Jude, daß er sich auf keine Weise hiezu verstehen werde.

Darauf gieng sie zu dem Gerichtshause, wo solche Sachen verhandelt wurden, und der Richter redete zu Messer Ansaldo und sprach: Jetzt laß den Kläger kommen; und da er gekommen war, hub der Richter wieder an und sprach: Nun wohlauf, nimm dir ein

Pfund Fleisch, wo du willst, und bringe deine Sache zu Ende. Da hieß ihn der Jude sich entblößen, und nahm ein Scheermeßer in die Hand, das er zu diesem Zwecke eigens hatte machen laßen. Und Messer Giannetto wandte sich zu dem Richter und sprach: Herr, darum hab ich euch nicht gebeten. Muth gefaßt, erwiderte der Richter, noch hat er ja nicht das Pfund Fleisch ausgeschnitten. Gleichwohl trat der Jude heran. Da sprach der Richter: Sieh dich vor: denn wenn du nur etwas mehr oder weniger nimmst als ein Pfund, so ist es um deinen Kopf geschehen. Ferner sage ich dir, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes bist, denn die Papiere besagen nichts von Blutverlust; auch sprechen sie, daß du ein Pfund Fleisch haben sollst, nicht aber etwas mehr oder weniger. Darum, wenn du klug bist, ergreifst du die Maßregeln, die zu deinem Besten gereichen. Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und hieß ihn Block und Beil mitbringen und sprach: So ich nur ein Tröpfchen Blut werde fließen sehen, gehst du deines Kopfes verlustig. Und der Jude bekam Furcht, Messer Giannetto aber fieng an sich zu erholen. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich; aber laßt mir jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden. Ich will, versetzte der Richter, daß du hier ein Pfund Fleisch nimmst, wie es die Papiere besagen, denn Geld sollst du nicht einen Stüber erhalten; hättest du die Ducaten damals genommen, als ich sie dir anbot! Der Jude stieg herab zu neunzig, dann zu achtzigtausend Ducaten; aber der Richter ward immer schwieriger. Da sprach Messer Giannetto: Geben wir ihm, was er will, sofern er nur Messer Ansaldo frei läßt. Der Richter erwiderte: Ich sage dir, laß du mich gewähren. Darauf begann aber der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten. Wie gesagt, versetzte der Richter, nicht einen schlechten Stüber sollst du nun haben. Verflucht sei dieses Land, hub der Jude wieder an; so gebt mir wenigstens meine zehntausend Ducaten. Sprach der Richter: Verstehst du mich nicht? Nicht einen Stüber sollst du

haben: willst du aber das Pfund Fleisch nehmen, so nimm es; wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten. Darüber alle, die zugegen waren, über die Maßen sich freuten, und ein Jeder foppte und verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere, und zerriß sie zornig in kleine Stücke; und so war Messer Ansaldo wieder frei, und mit dem größten Jubel führte ihn Messer Giannetto nach Hause. Darauf nahm der Jüngling jene hunderttausend Ducaten, und eilte zu dem Richter, und fand diesen in der Kammer im Begriffe sich zur Abreise anzuschicken. Und Messer Giannetto redete ihn an und sprach: Herr, ihr habt mir den größten Dienst erzeigt, der mir je erzeigt worden ist: darum will ich, daß ihr diese Gelder mit euch nehmt, die ihr mit vollem Rechte verdient habt. Der Richter erwiderte: Lieber Messer Giannetto, ich sag euch großen Dank, aber ich bedarf ihrer nicht; nehmt sie wieder mit euch, damit euch eure Dame nicht zeiht, schlecht gewirthschaftet zu haben. Bei meiner Treue, versetzte Messer Giannetto, die ist so hochherzig und so gut und so bieder, daß, wenn ich viermal so viel verwendet hätte, sie nichts dagegen haben würde; auch wollte sie, daß ich viel mehr zu mir nehmen sollte als ihr hier seht. Da nahm der Richter wieder das Wort und sprach: Wie seid ihr sonst mit ihr zufrieden? Es giebt kein Geschöpf auf der Welt, erwiderte Messer Giannetto, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn sie ist so weise und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn ihr mir die Gunst erzeigen wollt, und mit mir kommen, um sie zu sehen, so sollt ihr euch wundern über die Ehre, die sie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob sie nicht das oder noch mehr ist, was ich euch von ihr gesagt habe. Der Richter erwiderte: Aus dem Mitkommen kann nichts werden, denn ich habe noch andere Geschäfte; aber weil ihr mir sagt, daß sie so gutgeartet ist, so mögt ihr sie von mir grüßen, wenn ihr sie seht. Das soll geschehen, sprach Messer Giannetto; aber ich wollte

doch, daß es euch gefiele, etwas von dem Gelde zu nehmen. Während dieser Rede sah der Richter einen Ring an des Jünglings Finger und sprach: Gebt mir diesen Ring, und außerdem verlang ich keinen Stüber. Es sei, erwiderte Messer Giannetto, so ungern ich es auch thue, denn meine Dame hat mir ihn geschenkt und gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen, und wenn sie ihn nicht mehr sieht, wird sie glauben, daß ich ihn einem Weibe gegeben habe, und so wird sie sich mit mir erzürnen, und meinen, ich sei ihr untreu geworden, und doch liebe ich sie mehr als mich selber. Der Richter sprach: Ich bin von ihrem Wohlwollen zu euch gewiss, daß sie euch glauben wird, wenn ihr versichert, den Ring mir gegeben zu haben. Aber vielleicht wolltet ihr ihn einer alten Buhlschaft hier schenken? Die Liebe und Treue, erwiderte Messer Giannetto, die ich zu ihr trage, ist so groß, daß es in der Welt keine Frau giebt, für die ich sie verlaßen könnte, so voller Anmuth ist sie in allen Dingen; und hiemit zog er den Ring von seinem Finger und gab ihn dem Richter. Nun noch eine Gunst, sprach der Richter. Verlangt, erwiderte Messer Giannetto. Daß ihr nicht länger hier verweilt, versetzte jener, und sobald als möglich zu eurer Dame zurückkehrt. Ach, sprach Messer Giannetto, es scheinen mir hunderttausend Jahre ehe ich sie wieder sehe; und somit nahmen sie Abschied. Nun bestieg der Richter eine Barke und reiste mit Gott; Messer Giannetto aber gab Malzeiten und Gastereien, und schenkte Geld und Rosse seinen Gefährten, und hielt Hof und machte Wohlleben viele Tage; dann nahm er Abschied von allen Venezianern, und führte Messer Ansaldo mit sich zurück, und viele von seinen alten Freunden giengen mit ihm; und fast alle Männer und Frauen weinten über seine Abreise, so freundlich und gefällig hatte er während der Zeit, da er in Venedig war, gegen Jedermann sich erwiesen. Nun gelangte seine Dame einige Tage früher nach Belmonte, und stellte sich, als sei sie im Bade gewesen, und nahm wieder weibliches Gewand, und ließ große Zurüstungen treffen, und alle Straßen mit Zendal bedecken, und viele Kleider

unter die Bewaffneten vertheilen. Und da Messer Giannetto mit Messer Ansaldo ankam, giengen alle Barone und der ganze Hof ihm entgegen und riefen: Es lebe unser Herr, es lebe unser Herr! Und da sie ans Land getreten waren, eilte die Dame Messer Ansaldo zu umarmen; auf Giannetto aber that sie ein wenig erzürnt, wiewohl sie ihn mehr liebte als sich selbst. Und es begann ein großes Fest mit Tioſtieren und Turnieren und Tanzen und Singen von allen Baronen und Frauen und Jungfräulein des Landes. Sobald aber Messer Giannetto sah, daß sich seine Frau ihm nicht so freundlich erwies wie es ihre Gewohnheit war, gieng er in die Kammer, und rief sie und sprach: Was hast du? und wollte sie umarmen. Da sprach die Dame: Erspare dir deine Liebkosungen, denn ich weiß recht gut, daß du in Venedig deine alten Buhlschaften wiedergefunden hast. Messer Giannetto fieng an, sich zu entschuldigen. Da frug die Dame: Wo ist der Ring, den ich dir gegeben habe? Messer Giannetto erwiderte: Nun ist es doch so gekommen wie ich gedacht habe; ich wuste wohl, daß du davon Böses denken würdest. Aber ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, daß ich jenen Ring dem Richter geschenkt habe, dem ich den guten Ausgang des Prozesses verdanke. Und ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, versetzte die Dame, daß du ihn einem Weibe gegeben hast; und du scheust dich nicht, so zu schwören! Wiederum sprach Messer Gianetto: Ich bitte Gott, mich aus der Welt zu tilgen, wenn ich nicht die reine Wahrheit spreche. Die Dame entgegnete: Du konntest immer dort bleiben, und Messer Ansaldo herschicken, und dich mit deinen alten Liebschaften ergetzen, die, wie ich höre, bei deiner Abreise sehr geklagt und gejammert haben sollen. Da fieng Messer Giannetto an zu weinen, und sich zu bekümmern und sprach: Du schwörst auf das, was nicht wahr ist, und nie wahr sein kann. Und da die Dame ihn weinen sah, glaubte sie, daß sie ihm einen Stich ins Herz gegeben habe, und eilte, sich ihm in die Arme zu werfen. Und unter großem Gelächter zeigte sie den Ring, und erzählte ihm alles, was er zum

Richter gesagt hatte, und wie der Richter niemand anders gewesen sei als sie selbst, und auf welche Art er ihr den Ring gegeben habe. Das schien Messer Giannetto das gröste Wunder von der Welt, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fieng er an über die Maßen fröhlich zu werden; und es wuchs und mehrte sich noch von dem Tage die große Liebe unter ihnen Beiden. Darnach rief Messer Giannetto jene Kammerfrau, die ihn des Abends gewarnt hatte, nicht zu trinken, und gab sie Messer Ansaldo zur Ehe; und so lebten sie lange Zeit miteinander in Lust und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

2. Die drei Käſtchen.

Aus den lateiniſchen Geſta Romanorum.

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiſer, Anſelmus genannt, der hatte des Königs Tochter von Jeruſalem gefreit, ein ſchönes Weib, die Allen, die ſie ſahen, gar liebreizend erſchien. Es währte aber lange ehe ſie dem Kaiſer ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reichs ſehr in Sorgen, weil ihr Herr keine Erben hatte, ihn im Alter zu beſchützen. Nun begab es ſich einmal, daß dieſer Anſelmus nach dem Abendeßen in ſeinem Garten ſpazieren gieng und ſelbſt darüber nachſann wie er keinen Erben hatte und der König von Apulien ihn ſtäts bekriegte, da er nicht einmal einen Sohn beſäße, das Land in ſeiner Abweſenheit zu vertheidigen. Das machte ihm große Sorgen: er gieng in ſein Kämmerlein und ſchlief darüber ein. Da war es ihm als ſäh er ein Geſicht im Schlafe, wie der Morgen heller war als gewöhnlich und der Mond an Einer Seite blaſſer als an der andern. Und nachher ſah er einen zweifarbigen Vogel, und bei dem ſtanden zwei Thiere, welche dieſen kleinen Vogel mit ihrem Athem ſättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie ſie ihre Bruſt an den Vogel gelegt hatten, giengen ſie ihres Weges; dann kamen noch andere Vögel, die ſüß und lieblich ſangen, worüber der Kaiſer erwachte. In der Frühe des Morgens überdachte nun Anſelmus ſein Traumgeſicht und wunderte ſich was es bedeuten möchte. Darüber berief er die Weiſen und Stände ſeines Reichs und ſprach ihnen von ſeinem Traum und befahl ihnen bei Lebensſtrafe, ihm die Bedeutung anzugeben, und verſprach dem eine gute Belohnung, der ihm eine richtige zu geben vermöchte. Da ſagten ſie: Theurer Herr, theilt uns euern

Traum mit und wir wollen euch dann sagen was er bedeutet. Also erzählte ihnen der Kaiser den Traum wie oben geschrieben steht. Wie das die Weisen gehört hatten, antworteten sie ihm frohen Muthes: Herr, das Traumgesicht, welches ihr gesehen habt, bedeutet Gutes für das Land: ihr sollt erfahren was. Der Mond, der auf der einen Seite blasser ist denn auf der andern, bedeutet die Kaiserin, die durch die Empfängniss eines Sohnes, eures künftigen rechtmäßigen Erben, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den sie gebären soll. Die zwei Thiere, welche diesen Sohn füttern, gehen auf die weisen Männer dieses Landes, welchen euer Sohn folgen soll. Die andern Thiere, welche mit ihrer Brust diesen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen sollen. Die Vögel endlich, welche so süß und lieblich diesen Vogel anfangen, bedeuten die Römer, welche sich über die Geburt desselben freuen und singen werden. Das ist die richtige Auslegung eures Traumes. Wie dieß der Kaiser hörte, ward er gar sehr erfreut; und bald darauf kam auch die Kaiserin nieder und ward von einem Sohn entbunden, bei dessen Geburt große Freude herschte. Wie der König von Apulien das hörte, dachte er also bei sich: Wahrlich, ich habe mein Lebtage gegen den Kaiser Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn: wenn der das Mannesalter erreicht, wird er die Unbilden rächen, die ich seinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es beßer sein, hin zum Kaiser zu senden und ihn um Waffenstillstand und Frieden zu bitten, damit sein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er also bei sich gesprochen hatte, schrieb er an den Kaiser und bat um Frieden. Wie aber der Kaiser sah, daß der König von Apulien mehr aus Furcht denn aus wahrer Zuneigung geschrieben hatte, schrieb er ihm wieder, so er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtage Dienst und Huldigung zu weihen, sei er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt

des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seine Räthe und forderte sie auf, ihm hiebei so gut als möglich zu rathen. Da sprachen sie: Es dürfte gut sein, dem Willen des Kaisers in allen Stücken nachzukommen. Und fürs Erste, da er wünscht Sicherheit für den Frieden zu erlangen, antwortet ihm: Ich habe eine einzige Tochter und der Kaiser nur einen Sohn: darum soll eine Heirath zwischen beiden zu Stande gebracht werden: das wird eine ewigdauernde Bürgschaft des Friedens sein. Endlich fordert er noch Huldigung und Tribut und es wird gut sein, ihm auch hierin zu genügen. Also sendete der König dem Kaiser Boten und ließ ihm sagen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter ehelich verbunden würden, sei er bereit seinen Wünschen in allen Dingen nachzukommen. Das gefiel dem Kaiser wohl, und er sendete dem König die Antwort zurück, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sei bis auf diesen Tag, so wolle er in die Heirath willigen. Darüber freute sich der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniss unterregelt war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Frauen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um seinen Sohn zu ehlichen. Und als sie in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht so fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun das Ungewitter aufgehört hatte, da schwamm die junge Königin in dem zerbrochenen, umgestürzten Schiff fort über die Wellen bis sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfieng, da war die Prinzessin so ermüdet von dem greulichen Un-

gewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile loſch das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte und sich im Wallfischbauch eingeschluckt fand, da schlug sie Feuer an und verwundete mit einem Meßer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es wohnte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch ans Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Frauen, begab sich wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch und verwundete ihn sehr gefährlich. Und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: O ihr edeln Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da verwunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sei und wie sie all ihr Gut im Meere verloren und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf hörte, ward er sehr vergnügt, tröstete sie und behielt sie bei sich bis sie sich ganz erholt hatte. Unterdessen aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wißen, auf welche Weise die junge Königin gerettet worden sei. Da ward der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, und begab sich selbst zu ihr hin und sprach: Ach du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast du vieles Weh erdulden müßen! Nichtsdestoweniger will ich dich auf die Probe stellen, ob du verdienst sein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Kästchen vor sie hin stellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht und rings mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber mit Todtenknochen angefüllt und äußerlich mit der

Aufſchrift: Wer mich erwählt, gewinnt was er verdient. Das zweite war von Silber, mit Edelſteinen verziert, mit Erde angefüllt und mit der Aufſchrift: Wer mich erwählt, der findet wornach die Natur verlangt. Das dritte war von Blei, innen angefüllt mit Gold und den koſtbarſten Steinen, und außen der Spruch zu leſen: Wer mich erwählt, findet was Gott verordnet hat. Zwiſchen dieſen drei Käſtchen ließ der Kaiſer der Jungfrau die Wahl, mit der Bedingung, daß ſie ſeinen Sohn erhalten ſolle, wenn ſie das wählen werde, in welchem was nütze und fromme zu finden ſei. Nach reiflicher Ueberlegung wählte die Prinzeſſin das bleierne Käſtchen, mit dem Golde und Edelſteinen angefüllt und der Kaiſer rief: Gutes Mädchen, du haſt brav gewählt: darum ſollſt du meinen Sohn bekommen.

3. Die beiden Kasten.

Nach Boccaccio.

Unter den tapfern Rittern, welche vor langer Zeit in Florenz gelebt hatten, war auch einer und vielleicht der Beste von Allen, welcher Ruggieri de Figiovanni hieß. Dieser war reich und edelmüthig und sah wohl, daß er bei der Lebensweise und den Gewohnheiten in Toscana, wenn er daselbst verbliebe, wenig oder gar keine Gelegenheit finden werde, seinen Werth darzuthun: er entschloß sich also einige Zeit bei Alfonso, dem Könige von Spanien, zuzubringen, der durch den Ruhm seiner Größe dazumal alle andern Herrn übertraf. Mit Waffen, Pferden und Gefolge ehrenvoll ausgerüstet, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und ward von dem Könige gnädig aufgenommen. Hier verweilte nun Ruggieri, machte großen Aufwand und verrichtete außerordentliche Waffenthaten, so daß er bald als tapfer bekannt wurde. Als er sich eine Zeitlang aufgehalten und das Benehmen des Königs beobachtet hatte, dauchte es ihn als ob dieser bald Dem bald Jenem Burgen, Städte und Herschaften ziemlich ohne Wahl verleihe, indem er sie denen ertheilte, die sie nicht verdient hätten; und weil er sah, daß Ihm, der sich seines Werthes doch recht gut bewust war, nichts geschenkt werde, fürchtete er, sein Ruf möchte darunter leiden: er entschloß sich also, wieder abzureisen und bat den König um seinen Urlaub. Diesen bewilligte der König und gab ihm eins der besten und schönsten Maulthiere, die wohl je geritten worden, welches dem Ruggieri, der langen Reise wegen, die er zu machen hatte, willkommen war. Darauf befahl der König einem seiner vertrauten Diener, es auf die ihm am Schicklichsten scheinende Weise so einzurichten, daß er mit Herrn

Ruggieri reite ohne daß dieser merke, er sei vom Könige dazu beauftragt, unterwegs aber Alles, was dieser von ihm sage, aufzufangen und ihm zu hinterbringen; den andern Morgen solle er ihm dann befehlen zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener wartete also bis Ruggieri die Stadt verließ, gesellte sich dann auf eine geschickte Weise zu ihm und gab zu verstehen, er reise auch nach Italien. Messer Ruggieri ritt also auf dem Maulthiere, das ihm der König gegeben hatte, sprach von Diesem und Jenem und etwa um die dritte Stunde sagte er zu seinem Gefährten: Ich glaube, es wird wohl gethan sein, unsere Thiere stallen zu laßen. Als sie hierauf anhielten, stallten die Thiere sämtlich, nur das Maulthier nicht. Da sie hierauf weiter ritten, und der Knappe auf jedes Wort des Ritters Acht hatte, kamen sie an einen Fluß, und als sie hier ihre Pferde tränkten, stallte das Maulthier in den Fluß. Als Ruggieri dieß sah, sprach er: Gott strafe dich, Bestie, du bist wie dein Herr, der dich mir schenkte. Der Knappe merkte sich dieß Wort, und obwohl er noch viele andere auffieng, da er den ganzen Tag neben ihm ritt, so hörte er ihn doch nichts als für den König höchst Schmeichelhaftes sagen. Den andern Morgen also, da sie zu Pferde gestiegen waren, um weiter nach Toscana zu reiten, machte der Knappe ihm den Befehl des Königs bekannt, worauf Ruggieri sofort umkehrte. Sobald der König erfahren, was er zu seinem Maulthiere gesagt habe, ließ er ihn vor sich rufen und empfieng ihn mit heiterer Miene; alsdann fragte er ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere verglichen habe, oder das Maulthier mit ihm. Ruggieri antwortete ihm ganz offen: Mein Gebieter, ich verglich es mit euch, weil, so wie ihr schenkt wo es sich nicht gebührt, und nicht schenkt wo es sich gebührte, so das Maulthier, wo es am Orte war, nicht stallte, sondern da, wo es nicht am Orte war. Hierauf sprach der König: Messer Ruggieri, daß ich euch nicht beschenkt habe wie viele Andere, die im Vergleich mit euch nichts sind, ist nicht deshalb geschehen, weil ich euch nicht als einen sehr tapfern, jedes großen Geschenks würdigen Ritter erkannt

hätte, sondern euer Geschick, das mich daran verhinderte, trägt die Schuld und nicht ich, und daß ich die Wahrheit sage will ich euch gleich handgreiflich beweisen. Hierauf antwortete Ruggieri: Mein Gebieter, es kränkte mich nicht, daß ich keine Gabe von euch erhielt, denn mich verlangte nicht darnach um noch reicher zu werden, sondern daß ihr meinen Werth in keiner Weise anerkanntet; indes nehm ich eure Entschuldigung für gut und billig an und bin bereit zu sehen was euch beliebt mir zu zeigen, obgleich ich euch auch ohne Zeugniss Glauben schenke.

Der König führte ihn also in einen großen Saal, wo, wie er es vorher angeordnet hatte, zwei große verschloßene Kasten standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Höflinge: Ruggieri, in einem dieser Kasten ist meine Krone, der königliche Scepter und der Reichsapfel, so wie viele schöne Gürtel, Schlösser, Ringe und andere meiner kostbarsten Kleinode; der zweite ist mit Erde gefüllt: wählt einen davon und welchen ihr wählt, soll euer sein: dann werdet ihr sehen wer gegen euer Verdienst unerkenntlich gewesen ist, ich oder euer Glück.

Ruggieri, da er sah, daß es des Königs Wille sei, wählte einen der Kasten: der König befahl ihn zu öffnen und es fand sich, daß es der sei, welcher mit Erde gefüllt war.

Da lachte der König und sprach: Nun könnt ihr sehen, Messer Ruggieri, daß es wahr ist was ich von euerm Glücke sagte; allein gewiss verdienen eure Vorzüge, daß ich mich seiner Macht widersetze. Ich weiß, daß ihr nicht gesonnen seid ein Spanier zu werden, und deswegen will ich euch hier weder Burgen noch Städte schenken; aber der Koffer, welchen das Glück euch entzog, soll ihm zum Trotz euer Eigenthum sein, damit ihr ihn in eure Heimat mitnehmen, und euch eurer Tugend mit dem Zeugnisse meiner Gaben gebührender Maßen gegen eure Nachbarn rühmen könnt. Ruggieri nahm ihn, sagte dem König den, einem so großen Geschenk gemäßen Dank und kehrte dann fröhlich damit nach Toscana zurück.

4. Der Kaufmann von Venedig.

Zur Sagenvergleichung.

Eſchenburg beginnt ſeine Abhandlung über dieß Stück mit einer Betrachtung über die drei Einheiten und die Vernachläßigung der Einheit der Handlung in den Shakſpeareſchen Stücken, welche ihm mehr zum Verdienſt als zum Vorwurf gereiche, indem er die Nebenhandlung ſtäts ſo mit der Haupthandlung zu verweben wiße, daß nicht nur der Hauptgegenſtand nicht darunter leide, vielmehr durch die Nebenhandlung erſt in ihr wahres Licht geſetzt werde. Dieß ſcheine nun, fährt er fort, auch in dieſem Stücke der Fall zu ſein. Beide Handlungen, die Grauſamkeit des Juden und Baſſanios Liebe habe Shakſpeare höchſt glücklich in eine Begebenheit vereinigt und dieß Verdienſt ſei deſto größer als er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich zweier Erzählungen bedient und den ganz entlegenen Inhalt derſelben zu einem Ganzen verbunden habe.

Dieſer Theil der Eſchenburgſchen Abhandlung muß früher geſchrieben ſein als derjenige, worin er ſelbſt die hier mitgetheilte Novelle des Giovanni Fiorentino für die echte Quelle Shakſpeares erklärt, wie es vor ihm ſchon engliſche Kritiker gethan hatten: denn hier ſcheint er vorauszuſetzen, erſt Shakſpeare habe die Geſchichte von Baſſanios Liebe mit der von dem beklagten Kaufmann verbunden, da dieſe Verbindung doch ſchon im Pecorone, ja wie wir ſehen werden, noch in einer ältern Quelle Statt fand. Shakſpeare hielt ſich auf das Genaueſte an die vorgefundene Novelle und vertauſchte nur das Probeſtück, das Giannetto ablegen muß, um die Frau von Belmonte zu gewinnen, mit einem andern ſchicklichern, welches er ebenfalls einer Novelle, der zweiten der hier

mitgetheilten, entlehnte. Wir sagen dieß nicht, um das Verdienst des Dichters zu schmälern, sondern darauf hinzuweisen, worin es besteht: in der Behandlung, nicht in der Erfindung des Stoffs, der wie wir sehen, ihm überliefert war. Shakspeare hat seine Kunst in der Verbindung entlegener Stoffe oft genug bewährt: wir sind weit entfernt sie zu bezweifeln; aber jene Betrachtung Eschenburgs hätte er beßer gethan der Abhandlung über ein anderes seiner Stücke, z. B. den König Lear oder die gezähmte Keiferin, vorauszuschicken als der über den Kaufmann von Venedig.

Der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino ward 1378 geschrieben, die erste Ausgabe ist zu Mailand 1554 gedruckt. Unsere Novelle ist die erste des vierten Tages. Giovanni schöpfte vermuthlich wieder aus dem unter dem Namen Gesta Romanorum hinlänglich bekannten Buche, aus dessen englischer Recension auch die mitgetheilte zweite Novelle: „die drei Kästchen" entlehnt ist. Eschenburg hat die hieher gehörige Erzählung nach einer 1538 gedruckten deutschen Ueberseţung mitgetheilt. Sie findet sich jeţt auch im Anhang von Gräßes Ueberseţung der lateinischen Gesta Romanorum II, 162 nach der Grimmschen Handschrift mitgetheilt. Im deutschen Druck scheint sie zu fehlen. Hier hat sich ein Ritter am Hofe des Kaiser Lucius zu Rom in dessen Tochter verliebt. Für tausend Mark erkauft er sich zweimal die Gunst, ihr beizuliegen, er entschläft aber jedesmal ohne sie genoßen zu haben. Das drittemal muß er das Geld gegen Verpfändung alles seines Fleisches von einem Kaufmann borgen, dem er darüber einen mit seinem Blut geschriebenen Schein ausstellt. Dießmal aber warnt ihn ein weiser Philosophus (Virgilius in den engl. Gest.) und lehrt ihn den Zauber vernichten, der ihn in den beiden ersten Nächten in Schlaf befangen gehalten. Er solle nämlich, wenn er sich schlafen lege, unter das Kopfkissen greifen und den Brief, den er dort finde, herausziehen und so weit als möglich von sich werfen. Wahrscheinlich ist hiebei an Runenzauber zu denken. Das Weitere stimmt mit Giovanni, dem hienach nicht viel mehr als die Erfindung angehört, daß

ein Freund des Bedürftigen das Geld unter jener schrecklichen Bedingung für ihn aufnimmt, wodurch die Begebenheit freilich sehr an Interesse gewinnt. Sie ward hiedurch in die Freundschaftssage aufgenommen, welcher sie ursprünglich nicht angehört, und zwar schließt sie sich zunächst an die griechische Gestalt derselben an, wie sie Schiller in der Bürgschaft behandelt hat. Shakspeare hat auf diesen Umstand großes Gewicht gelegt, und sein Schauspiel ist ein wahrer Codex der Freundschaft in allen ihren Abstufungen.

Wenig verschieden lautet die Erzählung in den deutschen Gestis nach der Mittheilung in Haupt und Hoffmanns Altd. Blättern I, 143 ff. Auch hier ist es noch kein Jude, der das Geld herleiht, sondern ein Untergebener des jungen Ritters, der zugleich sein erbitterter Feind ist, aus erheblichem Grunde, denn Jener hat ihm im Zorne ein Bein abgehauen. Nur einmal wird hier der Jüngling durch Zauberei betrogen, und zwar übt die Jungfrau diesen Zauber met schryft und met bryven und met den vedern von den wylden ruchen lüten, oder wie es hernach heißt, mit des wylden mannes veddere. Das zweitemal rüttelt aber der Ritter das Kissen eh er sich niederlegt und verschüttet so den Zauber unter das Bette. Diese abweichenden Züge erscheinen auch in Dolopathos, vgl. Benseys Orient II, 315, und schon Svend Grundtvig s. u. hat den Zusammenhang erkannt.

Aus der Erzählung der engl. Gesta Rom. scheint ein Schauspiel geflossen zu sein, das schon vor Shakspeares Zeiten auf der englischen Bühne heimisch war. Stephan Gosson citiert es seiner School of Abuse unter dem Titel: The Jew shown of the Bull, representing the greedinesse of worldly choosers and the bloody mind of usurers. Gosson lobt dieß Stück und vermuthet, daß es Shakspeare umgeschrieben oder doch dem seinigen zum Grunde gelegt habe. Aus der Novelle des Giovanni Fiorentino ist dagegen die alte Ballade von Gernutus, dem Juden zu Venedig, geflossen, welche Dr. Percy in seinen Reliques of ancient english poetry aufbewahrt und Eschenburg übersetzt hat,

wenigstens beruft sich die Romanze selbst auf eine italienische Quelle. Sie beschränkt sich auf die eine Begebenheit mit dem verschriebenen Pfund Fleisch und läßt Alles weg was sich auf die Liebschaft des Freundes bezieht, für welchen der Kaufmann das Geld aufgenommen hat. Das Alter dieser Ballade ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln; daß sie Shakspeare gekannt habe, schließt man aus dem schon hier vorkommenden Zuge mit dem Wetzen des Meßers, welcher aber auch in der Sage vom Blaubart und vom armen Heinrich wiederkehrt und also volksmäßig war.

In dem zweiten Briefe Lessings an Eschenburg schreibt sich Ersterer die Entdeckung zu, daß Shakspeare aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino und dieser wieder aus den Gestis Romanorum geschöpft habe; ohne Zweifel hat Lessing beide Entdeckungen für sich gemacht, aber die Engländer waren ihm in der ersten schon zuvorgekommen. Zwar hatte unsere Vorgängerin in der Zusammenstellung der Quellen Shakspeares, Mistreß Arabella Lennox, Fieldings unholde Schwester, in ihrem Shakspeare illustrated, or the novels, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1754. 3 voll. beides übersehen; aber schon 1755 erschien zu London eine kleine Schrift, welche die Quellen des Kaufmanns von Venedig zu liefern versprach und eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni und der unter 3 mitgetheilten des Boccaccio enthielt. Die englischen Ausleger des Dichters, Farmer und Tyrwhitt, machten die zweite Entdeckung später als Lessing, aber unabhängig von ihm. Rücksichtlich der erstern versäumen sie nicht, auch hier wieder zu bemerken, daß eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni zu Shakspeares Zeiten vorhanden gewesen und seitdem wieder verloren gegangen sein müße, was ihnen Eschenburg leider nachschreibt. Indessen hat es nicht gelingen wollen, die Existenz einer solchen nachzuweisen. Außer der schon erwähnten Volksballade hat man keine Darstellung dieser Sage in englischer Sprache auffinden können als die, welche in dem alten Buche vorkommt, das den Titel führt: The orator: handling a hundred several discourses, in form of declama-

tions: some of the arguments being drawn from Titus Livius and other ancient Writers, Written in French by Alexander Silvayn and englished by L. P. London, printed by Adam Islip. 1596. Der Verfaßer, der sich Lazarus Pyot nannte, hieß nach Ritson Anthony Mundy. Dieß Buch konnte Shakspeare bekannt sein, denn sein Schauspiel erschien erst zwei Jahre später 1598. Es enthält aber nur einen ganz kurzen Bericht des Hergangs und zwei Reden, worin erst der Jude und dann der Kaufmann ihr Recht vor dem zweiten Richter ausführen, wie denn der Zweck dieses Buches nur war, Beispiele praktischer Beredsamkeit aufzustellen und zu zeigen, wie man das Für und Wider bei jeder Sache auffinden müße. Es scheint mir nicht, daß Shakspeare von einer dieser Reden Gebrauch gemacht habe.

Steigen wir nun zu den Quellen hinauf, woraus die Gesta Romanorum ihre oben erwähnte Erzählung schöpften, so müßen wir dabei zwei Begebenheiten unterscheiden, die schon hier verbunden sind. Nämlich zuerst den Rechtsstreit um das verschriebene Fleisch und dessen Entscheidung; zweitens das Verhältniss des Ritters zu der Kaisertochter, oder bei Giovanni des Giannetto zu der Dame von Belmonte: beides sind selbständige, ursprünglich nicht zusammengehörige Sagen. M. Abel Gerichtshändel 1684 c. 39 kennt wie die Ballade nur den Rechtsstreit.

1) Ueber diesen Rechtsstreit um das Fleisch hat der englische Uebersetzer von Gregorio Letis Leben des Pabstes Sixtus des Fünften (Ellis Farneworth, 1754) die Vermuthung aufgestellt, daß wohl ein historisches Ereigniss, welches Leti erzählt, unserer Sage zum Grunde liegen möge. Dieser berichtet nämlich einen ganz ähnlichen Vorfall, der sich bei Gelegenheit der Einnahme von St. Domingo in Hispaniola durch Drake (also im Jahre 1585) zwischen dem Kaufmann Paul Secchi und dem Juden Samson Ceneda zugetragen haben soll, doch so, daß hier die Rollen vertauscht sind und der Jude es ist, der ein Pfund seines Fleisches gegen tausend Kronen verwettet, wenn die Nachricht von jener Einnahme sich bestätige. Aber bereits Percy hat bemerkt, daß das

eben citierte ältere Stück The Jew schon vor dem Jahre 1579 zur Aufführung gekommen ist, folglich jene jüngere Begebenheit in Rom auf die damals schon entwickelte Sage keinen Einfluß haben konnte. Für uns ist dieß um so gewisser als wir die beiden weit ältern Darstellungen derselben im Pecorone und den engl. Gestis Rom. kennen gelernt haben. Wenn dem Leti überhaupt zu trauen ist, was schon Douce I. p. 276 billig bezweifelt hat, so giengen jene Kaufleute, von welchen er erzählt, wohl von der Sage aus und kehrten die Wette absichtlich um.

Nach Malones Bericht kommt in einem Persischen Manuscript, das sich im Besitz des Thomas Munro befand, eine völlig übereinstimmende Erzählung von einem Juden und einem Muselmann vor. Leider hat jenes Manuscript am Anfang und am Ende Lücken, so daß sein schwerlich hohes Alter*) nicht mit Gewissheit bestimmt werden konnte. Folgendes ist der verkürzte Inhalt dieser Erzählung:

In einer Stadt in Syrien wohnt ein armer Muselmann neben einem reichen Juden. Jener bittet diesen um ein Darlehn von 100 Dinaren gegen einen Antheil an dem Gewinne. Der Muselmann hat ein schönes Weib, das der Jude liebt und deshalb auf den Antrag eingeht, weil er ihn für eine glückliche Gelegenheit hält, seine Wünsche zu befriedigen. Der Muselmann muß ihm aber einen Schein ausstellen, daß er das Geld binnen sechs Monaten zurückzahlen wolle, und wenn er nur einen Tag über diesen Zeitpunkt verstreichen laße, solle er ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden, gleichviel von welchem Theile. Der

*) Schon daß hier ein Jude mit einem Muselmann den Vertrag schließt, weckt Verdacht gegen das Alter und deutet auf abendländischen Ursprung. In den Gestis Romanorum, der ältesten nachweisbaren Quelle der Erzählung, ist es ein Kaufmann schlechtweg, der das Geld einem Ritter leiht, und erst im Pecorone ein Jude. Auch verpfändet der Ritter all sein Fleisch.

Muſelmann begiebt ſich nun mit dem entliehenen Gelde auf die Reiſe und macht ſo gute Geſchäfte, daß er noch vor Ablauf der Friſt die hundert Goldſtücke durch einen zuverläßigen Boten dem Juden überſenden kann. Dieß Gold geräth aber in die Hände ſeiner bedürftigen Familie, welche es zu ihrem Unterhalt verwendet. Als der Muſelmann daher von der Reiſe zurückkehrt, verlangt der Jude die hundert Goldſtücke und das Pfund Fleiſch. Der erſte Richter, vor den ſie kommen, entſcheidet für den Juden; da der Muſelmann hiegegen Einſpruch thut, gehen ſie vor einen andern und zuletzt vor einen dritten, welches der Cadi von Emeſſa war. Als dieſer die Klage vernommen hat, befiehlt er ein ſcharfes Meßer herbeizubringen. Der Muſelmann erſchrickt, aber nun wendet ſich der Cadi zu dem Juden und befiehlt ihm, nicht mehr und nicht weniger als ein Pfund auszuſchneiden, widrigenfalls er es mit dem Leben entgelten müße u. ſ. w.

Dieſe Erzählung, eine ähnliche in Gladwins Persian Moonshee st. 13., und eine dritte, ebenfalls orientaliſche, in dem British magazine for 1800 p. 159, begründet bei den Engländern, z. B. Douce und Dunlop, die Meinung, daß unſere Sage orientaliſchen Urſprungs ſein müße. Allein dieſer Schluß iſt nicht bündig, denn auch der Occident hat vielfältig auf den Orient zurückgewirkt und die Sagen, die er von dorthin empfieng, reichlich durch andere vergolten, die er dahin verpflanzte. Die Völker des Morgenlandes waren ſchon früh mit denen des Abendlandes durch Handel und Verkehr verbunden. Wie ſollten ſie nur ihre Waaren, nicht auch ihre Geſchichten und Mythen ausgetauſcht haben? Die innere Geſtalt der Sage muß über ihre Abkunft entſcheiden.

Die Brüder Grimm haben über den Urſprung unſerer Sage zweierlei Vermuthungen ausgeſprochen, von welchen die jüngere der ältern zu widerſprechen ſcheint. In der Ausgabe des armen Heinrich (Berl. Realſchulbuchhandl. 1815) heißt es S. 174: Der Jude habe wohl nach der urſprünglichen Sage Herzblut kaufen wollen, um ſich von einer ſchmutzigen Krankheit zu

befreien, die nur so geheilt werden konnte. Hienach würde die Sage mit denen vom armen Heinrich und vom Blaubart zusammenhängen, mit welchen sie überdieß, wie wir gesehen haben, das Meßerwetzen gemein hat. Daß der arme Heinrich durch das Blut einer reinen Jungfrau vom Aussatz geheilt werden sollte, ist bekannt; weniger daß die Brüder Grimm auch bei dem Blaubart die Absicht voraussetzen, sich durch das Blut seiner Weiber von der Krankheit zu befreien, die sein blauer Bart andeuten soll. Wenn ferner nach dem Volksglauben die Juden den Christenkindern nachstellen, um ihr Blut zu erlangen, wobei man freilich auch erst die Absicht, sich damit zu heilen, hinzudenken muß, so hat jene Vermuthung viel Ansprechendes um so mehr als wir nachweisen können, daß man noch zu Shakspeares Zeiten an einen solchen Gebrauch des erkauften Fleisches dachte. In der schon erwähnten 95sten Declamation des Buchs The orator (1596) führt der Jude in seiner Rede mancherlei Zwecke an, die er möglicherweise mit dem Fleische haben könne; unter Andern sagt er: I might also say, that I have need of this flesh to cure a friend of mine of a certaine malady (Miselsucht oder Aussatz), which is otherwise incurable. Allein wenn es auch nahe lag, an eine solche Bestimmung des Fleisches zu denken, so ist doch der Grund der Sage wohl tiefer zu suchen: höchstens möchte dieser Nebengedanke die Wirkung gehabt haben, daß man einem Juden das Gelüste nach dem Christenfleische zuschrieb, weil man bei dieser Nation solche schmutzige Krankheiten am ehesten voraussetzte, wie sie es denn auch gewesen sein mag, welche den Aussatz im Abendlande verbreitete.*) Aber eben so gut können dieß andere Gründe bewirkt haben, z. B. der den Juden Schuld gegebene Christenhaß, zu welchem ein so grausames Gelüste nach dem Fleisch des christlichen Kaufmanns wohl stimmte. Nicht in allen Gestal-

*) In dem Volksbuch von der Hirlanda giebt ein Jude dem aussätzigen König den Rath, sich durch das Blut eines neugebornen Kindes zu heilen.

tungen der Sage ist es auch ein Jude, der diese Bedingung stellt: wir haben gesehen, daß in der ältesten Darstellung dieser Sage in den Gest. Rom. ein *christlicher* Kaufmann mit einem Ritter den Vertrag eingeht.

Eine andere Ansicht findet sich in Jacob Grimms deutschen Rechtsalterth. S. 616. Nach dem römischen Gesetz der zwölf Tafeln hatte bekanntlich der Gläubiger das Recht, den ihm zugesprochenen Schuldner (addictus), wenn nach Verlauf von sechszig Tagen und dreimaligem Ausruf der Schuld keine Zahlung beschafft wurde, zu *tödten* oder jenseits der Tiber zu verkaufen (postea de capite addicti poenas sumito aut si volet uls Tiberim venum dato.) War er mehrern Gläubigern zugesprochen, so durften sie ihn nach dem Uncialverhältniss ihrer Schuld zerhauen ohne daß sie, wie Shylock, eine Strafe zu fürchten hatten, wenn sie dieß Maß nicht genau beobachten. (Si pluribus addictus sit, partes secanto, si plus minusve secuerint se (sine) fraude esto. Vgl. Niebuhrs Röm. Gesch., erste Aufl., II. S. 314.) „*Diesem* grausamen Recht," meint nun Grimm, „begegnen alte, bis ins Mittelalter fortgepflanzte, aber so verschieden davon gestaltete Sagen, daß sie nothwendig aus anderer Quelle hergeflossen sein müßen." Weil nämlich die zwölf Tafeln die sectio corporis ohne vorgängige Stipulation, und nur für den Fall mehrerer Gläubiger gestatten und das Mehr- oder Minderhauen für unsträflich erklären, glaubt Grimm dem deutschen Recht, welches auch dem einzelnen Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners gestattete, einen Einfluß auf die Ausbildung der Sage beilegen zu müßen. Allein das Röm. Recht gab ja jedem einzelnen Gläubiger Recht über Tod und Leben des Schuldners, folglich durfte er ihn auch verstümmeln: das deutsche Recht, welches dieß ausdrücklich bestimmte, weicht also hierin vom römischen nicht ab. Daß ferner die sectio corporis in unserer Sage nur nach ausdrücklicher Stipulation geschieht, ist natürlich, weil das alte gemeine Recht, zu der Zeit, wo die Sage auftritt, schon vergeßen war und es daher der Annahme eines besondern Abkommens be-

durfte, um es in seiner ganzen Strenge wieder zu erwecken. Doch konnte ein solches Abkommen auch zur Zeit der zwölf Tafeln getroffen werden. Wenn endlich in der Sage das Mehr- oder Minderhauen sträflich wird, so macht sich hier eine spätere, mildere Rechtsansicht gegen das alte strenge Recht geltend.

Hier erst nähern wir uns dem Verständniss der Sage. Sie ist eine rechtshistorische und stellt den Sieg der Aequitas über das Jus strictum, also den wesentlichen Inhalt der ganzen Röm. Rechtsgeschichte dar. Diese Aequitas, das mildere Rechtsprincip, beruht hier auf dem Grundsatz, daß Menschenblut nicht vergossen werden darf, welche Rücksicht das jus strictum, das dem Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners erlaubte, mit beispielloser Grausamkeit vernachlässigt hatte. Dieses alte, strenge Recht fordert der Gläubiger, hier der Jude, der mit der Starrheit, die seiner Nation eigen ist, seinen Schein will. Der Richter kann auch das strenge Recht nicht beugen: ihm soll werden was der Schein besagt, jedoch nicht mehr nicht minder. Hier wird seiner Starrheit eine andere Starrheit entgegengesetzt: er will keine Aequitas gelten lassen und verlangt sein jus strictum: der Richter bindet ihn aber an ein jus strictissimum und zwar zu Gunsten dieser Aequitas, welche sich wie jedes jüngere Rechtsprincip in Form einer Exceptio geltend macht, die den Inhalt des alten Rechts vernichtet ohne es formell aufzuheben. Wirklich wird auch das alte Recht, in der dem Juden ertheilten Erlaubniss so viel zu schneiden als der Schein besagt der Form nach erhalten, während die Exceptio: Jedoch nicht mehr und nicht minder seinen ganzen Inhalt absorbiert und zugleich den Sieg der Aequitas und des Menschenrechts entscheidet.

Man wird mir ohne Zweifel einwenden, dem alten Recht geschehe hienach allerdings Gewalt, indem die ausdrückliche Clausel der zwölf Tafeln: si plus minusve secuerint, se fraude esto, vom Prätor unbeachtet bleibe, wenn er dem Beklagten eine solche Exceptio ertheile. Allein der Prätor konnte diese Clausel umgehen, wenn er statt der Exceptio nicht mehr und nicht

minder die gab, welche bei Shakspeare zuerst und in den Gestis allein vorkommt: jedoch ohne Blutvergießen. Auch nahm die Sage jene Clausel der zwölf Tafeln in den dem Juden ausgestellten Schein, der das strenge Recht repräsentiert, nicht auf, sondern stellte beide Principien in ihrer Ganzheit einander gegenüber. Denn im Grunde war jene Clausel dem Geiste des strengen Rechts nicht gemäß, welches vielmehr jeden Gläubiger genau auf das Uncialverhältniss der Schuld hätte beschränken müßen. Nur zum Vortheil der Ausführbarkeit war diese Clausel dem Gesetz angehängt. Wer mit der römischen Rechtsgeschichte ein wenig vertraut ist, wird gestehen müßen, daß die Sage den Entwickelungsgang des römischen Rechts aus dem Gegensatz des strengern und mildern Princips an einem einzelnen Vorgang sehr anschaulich darstellt. Daß dieser Vorgang sich eben auf das Recht der Schuldknechtschaft bezieht, ist nicht bedeutungslos, indem wohl keine Bestimmung der zwölf Tafeln empörender und unmenschlicher war als diese. Eben hiedurch eignete sie sich dazu, das gesamte strenge Recht in der Sage zu repräsentiren.

Wegen dieses Bezugs auf die römische Rechtsgeschichte, den die innere Gestalt der Sage kund giebt, können wir weder an einen orientalischen Ursprung derselben glauben, noch mit Grimm ein einheimisches deutsches Volksmärchen in ihr erkennen. Im deutschen Recht würde das alte strenge Recht auch nicht einmal formell beibehalten, sondern von einem andern jus strictum verdrängt worden sein. Der Richter hätte also zu dem Juden nicht gesagt: Schneide, aber hüte dich kein Blut zu vergießen, sondern: Der Schein ist ungültig, schneide nicht, sonst kostet es dein Leben. In jenen Worten des römischen Prätors liegt aber der ganze Sinn und Witz der Sage.

Auch können wir das Factum nicht zugestehen, worauf Grimm sich stützt, daß nämlich die Sage zuerst in Deutschland und der Lombardei auftauche. Die Gesta Rom., welche sie zuerst darstellen, gehören dem südlichen Frankreich an, wo sie, wie Grimm selbst (Kinder- und Hausmärchen III. 371) berichtet und Douce

ohne zureichende Gründe bestreitet, um das Jahr 1340 von Bercheur aus Poitou verfaßt wurden.*) Zwar bemerkt Grimm (R. A. S. 616 Note **), daß der lateinische Text diese Erzählung nicht enthalte; allein bekanntlich weichen die Ausgaben sowie die Handschriften sehr von einander ab und da die Geschichte in den deutschen und englischen Uebersetzungen vorkommt, so mochte sie sich wohl auch im lateinischen Original finden. Dieß versichert auch Lessing in dem schon erwähnten zweiten Brief an Eschenburg, ja Tyrwhitt hat sich einer alten lateinischen Handschrift (MS. Harl. n. 2270) bedient, die er als die vollständigste rühmt, die er je gesehen habe, in welcher Cap. 48 diese Erzählung enthielt, aus der er mehrere Stellen wörtlich anführt. Auch das Exemplar, dessen sich Douce in seiner Dissertation über die Gesta Rom. bediente, muß die Geschichte enthalten haben. (Vgl. Illustrations of Shakspeare II. p. 385 cf. I. p. 281.) Freilich könnte dieß Capitel aus dem Deutschen übersetzt und ein Zusatz eines spätern deutschen Bearbeiters der Sammlung sein; wer aber bürgt dafür, daß diesem deutschen Text nicht wieder ein lateinisches Original zum Grunde lag?**) Doch was hier die zwölf Tafeln verordneten war wohl auf einer frühern Culturstufe allgemein gültiges Recht.

Für unsere Ansicht, daß die Sage eine alte Rechtsanekdote enthalte, freilich eine der vielsagendsten und inhaltreichsten, die es

---

*) Ernst Dronke Beiträge zur Bibliographie und Literaturgesch. I. H. p. 114 ff. hält mit Douce und John Dunlop Hist. of fiction Edinb. 1826 2 160—181 den Verfaßer für einen Deutschen, und zwar weil die jüngsten der von dem Verfaßer bearbeiteten Sagen deutschen Ursprungs sind und in Deutschland spielen. Vgl. Gräße Uebersetzung dritter Anhang.

**) Schon Douce I. p. 290 wäre geneigt, den Rechtsstreit über das verschriebene Fleisch aus dem Gesetz der zwölf Tafeln herzuleiten, wenn er nicht schon in orientalischen Erzählungen vorkäme. Uebrigens findet man bei Douce p. 279 ein langes Verzeichniss von Stellen, worin dieses Rechtsstreits gedacht wird.

geben mag, spricht auch die Gestaltung der Fabel in dem alten zu Bamberg 1493 gedruckten Meistergesang von Kaiser Karls Recht, dessen Inhalt Docen im altd. Museum II. S. 279—283 berichtet:

„Ein reicher Kaufmann hinterließ seinem Sohn sein ganzes Vermögen, das dieser im ersten Jahre verschwendet. Nun borgt er tausend Gulden von einem Juden, um sein Glück außer Landes zu versuchen. Die Bedingung ist die bekannte. Mit großem Gewinn kehrt er zurück, findet aber den Juden nicht daheim und versäumt so die Frist; wenigstens behauptet der Jude, er habe den Contract nicht erfüllt, weil das Ziel verstrichen sei. Sie beschließen zum Kaiser Karl (doch wohl dem Großen) zu reiten, damit dieser den Zwist entscheide. Unterwegs schläft der Kaufmann auf dem Pferde ein und reitet ein Kind zum Tode, das ihm unvorsichtig in den Weg lief. Der Vater desselben schreit ihn für den Mörder an und folgt nun, sein Recht geltend zu machen, den Reisenden an den Hof des Kaisers. Hier wird der Kaufmann festgenommen, fällt aber durch ein neues unverschuldetes Unglück aus dem Fenster und tödtet einen alten Ritter, der unten auf einer Bank saß. Auch der Sohn dieses Ritters tritt jetzt als Kläger wider den Kaufmann auf und der Kaiser hat nun drei Rechtshändel zugleich zu schlichten. Den Streit mit dem Juden entscheidet er auf die bekannte Weise; den Anspruch wegen des überrittenen Kindes beseitigt er weniger befriedigend:

„Leg ihn zu deinem Weibe,
Daß er ein ander Kind dir macht" —
„Nein," sprach der Mann, „das Kind laß ich eh fahren." —

Dem Sohn des alten Ritters aber räth er, um auf die genugthuendste Art seinen Vater zu rächen, solle er auf das Zimmer gehen; den Beklagten werde man unten auf die Bank hinsetzen: er möge dann aus dem Fenster ihn gleichfalls zu Tode fallen. Aber der Ritter fürchtet, er möchte daneben fallen und läßt die Sache bewenden." Hier sind also noch einige andere Rechtsanekdoten hinzugefügt, die aber jener an Tiefe weit nachstehen. Die letzte derselben ist ein noch jetzt im Volke gangbarer Scherz gegen

das jus talionis, der auch in Bidermanni Utopia, Dilingae 1691. p. 310 begegnet.

Vorstehendes ward aus der ersten Auflage unverändert wiederholt, um Andersmeinenden wie Benfey (Pantschatantra I. 392 ff.), der unsern Versuch, den Ursprung dieser Sage zu erklären, höchst unwahrscheinlich gefunden hat, den Gegenstand ihrer Angriffe nicht zu entziehen. Worin die Unwahrscheinlichkeit liege sagt Benfey nicht, vermuthlich eben darin, daß es eine Rechtssage sein soll, die bis auf die zwölf Tafeln zurückdatiert, während er sie aus einem orientalischen Opfergebrauch ableiten will. „Der buddhistische Ursprung dieses Märchens konnte weder Grimm noch Simrock zu der Zeit, als sie ihre Untersuchungen führten, bekannt sein, und ich möchte fast glauben, daß, wenn dieß der Fall gewesen wäre, sie ebenso wie ich geurtheilt haben würden." So weit ich hier im Spiele bin, so gestehe ich jetzt gerne zu, daß die Sage nicht gerade in Rom entstanden sein muß: sie konnte auf der Culturstufe, wo sich der Gläubiger wie nach dem Zwölftafelgesetz an Fleisch und Leben des Schuldners halten durfte, überall, also auch im Orient entstehen; davon aber, daß es eine Rechtssage ist, die hier vorliegt, brauch ich um so weniger abzugehen als die von Benfey angeführten buddhistischen Märchen den Charakter der Rechtssagen, wie sich der Leser überzeugen wird, gleichfalls unzweifelhaft an sich tragen. Was aber den von Benfey behaupteten mythischen oder eigentlich gottesdienstlichen Ursprung betrifft, so gestehe ich meinerseits, daß dieser mir nicht wahrscheinlich ist. Jene buddhistische Selbstaufopferung, die sich das Fleisch stückweise vom Leibe schneidet, dieses „Fleischabwägen, gewissermaßen Bezahlen mit abgeschnittenem und zugewogenem Fleisch, während der prüfende Gott wie ein hartherziger Gläubiger daneben steht," hat allerdings etwas Abscheuliches, Abstoßendes, und es mag dem wohl verziehen werden, der hierin den Ursprung unserer Sage zu finden Bedenken trägt. Auch wär in Shylock oder dem Juden der Novelle von der ursprünglichen Gottesnatur des Gläubigers gar wenig übrig geblieben. Im Grunde hat aber auch jene Selbst-

opferung mit Schuldverhältniſſen nichts zu ſchaffen: der Gott iſt kein Gläubiger, er fordert das Opfer nicht, es wird ihm freiwillig dargebracht: eher wird er ſelbſt dadurch dem Opferer gegenüber zum Schuldner, wenn einmal durchaus dabei von Rechtsverhältniſſen die Rede ſein ſoll.

Aber Benfey beruft ſich auf ein buddhiſtiſches Märchen, das er in verſchiedenen Faßungen mittheilt, die wir betrachten müßen, weil ſie dem oben beſprochenen Meiſtergeſang von Kaiſer Karls Recht verwandt ſind, und deſſen Herkunft darthun ſollen. Die tibetaniſche Geſtalt dieſes Märchens lautet nach Benfey a. a. O. S. 394 wie folgt:

Ein ganz armer Brahmane, der nichts zu eßen hat, borgt ſich von einem Hausbeſitzer ein Rind. Als er es zurückführt, iſt der Eigenthümer mit Eßen beſchäftigt; er führt es daher in den Hof. Das Rind geht aber zum andern Thor wieder hinaus und verläuft ſich. Der Hausbeſitzer verlangt es nun von dem Entleiher zurück, und da dieſer es nicht ſchaffen kann, geht er mit ihm vor Gericht zu dem König. Unterwegs begegnen ſie einem Manne, dem eine Stute entlaufen iſt: dieſer ruft dem Brahmanen zu, ſie zurückzutreiben. Er wirft einen Stein nach ihr, der ihr ein Bein zerſchmettert. Der Eigenthümer fordert nun die Stute von ihm und geht ebenfalls mit ihm, ihn zu verklagen. Auf dem weitern Wege will der Brahmane fliehen, er ſpringt auf eine Mauer, auf deren anderer Seite ein Weber mit Weben beſchäftigt iſt; er ſchlägt auf ihn und erſchlägt ihn: deſſen Frau fordert von ihm ihren Mann zurück und geht ebenfalls mit ihm vor Gericht. Auf dem Wege kommen ſie durch einen Fluß; durch dieſen kommt ihnen ein Holzhauer mit einem kleinen Beile im Munde entgegen. Der Brahmane fragt ihn: Wie tief iſt das Waßer? Jener antwortet: Das Waßer iſt tief. Dabei fällt ihm das Beil aus dem Munde ins Waßer: er fordert dieß nun von dem Frager und geht ebenfalls mit, um ihn zu verklagen. Der Brahmane iſt müde und geht in eine Weinſchenke, um ſich zu erquicken. Die Weinverkäuferin hat einen Sohn geboren.

Während dieſer mit Kleidern zugedeckt ſchläft, ſetzt ſich der Brahmane auf ihn, wodurch er ſtirbt. Die Mutter fordert ihren Sohn zurück und geht ebenfalls mit vor Gericht. Während ſie ſämtlich weiter gehen, kommen ſie an einen Ort, wo ein Rabe auf einem Baume ſitzt. Als dieſer den Brahmanen erblickt, ruft er ihm zu: Wo gehſt du hin? Der Brahmane antwortet: Ich gehe nicht freiwillig, dieſe führen mich zu dem König. Da antwortete der Rabe: Ueberbring ihm von mir die Botſchaft: Wenn ich auf einem andern Baume ſitze, iſt meine Stimme übellautend; ſitz ich aber auf dieſem, ſo wird meine Stimme wunderbar ſchön. Wie iſt das? Weiter finden ſie eine Schlange; auch ſie trägt ihm eine Botſchaft an den König auf: Wenn ich aus meinem Loche krieche, befind ich mich wohl; kriech ich aber wieder hinein, ſo macht es mir Qual. Woher kommt das? Weiter treffen ſie ein junges Weib; auch dieſes giebt eine Frage mit: Wenn ich in meiner Eltern Hauſe bin, verlangt es mich nach dem Hauſe meines Schwiegervaters; bin ich aber im Hauſe meines Schwiegervaters, ſo hab ich Verlangen nach dem der Eltern. Sie kommen nun zum Könige. Dieſer entſcheidet in Bezug auf das Rind: Da der Brahmane, als er das Rind zurückbrachte, dieſes dem Eigenthümer nicht geſagt hat, ſo ſoll ihm die Zunge ausgeſchnitten; dem Eigenthümer aber, da er es ſah und nicht angebunden hat, ſoll ein Auge ausgeſtochen werden. Der Eigenthümer ſagte: Erſt hat mich der Brahmane um mein Rind gebracht, und jetzt ſoll mir noch ein Auge ausgeſtochen werden! Lieber mag er den Proceſs gewinnen. Das Urtheil bezüglich der Stute lautet: „Weil der Eigenthümer gerufen hat: Treib die Stute her! ſoll ihm die Zunge ausgeſchnitten; weil der Brahmane mit einem Steine warf, ſoll ihm die Hand abgehauen werden.“ Natürlich ſteht auch hier der Eigenthümer von ſeinem Proceſſe ab. Bezüglich des Beils entſcheidet der weiſe König: Weil der Holzarbeiter Gegenſtände, die ſonſt auf der Schulter getragen werden, im Munde getragen hat, ſollen ihm zwei Schneidezähne ausgebrochen; dem Brahmanen aber, weil er gefragt hat, ſoll die Zunge ausgeſchnitten

werden. Auch dieser läßt sein Beil fahren. Bezüglich des getödteten Kindes lautet der Spruch: Die Frau hat gefehlt, daß sie das Kind so verhüllt hat, daß man es nicht sehen konnte, der Brahmane aber, weil er sich gesetzt hat ohne zu untersuchen. Das Urtheil ist demnach: er soll ihr Mann werden und ihr ein anderes Kind zeugen. Die Frau spricht: „Nicht genug, daß er mein Kind getödtet hat, nun soll er gar mein Mann werden: lieber mag er gewinnen." Bezüglich des getödteten Webers entscheidet der König ganz analog, daß er die Wittwe heirathen soll; doch verweigert auch sie sich diesem Urtheil zu unterwerfen. — Die Antworten auf die Räthselfragen lauten bezüglich des Raben: Weil unter dem Baume, auf dem seine Stimme wohlklingt, Gold sei; bezüglich der Schlange: „Weil sie beim Auskriechen nicht erhitzt und hungrig sei, beim Einkriechen aber dickgefreßen und von den Angriffen der Vögel erhitzt," bezüglich des Weibes: „In dem Hause der Eltern habe sie einen Freund, deshalb sehne sie sich dahin; wenn sie aber dort des Freundes überdrüßig geworden, so sehne sie sich nach ihrem Mann: er räth ihr den einen Aufenthaltsort aufzugeben und sich an den andern zu halten, so werde sie die Qual los werden."

Hiezu bemerke ich zunächst, daß die „Räthselfragen" zu der Geschichte, die wieder deutlich Rechtssage ist, nicht gehören; sie wurden aus einem andern Märchen nur angefügt, weil doch einmal Entscheidungen einzuholen waren. Dieses andere Märchen ist in Deutschland wohlbekannt und geht in vielfachen Gestalten um. Bei Saxo ist es Utgarthilocus, bei Grimm KHM. bald der Teufel (Nr. 29), bald der Vogel Greif (Nr. 165), in meinen Deutschen Märchen Nr. 5 gar der Pabst, der die mitgegebenen oder von Mitziehenden vorgelegten Fragen beantworten soll. Ob die deutschen oder die orientalischen Faßungen, welche Benfey S. 305 bespricht, älter seien, darf nicht nach der Voraussetzung, daß alle Geschichten aus dem Orient stammten, sondern nach ihrer innern Structur beantwortet werden. Nun aber ergiebt die Vergleichung der deutschen Märchen solchen Inhalts, daß diese Fragen (oracula expetenda bei

Saxo s. oben S. 126 und Handbuch der d. Myth. S. 248) in der Unterwelt ihre Lösung finden sollten, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der König, welcher hier sowohl richtet als Fragen beantwortet, wohl einmal als Unterweltsgott oder Todtenrichter gedacht war. Die deutsche Faßung, die mit Thors Herabsteigen in die Unterwelt zusammenhängt, wie sich Handb. a. a. O. S. 249 ergiebt, hat also hier das Alterthümlichere bewahrt, auch darin, daß statt des Todtenschiffers ein Riese wie Christophorus *über den Todtenfluß trägt*, was auf eine frühere Culturstufe vor Erfindung der Schiffahrt deutet. Diese Beachtung der Culturstufen und die Erkenntniss, daß in den Märchen der Völker Glauben und Sitten der fernsten Urzeit Spuren hinterlaßen haben, scheint mir wichtiger als die Frage nach abendländischem oder morgenländischem Ursprung, zumal sich letzterer gewissermaßen von selbst versteht.

2) Die mongolisch-russische Faßung des Märchens (Benfey 398) ist folgende: Es waren zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Letzterer bat erstern, ihm sein Pferd zu leihen, um damit Holz aus dem Walde zu führen. Der Reiche wollte anfänglich nicht daran, endlich aber gab er es ihm; doch schlug er ihm das Geschirr dazu ab. Dem Armen blieb nichts übrig als den Schlitten an den Schweif des Pferdes zu binden, und so fuhr er in den Wald. Er lud so viel Holz auf, daß es das Pferd kaum fortschleppen konnte; indessen kam er damit glücklich nach Hause. Als aber das Pferd mit dem Fuder über die hohe Schwelle am Thorweg setzen wollte, riß es sich den Schwanz aus. Mit diesem Pferde ohne Schweif kam er jetzt zu seinem Bruder. Er bat ihn auf den Knieen darüber nicht böse zu sein; das half nichts. Jener gerieth in Zorn und verklagte ihn bei dem Richter Schemäka. Dahin eilte der Beklagte, damit man nicht nach ihm schicken möchte, denn er hatte nicht einmal so viel, daß er die Gerichtsboten hätte bezahlen können. Unterwegs zu dem Richter musten die Entzweiten in einer kleinen Stadt übernachten. Sie trafen von Ohngefähr in dem Hause eines wohlhabenden Mannes im Nachtquar-

tier zusammen. Der Wirth setzte sich mit dem reichen Bruder an den Tisch, aß, trank und war fröhlich mit ihm; von dem armen nahm er keine Notiz. Dieser stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über dem Ofen. Von da schielte er hinab, kam aber dem Rand zu nah und fiel hinunter. Zum Unglück stand darunter die Wiege, worin ein kleines Kind lag: dieß erdrückte er. Sogleich machte sich der um sein Kind gebrachte Wirth mit auf den Weg, um den Mörder bei Schemäka zu verklagen. Gleich vor der Stadt war eine hohe Brücke: der Arme sah jetzt voraus, daß ihn Schemäka zum Tode verurtheilen werde: dem zuvorzukommen stürzte er sich von der Brücke herab. Gerade da führte unten ein Sohn seinen kranken Vater vorbei in die Badstube. Der Arme fiel auf den Kranken und zerquetschte ihn. Nun gesellte sich der vaterlose Sohn ebenfalls zu den Klägern. Jetzt traten alle zusammen vor den Richter. Zuerst sprach der reiche Bruder und trug den Fall mit dem Pferde vor, das den Schweif verloren hatte. Der Beklagte stand hinter ihm und hob, daß es Schemäka wohl sehen konnte, ein Tuch, worin ein großer Stein lag, in die Höhe. Dieser meinte, daß darin ein hübsches Sümmchen liegen möchte, welches ihm zugedacht wäre. Er entschied daher, Beklagter solle das Pferd behalten und gebrauchen, und nicht eher an Kläger zurückgeben bis ihm der Schweif wieder gewachsen sei. Nun zeigte der Vater den Mord seines geliebten Kindes an. Beklagter hob wieder sein Tuch; Zulage, Zulage, dachte Schemäka und urtheilte von Rechtswegen: Beklagter soll so lange mit der Mutter des erdrückten Kindes zusammenleben bis er ihr wieder ein Kind an Stelle des verlorenen gezeugt hat. Zuletzt trat der seines Vaters beraubte Sohn auf. Das Tuch blitzte in Schemäkas Augen. Er erkannte für Recht: Beklagter solle sich an den Ort stellen, wo der Zerquetschte lag, als er auf ihn fiel; Kläger müße sich von der Brücke herab auf ihn stürzen und ihn dabei billigerweise wieder erdrücken. Nach geschlichtetem Proceß zeigte der arme Bruder dem reichen an, er werde also das Pferd vor der Hand behalten. Der reiche wollte

es nicht gerne missen und gab ihm dafür fünf Rubel, sechs Scheffel Korn und eine milchgebende Ziege. Dabei wurden sie wieder Freunde auf Lebenslang. Bei dem Vater des erdrückten Kindes bestand Beklagter nicht weniger auf der Sentenz. Es wollte jedoch dem Manne gar nicht in den Kopf, daß er seine Frau einem Andern zum Kinderzeugen hingeben sollte. Er bot daher funfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen und zehn Scheffel Getreide zum Aequivalent. Der Handel ward richtig. Nun kam er zu dem Sohne, der durch ihn seinen Vater verloren, und lud ihn höflichst ein, sich von der Brücke auf ihn herabzustürzen. Dieser hatte doch eine Besorgniss, ob er auch gerade auf den Mörder fallen und ob nicht gar dieser Schelm auf die Seite springen würde. Er suchte sich also durch zweihundert Rubel, ein Pferd und acht Scheffel Getreide mit ihm abzufinden, womit beide Theile höchst zufrieden auseinander giengen. Damit war aber Schemäkas Rechnung noch nicht geschloßen. Er schickte seinen Bedienten zu dem, den seine wohlwollende Billigkeit losgesprochen hatte, und ließ ihn um dreihundert Rubel ersuchen. Hätte mich der Herr Richter nicht losgesprochen, erklärte dieser, so wäre ihm der Stein im Tuche an den Kopf geflogen. Nun so sei Gott gelobt, sagte Schemäka, daß ich mich so klug aus der Sache zog.

Hiezu bemerke ich: Theile dieses Märchens sind auch in Deutschland bekannt. Als in Bonn das Eckhaus von Brücke und Markt, das vor dem jetzigen Bachschen an dieser Stelle stand, gebaut wurde, geschah es, daß der Schieferdecker vom Dache fiel und einen Vorübergehenden erschlug, selber aber unbeschädigt blieb. Die Kinder des Erschlagenen erhoben nun Klage gegen den Unversehrten, und verlangten, daß er ihnen den Nährvater ersetze. Die Sache kam zum Process und gieng durch mehrere Instanzen bis in letzter der Kurfürst entschied, die Kläger sollten sich auf das Dach setzen und Verklagter unten stehen und dann Kläger den Beklagten von oben herab zu Tode stürzen. Kläger wollten aber von dem zuerkannten Rechte keinen Gebrauch machen und so gieng Beklagter frei aus.

Eine Rechtssage, die mit der Russischen noch mehr gemein hat, steht in meinen Deutschen Märchen, Stuttg. 1864 S. 322. Dieses Märchen ist in der Gegend um den Tomberg aufgeschrieben. Allerdings scheint es moderniſiert; doch würde es sich vielleicht aus dem Munde anderer Erzähler in älterer Gestalt antreffen laßen. Die Brücke, von der Beklagter sich nicht herabstürzt, sondern herabfällt, muß man sich ohne Lehne denken. Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen und bat, damit er sein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche lieh ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geschirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es seinem Bruder wieder; dieser wollte es aber nicht annehmen, sondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht schaffe, werde er ihn verklagen. Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speisen so stark an, daß er hinein gieng, sich daran zu laben. Als er in die Wirthsstube kam, stürzte er vor Erschöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden spielte, zu Tode. Der Wirth drohte ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus. Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fischer, Vater und Sohn, ihre Netze auswarfen. Indem er ihnen zusah, sank er von Neuem in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und schlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn. Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als die erste Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf seines Bruders Klage zu erwidern hätte, zeigte er dem Richter das erste Tuch und erzählte dann wie es gekommen sei, daß er den Pflug dem Pferde an den Schwanz gebunden hatte. Der Richter meinte, der Verklagte habe ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entschied er den Handel dahin, der reiche Bruder solle dem armen das

Pferd so lange leihen bis ihm der Schwanz wieder gewachsen wäre. Als er von wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen sei und das Kind erschlagen habe. Da entschied der Richter, der Wirth solle ihn in die Kost nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfalle. Nun kam die Sache wegen des alten Fischers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen sei, und den alten Fischer erschlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe sich unter die Brücke in den Nachen zu legen und der Sohn des Fischers möge ihn dann von der Brücke zu Tode fallen. Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hatte. Da band er die Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und ließ ihn nach Hause gehen.

3) In den bisher betrachteten Märchen kam der Rechtshandel mit dem Juden wegen des verschriebenen Fleisches noch nicht vor; wir finden ihn aber eingereiht in einem erst neuerdings aufgezeichneten mohamedanisch-indischen Märchen, das Benfey a. a. O. S. 402 mittheilt. Ein Soldat borgt von einem Juden Geld und verschreibt ihm ein Pfund Fleisch. Als er nicht bezahlen kann, will ihn der Jude vor Gericht schleppen; doch er entflieht. Auf der Flucht begegnet ihm eine schwangere Frau, welche er umstößt, so daß sie eine Fehlgeburt macht; weiter trifft er einen Reiter; er giebt dem Pferde einen Stoß, so daß es ein Auge verliert; er flieht weiter und springt in einen Steinbruch; da stürzt er auf einen Mann, den er dadurch tödtet. Der Jude, der Vetter der Frau, der Reiter und der Sohn des Getödteten führen ihn nun zu dem Richter. Vor dessen Hause sieht er einen

alten, gegen das Gesetz des Islam betrunkenen Mann, und einen Menschen lebendig begraben. Der Richter entscheidet nun gegen den Juden in der uns bekannten Weise, in Bezug auf die Frau wie im Tibetanischen und Russischen; was den Reiter betrifft, so fordert dieser die Hälfte des Werths seines Pferdes, welchen er zu 200 Goldstücken angiebt: der Richter entscheidet, daß das Pferd in der Mitte durchgesägt werden soll; den unverletzten Theil solle der Kläger behalten, den verletzten dagegen der Verklagte nehmen und dafür die Hälfte des angegebenen Werths, 100 Goldstücke, zahlen. In Bezug auf den Sohn urtheilt er wie im Tibetanischen und Russischen. Alle stehen natürlich von der Verfolgung ihres Rechts ab, müßen aber eine Buße bezahlen. Nach Beendigung des Processverfahrens fragt der Beklagte den Richter wegen der beiden auffallenden Erscheinungen vor seiner Thür. Der Richter erklärt ihm, daß der betrunkene Alte als Vorkoster gebraucht sei, weil die geistigen Getränke oft mit Giften versetzt seien; was den lebendig Begrabenen betreffe, so hatten früher zwei Zeugen bezeugt, daß er gestorben sei, jetzt sei er trotzdem zurückgekehrt; durch die Zeugenaussagen stelle sich jedoch heraus, daß er wirklich gestorben sei, und es könne also der Zurückgekehrte nicht der wirkliche sein, sondern nur ein Geist: um allen Streit zu schlichten, habe er daher befohlen, ihn zu begraben.

Hiezu bemerke ich: Die beiden Zusätze, den Betrunkenen und den lebendig Begrabenen betreffend, sind ganz schlecht: sie wollen den Richter nur lächerlich machen, dessen Entscheidungen doch, wie die Vergleichung ergiebt, nur scheinbar lächerlich sein, im Erfolge aber den vernünftigen Rechtszustand herstellen sollen; nur muß man hier wie auch im mongolisch-russischen hinwegdenken was im Orient erst hinzukommt, in Deutschland unbekannt ist, daß das erstrittene Recht des Klägers wie eine Pflicht behandelt wird, von der er sich erst loskaufen muß, wodurch denn zuletzt der Beklagte, der doch aus Unvorsichtigkeit Viele getödtet hat, zuletzt noch gar zum reichen Manne wird. Was aber den lebendig Begrabenen anbetrifft, so könnte sich hier eine

freilich schwache Spur des alten Schuldrechts erhalten haben, wonach der gestorbene Schuldner von den unbefriedigten Gläubigern geprügelt wird, aber unbegraben bleibt.

Auch an diesen Theil des alten Schuldrechts knüpft sich eine Reihe von Märchen, welchen ich unter dem Titel: Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde, Bonn bei Marcus 1856, eine eigene Schrift gewidmet habe. Vgl. auch Reinhold Köhler Germania Bd. III., 179—209 und Orient und Occident II, 322 III, 93. Der von mir vermuthete Zusammenhang mit dem Buch Tobias bestätigt sich nun aus dem armenischen Märchen, welches Benfey a. a. O. 219 aus Haxthausens Transkaukasia anführt. „Einst reitet ein wohlhabender Mann durch einen Wald; da findet er einige Männer, welche einen bereits verstorbenen Mann an einen Baum aufgehängt haben und den Leichnam entsetzlich schlagen. Als er sie fragt, was sie zu einer solchen Entweihung des Todten treibe, antworteten sie: „er sei ihnen Geld schuldig geblieben und habe sie ihnen nicht bezahlt." Da berichtigt er die Schuld und begräbt den Todten. Jahre vergehen, er wird allmählich arm. In seiner Vaterstadt wohnt aber ein reicher Mann, der eine einzige Tochter hat, der er gern einen Mann geben möchte. Allein schon fünf Männer waren in der Hochzeitsnacht gestorben, und keiner wagte mehr um sie zu freien. Nun wirft der Vater sein Auge auf diesen arm gewordenen Mann und bietet ihm die Tochter an. Der ist aber zweifelhaft, ob er sein Leben wagen soll, und bittet um Bedenkzeit. Nun kommt eines Tages ein Mann zu ihm und bietet sich ihm zum Diener an. „Wie sollt ich Dich in Dienst nehmen, da ich so arm bin, daß ich mich kaum selbst ernähren kann?" „Ich verlange von Dir keinen Lohn, keine Kost, sondern nur die Hälfte von Deinem künftigen Hab und Gut." Sie werden darum einig, und räth ihm der Diener zu jener ihm angebotenen Heirath. In der Hochzeitsnacht stellt sich der Diener mit einem Schwerte ans Brautgemach. „Was willst Du?" „Du weist, nach unserer Uebereinkunft gehört mir die Hälfte von Deinem

künftigen Hab und Gut: ich will das Weib jetzt noch nicht; aber ich will hier stehen bleiben. Als nun die Neuvermählten entschlafen, kriecht eine Schlange aus dem Munde der Braut hervor, um den Bräutigam zu Tode zu stechen; allein der Diener haut ihr den Kopf ab und zieht sie heraus. Nach einiger Zeit verlangt der Diener die Theilung von Hof und Gut: es wird Alles getheilt; nun fordert er auch die Hälfte des Weibes. „Sie soll, den Kopf nach unten aufgehängt werden: ich werde sie mitten durchspalten." Da gleitet ihr die zweite Schlange zum Munde heraus. Es war die letzte: „Von nun an kannst Du ohne Gefahr und glücklich mit Deinem Weibe leben! Ich aber fordere von Dir nichts. Ich bin der Geist des Mannes, dessen Leichnam Du einst von der Schande und Qual des Schlagens errettet und fromm begraben hast." Damit verschwand er. — Wer nun hiemit das Buch Tobias' vergleicht, wird an dem vermutheten Zusammenhang nicht mehr zweifeln; eine weitere Vergleichung der von mir im Guten Gerhard zusammengestellten, und von Reinhold Köhler nachgetragenen Märchen und Sagen wird ihn aber zugleich überzeugen, daß sich auch dieses Märchen im Abendlande vollständiger als im Buch Tobias erhalten hat, wo es nicht mehr der Geist des Begrabenen ist, der, die Braut zu gewinnen hilft.

Benfey schreibt Pantschatantra I, 221 auch dem Märchen von den dankbaren Todten orientalischen Ursprung zu und giebt dafür den gewichtigen Grund an, daß die Forderung des Geistes, auch die Frau müße getheilt werden, in den europäischen Faßungen eigentlich keinen Zweck habe, wohl aber in den orientalischen, wo durch die wirkliche Theilung der Frau ihr die letzte Schlange aus dem Munde kriecht und so erst alle Gefahr beseitigt wird. Ich habe aber wohl schon Guter Gerhard, wo ich S. 131 den Inhalt des Buchs Tobias ausführlich angab, gezeigt, daß ich dem Orient auch diese Sage nicht absprechen will. Worauf es mir bei der Sagenvergleichung ankommt, ist die Entstehungsgeschichte der Sage, welche ich dießmal nicht wie bei Romeo und Julie aus der Idee allein (vgl. S. 96 oben) herleiten kann: ich muß dabei

von einer bestimmten in ihr vorausgesetzten Culturstufe ausgehen, welche durch die in der Sage lebende Idee als unhaltbar dargethan und so die Menschheit auf eine höhere gehoben wird. Das Märchen von den dankbaren Todten setzt ganz dieselbe Culturstufe voraus wie das andere von dem den Gläubigern verpfändeten Fleische der Schuldner. Die Schuldknechtschaft gab dem Gläubiger nicht bloß das Recht über Leben und Tod des Schuldners; auch nach seinem Tode hatte er über seinen Leichnam zu verfügen. Für diese Schuldknechtschaft zeugt das römische Zwölftafelgesetz nicht allein, beide so weit verbreitete Märchenkreise beweisen, daß sie auf einer frühern Culturstufe als allgemeines Recht galt; sie zeigen aber auch zugleich, wie diese Culturstufe verlaßen und durch die Idee eine höhere erstiegen war. Wo sich dieß zuerst begab, ob im Orient oder im Occident, ist mir nicht von gleichem Belang; ich glaube aber dem von Benfey geltend gemachten, allerdings einleuchtenden Grunde gegenüber geltend machen zu dürfen, daß sich in den europäischen Faßungen beider Sagen die Idee deutlicher ausspricht. Uebrigens hat ja schon Svend Grundtvig a. a. O. auf Lokis Wette mit dem Zwerge (Brock) in der jüngern Edda D. 61 hingewiesen, wo Loki sein Haupt gegen den Zwerg verwettet und als er es verloren hatte, sich mit dem Einwand behalf, der Zwerg habe zwar sein Haupt gewonnen, aber den Hals nicht mit, was im Wesentlichen dieselbe Einrede ist.

Hier hab ich diesen Gegenstand auch darum zur Sprache gebracht, um durch Vergleichung der besprochenen Sagen, der vom Fleisch des Schuldners und der nach dem Tode an seinem Leichnam vorgenommenen Misshandlung, zu zeigen, daß sie beide nicht mythischen oder gottesdienstlichen, sondern culturhistorischen Inhalt haben, indem sie von dem alten Schuldrecht und seiner Beseitigung Zeugniß ablegen. Schon Liebrecht hat es (Orient und Occident II 269) ausgesprochen, welche ergiebige Fundgrube der Culturgeschichte Sagen und Märchen darbieten; auch hat er schon selbst Hand ans Werk gelegt diesen noch ungehobenen Schatz zu verwerthen; ich verweise nur auf seine Aufsätze über Argei,

über Baumwohnungen u. s. w. Von einigen der zuletzt besprochenen Märchen läßt sich sagen, daß sie jüngern Culturstufen angehören. Der Verklagte stürzt sich von einer Brücke; Brücken sind aber späte Erfindungen: im deutschen Norden stürzen sich lebensmüde Greise vom Felsen, um bei Odin zu gasten, Handbuch der deutschen Myth. 233, vgl. Ettmüller Sagenschatz, VIII. Buch. Als es noch keine Brücken, ja keine Schiffe gab, durchwatete man die Flüße in Furten und bei hohem Waßer trugen hochgewachsene Männer kleinere auf den Schultern hinüber, wie jener Christophorus den Heiland, der Riese Wate seinen Sohn Wieland. Schon als man sich den Charon als Todtenschiffer dachte, war die Culturstufe, wo Flüße durchwatet werden musten, überwunden. In den oben besprochenen deutschen Märchen, wo die Unterwelt befragt wird, wird aber über den Todtenfluß getragen, folglich die Culturstufe vor Erfindung des Bootes vorausgesetzt. Diese Märchen sind demnach älter als die entsprechenden orientalischen, welchen wir gelegentlich solche Räthselfragen angehängt fanden, ja um zwei Culturstufen älter als jene, worin der Brücke Erwähnung geschieht; das tibetanische selbst läßt zwar auch noch den Fluß durchwaten, weiß aber noch nichts von dem auszuschneidenden Pfunde Fleisch. Warum in der indisch-mohammedanischen Faßung der Gläubiger ein Jude ist, begreift sich nicht, während wir in den ältesten abendländischen Darstellungen den Gläubiger noch nicht als Juden gedacht fanden, was erst in den spätern hinzutrat, weil im Abendlande die Juden in Verdacht kamen, nach Christenblut zu trachten, um sich damit von einer schmutzigen Krankheit zu heilen. Vgl. oben S. 220. Daß alle diese Erzählungen Rechtssagen enthalten, davon wird sich der Leser schon selber überzeugt haben; ich will zum Ueberfluß noch ein anderes den obigen verwandtes Beispiel ausheben, wobei König Salomon sich als Richter durch seinen Hofnarren vertreten läßt, der so an die Stelle Schemäkas getreten ist. Es findet sich in Bishop Percys Folio-Manuscript (vgl. Liebrecht G. G. O. 1868 St. 48 S. 1908). Vor König Salomon wird ein armer Mann angeklagt, einem Kaufmann in

dem verlorenen Beutel bloß hundert Pfund wiedergegeben zu haben, während der Kaufmann vorgiebt, es seien hundertzwanzig Pfund darin gewesen; ferner daß er den Sturz einer Dame vom Pferde und den Verlust ihres Auges verursacht, weil jenes durch das Platzen seiner Lederhosen scheu geworden; endlich war er voll Verzweiflung über die ihm drohenden Processe ins Meer gesprungen, aber auf einen Fischer gefallen und hatte diesem den Hals gebrochen. Marcolf oder Morolf, dem Salomon die Aburtheilung dieser Streitsachen überläßt, entscheidet nun, daß der Beutel mit hundert Pfund nicht der vom Kaufmann verlorene sein könne und daher dem armen Manne verbleiben müße, ferner daß der Ritter, der Mann jener Dame, seine Frau gegen die des Armen austauschen solle, was er aber nicht thut und lieber letzterm hundert Pfund Abstandsgeld zahlt; endlich solle der Bruder des getödteten Fischers vom Ufer auf den Armen herabspringen, was jener gleichfalls ablehnt und sich lieber mit zwanzig Mark loskauft. Mit Morolfs Urtheil in Betreff des gefundenen Beutels vgl. Osterleys Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst c. 115 und die Note S. 485.

Die Geschichte von dem verschriebenen Fleische geht noch in vielfachen Gestalten um und Wright theilt aus einem in England geschriebenen lateinischen Manuscripte des vierzehnten Jahrhunderts, Geschichten für Prediger enthaltend, folgende Erzählung mit: Ein Mann in Dänemark hatte zwei Söhne, der eine böse und karg, der andere freigebig bis zur Verschwendung. Als Letzterer durch Gastfreiheit sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, geschah es, daß zwei Fremde Herberge bei ihm nachsuchten. Wiewohl ihm nun die Mittel fehlten, sie anständig zu bewirthen, nahm er sie aus Schamgefühl gleichwohl auf. Weil er aber nichts hatte, ihnen Kost zu bereiten, tödtete er seine einzige Kuh. Aber noch fehlte Brot und Wein: da gieng er zu seinem Bruder und nahm dessen Hülfe in Anspruch. Der antwortete aber, er gebe ihm nichts, wenn er es nicht kaufe. Der jüngere antwortete, er habe nichts; der ältere aber versetzte: Freilich hast du, du hast dein Fleisch: das

verkaufe mir, wo ich es in der Breite meiner Hand dir ausschneiden will. Der jüngere legte darauf kein Gewicht und gieng den Vertrag in Beisein von Zeugen ein: denn es war in jenem Lande möglicher Verfälschung der Urkunden wegen Gebrauch, daß man nur in Gegenwart von Zeugen kaufte und verkaufte. Als nun die Gäste wieder abgereist und die Speisen verzehrt waren, verlangte der ältere die Erfüllung des Vertrags. Der jüngere verweigerte sie; aber vor den König geführt ward er verurtheilt, daß am Hochgericht der ältere von seinem Fleische so viel nehme als verabredet war, sei es vom Herzen oder vom Haupte. Seiner Milde wegen aber erbarmte sich das Volk seiner, und benachrichtigte den Königssohn von dem ganzen Vorgang. Als der dieß hörte, wappnete er sich, von Mitleid ergriffen, sofort, bestieg sein Roß und folgte dem armen Verurtheilten, und als er das Hochgericht erreichte, wich das Volk, das zuzuschauen herbeigeströmt war, sogleich vor ihm und machte ihm Platz. Der Königssohn redete nun jenen grausamen ältern Bruder an und fragte: Welches Recht behauptest du an diesem? Dieser antwortete: Unser Vertrag ist, daß er mir für die überlaßenen Fleischspeisen ebensoviel von seinem Leibe gebe, und der König, dein Vater, hat ihn dazu verurtheilt. Weiter nichts begehrst du, fragte der Königssohn, als das Fleisch? Nichts weiter, war die Antwort. Der Königssohn sprach: Es ist aber Blut in seinem Fleisch. Dann wandte er sich an den Verurtheilten und sprach: Gieb mir dein Blut. Der Verurtheilte gab es ihm und leistete ihm überdieß Huldigung. Nach diesem Vertrage sprach der Königssohn zu dem ältern Bruder: Nimm nun dein Fleisch wo es dir gefällt; da aber das Blut mir gehört, so wiße, daß du des Todes bist, wenn du nur den geringsten Theil davon vergießest. Als er dieß hörte, schlich sich der ältere beschämt hinweg; den jüngern aber hatte der Königssohn befreit."

Hier ist wieder, wie in den Gestis, der Gläubiger kein Jude; auch sonst ist die Erzählung alterthümlich, da der Königssohn das Blut des Schuldners erst durch eine Schenkung an sich

bringt, das zu schützen der König nach späterer Rechtsanschauung an sich schon befugt ist. Uebrigens scheint der lateinische Text, wie ihn Halliwell in einem Zusatz zu der Uebersetzung meiner Abhandlung mittheilt, gelitten zu haben.

4) Der andere Theil der Erzählung Giovannis und der Gesta Romanorum, die Werbung um die Kaiserstochter oder die Frau von Belmonte, erinnert zunächst an die deutsche Brunhild, die auch in ähnlicher Weise erworben sein will; noch mehr aber an eine ganze Reihe deutscher und italienischer Volksmärchen, wo durch kostbare Kleinode die Gunst erkauft wird, nur eine Nacht in dem Schlafgemach der Geliebten zubringen zu dürfen, jedesmal aber ein Schlaftrunk den Zweck vereitelt bis zuletzt der Rath ertheilt wird, das Getränk heimlich zu vergießen, z. B. Grimms Hausmärchen II. 88. III. S. 159.

In der Erzählung der Gesta Romanorum bewirkt dieß kein Schlaftrunk, sondern ein Zauberbrief, den die Jungfrau unter das Kopfkissen gelegt hat, und den der Ritter herausziehen und von sich werfen muß, um wach zu bleiben. Vermuthlich waren es ursprünglich Schlafrunen in eine Tafel oder einen Stab geritzt, die diesen Zauber bewirkten: daß solche Runen unter das Kopfkissen gelegt werden, kommt öfter vor, z. B. in der Egilssage. (Vgl. Legis Fundgruben des Nordens I. Bd. S. 17.) Im Tristan ist es gar das Kopfkissen selbst, das den guten Kaedin in Schlaf versenkt, da er bei der schönen Kamele liegt. (Heinrichs Forts. V. 4910—20. Ulrichs Forts. V. 1690—9.) Viviane, Merlins Geliebte, läßt sich von ihm die Kunst lehren jeden einschlafen zu machen und als er dann bei ihr schläft, ist er der Erste, bei welchem sie Gebrauch davon macht und so ihre Keuschheit erhält. Le grand I. p. 9. Im Wolfdietrich hat der Heide Belligan eine wunderschöne Tochter, Margilia genannt, welche jeden Gast zur Nacht in ihre Kammer nahm und dort mit einem Trank einschläferte, worauf Belligan ihm den Kopf mit einer Diele (Guillotine) abstieß.

Die obige Vermuthung über die Schlafrunen bestätigt sich

aus einem bei Svend Grundvig Danmarks gamle Folkevifer II, 337 (vgl. die Abhandlung II, 844) mitgetheilten Volksliede, das wieder an ein noch lebendes deutſches (M. Samml. 192) von dem verſchlafenen Jäger erinnert.

„Wohl auf, mein Jäger, es iſt ſchon Tag,
Du haſt geſchlafen, ich habe gewacht,
Ein Mägdlein bin ich noch."

Das thät den Jäger verdrießen,
Er wollt das Mädchen erſchießen
Wohl um das einzige Wort u. ſ. w.

An der Stelle der Schlafrunen in dem däniſch-ſchwediſchen Liede finden wir in der Sage von Helgi und der Königin Olov noch den Schlafdorn, mit dem Odin in der Götterſage die Brynhild ſtach; doch mochte die Zauberkraft dieſes Schlafdorns wohl eben in den Runen beſtehen, die ihm eingeritzt waren. Freilich war der Schlafdorn, wie ſchon Grundvig bemerkte, hier eigentlich überflüßig, da ausdrücklich geſagt wird, Helgi ſei betrunken ins Bett gekommen. Was es mit des wilden Mannes Feder ſ. o. für eine Bewandtniſs hat, ſteht noch dahin.

Daß die erſt ſpröde, ja grauſame Königstochter, nachdem die Bedingung erfüllt und die Ehe vollzogen iſt, ihre Geſinnung ändert und den Gatten liebgewinnt, liegt ganz in der Sage und iſt von der tiefſten Bedeutung. Vortrefflich iſt daher die Anknüpfung, daß ſie es iſt, die durch die Uebernahme des Richteramts den Gemahl und deſſen Freund von den Pflichten befreit, die ſie um ihretwillen übernommen haben.

Selbſtändig kommt übrigens dieſe Sage in dem Roman von Abdallah, dem Sohn des Hanif, vor, welchen Sandiſſon angeblich nach einem zu Batavia gefundenen arabiſchen Manuſcript ins Franzöſiſche überſetzte. Ein Auszug davon in der Bibl. des Rom. Janv. 1778. A. p. 104. Die Königstochter iſt hier durch das Teſtament ihrer Tante, welche ihr Reich und Krone hinterließ, gebunden, ihre Freier einer ſolchen Prüfung zu unterwerfen. Dieß iſt aber dem Zuſammenhang der Sage fremd: nur die eigene

Sprödigkeit der Jungfrau stellt diese Bedingung und erfindet die List mit dem Schlaftrunk oder Zauberbrief, und erst wenn diese besiegt ist „verkehrt sich der Jungfrauen Gemüthe, daß sie ihm gar hold ward," u. s. w. Wenn aber bei Shakspeare Portia durch den Willen ihres Vaters gezwungen ist, ihre Freier der Prüfung durch die Kästchen zu unterwerfen, so können wir dagegen nichts haben, denn hier hat er die Bedingung des Märchens mit einer ganz andern vertauscht, deren Zweck nicht war, die Freier der Spröden zu täuschen, sondern ihr den würdigsten Gemahl auszufinden, was auch schon in den orientalischen Gestaltungen der Sage und einigen Abendländischen wie z. B. bei der Brunhild die Absicht ist. Vgl. Landau Quellen des Decam. S. 160. Mit Recht zieht Landau hier wieder das obenerwähnte Buch Tobias hieher, wo Sara, die Tochter Raguels, schon sieben Männern vermählt worden war, welche alle der Teufel Asmodeus getödtet hatte. Dem jungen Tobias gelingt es als dem Würdigern, durch Hülfe des Engels, sich mit Sara zu vermählen und den bösen Geist zu vertreiben. Hiemit haben wir schon oben S. 236 ein theilweise auch hieher gehöriges armenisches Märchen verglichen. Ein anderes orientalisches, das Landau anzieht, steht bei Somadeva III, 18.

5) Die Novelle, welcher die Prüfung durch die drei Kästchen entlehnt ward, ist ohne Zweifel die zweite hier mitgetheilte, welche nur die englischen Gesta Rom. enthalten. Eine andere findet sich in den lateinischen Gestis cap. 109. Wir theilen sie nach Gräßes Uebersetzung (I, 216) mit:

Es lebte einst ein Schmied in einer Stadt am Meer: der war sehr geizig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und einen Stamm damit angefüllt, welchen er vor Aller Augen ans Feuer stellte, so daß Niemand vermuthen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer ins Haus trat und der Stamm mit dem Gelde ins Schwimmen kam. Wie das Meer zurücktrat, schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

weit bis an eine Stadt, wo ein Mann wohnte, der eine Herberge hielt. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab sich daher, daß Reisende in seinem Hause einkehrten als es gerade sehr kalt war. Der Wirth zerhieb also mit seiner Axt das Holz und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es aber in Verwahrung ob nicht vielleicht Wer komme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied zog aber von Stadt zu Stadt um sein Geld zu suchen und kam auch zu der Herberge des Wirths, der den Stamm gefunden hatte. Als der Wirth hörte, daß er einen Stamm verloren habe, merkte er, daß diesem das Geld gehöre, und dachte bei sich: Ich will eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Er ließ also drei Pasteten von Brotteig machen und füllte die eine mit Erde, die zweite mit Todtengebein, die dritte aber mit dem Gelde, das er in dem Stamm gefunden hatte. Dann sprach er zu dem Schmied: Wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleisch bereitet sind; du kannst nehmen welche du willst, immer wirst du genug haben. Der Schmied hob eine nach der andern auf und fand, daß die mit Erde gefüllte schwerer war und wählte sie, indem er zum Wirthe sprach: Wenn ich mehr bedarf, werd ich mir noch jene zweite auserlesen, dabei legte er seine Hand auf die mit Todtengebein gefüllte; die dritte magst du für dich behalten. Wie das der Wirth hörte, sprach er in seinem Herzen: Jetzt seh ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt. Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pastete und sprach: Sieh, du Elender, hier ist dein Geld, welches ich deinen Händen überlieferte: du hast aber lieber die Pasteten mit Erde und Todtengebein gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß du jenes Geld wiederbekommst. Sogleich vertheilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen

und so gieng der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Hiemit ist die Erzählung von den beiden Broten verwandt, welche die Lehre einschärft, daß „der Mensch denkt und Gott lenkt". Sie kommt auch in Deutschland vor, findet sich aber am Besten erzählt in den Cento novelle antiche, Nr. 65. „Der König von Frankreich kriegte lange mit dem Grafen von Flandern, wobei auf beiden Seiten viel gute Cavaliere fielen, meist aber der König den Kürzern zog. Zu diesen Zeiten standen zwei Blinde vor dem Palast und bettelten. Diese lagen miteinander im Streit und thaten den ganzen Tag nichts als sich über den König von Frankreich und den Grafen von Flandern zanken, indem der eine zum andern sprach: Was sagst du? Ich sage, der König wird siegen; worauf der andere versetzte, nein der Graf, und dann hinzufügte: es wird geschehen was Gott gefällt, und dabei blieb er; der erste aber hielt sich daran, der König müße siegen. Ein Edelmann vom Hofe, der mit seinen Leuten vorbei gieng, blieb stehen und hörte eine Weile ihrem Hader zu, worauf er an den Hof gieng und dem König zu dessen großer Belustigung von diesen beiden Blinden erzählte, die sich den ganzen Tag über ihn und den Grafen stritten. Der König lachte und da eben einer der Edelknaben dabei stand, befahl er diesem, dem Streit der beiden Blinden zuzuhören, und acht zu haben, daß er den Einen von dem Andern unterscheiden und wißen möge, was Jeder von ihnen behaupte. Der Junker gieng, horchte wohl auf und kam zurück und brachte dem König genauen Bericht. Als den der König vernommen hatte, schickte er nach seinem Seneschall und befahl ihm, zwei große und schön weiße Brote backen zu laßen: in das eine solle er nichts, in das andere aber zehn Goldstücke im Teig verwirken und im Brote vertheilen laßen: wenn sie dann gebacken seien, solle sie der Junker zu den Blinden tragen und ihnen Gott zu Liebe schenken; dem aber, der sage, der König werde siegen, solle er das Brot mit den Goldstücken geben, und das andere, in das nichts verbacken sei, dem, der da sage es werde nach Gottes

Willen ergehen. Der Junker that nach des Königs Befehl. Als nun der Abend kam, giengen die beiden Blinden nach Hause, und der, welcher das Brot ohne die Goldstücke erhalten hatte, sagte zu seinem Weibe: Frau, da uns Gott die Wohlthat erzeigt hat, so laß uns sie genießen; worauf sie das Brot verzehrten und sehr wohlschmeckend fanden. Der andere Blinde sagte zu seiner Frau: Dieses Brot wollen wir aufheben und nicht eßen, sondern morgen früh verkaufen, damit wir etwas Geld bekommen; wir können heut von dem übrigen zehren, das wir erbettelt haben. Am Morgen standen sie auf und kamen beide an den Ort, wo sie Almosen zu heischen pflegten. Unterwegs hatte der Blinde, der sein Brot verzehrt hatte, zu seinem Weibe gesagt: Frau, hat jener unser Gefährte, der wie wir Almosen heischt, und immer mit mir streitet, nicht auch wie wir von des Königs Diener ein Brot bekommen? Freilich hat er, sagte sie. Ach, sagte er, so geh doch hin zu seiner Frau und höre ob sies gegeßen haben; wo nicht, so kauf es von ihnen und scheue das Geld nicht, denn das, welches wir erhalten haben, hat mir gar zu gut geschmeckt. Meinst du denn, sagte sie, sie würden es nicht so gut als wir sich zu Gemüth geführt haben? Vielleicht doch nicht, versetzte er: möglich, daß sies, etwas Geld dafür zu lösen, verwahrt und es nicht wie wir zu eßen gewagt haben, weil es so groß und so schön und weiß war. Als die Frau ihres Mannes Willen hörte, gieng sie zu der des Andern und fragte, ob sie das Brot gegeßen hätten, das gestern des Königs Diener ihnen gegeben, und wenn sies noch hätten, ob sies nicht verkaufen wollten? Ja, wir haben es noch, sagte sie, ich will fragen gehen ob mein Mann es verkaufen will, wie er gestern gesagt hat. Er antwortete ja, er wolle es verkaufen; aber nicht unter vier Pariser Groschen, die es wohl werth sei. Nun kam jene zurück und hatte das Brot gekauft und zeigte es ihrem Manne, der sich freute und sprach: Das ist gut: nun werden wir diesen Abend wieder so gut zu Nacht speisen wie gestern. Darüber gieng der Tag dahin und am Abend giengen sie heim und der, welcher das Brot gekauft hatte, sprach: Frau, laß uns

zu Nacht eßen. Und als sie das Brot mit dem Meßer zerschneiden wollte, fiel ihr beim ersten Schnitt ein Goldstück auf den Tisch und wie sie fortfuhr zu schneiden, fiel wieder eins bei jedem Schnitt. Als der Blinde das hörte, fragte er was das sei, was er klingen höre? und sie sagte ihm Bescheid. Da sprach er: So schneide nur zu so lange es so guten Erfolg hat. Und als das ganze Brot zerschnitten war, hatten sie die zehn Goldstücke beisammen, welche der König hinein hatte verbacken laßen. Darüber ward er der glücklichste Mensch von der Welt und sprach: Frau, ich habe die Wahrheit gesagt, daß Gottes Wille geschehen wird. Du weist wie jener unser Gefährte den ganzen Tag mit mir streitet und sagt, der König werde siegen; ich aber sage, Gottes Wille werde geschehen. Dieses Brot mit diesen Goldstücken sollte unser werden und die ganze Welt konnte es uns nicht nehmen und es geschah nach Gottes Willen. Darauf giengen sie zur Ruhe; am andern Morgen aber standen sie auf und giengen hin ihrem Gefährten zu erzählen was sich begeben habe. Auch der König schickte am Morgen zeitig nachzufragen, welchem von Beiden das Brot mit den Goldstücken zu Gute gekommen sei: denn am Tage vorher hatte er das nicht erfahren können, weil sie das Brot noch nicht beide verzehrt hatten. Nun stand jener Junker in des Königs Diensten heimlich an einer Seite, damit ihn die Frauen der Blinden nicht sähen. Da trafen sich die beiden Blinden wo sie zu stehen gewohnt waren, und der Eine, welcher des Andern Brot gekauft hatte, begann mit jenem zu sprechen und nannte ihn beim Namen und sprach: Noch sage ich wie früher, Gottes Wille werde geschehen. Ich kaufte gestern ein Brot, das mich vier Pariser Groschen kostete, und fand darin zehn schwere Goldstücke, und so hatte ich ein gutes Abendbrot und werde auch ein gutes Jahr haben. Als sein Gefährte das hörte, der zuerst dieses Brot gehabt und es nicht zu eßen gewagt, sondern für vier Groschen verkauft hatte, war er vor Schreck fast des Todes und sagte, er wolle nicht mehr mit ihm streiten, denn Jener habe Recht und Gottes Wille müße geschehen. Als des Königs Diener

das hörte, lief er sogleich zurück an den Hof und erzählte dem König den Erfolg seiner Sendung, und was die beiden Blinden miteinander gesprochen hätten. Da schickte der König nach ihnen und ließ sich den Hergang selbst von den beiden Blinden erzählen, wie jeder von ihnen sein Brot von dem Diener erhalten habe, und wie es der eine seinem Gefährten verkauft, und wie sie früher den ganzen Tag miteinander gestritten hätten, und derjenige, der gesagt, der König werde siegen, das Geld zuletzt nicht erhalten habe, sondern der, welcher gesagt habe, Gottes Wille werde geschehen. Und als der König diese Erzählung aus dem Munde der beiden Blinden vernommen hatte, ergetzte er sich mit seinen Baronen und Cavalieren sehr daran und sprach: Wahrlich, dieser Blinde hat Recht: es wird geschehen wie Gott will und die ganze Welt wird nichts daran ändern können." Vgl. meinen Novellenschatz der Italiener, Berlin 1832 S. 24 ff. und Franz Pfeiffer Altd. Uebungsbuch zum Gebrauch der Hochschulen, Wien 1866, wo aber in dem Märe von zweien Blinden der eine das goldbeschwerte Brot, der andere einen Capaunen erhält. Näher stimmt eine prosaische Fassung der Erzählung von den zwei Blinden, welche ebendaselbst mitgetheilt ist.

Wie die Geschichte oben erzählt ist, leuchtet die Verwandtschaft mit der von den drei Kästchen nicht gleich ein; vergleicht man aber ihre Gestalt in Paulis Schimpf und Ernst (Oesterlei cap. 326), so verschwindet jeder Zweifel, denn hier ist in jedes der beiden Brote etwas verbacken, in das eine Gold, in das andere Todtengebein. Sehr entfernt ist allerdings die Verwandtschaft mit den beiden Broten im Rudlieb, bei welchen weder Wahl noch Tausch Statt findet: aber auch sie sind mit Gold, Edelsteinen u. s. w. angefüllt und die ganze Erzählung zielt zuletzt dahin, daß Weisheit beßer sei als alle Schätze der Welt, und dem, der die Weisheit besitze, der Reichthum in den Kauf beschert werde, was sich der Moral der andern Erzählung, daß der Mensch denke und Gott lenke, wohl vergleichen läßt.

Lange hat unsere dritte Erzählung (Dec. X. 1) für die Quelle

Shakſpeares gegolten; doch ſind beide unter ſich verwandt und kehren in vielen Geſtalten wieder. Daß Shakſpeare dieſe dritte gekannt hat, wird nach Val. Schmidts Bemerkung (Beitr. S. 101) aus einer Stelle in Wie es euch gefällt (A. 2 Sc. 1) wahrſcheinlich, denn hier iſt deutlich auf die Worte angeſpielt, die Ruggieri an ſein Pferd richtete, als es dem Fluß noch Waßer dazu gab. Wir verweiſen überhaupt auf die am ang. Ort von Valentin Schmidt angeſtellte Vergleichung der hieher gehörigen Sagen und fügen nur noch in Betreff der Novelle Boccaccios hinzu, daß es im Mittelalter eine gewöhnliche Ausflucht karger Herren geweſen zu ſein ſcheint, es liege an dem wenigen Glück des Dienenden, wenn er keine Gabe davon trage, nicht an der Kargheit des Hofes. Darüber ereifert ſich Walther von der Vogelweide (Lachm. 70, 13). Ich gebe die Stelle nach meiner Ueberſetzung:

Eine Rede ſollſt du laßen,
Herrin, ich verſehe michs zu deinem Werth;
Sprächſt du ſo, ich müſt es haßen:
Wie die Kargen ſprechen, wenn man Lohn begehrt:
„Hätt er Glück, ich macht ihn froh.“
Sie ſind ſelbſt unglücklich, die das gerne ſprechen:
Handeln wollen ſie ja doch nicht ſo.

Um dieſer Ausflucht: Hete er sælde, ich tæte im guot, Kraft zu geben, macht der König bei Boccaccio die Probe mit den beiden Käſtchen: es gelingt ihm zu zeigen, daß das Glück dem Ritter nicht wohl will, weil es ihn den goldgefüllten Kaſten verfehlen ließ: dann aber verbeßert er das Glück durch ſeine Milde, um den Beweis ſeiner Freigebigkeit auch poſitiv zu führen. In Lehmanns Chronik von Speier (S. 788) wird derſelbe Vorgang von einem Einſpännigen am Hofe Kaiſer Sigismunds erzählt. Hier überbietet aber der Kaiſer das Glück nicht, ſondern begnügt ſich dargethan zu haben, daß dem Einſpännigen das Glück, nicht ihm der gute Wille gemangelt. (Vgl. Gräters Bragur, Bd. 5, Abth. 2, S. 50.) Bei Straparola XII. 5

dieselbe Geschichte von Sixtus dem Fünften, mit einem neuen Schluß.

Auf eine merkwürdige Weise spielt diese Idee in eine orientalische Freundschaftsgeschichte hinein. (Vgl. Tausend und ein Tag. Bd. 4, S. 184—186.) Von zwei Freunden, die sich gegenseitig die größten Opfer bringen, welche die Freundschaft bieten kann, wird der Eine landflüchtig und kommt an den Hof des Andern, welcher König von Mussel ist. Hier hofft er eine sichere Zuflucht zu finden, wird aber zu seinem größten Erstaunen abgewiesen und mit zweihundert Goldzeckinen abgefunden, welche er im Handel anlegen und vor sechs Monaten nicht wiederkehren soll. Nach Ablauf dieser Frist hat er aber nichts gewonnen und nur noch hundert funfzig Zeckinen übrig. Als er nun an den Hof seines Freundes zurückgekehrt und auf Befragen erzählt, wie es ihm ergangen sei, wird er abermals nicht vorgelaßen und erhält nur funfzig Zeckinen, um die Summe vollständig zu machen, nebst der Weisung, nach andern sechs Monaten wieder zurückzukehren. Da diese verstrichen sind, hat er beinahe hundert Zeckinen gewonnen: er kehrt an den Hof zurück und nun empfängt ihn der König liebevoll und entschuldigt sein früheres Benehmen mit den Worten: Du weist, das Unglück ist ansteckend. Ich hatte dein Unglück erfahren und wagte es nicht, dir in meinem Palast eine Zuflucht einzuräumen, ja nicht einmal, dich zu sehen, aus Furcht, dein Unglück möchte sich mir mittheilen und mich außer Stand setzen, dir Gutes zu erweisen, wenn dein Mißgeschick aufgehört hätte. Gegenwärtig, da das Unglück von dir gewichen ist, hindert mich nichts mehr, den Antrieben der Freundschaft zu folgen. Und von dieser Freundschaft giebt er ihm nun die untrüglichsten Beweise, indem er ihm sogar seine Liebe zum Opfer bringt. Hieraus erhellt deutlich, daß auch jene frühere Abweisung im Unglück nur zum Besten des Freundes gemeint war. Diese Vorstellung von der ansteckenden Kraft des Unglücks, die auch den Gastfreund des allzuglücklichen Polykrates bewog, diesem die Freundschaft aufzukündigen, mag wohl auch bei

unſerer Novelle im Hintergrund liegen und kargen Herren nicht ſelten zur Entſchuldigung ihres Geizes gedient haben.

Boccaccio entlehnte den erſten Theil der Erzählung vom ſchlecht belohnten Ritter dem von Landau (Quellen des Decamerone S. 60—68) ausführlich beſprochenen Roman L'avventuroso Ciciliano des Busone de Rafaelli aus Gubbio (1311), den Boccaccio unter andern auch noch bei der Novelle von den drei Ringen benutzen konnte, welche wieder Leſſings Quelle zum Nathan wurde. Bei Buſone hält der unzufriedene Junker eine lange Rede an das geſchenkte Maulthier, in welcher er es dem Könige vergleicht, der auch am unrechten Ort freigebig ſei, und tödtet es dann mit den Worten: O könnt ich mich ebenſo an dem Könige rächen! Dieſes wird dann dem König hinterbracht, worauf er den Junker zurückberuft und zum reichen Ritter macht. Der Käſtchen geſchieht hier noch keine Meldung. Offenbar erzählt Boccaccio beßer, denn in Buſones Darſtellung war die ſchließliche Milde des Königs gegen den Junker, der ihn wie das Maulthier hatte tödten wollen, ſehr unverdient.

In Bezug auf die Käſtchen gilt jetzt als Boccaccios nächſte Quelle die Legende von Barlaam und Joſaphat des Johannes Damascenus, welche auch Rudolf von Ems (ed. Köpke, Königsberg 1818 und Franz Pfeiffer, Stuttgart 1843) in kurzen Reimpaaren erzählt hat. Hier werden aber vier Schreine gemacht, zwei von Gold mit Edelſteinen beſetzt, aber mit ſtinkendem Todtengebein angefüllt, zwei von Holz, aber köſtliche Specereien, Gold und Edelſteine enthaltend. Benfey Pantſchatantra I, 407 hat auch hier wieder auf eine indiſche Quelle zurückgehen wollen, indem er ein Märchen folgendes Inhalts anzieht: Ein reicher Kaufmann hat vier Söhne: als ſein Tod herannaht, ſagt er zu ihnen: Seit einig, trennt euch nicht! Könnt ihr euch aber nicht vertragen, ſo werdet ihr unter meinem Bette vier Gefäße mit euern Namen bezeichnet finden, welche eines Jeden Erbtheil enthalten. Bald nach ſeinem Tode fangen ſie an ſich zu ſtreiten: da holen ſie die Gefäße hervor, und finden in dem des älteſten

Erde, in dem des zweiten Kohlen, in dem des dritten Knochen, in dem des vierten Stroh. Der das Gefäß mit Erde hat, erbt demnach die Ländereien, der das mit den Kohlen hat, alle acht Metalle, Gold, Silber u. s. w., der das mit den Knochen hat, alles Lebende, Elephanten, Pferde, Büffel, Ziegen, Widder und Sclaven, der das mit dem Stroh hat, alle Frucht, Getreide u. s. w. Ich habe keinen Grund, den orientalischen Ursprung gerade der Novelle von den Kästchen zu bezweifeln; gestehe aber, wenn einmal Alles, was im Abendlande ebensowohl entstehen konnte, solchen Ursprung haben soll, hier eher einen Zusammenhang mit Boccaccio VI, 10, die Reliquien des Frate Cipollo, als mit X, 1 (die drei Kästchen), wahrscheinlich zu finden. Daß sich der Orient gern mit Kästchen zu schaffen machte, gestehen wir zu; aber thun das nicht auch die Sagen anderer Völker von Pandoras Büchse bis zum Kasten Noes? Hat doch Liebrecht (Jahrb. für rom. und engl. Literatur V, 135) ein Kästchen sogar in einer Schöpfungssage der Aschantis nachgewiesen. Nur eine solche Vorliebe für Kästchen beweist auch wieder die tamulische Gestalt der Erzählung, welche Benfey noch anführt: Die Königin des Pandyareichs hatte sich gewundert, daß ihr Gemahl seinem Staatsminister tausend Goldstücke gebe, der ihm doch bloß mit Sprechen beistehe, während Diejenigen, welche Tag und Nacht zu zu Arbeiten verwendet würden, monatlich nur zwei bis drei Goldstücke erhielten. Um ihr dieß an einem Beispiele zu erklären, nahm der König zwei kleine Juwelenkästchen: in jedes legte er etwas Haar und Asche und verschloß dann den Deckel. Darauf rief er seinen Minister und einen Soldaten, welchen ihm die Königin dazu empfohlen hatte, übergab jedem eins der Kästchen und sprach zu ihm: Geh und bringe dieß Kästchen dem und dem König, und wenn du es abgegeben hast, so komm wieder. Beide reisten demgemäß ab. Demzufolge kam der Minister zu dem König von Sera und sprach: Der Pandyakönig schickt dir dieß Kästchen. Der König öffnet es und da er nichts als Haar und Asche sieht, ruft er ärgerlich: Was soll das bedeuten? Der Minister, ob-

wohl er den Inhalt des Käſtchens erſt in dieſem Augenblick kennen lernte, antwortete ſogleich mit großer Geiſtesgegenwart: Majeſtät, unſer König hat kürzlich ein Opfer gebracht, aus welchem ein Geiſt hervorkam und etwas Aſche und Haar aus ſeinem Zopfe gab. Davon ſendet euch der König ein Theil, denn es iſt ein heilbringendes Geſchenk für Könige. Hebt es recht ſorgfältig auf! Ich bitte euch darum. Als der König dieſe Erzählung hörte, war er ſehr erfreut und ſchickte auch dem Pandyakönig koſtbare Gegenſtände durch den Miniſter. Der Soldat aber war zu dem Sarenkönig entſandt, dem er ebenfalls ſein Käſtchen ehrfurchtsvoll überreichte. Als dieſer es öffnete, war er ebenfalls erzürnt und fragte was das bedeuten ſolle. Der Soldat ſtand aber ſtumm da, als er den Inhalt erblickte, und wuſte nichts zu antworten. Da ward der König wüthend und ſprach: Wagt es der Pandyakönig mich ſo ſchimpflich zu behandeln? und befahl den Soldaten zu faßen, durchzuprügeln und fortzujagen. Als der Miniſter und der Soldat an den Hof des Pandyakönigs zurückgekehrt waren, erzählte dieſer ſeiner Gemahlin die verſchiedenen Erfolge und fragte ſie ſelbſt: welcher verdient den höchſten Sold? Die Königin war beſchämt und zog ſich ſchweigend zurück.

Richtig bemerkt hiezu Landau, als Moral ergebe ſich hier der Satz der Nationalökonomie, daß geiſtige Arbeit beßer bezahlt werde als körperliche; unſere Socialiſten und Arbeiterverführer könnten hier in die Schule gehen. Dabei hier iſt weder von Wahl noch Tauſch die Rede, und wenn der Scharfſinn ſich an dem Inhalt dieſer Käſtchen übt, ſo thut er es an einem bekannten Inhalt, nicht an einem ſolchen, der erſt errathen werden ſoll. Die Käſtchen ſelbſt ſind hier nichts als anſtändige Emballage. Man wird nicht glauben, Shakſpeare könne dieſe Erzählung gekannt haben, weil auch bei ihm der Scharfſinn auf die Probe geſtellt werde, denn bei ihm ſoll zugleich der als der würdigſte Freier erkannt werden, welchen Goldgier nicht zu falſcher Wahl verleiten mag.

VI.

Zu

Cymbeline.

1. Weibliche Treue.

Nach Boccaccio.

In einem Gasthofe zu Paris befanden sich einige reiche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäfts willen wie man es an ihrem Stande gewohnt ist, und nachdem sie eines Abends fröhlich mit einander zu Nacht gespeist hatten, begannen sie von verschiedenen Dingen zu sprechen, und da ein Gegenstand auf den andern führte, kamen sie auf ihre Frauen zu reden, welche sie zu Haus gelaßen, und Einer sagte im Scherz: Ich weiß nicht wie die Meine es damit hält, aber das weiß ich wohl, wenn mir hier ein hübsches Mädchen in den Wurf kommt, so laß ich die Liebe zu meiner Frau bei Seite und unterhalte mich mit der Gegenwärtigen so gut ich kann. Ein Anderer entgegnete: Und ich thue desgleichen: denn wenn ich glaube, daß meine Frau auch ihr Vergnügen nicht von der Hand weist so thut sie es, und wenn ich es nicht glaube so thut sie es doch. Darum denk ich Wurst wider Wurst; wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Des Dritten Meinung lief fast auf dasselbe hinaus, und bald schienen Alle darüber einig daß ihre Frauen daheim ihre Zeit nicht verlieren würden. Ein Einziger, Namens Bernabo Lomellin aus Genua, sagte das Gegentheil und versicherte, daß er durch Gottes besondere Gnade eine Frau besitze so vollkommen durch den Verein aller Tugenden, welche Frauen und selbst Männer oder Jünglinge besitzen sollten, daß vielleicht in ganz Italien ihres Gleichen nicht gefunden werde: denn sie sei schön von Körperbildung, jung von Jahren und reizend und anmuthig von Erscheinung; auch gebe es keine Geschicklichkeit, die einem Frauenzimmer gezieme, als Seidenwirken u. dgl.,

welche sie nicht beßer als irgend eine verstände. Ueberdieß, sagte er, könne kein Edelknabe oder Kämmerling gefunden werden, der eine Herrentafel beßer und geschickter bediene als sie: denn sie sei wohlerzogen, klug und bescheiden. Ferner, rühmte er, könne sie ein Pferd zureiten, einen Falken abrichten, und lesen, schreiben und rechnen trotz dem geschicktesten Kaufmann, und nach diesen und vielen andern Lobsprüchen kam er zuletzt auf den Gegenstand des Gesprächs, indem er durch einen Eid betheuerte, daß keine ehrbarere und keuschere Ehefrau auf der Welt sei als sie: daher er auch gewiss überzeugt sei, wenn er auch zehn Jahre, oder sein Lebenlang von Hause bliebe, es nie ein Mann wagen würde, ihr auch nur eine Silbe von solchen Dingen zu sagen.

Unter den Kaufleuten, welche diese Gespräche führten, befand sich ein junger Mann, Namens Ambrogiuolo aus Piacenza, der über das letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau gegeben hatte, ein unmäßiges Gelächter aufschlug und ihn spöttisch fragte, ob ihm etwa der Kaiser dieses Vorrecht vor allen andern Ehemännern zugestanden habe? Etwas gereizt antwortete Bernabo, nicht der Kaiser, sondern Gott, der wohl noch ein wenig mehr vermöge, hab ihm dieß Vorrecht verliehen. Darauf erwiderte Ambrogiuolo: Ich zweifle keineswegs, Bernabo, daß du glaubst die Wahrheit zu reden; aber nach meiner Meinung hast du die Natur der Dinge wenig erwogen, denn hättest du das gethan, so halt ich dich nicht für so beschränkten Geistes, daß du dabei nicht solltest Wahrnehmungen gemacht haben, welche dich veranlaßen würden, über diesen Gegenstand etwas gemäßigter zu urtheilen. Und damit du nicht glaubest, daß wir, die so frei von unsern Frauen gesprochen haben, uns vorstellten, die unsrigen seien von anderer Art und aus anderm Stoff gebildet als die deinige, da wir vielmehr nur aus natürlichen Beweggründen solche Reden führten, so wollen wir über diesen Gegenstand ein wenig mit dir plaudern. Ich hab immer gehört, der Mann sei das edelste unter allen sterblichen Geschöpfen Gottes, und nach ihm das Weib, denn der Mann, wie man allgemein glaubt und sich täglich erweist, ist viel

vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er unfehlbar auch mehr Stärke und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch; die Weiber sind dagegen im Durchschnitt viel unbeständiger und das Warum ließe sich durch viele natürliche Gründe darthun, welche ich für jetzt bei Seite laßen will. Wenn also der Mann mehr Standhaftigkeit besitzt und nichts desto weniger sich nicht enthalten kann, nicht nur der zu willfahren, die ihn ins Garn lockt, sondern die zu begehren, die ihm gefällt, und nicht zufrieden mit dem Wunsche, alles aufzubieten um ihn zu befriedigen, und ihm dieß nicht etwa einmal des Monats, sondern jeden Tag tausendmal begegnet: was denkst du, daß eine Frau bei ihrer natürlichen Schwäche den Bitten, Schmeicheleien und Geschenken und tausend andern Verführungskünsten entgegenzusetzen habe, die ein kluger Liebhaber gebrauchen wird? Glaubst du, daß sie sich halten werde? Wahrhaftig, wie sehr du das auch betheuern möchtest, ich kann nicht glauben daß du es glaubst. Und du selbst sagst, daß deine Frau ein Weib ist, und zwar von Fleisch und Blut so gut als die andern: wenn dem so ist, so muß sie auch dieselben Begierden haben und dieselben Kräfte, welche die Andern besitzen um diesen natürlichen Gelüsten zu widerstehen, und daraus folgt, daß sie ohngeachtet ihrer großen Ehrbarkeit dieselben Fehltritte begehen könne, welche die andern begehen, und keine Sache, die in der Möglichkeit liegt, darf man mit solcher Bestimmtheit wegläugnen oder bestreiten wollen wie du gethan hast.

Hierauf antwortete Bernabo und sprach: Ich bin Kaufmann und nicht Philosoph, und als Kaufmann will ich dir antworten, daß ich wohl weiß, daß dergleichen, wovon du sprichst, den thörichten Weibern, die von aller Scham verlaßen sind, wohl begegnen könne; die verständigen aber bewachen ihre Ehre mit solcher ängstlicher Sorgfalt, daß sie weit mehr Kraft gewinnen sie zu hüten als die Männer, welche sich wenig darum kümmern, und zu diesen gehört die Meinige. Ambrogiuolo versetzte: Wahrhaftig, wenn ihnen jedesmal, daß sie solchen Anträgen Gehör schenken, ein Horn vor der Stirn wüchse, das von

ihrer Schwäche Zeugniſs ablegte, ſo glaub ich ſelber, daß Wenige ſein würden, die darauf achteten; aber es wächſt nicht nur kein Horn, ſondern wenn ſie klug ſind, bleibt auch nicht die leiſeſte Spur zurück, und die Schande und der Verluſt der Ehre kann doch nur Folge ſolcher Handlungen ſein, welche bekannt werden; was ſie aber heimlich thun können, das thun ſie, ſie müſten es denn aus Dummheit unterlaßen. Du kannſt alſo überzeugt ſein, daß nur diejenige keuſch iſt, die entweder niemals in Verſuchung geführt worden, oder wenn ſie ſelbſt in Verſuchung führte, kein Gehör gefunden hat. Und obwohl ich durch natürliche und einleuchtende Gründe überzeugt bin, daß es ſo ſein müße, ſo würde ich es doch nicht mit ſolcher Gewiſsheit behaupten, wenn ich nicht oftmals und bei vielen die Erfahrung gemacht hätte. Und dazu ſag ich dir, wenn ich bei dieſer deiner Frau wäre, die bei dir ſo ſehr im Geruch der Heiligkeit ſteht, ſo würd ich nicht verzweifeln in kurzer Zeit von ihr das zu erlangen, was ich ſchon von den andern erlangt habe.

Bernabo gab ihm gereizt zur Antwort: Der Streit mit Worten zöge ſich zu ſehr in die Länge: du ſagteſt, ich ſagte, und zuletzt wäre nichts entſchieden; aber weil du ſie alle für ſo geſchmeidig und deine Kunſt für ſo mächtig hältſt, ſo bin ich, dir den Beweis von der Ehrbarkeit meines Weibes zu liefern, bereit mir den Kopf abſchlagen zu laßen, wenn es dir jemals gelingt, ſie zu deinem Willen zu bereden, wogegen du, wenn es dir nicht gelingt, nicht mehr als tauſend Goldgülden verlieren ſollſt. Ambrogiuolo, den der Streit ſchon in Hitze brachte, verſetzte: Bernabo, ich bin der Mann nicht, den nach deinem Blute gelüſten ſollte, wenn ich gewänne; aber wenn du den Beweis meiner Behauptungen ſehen willſt, ſo ſetze fünftauſend Goldgülden, die dir doch weniger werth ſein müßen als dein Kopf, gegen tauſend von meiner Seite, und obwohl du mir keinen Zeitraum beſtimmt haſt, ſo will ich mich doch anheiſchig machen, nach Genua zu reiſen und in drei Monaten, vom Tage meiner Abreiſe zu rechnen, deine Frau zu meinem Willen zu bereden, und zum Beweiſe deſſen

einige ihrer liebſten Sachen und ſolche und ſo viele Wahrzeichen mitzubringen, daß du ſelber nicht umhin kannſt, mir den Sieg zuzugeſtehen, mit dem Vorbehalt, daß du mir auf Ehre verſprichſt, innerhalb jenes Zeitraums nicht nach Genua zu kommen, noch deiner Frau über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben.

Bernabo erklärte ſich hiemit einverſtanden, und obgleich die andern Kaufleute, welche zugegen waren, ſich bemühten, die Wette zu hintertreiben, weil ſie wohl einſahen, daß großes Unglück dadurch entſtehen könne, ſo waren doch die Gemüther der Streitenden ſo erhitzt, daß ſie wider den Willen der Uebrigen durch einen ſchriftlichen Vertrag ſich einander verpflichteten. Und als die Verſchreibung ausgeſtellt war, blieb Bernabo zurück, Ambrogiuolo aber begab ſich ſo ſchnell als möglich nach Genua. Als er ſich hier einige Tage aufgehalten und mit großer Vorſicht nach der Wohnung und dem Lebenswandel der Dame umgehört, überall aber nichts anders vernommen hatte als was Bernabo von ihr gerühmt, ja noch Rühmlicheres, da dachte er bei ſich, er habe ſich doch an ein ſchlimmes Unternehmen gewagt.

Indeſſen machte er doch die Bekanntſchaft einer armen Frau, die viel in dem Hauſe verkehrte, und welcher die Dame ſehr wohl wollte, und da er ſie ſonſt durch nichts bereden konnte, beſtach er ſie durch Geld und ließ ſich durch ſie in einem Kaſten, den er nach ſeiner Angabe hatte machen laßen, nicht nur in das Haus, ſondern in die Kammer der Dame ſchaffen und dort, unter dem Vorwande auf einige Tage verreiſen zu müßen, empfahl das gute Weib den Kaſten ihrer Gönnerin, wie Ambrogiuolo ſie unterrichtet hatte. So blieb alſo der Kaſten in der Kammer, und als die Nacht gekommen war und Ambrogiuolo bemerkt hatte, daß die Dame ſchlafe, öffnete er ihn durch gewiſſe Handgriffe, und ſchlüpfte leiſe heraus in die Kammer, wo ein Licht brannte, und begann ſich die Lage des Gemachs, die Gemälde und alle andern bemerkenswerthen Gegenſtände in demſelben zu betrachten und ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen. Dann näherte er ſich dem Bette, und als er bemerkte, daß die Dame und eine kleine Zofe, die

bei ihr war, fest schliefen, enthüllte er sie ganz und sah, daß sie nackt eben so schön sei als gekleidet, konnte aber kein Wahrzeichen entdecken, auf das er sich hätte berufen können, außer einem Muttermal, das sie unter der linken Brust hatte und das einige goldgelbe Härchen umgaben. Als er dieß gesehen, bedeckte er sie wieder mit Vorsicht, denn wie sehr er auch, da er sie so schön erblickte, das Gelüste empfand, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich ihr zur Seite zu legen, so hatte er doch genug von ihrer Sprödigkeit und Strenge in diesem Punkte vernommen, um es nicht zu wagen. Er vertrieb sich also den größten Theil der Nacht die Zeit nach Belieben in der Kammer, und als er in seine Kiste zurückkehrte, nahm er eine Börse, einen Ring und einen Gürtel mit sich und verschloß das Behältniß wieder wie es zuvor gewesen, und so trieb er es zwei Nächte ohne daß es die Dame gewahr wurde. Am dritten Tage kam die gute Alte, der Verabredung gemäß ihre Kiste wieder abzuholen und sie dahin zu bringen, von wo sie gekommen war; alsdann stieg Ambrogiuolo hervor und befriedigte die Alte, wie er versprochen hatte, worauf er so schnell er vermochte mit jenen Wahrzeichen noch vor dem festgesetzen Termin nach Paris zurückkehrte.

Hier rief er die Kaufleute zusammen, welche bei jenem Gespräch und der Wette zugegen gewesen, und sagte in Gegenwart des Bernabo zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, indem er das vollbracht habe wozu er sich anheischig gemacht, und zum Beweise der Wahrheit gab er zuerst eine Beschreibung des Zimmers und seiner Gemälde, und zeigte die Sachen, die er mit sich gebracht, unter dem Vorgeben, sie von ihr erhalten zu haben. Bernabo gestand, daß die Kammer nach seiner Angabe beschaffen sei und überdieß erkenne er an, daß jene Gegenstände wirklich von seiner Gemahlin herrührten, sagte aber, er könne von einem der Diener des Hauses die Beschaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weise den Besitz der Sachen erlangt haben, und deshalb halte er dieß, wenn nichts weiter hinzukomme, nicht für hinreichend, um seine Wette verloren zu geben. Darauf antwortete

Ambrogiuolo: In der That sollte dieß genügen; weil du aber darauf bestehst, daß ich noch mehr sagen soll, so wiße denn, daß Madonna Ginevra, deine Frau, unter der linken Brust ein ziemlich großes Muttermal hat, welches etwa sechs goldgelbe Härchen umgeben. Als Bernabo dieß hörte, war ihm als führ ein Dolchstich durch seine Brust, so großen Schmerz empfand er; sein Gesicht verwandelte sich völlig, und wenn er auch kein Wort gesprochen hätte, so gab doch sein Betragen untrügliche Merkmale genug, daß Ambrogiuolo die Wahrheit gesagt habe. Nach einer Pause sagte er: Ihr Herren, was Ambrogiuolo sagte, ist richtig, und darum, da er Sieger ist, mag er kommen wann ihm beliebt die Zahlung zu empfangen, und so wurde Ambrogiuolo am folgenden Tage völlig ausbezahlt.

Aber Bernabo verließ Paris mit einem Herzen voll Wuth gegen sein Weib, und reiste gen Genua, und da er sich ihm näherte, wollte er es nicht betreten, sondern blieb auf einem seiner Landgüter, das etwa zwanzig Meilen davon entfernt war, schickte aber einen seiner Diener, dem er sehr vertraute, mit zwei Pferden und einem Brief an sein Weib, worin er ihr seine Rückkehr anzeigte und ihr befahl, zu ihm zu kommen; dem Diener aber gab er heimlich den Auftrag, sobald er mit ihr unterwegs an einen Ort komme, der ihm dazu geeignet scheine, sie ohne Barmherzigkeit umzubringen und zu ihm zurückzukehren.

Der Diener kam also nach Genua und übergab den Brief der Dame, welche ihn mit vielen Freuden empfieng. Am andern Morgen bestieg sie mit dem Diener ein Pferd, und nahm den Weg nach jenem Landgute, und wie sie so zusammen hinritten und von verschiedenen Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes und einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen umschloßen, welches dem Diener zur sichern Vollziehung der Befehle seines Herrn sehr geeignet schien. Er zog also den Dolch hervor, nahm die Dame beim Arm und sprach: Madonna, empfehlt Gott eure Seele, denn ihr müßt hier ohne Weiteres sterben. Die Dame erschrak sehr, als sie den Dolch sah und diese Worte hörte. Ums

Himmels willen, rief sie, ehe du mich tödtest sage mir womit ich dich beleidigt habe, daß du mich umbringen willst. Madonna, versetzte der Diener, mich habt ihr durch nichts beleidigt, aber wodurch ihr euern Gemahl beleidigt habt, weiß ich nicht; jedoch befahl er mir, euch ohne alle Barmherzigkeit auf dieser Reise aus der Welt zu schaffen, und wenn ich es nicht thue, drohte er mir, mich an den Galgen hängen zu laßen. Ihr wißt selbst, welche Verpflichtungen ich gegen ihn habe, und daß ich ihm nichts abschlagen darf, was er von mir verlangt. Gott weiß es, wie leid ihr mir thut, aber ich kann nicht anders. Ums Himmelswillen, sagte die Dame unter Thränen, werde nicht einem Andern zu Liebe zum Mörder an der, die dich nie beleidigt hat. Gott, der alles kennt, weiß auch, daß ich nie das Geringste begangen habe, wodurch ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdient hätte. Aber setzen wir das bei Seite, so kannst du, wenn du nur willst, zugleich Gott, deinem Herrn und mir gefällig sein und zwar in dieser Weise: du nimmst diese meine Kleider und giebst mir nur dein Wams und einen Mantel, und kehrst mit jenen zu deinem Herrn zurück und sagst, du habest mich umgebracht, und ich schwöre dir bei dem Leben, das ich dir verdanke, mich von hier zu entfernen und an einen Ort zu begeben, von welchem weder zu ihm noch zu dir, noch in diese Gegend je die geringste Nachricht von mir gelangen soll.

Der Diener, der sie ungern getödtet hätte, war leicht zum Mitleid zu bewegen: er nahm also ihre Kleider für eins seiner Wämse und einen Ueberrock, und ließ ihr das wenige Geld, das sie besaß, und nachdem er sie gebeten hatte, sich sobald als möglich aus jener Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thale zu Fuß zurück, worauf er sich zu seinem Herrn begab und ihm sagte, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, sondern auch gesehen, daß die Wölfe über ihren Leichnam hergefallen seien. Nicht lange darauf kehrte Bernabo nach Genua zurück, und da seine That bekannt wurde tadelte ihn Jedermann.

Die Dame blieb trostlos und verlaßen zurück und bei

einbrechender Nacht begab sie sich, nachdem sie sich so gut sie konnte, entstellt hatte, in ein benachbartes Dorf, wo sie von einer alten Frau das Nothwendige einkaufte. Dann nahm sie das Wams und machte es sich maß, schnitt sich aus dem Ueberrock ein Paar Beinkleider zurecht, kürzte sich die Haare und verwandelte sich ganz in die Gestalt eines Matrosen, in welcher sie sich nach der Seeküste begab. Hier fand sie durch Zufall einen catalonischen Edelmann, Namens Encarache, der sein Schiff, das in der Nähe vor Anker lag, verlaßen hatte um sich in einem kühlen Brunnen zu baden; mit diesem ließ sie sich in ein Gespräch ein und trat in seine Dienste, worauf sie sein Schiff bestieg und den Namen Sicurano aus Finale annahm. Hier erhielt sie von dem Edelmann beßere Kleider und bediente ihn fortan so sorgsam und pünktlich, daß sie seine Gunst in hohem Grade erwarb. Nicht lange darauf geschah es, daß dieser Catalonier mit einer Schiffsladung nach Alexandria fuhr und dem Sultan einige ausländische Falken mitbrachte, die er ihm überreichte. Der Sultan lud ihn einige Male zur Tafel, und wie er das Benehmen des Sicurano, der ihn immer bediente, mit Wohlgefallen bemerkt hatte, bat er den Catalonier, ihm den Diener abzutreten, und dieser, so hart es ihm ankam, überließ ihn ihm. In kurzer Zeit hatte Sicurano die Gunst und Neigung des Sultans durch sein gutes Betragen nicht weniger erworben als vorher die des Cataloniers. Nun geschah es im Laufe der Zeit, als in Acri, welches der Herschaft des Sultans unterworfen war, ein großer Jahrmarkt gehalten werden sollte, auf welchem sich christliche und sarazenische Kaufleute versammelten (daher der Sultan zur Sicherheit der Kaufleute und der Waaren gewohnt war, außer andern seiner Beamten einen seiner ersten Hofleute mit Gefolge dahin zu schicken um die Aufsicht zu führen), daß der Sultan den Sicurano zu diesem Behuf dahin zu schicken beschloß, indem dieser die Landessprache schon völlig inne hatte, und so geschah es.

Da nun Sicurano als Befehlshaber und Anführer der zur Sicherheit der Kaufleute und Waaren bestimmten Bedeckung nach

Acri kam und hier Alles was zu seinem Amte gehörte, mit großer Sorgfalt verrichtete, und, indem er überall die Aufsicht führte, eine große Menge sicilianische, genuesische, pisanische und andere italienische Kaufleute vorfand, so machte es ihm Vergnügen, sich mit ihnen zu unterhalten, weil er Gelegenheit hatte, sich seines Vaterlandes zu erinnern.

Eines Tages, da er auch in das Gewölbe eines Venetianers gerathen war, kamen ihm unter andern Kostbarkeiten auch ein Gürtel und eine Börse zu Gesicht, welche er sofort als die seinigen erkannte, worüber er sich sehr verwunderte, sich aber nichts merken ließ, sondern nur höflich nachfragte, wem sie gehörten und ob sie zu Kaufe wären. Ambrogiuolo von Piacenza war mit vielen Waaren auf einem venezianischen Schiffe auch dahin gekommen, und als er hörte, daß der Hauptmann der Wache nach dem Eigenthümer der Waaren fragte, trat er hervor und sagte lachend: Mein Herr, die Sachen sind mein, aber nicht zu Kauf; wenn sie euch indessen gefallen, so mache ich sie euch gern zum Geschenk. Da Sicurano ihn lachen sah, fürchtete er, jener möchte sein Geschlecht errathen haben, nahm aber eine ernste Miene an und sprach: Du lachst vielleicht, daß ein Mann von der Klinge wie ich nach solchen Weiberzierrathen fragt? Ambrogiuolo antwortete: Nein, mein Herr, darüber lachte ich nicht, sondern über die Weise, wie ich diese Sachen erlangt habe. Sicurano versetzte: Wohlan denn, beim Himmel, wenn es sich anders erzählen läßt, so erzähle mir wie du sie gewannst. Mein Herr, sagte Ambrogiuolo, ich erhielt sie einst nebst andern Sachen von einer schönen Frau aus Genua zum Geschenk, welche Madonna Ginevra hieß, die Frau des Bernabo Lomellin, nachdem ich eine Nacht bei ihr zugebracht hatte, und sie bat mich, sie aus Liebe zu ihr zu behalten. Und nun lachte ich, weil ich mich der Narrheit des Bernabo erinnert, welcher thöricht genug war, fünftausend Goldgülden gegen zehn zu setzen, daß ich bei seiner Frau mein Glück nicht machen würde; aber ich machte es doch und gewann die Wette, und er, der sich lieber selbst für seine Dummheit hätte bestrafen sollen

als sie, die nichts gethan hatte als was alle Frauen thun, kehrte von Paris nach Genua zurück, und ließ sie, wie ich gehört habe, ums Leben bringen.

Als Sicurano dieß hörte, war ihr der Zorn des Bernabo gegen sie nicht länger ein Räthsel, denn sie erkannte sogleich, daß dieser der Urheber alles ihres Unglücks sei, weshalb sie bei sich beschloß, ihn nicht ungestraft entrinnen zu laßen. Er stellte sich also als ob ihm die Erzählung sehr gefallen habe, und schloß sich seinem Umgange so nahe an, daß Ambrogiuolo am Ende der Messe mit ihm und allen seinen Waarenvorräthen nach Alexandria zog, wo ihm Sicurano ein Gewölbe einräumte und eine Summe Geldes überließ, weshalb er in der Aussicht auf große Vortheile, gerne verweilte.

Sicurano war nun sehr begierig, den Bernabo über die Unschuld seiner Frau aufzuklären, und ruhte nicht eher bis er durch Hülfe einiger reichen genuesischen Kaufleute, die zu Alexandria verkehrten, ein Mittel fand, ihn dahin zu locken, wo er denn auch endlich in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte und ihn Sicurano so lange von einem seiner vertrauten Freunde heimlich beherbergen ließ bis es ihm Zeit schien, sein Vorhaben auszuführen. Er hatte schon dem Ambrogiuolo Gelegenheit gegeben, dem Sultan jene Geschichte zu erzählen, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden; da er aber Bernabo gegenwärtig sah und es nicht länger für nöthig hielt, Ausstand zu geben, bat er den Sultan gelegentlich, den Ambrogiuolo nebst dem Bernabo vor sich kommen zu laßen, und den erstern in Gegenwart des letztern, im Nothfall durch Gewalt zu zwingen, die reine Wahrheit über die Gunstbezeugungen zu bekennen, die er von dessen Frau erlangt zu haben sich rühmte.

Als daher Ambrogiuolo und Bernabo sich einstellten, befahl der Sultan in Gegenwart vieler Höflinge mit gebieterischem Wesen dem Ambrogiuolo, die reine Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Goldgülden von dem Bernabo gewonnen habe, wobei auch Sicurano gegenwärtig war, auf den er sein ganzes Ver-

trauen gesetzt hatte, der ihn aber ebenfalls in großem Zorn mit den schrecklichsten Martern bedrohte, wenn er die Wahrheit nicht sagte, daher Ambrogiuolo, der sich von beiden Seiten bedrängt sah, und wirklich schon einige Zwangsmittel fühlen mußte, in Gegenwart des Bernabo und vieler andern, und in Erwartung, daß er keine andere Strafe als die Zurückgabe der fünftausend Goldgülden und der Kostbarkeiten zu befahren habe, den ganzen Hergang der Sache haarklein erzählte.

Als Ambrogiuolo seine Erzählung geendigt hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Wortführer, zu dem Bernabo und fragte: Und du, was thatest du, auf diese Lüge, mit deiner Frau? Bernabo antwortete: Der Zorn über den Verlust meines Geldes und die Schande, welche, wie ich glaubte, mein Weib mir zugefügt hatte, verleiteten mich, mein Weib umbringen zu laßen, und nach dem, was man mir erzählt hat, ward sie auch sogleich von einer Schar von Wölfen zerrißen.

Als alle diese Geschichten in Gegenwart des Sultans erzählt und von ihm vernommen wurden ohne daß er noch wußte, wohin Sicurano, der dieß alles verlangt und eingerichtet hatte, damit hinaus wolle, sagte ihm Sicurano: Mein Gebieter, ihr seht nun klar genug, wie sehr sich diese gute Frau glücklich zu preisen hatte, einen solchen Gemahl und solchen Liebhaber zu besitzen, indem der Liebhaber ihr in einer Stunde die Ehre raubt, dann ihren Ruf durch Lügen befleckt und ihr die Liebe ihres Mannes entwendet; und der Gemahl, der fremden Lügen mehr Glauben schenkt als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt sein mußte, sie umbringen läßt und den Wölfen vorwirft, und überdieß geht noch die Liebe und Zuneigung des Gemahls wie des Liebhabers so weit, daß sie lange mit ihr verkehren, und keiner von beiden sie wiedererkennt. Weil ihr aber am Besten wißt was Jeder von diesen verdient hat, so will ich, wenn ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, die Dame selbst hieher vor euer und ihr Angesicht kommen laßen. Der Sultan, welcher in dieser ganzen

Angelegenheit dem Sicurano zu willfahren entſchloßen war, ſagte, er ſei es zufrieden und er ſolle die Dame nur vorführen laßen. Bernabo, der ihren Tod für gewiſs hielt, wunderte ſich nicht wenig, und Ambrogiuolo, der ſein Schickſal ahnte, fieng ſchon an, Schlimmeres zu befürchten als die Rückzahlung des Geldes, und wuſte nicht ob er die Ankunft der Dame hoffen oder fürchten ſollte: er ſah alſo mit ängſtlicher Erwartung ihrem Erſcheinen entgegen.

Als Sicurano nun die Erlaubniſs des Sultans beſaß, warf er ſich weinend vor ihm auf die Kniee, ließ auf einmal die männliche Stimme und das angenommene männliche Weſen fahren und ſprach: Gnädiger Herr, ich ſelbſt bin dieſe arme unglückliche Ginevra, welche ſechs Jahre in männlicher Geſtalt in der Welt umherſchweifte, nachdem dieſer Verräther von Ambrogiuolo ſie fälſchlich und boshaft verleumdet und dieſer grauſame und ungerechte Mann ſie einem Diener zur Hinrichtung und den Wölfen zur Atzung übergeben; und zugleich riß ſie das Gewand auf und entblößte ihre Bruſt, um den Sultan und alle Anweſenden von ihrem wahren Geſchlecht zu überzeugen, worauf ſie ſich zu dem Ambrogiuolo wandte und ihn heftig fragte, wann er jemals, wie er ſich gerühmt, ihre Gunſtbezeugungen genoßen habe? Wie er ſie jetzt erkannte, verſtummte er vor Scham und erwiderte kein Wort.

Der Sultan, der ſie immer für einen Mann angeſehen hatte, wunderte ſich ſo ſehr über das, was er ſah und hörte, daß er es eher für einen Traum als für Wahrheit gehalten hätte. Als endlich ſeine Verwunderung nachließ und die Wahrheit ſich geltend machte, war er in dem Lobe des guten Betragens, der Standhaftigkeit, der Sitten und Tugenden der bis dahin Sicurano geheißenen Ginevra ganz unerſchöpflich, ließ ihr die anſtändigſten weiblichen Kleider, und Frauen zu ihrer Begleitung kommen, und ſchenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesſtrafe. Dieſer hatte ſie nicht ſobald erkannt, als er ſich zu ihren Füßen warf und ſie unter Thränen um Verzeihung bat, welche ſie ihm,

ſo wenig er ſie auch verdiente, doch liebevoll gewährte, ihn zu ſich emporzog und als ihren Gemahl zärtlich umarmte. Hierauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo ſofort an einem hohen Ort in der Stadt an einen Pfahl zu binden und mit Honig zu beſtreichen, ihn auch nicht eher wieder herabzunehmen bis er von ſelber wieder herabfiele, und ſo geſchah es. Zugleich befahl er, alles Eigenthum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches nicht weniger als zehntauſend Dublonen betrug; auch ließ er ein großes Feſt bereiten, an welchem er dem Bernabo als dem Gemahl der Ginevra, und ihr ſelber als der vortrefflichſten aller Frauen, alle erſinnliche Ehre erwies und ihr an Koſtbarkeiten, an Gold- und Silbergeräthen und an baarem Gelde ſo viel verehrte, daß es wohl noch einmal zehntauſend Dublonen betrug. Endlich ließ er ihnen ein Schiff ausrüſten und gab ihnen nach Beendigung der Feſtlichkeit die Erlaubniſs, nach Genua beliebig zurückzukehren, wohin ſie denn, mit großen Reichthümern beladen, fröhlich zurückkehrten und mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurden, beſonders Madonna Ginevra, welche von allen für todt gehalten worden, und von nun an lebenslang als ein Muſter der Frauen verehrt wurde. Ambrogiuolo aber ward noch an demſelben Tage, wo man ihn an den Pfahl band und mit Honig beſchmierte, unter den ſchrecklichſten Qualen von Fliegen, Weſpen und Horniſſen, die in dieſem Lande ſehr häufig ſind, nicht nur ums Leben gebracht, ſondern bis auf das Gebein verzehrt, welches noch lange Zeit, weißgebleicht, an dem Pfahl hieng und jedem, der es ſah, von ſeiner Bosheit Zeugniſs ablegte. Und ſo unterlag der Betrüger dem Betrogenen.

2. Cymbeline.

Zur Sagenvergleichung.

Es iſt nicht unbeſtritten, ob die hier mitgetheilte Novelle des Boccaccio (Dec. II. 9) wirklich die nähere oder auch nur entferntere Quelle unſeres Schauſpiels ſei. Grimm (altd. Wälder I. S. 27) verneint es ausdrücklich. Indeſſen hat man bis jetzt noch keine Erzählung aufgefunden, die mit ſeinem Cymbeline mehr Züge gemein hätte. Wenn Benda die zweite Erzählung in dem erſt 1620 zu London erſchienenen Buche Westward for Smelts u. ſ. w., welche er in den Anmerkungen zu dieſem Schauſpiel wörtlich überſetzt hat, für die unbezweifelte Quelle Shakſpeares ausgiebt, ſo iſt dieß ganz grundlos. Die Mehrzahl der engliſchen Kritiker entſcheidet ſich auch für unſere Novelle und ſchon Malone bemerkte, daß hier weit mehr Umſtände mit Shakſpeares Darſtellung ſtimmen als in jener Erzählung, die überdieß nichts als eine den engliſchen Sitten gerechte Nachahmung der boccaziſchen Novelle iſt. Hiemit ſtimmt auch Dunlop II. p. 225 sqq. Sie weiß nichts von dem Kaſten, durch den ſich der Betrüger zur Nachtzeit in das Schlafgemach der treuen Gattin zu ſchaffen verſteht,*) nichts von den Gemälden in demſelben, nichts von dem Muttermal: ſtatt dieſer entſcheidenden Wahrzeichen reicht ein entwendetes Crucifix hin, den leichtgläubigen Mann von der Schuld der Gattin zu überzeugen. Dieſer Mangel wird auch nicht durch andere Züge aufgewogen, die bei Boccaccio fehlen und beweiſen

*) Ganz in derſelben Weiſe wird ein Kaſten gebraucht in Tauſend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 164 ff.; im Uebrigen ſtimmt dieß Märchen aber nicht.

könnten, daß Shakspeare diese Erzählung auch nur gekannt habe. Vielleicht ist sein Schauspiel sogar vor ihrer Bekanntmachung geschrieben: denn wenn Malone vermuthet, es sei zwischen den Trauerspielen Lear und Macbeth im Jahre 1605 gedichtet, weil die Geschichte Lears und Cymbelinens in Holinsheds Chronik nahe bei einander stehen, so bemerkt Benda sehr richtig, wie unzureichend diese Angabe sei, um das Alter dieses Stücks zu bestimmen; allein es ist um nichts beßer, wenn er selbst mit Bestimmtheit behauptet, das Stück sei nicht vor dem Jahre 1603 gedichtet, weil in diesem Jahre die Erzählung erst herauskam. Tieck nimmt an, dieß Stück sei eine später wieder aufgenommene Jugendarbeit des Dichters.

Daß sich auch von dieser Novelle keine englische Uebersetzung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, kann nichts entscheiden, mag man nun mit uns annehmen, daß Shakspeare sie im Original lesen konnte, oder mit den Engländern vermuthen, die Uebersetzung sei wieder verloren gegangen. Die italienischen Namen Philario, Pisanio und Jachimo sprechen für die Entlehnung aus einer italienischen Quelle, obwohl die Episode von den geraubten Söhnen des Königs, Guiderius und Arviragus, und ein großer Theil der Schicksale des Leonatus Posthumus die Vermuthung begründen, daß er noch eine andere Erzählung vorgefunden und mit jener verschmolzen habe. Vielleicht war diese Verschmelzung der Schicksale Imogens mit der altbrittanischen Sagengeschichte, wie sie Holinshed und vor ihm Galfred von Monmouth und Andere berichten, in einem damals gangbaren Volksroman, den Shakspeare benutzte, bereits vorgenommen; dann würde auch der Vorwurf wegfallen, auf welchen englische Kritiker so viel Gewicht legen, daß Shakspeare das alte Rom mit modernen Italienern bevölkert habe, denn fand er jene italienischen Namen schon in einer volksmäßigen Erzählung vor, so konnte er sie ohne Nachtheil für die Popularität seines Stücks nicht mit andern vertauschen. Douce (Illustr. II. p. 199) will in dem Roman des Xenophon Ephesius von Abrocamas und Anthia, welchen er auch

für die entfernteſte Quelle von Romeo und Julie hält, zwei Züge finden, die in Cymbeline wieder begegnen. Der erſte ſoll folgender ſein: Als Anthia die Sclavin Mantos und ihres Ehemannes geworden iſt, verliebt ſich dieſer in ſie, und als die eiferſüchtige Manto dieß erfährt, giebt ſie einem vertrauten Diener Befehl, Anthia in den Wald zu führen und dort zu tödten. Dieſer erbarmt ſich aber wie der Diener bei Boccaccio und Piſanio bei Shakſpeare der unglücklichen Anthia und verſchont ihr Leben. Dieſer Zug, der unendlich oft in den Märchen aller Zeiten und Völker wiederkehrt, kann nichts entſcheiden, um ſo weniger als er ſich auch bei Boccaccio in viel genauerer Verbindung mit den Schickſalen Imogens findet. Der andere Zug ſoll der Schlaftrunk ſein, welchen Imogen wie Anthia (ſ. oben S. 83 ff.) und Julie trinkt, nach deſſen Genuß ſie von Guiderius und Arviragus für todt beſtattet wird und dann erwacht, um in die Dienſte des römiſchen Feldherrn zu treten. Es iſt nicht zu läugnen, daß hier der Schlaftrunk ſeiner Wirkung nach mehr Aehnlichkeit mit Cymbeline als mit Romeo und Julie hat und wäre daher nicht unmöglich, daß in der volksmäßigen Erzählung, die Shakſpeare nach unſerer obigen Vermuthung benutzt haben ſoll, der Roman des Xenophon mit der Erzählung Boccaccios verſchmolzen war, wenn Shakſpeare nicht ſelbſt dieſe Verſchmelzung vorgenommen hat.

In der Erzählung Galfreds von Monmouth von Cymbeline und ſeinen beiden Söhnen erinnern nur wenige Züge an Shakſpeare. „Als Cymbeline zehn Jahre über die Brittannier geherſcht hatte, zeugte er zwei Söhne, Guiderius und Arviragus; dem erſtern hinterließ er bei ſeinem Tode das Reich. Dieſer verweigerte den Römern den Tribut, worauf Claudius mit einem Heere in Brittannien landete und Porcheſter belagerte. Mit ihm war Einer, Namens Levis Hamo, auf deſſen Rath er in Kriegsſachen vertraute. Als es zur Schlacht kam, that Guiderius Wunder der Tapferkeit und ſchon flüchtete Claudius zu den Schiffen, als der ſchlaue Hamo ſeine Waffen von ſich warf, ſich als ein Brittannier waffnete und rüſtete, und ſo gegen die Römer kämpfte.

Er ermahnte die Brittannier, den Feinden nachzusetzen und einen vollen Sieg zu erfechten. Er hatte nämlich ihre Sprache und Sitten gelernt, weil er unter den Geiseln der Brittannier zu Rom aufgewachsen war. Auf diese Weise näherte er sich dem König Guiderius, der sich keines Args zu ihm versah und tödtete ihn unversehens durch einen Schwerthieb. Hierauf flüchtete er wieder zu den Römern. Als Arviragus seinen Bruder erschlagen sah, legte er dessen Rüstung an und führte die Britten gegen die Römer, als ob er selbst 'Guiderius wäre." So wechselt bei Shakspeare Leonatus Posthumus zweimal die Rüstung, einmal um mit den Britten zu fechten, da er mit den Römern gekommen war, das zweitemal um als ein Römer von den Britten gefangen zu werden. Doch sind es gerade *seine* Schicksale, welche am Meisten die Vermuthung begründen, daß zwischen Monmouths Bericht und Shakspeares Darstellung noch eine volksmäßige Erzählung in der Mitte lag.*)

Es mag unentschieden bleiben, ob schon diese volksmäßige Erzählung oder erst Shakspeare auch das Märchen von *Sneewittchen* benutzte, von dem Karl Schenkl Germ. IX, 458 nachwies, daß es im dritten und vierten Acte vorgeschwebt habe, seit Imogen in Mannskleidern in die Höhle des Belarius und ihrer unerkannten Brüder Guiderius und Arviragus trat. Die übereinstimmenden Züge, auf welchen dabei Gewicht liegt, sind folgende:

1) Im Märchen wie bei Shakspeare finden wir die böse Königin, welche ihre Stieftochter haßt und sogar mit Gift aus dem Wege zu räumen sucht.

2) Im dritten und vierten Act sehen wir Imogen in der Höhle bei jenem herrlichen Brüderpaar, wie Sneewittchen im Hause der Zwerge Schutz und Zuflucht findet.

---

*) Auch der Name Imogens kommt bei Holinshed und Monmouth vor, aber nicht bei Gelegenheit Cymbelines und seiner Söhne, sondern am Anfang der Chronik, bei der Geschichte des Brutus und Locrin. (S. unten XVIII.)

3) Als Sneewittchen durch die Liſt der böſen Stiefmutter berückt wie todt daliegt, doch von dem Tode nicht entſtellt, ſondern wie ein ſchlummerndes Kind, da weinen die Zwerge drei Tage lang und legen es endlich, weil ſie es nicht in die ſchwarze Erde verſenken wollen, in einen Sarg von hellem Kryſtall. Ganz ähnlich wird Imogen in einen todesähnlichen Schlaf verſenkt und von den Jünglingen beſtattet; ſie bergen ſie aber nicht in der Erde, ſondern beſtreuen den Leib mit Blumen. In beiden Fällen iſt es nur ein Scheintod, aus dem ein Erwachen Statt findet. Die Parallele wird von Schenkl, auf den ich verweiſe, noch weiter fortgeführt.

Gewiſs iſt es indes, daß die Erzählung Caſſibelan, welche die Bibl. univ. des romans 1781. Janv. A. p. 21 ohne Angabe der Quelle mittheilt, von Shakſpeare in keiner Weiſe benutzt worden iſt, denn obgleich dieſelbe bis in die kleinſten Einzelheiten mit ſeiner Darſtellung übereintrifft, ſo iſt doch dieſe Aehnlichkeit viel zu groß als daß man nicht glauben ſollte, der Verfaßer habe vielmehr aus Shakſpeare geſchöpft. In einigen dieſer Erzählung beigefügten Noten werden ſogar die engliſchen Commentare zum Shakſpeare benutzt, z. B. p. 64, wo die angeführte Stelle des Erasmus aus einer Note des Warburton entlehnt iſt. Man darf alſo nicht zweifeln, daß die Herausgeber der Bibl. Shakſpeares Cymbeline ausgeſchrieben und die Quelle gegen ihren ſonſtigen Gebrauch verſchwiegen haben um die Abweichung vom Plane ihres Werks, das nur aus Romanen nicht aus Schauſpielen Auszüge liefern ſollte, zu verbergen. Deshalb ſcheinen ſie auch die Namen mit andern vertauſcht zu haben.

Collier giebt den Inhalt zweier altfranzöſiſchen Romanzen an: in der einen bemerkt der Verräther durch ein geheimes Loch in der Mauer der Kammer, wo die Frau ein Bad nimmt, daß ſie ein Muttermal hat; in der andern werden die Beweisſtücke durch einen treuloſen Dienſtboten geſtohlen. Dieſe Romanzen, bemerkt Halliwell, beweiſen für die Volksmäßigkeit der Erzählung, ohne auf Shakſpeares Behandlung Licht zu werfen.

Die Erzählung des Boccaccio ist vermuthlich aus einem lateinischen Original entsprungen, dem auch das deutsche Volksbuch seinen Ursprung verdanken mag, das zuerst ohne Jahreszahl und Druckort unter dem Titel: „Ein liepliche history und Warheit von vier kaufmendern. 4.", dann später zu Nürnberg unter dem Titel: „Ain lipliche historie von fier kaufleuten" erschien. In Schweden und Dänemark lebt dieß Volksbuch noch fort, in Deutschland ist es ausgestorben, neuerdings aber durch ein ganz modernes ersetzt worden, das aus Boccaccios Novelle entstanden ist. Es führt den Titel: „Die schöne Caroline als Husarenoberst oder die edeldenkende Kaufmannsfrau. 1826. 8. Ueber jenes ältere vgl. Grimms altd. Wälder I. S. 68.

Noch jetzt beschäftigt sich die lebendige Volkserzählung mit diesem Stoff und ich selbst habe in meinen deutschen Märchen, Stuttgart 1864, unter der Ueberschrift „Der Handschuh" eine Ueberlieferung dieser Art aufgezeichnet. Sie stammt aus der Gegend von Xanten; der Inhalt ist kürzlich folgender: Ein Graf hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Bei seinem Tode ermahnt er sie nicht von einander zu laßen, was sie ihm feierlich zusagen. Nach des Vaters Tode redet ihm aber die Schwester selber zu, am Hof des Königs Dienste zu suchen: sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüste wo er wäre. Er folgte diesem Rath und erhielt bald einen bedeutenden Posten am Hofe. Der Minister aber haßte ihn, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Einst hatte er in des Königs Geschäften eine Reise zu thun; da sagte er zu dem Grafen, er komme auch nach seiner Heimat: da gedächte er seine Schwester zu verführen. Der junge Graf, der nicht glaubte, daß ihm das gelingen werde, gieng eine Wette mit ihm ein und setzte seine Grafschaft und sein Leben zu Pfande. Diese Wette ward vor Gericht niedergeschrieben und obrigkeitlich bestätigt. Der Minister reiste ab, versuchte es aber vergebens, im Schloße der Schwester Zutritt zu erlangen. Da sah er einst einen ältlichen Herrn aus dem Schloße kommen und in einem Goldschmiedsladen verschwinden. Am andern Morgen gieng er

selber hinein, kaufte einige Kleinigkeiten und bemerkte, daß der Meister an einem kostbaren Ring arbeite. Er fragte nach dem Preise, erhielt aber zur Antwort, der Ring sei nicht feil, er gehöre einer jungen Gräfin, die ihn von ihrem Bruder zum Geschenk erhalten habe. Wenn er durchaus nicht zu Kauf sei, sagte der Minister, so wünsche er wenigstens einen ganz ähnlichen zu haben. Der Goldschmied versprach ihn so ähnlich als möglich zu machen; nach drei Tagen solle er fertig sein. In der Zwischenzeit gieng der Minister zu der ersten Hebamme in der Stadt und gab vor, seine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn; ob sie nicht wiße wie das zu vertreiben sei? Im weitern Gespräch erfuhr er, jene junge Gräfin habe ein Muttermal wie ein Veilchen zwischen den Brüsten mit auf die Welt gebracht. Mit dieser Nachricht und dem nachgemachten Ring kehrte er nach der Hauptstadt zurück und behauptete nun, die Wette gewonnen zu haben. Das Gericht, dem er den Ring vorlegte und dann mit dem Muttermal herausrückte, das er zwischen den Brüsten der jungen Gräfin gesehen zu haben vorgab, that den Ausspruch, daß der Graf die Wette verloren habe. Als ihm dieß eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen; nur halte er um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, schrieb er einen Brief an seine Schwester, worin er sie von Allem in Kenntniß setzte. Wie er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn seine Schwester, die im Fenster lag, schon aus der Ferne und freute sich sehr, daß er sie zu besuchen komme. Als er aber vorbeifuhr, wuste sie nicht was sie denken sollte. Es war ihr jedoch nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich hervorholen und ersah daraus die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu ersinnen, wie sie sein Leben und die eigene Ehre retten möchte. Da ließ sie alle Goldschmiede aus der Stadt berufen und trug ihnen auf einen kostbaren Handschuh mit Perlen und Edelsteinen noch in derselben Nacht anzufertigen. Die

Goldschmiede theilten sich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und brachten den Handschuh in aller Frühe. Dann ließ sie sechs Pferde vor ihren Staatswagen spannen und fuhr nach der Stadt, als eben der junge Graf mit großem Geleit zum Hochgericht begleitet wurde. Da befahl sie ihrem Kutscher, sich mit ihrem Wagen an einer Querstraße aufzustellen, an welcher der Zug vorbeikommen muste. Die Vordersten sollte er dann alle vorbeifahren laßen bis er sähe, daß der königliche Wagen käme: dem sollte er in den Weg fahren und dann stille halten, so daß auch der König halten müße. Das geschah: da schickte der König seinen Kutscher an den Wagen der Fremden und ließ fragen, wie sie sich unterstehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin ließ antworten, der Minister, der so eben als Zugführer vorbeigefahren sei, hätte ihr das Gegenstück zu dem Handschuh gestohlen, den sie hier dem König schicke und seine Gerechtigkeit anflehe. Der König erstaunte, als er den kostbaren Handschuh sah, und befahl, der ganze Zug solle halten und der Zugführer herbeikommen, sich zu verantworten. Als er kam, zeigte ihm der König den Handschuh und sagte, das Fräulein dort im Wagen beschuldige ihn, ihr das Gegenstück dazu gestohlen zu haben. Da geht der Minister an den Wagen, betrachtet das Fräulein, und kommt zurück und sagt, dieß Fräulein kenne er gar nicht und wolle beschwören, sie nie gesehen zu haben. Die Gräfin sprach zu dem König: „Wenn er mich nie gesehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schwester des Grafen, der hingerichtet werden soll.“ Als das der König hörte, sagte er: „Wenn das ist, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen.“ Sogleich befahl ihm der König auszusteigen und sich in den Wagen zu setzen, worin der Bruder der Gräfin säße: dieser aber solle nun den Zug führen und den Verleumder hinrichten laßen.

Im Wesentlichen dieselbe Erzählung begegnet uns auch in den Sicilianischen Märchen, welche Laura Gonzenbach aus dem Volksmund gesammelt und Otto Hartwich mit Reinhold Köhlers schätzbaren Anmerkungen herausgegeben hat, Leipzig 1870. Die

siebente Erzählung: Die beiden Fürstenkinder von Monteleone, weicht nämlich fast nur darin von unserer Xantener ab, daß statt des Handschuhs, dem Costüm der Landschaft gemäß, eine Sandale die Katastrophe herbeiführt.

Marcus Landau a. a. O. läßt die Erzählung des Boccaccio nicht aus dem von uns angenommenen lateinischen Original, sondern aus dem französischen Roman De la violette ou de Gerard de Nevers des Gybert de Montreuil, der Quelle der Euryanthe, aus dem dreizehnten Jahrhundert, entsprungen sein: „Graf Gerard auf die Treue seiner Frau Euryanthe bauend geht mit dem Grafen Lisiard von Forez die gefährliche Wette ein; diesem gelingt es aber nur die Frau zu belauschen (vgl. die oben erwähnte altfranzösische Volksromanze) und zu erfahren, daß sie unter der rechten Brust ein Muttermal habe wie ein Veilchen. Er benutzt diese so erworbene Kenntniss um die Wette zu gewinnen, und Gerard, an die Untreue seiner Frau glaubend, will sie tödten, begnügt sich aber damit sie zu verstoßen, da er einen schönen Zug von ihr sieht. Nachdem er seine Frau verlaßen, erfährt er durch Belauschung Lisiards ihre Unschuld und wird nach vielen Abenteuern und Zweikämpfen wieder mit ihr vereinigt und in den Besitz des Wettpreises gesetzt. (Vgl. Von d. Hagen III. S. XCVI—XCIX.)

In einem andern, ebenfalls von Fr. Michel in Paris (1834. 1838) herausgegebenen, aber prosaischen Romane folgt die verleumdete und verstoßene Frau, die schöne Johanna, verkleidet ihrem Gatten Robin, der in Marseille ein Hotel errichtet hat, und tritt in seine Dienste. Ritter Raoul, der auf seiner Reise nach dem heiligen Lande in dieses Hotel kommt und die schöne Johanna nicht erkennt, erzählt ihr, wie er ihren Mann betrogen hat, um die Wette zu gewinnen. Nach sieben Jahren kehrt der reich gewordene Gastwirth in seine Heimat zurück und besiegt den Betrüger im Zweikampf, worauf die Frau sich zu erkennen giebt und sie beide dann noch zehn Jahre in glücklicher Ehe zusammen leben.

Aug. Wilh. v. Schlegel giebt die Idee von Ende gut Alles gut dahin an, daß weibliche Treue und Ergebenheit den Mißbrauch der männlichen Obergewalt überwindet. So allgemein ausgesprochen liegt dieser Gedanke auch dem gegenwärtigen Schauspiel und mehrern andern Stücken des Dichters zu Grunde. Dahin rechnen wir König Lear, das Wintermärchen, die beiden Veroneser, Viel Lärmens um Nichts, Prinz Perikles von Tyrus und Othello, obgleich in diesem Stück der Triumph der reinen Weiblichkeit eine tragische Wendung nimmt. In Gleiches mit Gleichem fand Shakspeare diese Idee kaum vor; aber durch seine oben betrachteten Veränderungen wußte er den Stoff ebenfalls ganz in ihren Kreiß zu ziehen, ja sie an Isabelle und Mariannen doppelt zur Erscheinung zu bringen. Im Londoner Verschwender, einem dem Dichter mit Unrecht abgesprochenen Stück, ist es die wundervolle Treue und Anhänglichkeit der Frau, welche den Bösewicht beßert. Wir würden kein Ende finden, wollten wir alle Sagen und Märchen dieses Inhalts hier aufzählen: wir beschränken uns also auf die vornehmsten. Schon Schlegel führt beispielsweise die Geschichte der Griseldis an, die unter dem Namen von Markgraf Walther auch deutsches Volksbuch geworden ist; aber eben so gut gehören die Sagen von Lucretia im Livius, von Bertha mit dem breiten Fuß, der Gemahlin Pipins (Vgl. Valentin Schmidt über die italienischen Heldengedichte S. 1—42, Grimm altd. Wälder III. 43 und meine Bertha die Spinnerin, Frankf. 1853), von Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (Schreibers rhein. Sagen S. 63), welche mit der von der Crescentia (Koloczaer Codex, herausgegeben von dem Grafen Mailath. Pesth 1817, S. 241, und Schade Crescentia. Berlin 1853) fast in allen Zügen übereinstimmt, in diesen Kreiß. Die beiden letzten Sagen sind ganz das orientalische Märchen von dem Kadi und seiner Frau, Tausend und Eine Nacht Bd. II. S. 243 ff. Selbst die Beichte kommt hier vor, doch fehlt der Aussatz. (Vgl. Cap. 101 der englischen Gesta Rom. nach dem Auszug in Douce Illustrations of Shak-

speare II. p. 416.) Ferner gehören hieher die unter ſich eng verwandten Volksbücher von Hirlanda, Helena, Kaiſer Oktavian, der ſich wieder mit dem franzöſiſchen Volksbuch von Valentin und Orſon berührt; das von Genovefa und Siegfried, welches mit der Erzählung von Siegfrieds Geburt, wie ſie die Wilkinaſage erzählt, zuſammenhängt; endlich das neuere Volksbuch von Itha von Toggenburg, deren Schickſale im letzten Bande der deutſchen Tauſend und Eine Nacht S. 168 erzählt werden. Der Roman von Ritter Galmy im Buch der Liebe, von dem ſich noch jetzt ein abgekürztes Volksbuch erhalten hat, bildet den Uebergang in die Fridolinsſage. Neuerdings iſt noch das Käthchen von Heilbronn hinzugekommen, welches am nächſten mit der Giletta von Narbonne und einer engliſchen Ballade verwandt iſt, wo auch der von dem Ritter belauſchte Traum unter dem Hollunderbaum vorkommt, der auf unſerer Bühne ſo ſehr gefällt. Die ſchottiſche Ballade vom Grafen Walther (Child Waters) wie ſie Bürger nennt, ſtimmt mehr mit der Griſeldis. Sie ſteht jetzt in Percys Folio-Manuſcr. II, 269 beßer abgedruckt, in der Hauptſache jedoch identiſch. Der Roman de la Violette, woraus Spohrs Euryanthe entſtanden iſt, ſteht in der Mitte zwiſchen unſerer Novelle und der Crescentia. Endlich haben noch das altdeutſche Heldengedicht von Chautrun und die indiſchen Sagen von der Damajanti und der Sakontala dieſen Inhalt. Man vgl. über alle dieſe Sagen und ihren mythiſchen Urſprung Handbuch der d. Myth. §. 91.

In dieſer großen Sagenfamilie bilden aber diejenigen Sagen einen engern Kreiß, die gleich unſerer Novelle damit beginnen, daß der anfangs noch gutgeſinnte und auf die Treue ſeines Weibes feſt vertrauende Gatte mit einem Herabwürdiger des ganzen Geſchlechts wettet, es werde dieſem nicht gelingen über die Tugend ſeiner Gattin zu ſiegen. Auch hat dieſe Einleitung entſchiedene Vorzüge, denn außerdem, daß ſie das Thema gleich feſtſtellt, um das es ſich handelt, dient es auch ſehr zur Veranſchaulichung der Idee, wenn der erſt ſo zuverſichtliche Gatte, der

sein ganzes Vermögen auf die Tugend seines Weibes verwettet, dennoch im Glauben und Vertrauen an dieselbe nicht fest genug befunden wird, indem er sich durch erschlichene Beweise und Wahrzeichen täuschen und zu Grausamkeiten hinreißen läßt, die den Triumph der weiblichen Treue und Duldung herbeiführen. Der scheinbare Sieg, den jene unwürdige Denkungsart von dem weiblichen Geschlechte auf eine Weile davon trägt, dient zuletzt nur dazu, die Reinheit und Hoheit der Frauen desto herrlicher zu verklären, zu der auch der beste Mann noch zu wenig Zuversicht bewiesen hat.

Darum mag auch wohl diese Einleitung so beliebt geworden sein, obgleich sie zuweilen auch in solchen Darstellungen vorkommt, wo sie jene Wirkung nicht hervorbringen kann, weil die Sage eine andere Wendung nimmt. Dahin gehört das beliebte Volkslied:

Es saßen drei Gesellen,
Die thäten sich was verzällen;
Sie hielten unter sich
Wohl einen weisen Rath,
Wer unter ihnen wohl
Das schönste Mädchen hat.

Da war auch Einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte u. s. w.

wo sich das Ausplaudern der Geheimnisse der Liebe unmittelbar an dem Verräther bestraft: denn seine Geliebte, welche die Gesellen belauscht hat, verschließt ihm nun die Thüre und fertigt ihn mit den bekannten Worten ab:

Geh du nur immer hin
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen grunen Ast.

Cfr. Cento novelle antiche nov. 61.

Vergleichen wir dieß mit unserer Novelle, so erscheint es

schon tadelnswerth, daß Bernabo nur der Vorzüge seiner Gemahlin vor jenen lockern fremden Kaufleuten gedenkt, und in der That läßt sich seine Ruhmredigkeit als der erste Anlaß alles spätern Unglücks betrachten.

Die Sage von der Lucretia beginnt ebenfalls mit einer solchen Wette obgleich es Livius zweifelhaft läßt, ob sie den Vorzug der Frau überhaupt oder zunächst ihre Keuschheit betraf. Hier bricht zwar auch Tarquinius Sextus das Gesetz der Wette, indem er sich mit Gewalt zueignet was Ambrogiuolos List erworben zu haben nur vorspiegelt; aber die Beschämung des Gemahls wegen seines wankenden Vertrauens tritt nicht ein. Dagegen läßt sich der Tod Lucretiens in Bezug auf den Collatinus als eine Strafe seiner Ruhmredigkeit oder auch seiner Schuld faßen, die Tugend seiner Gemahlin nur in Frage gestellt zu haben.

Eine andere Wendung nimmt auch die Sage in dem mittelhochdeutschen Gedicht von zwein Kaufmann (abgedruckt in den altd. Wälder I. S. 35—66 und bei Von der Hagen Gesammt-Abenteuer Nr. 68, dessen Inhalt wir hier im gedrängten Auszuge mittheilen, weil es sich nicht nur auf unsere Novelle, sondern auch auf Boccaccios Giletta von Narbonne (Vgl. IX) und die Veränderungen bezieht, die Shakspeare in Gleiches mit Gleichem mit dem aus Cinthio entlehnten Stoffe vorgenommen hat.

Zu Verdün in Frankreich lebten zwei nahe befreundete Kaufleute, Gilot und Gillam: der eine war reich, der andere arm. Der Reiche hatte eine Tochter, Namens Irmengart, der Arme einen Sohn, Bertram genannt. Die Freundschaft bewegt den Gilot, seine Tochter dem Sohn seines armen Freundes zum Weibe zu geben. Als die Hochzeit vollzogen und die Braut heimgeführt wird, muß Bertram der Kaufmannschaft wegen den Jahrmarkt zu Provins beziehen. Er nimmt zärtlichen Abschied von seinem jungen Weibe und kommt glücklich in Provins an, wo er bei dem besten Wirthe einkehrt. Bei Tische trifft er mit vielen andern Kaufleuten zusammen, welche auf ihre daheim gebliebenen Weiber zu sprechen kommen. Der Eine meinte, er sei sicher:

seine Frau sei ein Teufel und kein Weib: der dürfe keiner zu nahe kommen. Der Andere rühmt dagegen die seinige als fromm und mitleidig, sie erbarme sich gern ihrer Nächsten: deshalb müße er auch zwei Kebskinder ernähren. Der Dritte hat gar ein Weib, die „trinket, daß ihr die Zunge hinket" u. s. w. Der Wirth fordert dann den Bertram auf, auch von seiner Hausfrau Kunde zu geben, die er nun als die Blume aller Frauen rühmt. Der Wirth bietet ihm aber die Wette, daß er binnen Kurzem mit ihr zu Bette gehen wolle. Bertram nimmt sie an und beide setzen all ihr Hab und Gut zum Pfande. Bertram läßt nun seiner Frau sagen, er reise noch nach Venedig und komme sobald nicht zurück. Der Wirth aber begiebt sich nach Verdün und nimmt dem Hause Irmengarts gegenüber Herberge. Er versucht es erst durch Grüße, dann durch Geschenke, Bestechung der Dienstboten und zuletzt durch große Anerbietungen, sie zu verführen. Da er zuletzt für eine Nacht tausend Mark bietet, reden ihr alle Leute im Hause zu, eine so große Summe nicht fahren zu laßen. Sie sucht bei ihren nächsten Verwandten, zuletzt sogar bei ihren Eltern und Schwiegereltern Schutz, aber auch diese verblendet das viele Geld: sie befehlen ihr, den Antrag anzunehmen und drohen mit dem Zorn ihres Gemahls, wenn dieser zurückkehre und höre, daß ihm ein solcher Gewinn einer Grille wegen entgangen sei. Irmengart geräth über diese Rathschläge und Drohungen in die äußerste Verzweiflung. In dieser Noth wendet sie sich zu Gott, der sich ihrer Güte erbarmt und ihr einen guten Rath sendet. Demzufolge läßt sie dem Hogier, so hieß der Wirth, entbieten, sie sei bereit, seinen Willen zu thun: er solle das Geld senden und dann in der Nacht heimlich zu ihr kommen. Sie vertauscht aber die Kleider mit ihrer Magd Frau Amelin, die nun statt ihrer dem Hogier untergeschoben wird. Als die Nacht vorüber ist und Hogier aufbrechen will, verlangt er ein Andenken und da Frau Amelin, die er für Irmengart hält, dieß verweigert, schneidet er ihr einen Finger ab, den er mit nach Provins nimmt. Bertram will sich aber nicht von der Untreue seiner Gattin überreden laßen,

und beide reisen zusammen nach Verdün zurück, wo Hogier den Beweis der gewonnenen Wette zu führen verspricht. Als sie hier anlangen, läßt Bertram ein großes Fest bereiten, zu dem er alle seine Verwandten ladet. Irmengart bemerkt seine Trauer und fragt nach der Ursache: er vertraut ihr die Wette, sie aber tröstet ihn und spricht: seine List soll ihm nicht frommen: all sein Gut ist unser. Als das Festmal vorüber ist, trägt Hogier den versammelten Gästen den Fall vor und behauptet die Wette gewonnen zu haben: zum Beweise zeigt er den abgeschnittenen Finger vor. Irmengart gesteht jetzt ihren Fehltritt ein, entschuldigt sich aber damit, daß alle ihre Verwandten ihr gerathen hätten, das Geld zu verdienen. Als sie diese hiedurch beschämt hat, zeigt sie beide Hände vor, an welchen kein Finger fehlt; zugleich kommt Frau Amelin gegangen und klagt ihr Ungemach. Hogier bekennt nun, sein Gut mit der Wette verloren zu haben. Doch wird ihm Frau Amelin mit einer Aussteuer von hundert Mark zum Weibe gegeben. Am Schluße nennt sich der Dichter Ruprecht von Würzburg.

Ein neugriechisches Volkslied in Bartholdys Bruchstücken zur Kenntniss Griechenlands (Berlin 1805, S. 430—440, wiederabgedruckt altd. Wälder II. S. 181) erzählt dieselbe Sage; doch wettet hier der Bruder über die Keuschheit der Schwester mit dem Könige, der am Schluß nach dem Sprichwort: „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn", von der Schwester als ihr Knecht in Anspruch genommen wird:

„So öffnet eure Augen doch, ihr Herrn und ihr des Volks,
Schaut meiner Finger volle Zahl, mein unbeschornes Haupt:
Mit meiner Magd hat er geruht, drum ist er jetzt mein Knecht:
So stecke Brot in deinen Sack, füll Waßer in den Krug,
Zieh mit dem Esel in den Wald und holze für den Heerd."

Endlich erhält die schon öfter erwähnte altwallisische Sage von Taliesin (Altd. Wälder I, S. 70) dieselben Grundzüge.

Man wird leicht bemerken, daß in dem altdeutschen Ge-

dichte die Wette keine Beschämung des Gatten zur Folge hat, denn dieser verläugnet das Vertrauen auf die Treue der Gemahlin nicht ganz, dafür aber werden die Eltern und Verwandten beschämt, welche der Irmengart gerathen haben, das Geld zu verdienen, so daß die Sage auch hier durch den Gegensatz zwischen den habsüchtigen Verwandten und der hohen Gesinnung der Frau die Idee zur klarsten Anschauung bringt. Nur geschieht dieß nicht unmittelbar durch die Wette, die also nicht so gut in das Ganze der Begebenheit eingreift als in der boccaccischen Darstellung, die wir deshalb vorziehen möchten.

Uebrigens zeigt sich die Verwandtschaft mit der Gilette von Narbonne (s. IX) auch an den Namen. Der Vater Irmengarts heißt Gilot, ihr Schwiegervater Gillam: beides ist nicht weit von Giletta. Ihr Mann heißt Bertram, Gilettens Gemahl Beltram, was derselbe Namen ist. Andererseits erinnert auch Bernabo, Ginevras Gemahl, wie schon Grimm bemerkt, wieder an Bertram und Ambrogiuolo an den Ambrosius des deutschen Volksbuchs. Nur aus der Verwandtschaft beider Sagen läßt sich diese Vermischung erklären. Jene beschränkt sich aber nicht auf die gemeinsame Idee, sondern diese gestaltet sich auch auf ähnliche Weise, da beiden Darstellungen die Täuschung durch Unterschiebung einer falschen Braut gemein ist. In Shakspeares Gleiches mit Gleichem ähnelt die Unterschiebung der Marianna an der Stelle Isabellens, wenn wir dabei auf das Verhältniss der Letztern zu Angelo sehen, der Vertauschung der Frau Amelin mit Irmengart in dem altdeutschen Gedicht; sehen wir aber auf das Verhältniss des Angelo zu Mariannen, welcher er die Ehe versprochen hat, so ist es ganz die Verwechselung der Giletta von Narbonne mit der Tochter der Edelfrau.

Zum Schluß ist die Novelle I, 21 des Bandello zu erwähnen, welche ebenfalls mit jener Wette beginnt, dann aber eine ganz andere Wendung nimmt. Die Frau lockt nämlich die beiden falschen Liebhaber, welche mit ihrem Manne gewettet haben, in einen Thurm und zwingt den einen zu spinnen, den andern

zu haspeln, wenn sie nicht verhungern wollen. Der Mann hat eine Art von Zauberspiegel, der ihm in der Ferne von dem Betragen seines Weibes Nachricht giebt. Damit verwandt ist eine Erzählung in den deutschen Gestis Romanorum, wo des Mannes Hemde so lange weiß bleibt als sein Weib ihm die Treue nicht bricht. Der übrige Hergang stimmt genau mit der Novelle Bandellos. Vgl. meine Deutschen Märchen Nr. 4. Jene hat übrigens dem Massinger den Stoff zu seinem Drama: The picture gegeben. Vgl. Val. Schmidts Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie, S. 14, wo auch die spätern Bearbeitungen der Boccaccischen Novelle angegeben sind.

Das Bestreichen mit Honig, um in brennender Luft den Stichen der Fliegen und Wespen preisgegeben zu werden, ist eine alte Strafe. Vgl. Grimms deutsche Rechtsalterth. S. 701. Den dort angeführten Stellen ist aber noch hinzuzufügen: Apulejus (im goldenen Esel) lib. VIII, p. 180 ed. bip.

Zum Schluß ist noch das von Reinhold Köhler (Orient u. Occid. II, 313) aus J. Campbells Sammlung unter dem Namen die Kiste mitgetheilte gälische Märchen zu erwähnen, in welchem er schon selbst eine eigenthümliche Verbindung der bei dem Kaufmann von Venedig besprochenen Märchen von dem verschriebenen Fleische und der hier einschlägigen von der in Folge einer Wette mit Unrecht der Untreue geziehenen Ehefrau erkannte. „Ein Königssohn zieht aus, sich eine Frau zu suchen. Er findet ein Mädchen, das ihm gefällt; ihr Vater verlangt aber hundert Pfund für sie. Er hat jedoch nur noch funfzig; sein Wirth borgt ihm aber die andern funfzig unter der Bedingung, daß er sich, wenn er binnen Jahr und Tag nicht bezahle, einen Streifen Haut von Kopf bis zu Fuß ausschneiden laße. Der Königssohn zieht nun mit seinem Weibe nach Hause. Nicht lange ist er in ihrem Besitz, als er einen Schiffskapitän trifft und mit ihm sein Reich verwettet um die Treue seiner Frau. Der Capitän besticht eine Magd und gelangt in einer Kiste in das Schlafzimmer der Königin und entwendet der Schlafenden Ring und Kette und bringt

sie dem König. Der glaubt die Wette verloren zu haben und geht ins Weite; der Capitän aber zieht ins Königshaus. Die Königin zieht Mannskleider an und sucht ihren Mann. Sie tritt bei einem Herrn als Stallknecht in Dienst und trifft dort auf ihren Mann, der sie aber nicht erkennt. Er trieb sich als wilder Mann herum, wird gefangen und dient nun als Stallknecht. Sie erbittet sich einmal Urlaub, nach Hause zu reisen und nimmt ihren Mann mit. Sie kommen zu jenem Wirthshaus, das dem Haus ihres Vaters gegenüber lag. Der Wirth will nun sein Recht und ihm den Streifen aus der Haut schneiden. Sie erklärt aber, daß er das nur thun dürfe ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und befreit ihn so. Nun nimmt sie ihn am andern Morgen mit in das Haus ihres Vaters, der sie natürlich nicht erkennt, wohl aber ihren Mann, und ihn hängen laßen will, weil er nichts von seiner Frau weiß. Sie errettet ihn aber vom Tode, indem sie sagt, daß er sie gekauft habe, also alles mit ihr machen könne, ebenso wie sie ein fünfmal theureres Roſs so eben erkauft und dann erschoßen habe. Nachher giebt sie sich dem Vater, der Schwester und ihrem Manne zu erkennen und kehrt mit letzterm in seine Heimat zurück. Dort entlockt sie dem Capitän das Geheimniſs mit der Kiste. Er wird gehängt und sie kommen wieder in den alten Besitz.

VII.

Zu

den luſtigen Weibern von Windſor.

1. Die Kunst zu lieben.

Nach Giovanni Fiorentini.

In Rom lebten in dem Hause Savelli zwei Freunde und Gefährten, wovon der eine Bucciuolo und der andere Pietro Paolo hieß, beide von guter Herkunft und reich an zeitlichen Gütern. Diese beschloßen, der Studien wegen nach Bologna zu ziehen, wo der eine römisches, der andere kanonisches Recht hören wollte, und so nahmen sie Abschied von ihren Verwandten, kamen nach Bologna und studierten dort eine ganze Zeit, ihrem Vorsatze gemäß, der eine weltliches, der andere geistliches Recht. Und wie ihr wißt, hat das kanonische nicht den Umfang wie das römische, weshalb Bucciuolo, der das geistliche Recht studierte, früher fertig war als sein Freund Pietro Paolo. Da er nun den Grad eines Licentiaten erlangt hatte, beschloß er, nach Rom zurückzukehren, und sprach zu Pietro Paolo: Bruder, da ich nun meinen Zweck erlangt habe, so bin ich Willens nach Hause zu reisen. Paolo antwortete: Ich bitte dich, laß mich hier nicht allein, sondern erwarte mich diesen Winter über: dann reisen wir nächsten Frühling zusammen. Du kannst inzwischen irgend eine andere Wißenschaft lernen: so verlierst du deine Zeit nicht. Bucciuolo war dieß zufrieden und versprach, ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren, gieng also Bucciuolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschloßen, auf meinen Freund und Verwandten zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wißenschaft zu lehren. Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wißenschaft aus, und ich will sie dich gern lehren. Da sprach Bucciuolo: Lieber Meister, ich möchte lernen wie man liebt, und wie man sich dabei

verhalten muß. Der Meister entgegnete lächelnd: Das gefällt mir nicht übel: du hättest nicht leicht eine Wahl treffen können, womit ich zufriedener gewesen wäre. Begieb dich also nächsten Sonntag Morgen in die Kirche der Minoritenbrüder, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und gieb wohl Acht ob eine ist, die dir wohlgefällt, und findest du eine, so folge ihr von Weitem bis du siehst wo sie wohnt: alsdann komm wieder zu mir. Und dieß soll die erste Aufgabe sein, die du zu lernen hast. Bucciuolo gieng und am folgenden Sonntag Morgen fand er sich nach des Meisters Anweisung in der Minoritenkirche ein, die Frauen zu mustern, die sich zahlreich genug versammelt hatten. Da sah er Eine darunter, die ihm sehr gefiel, denn sie war schön und reizend. Als sie daher die Kirche verließ, folgte ihr Bucciuolo, und sah und merkte sich das Haus, wo sie wohnte; woraus die Frau abnahm, daß dieser Student im Begriff sei, sich in sie zu verlieben. Bucciuolo gieng zu seinem Meister und sprach: Ich habe gethan was ihr mir sagtet, und eine gefunden, die mir sehr gefällt. Darüber hatte der Meister große Freude, und lachte heimlich des Bucciuolo wegen der Kunst, die er lernen wollte; dann sprach er zu ihm: Jetzt mußt du suchen, jeden Tag zwei oder dreimal anständig an ihrem Fenster vorüber zu gehen; nur halt deine Augen bei dir, und laß Niemand merken, daß du nach ihr hinblickst; weide dich jedoch so lange an ihrem Anschauen bis sie deine Neigung gewahrt, und dann komm wieder zu mir, und das soll deine zweite Aufgabe sein. Hierauf verließ Bucciuolo seinen Meister, und begann mit kluger Vorsicht an dem Hause der Frau vorüberzugehen bis sie deutlich erkannte, daß es um ihretwillen geschehe. Da fieng sie an, auch nach ihm zu blicken, woraus Bucciuolo Muth schöpfte, sie bescheiden zu grüßen, was sie mehrmals erwiderte, woraus Bucciuolo schloß, daß die Frau ihn liebe. Er gieng also zu seinem Meister und berichtete ihm Alles, worauf dieser antwortete und sprach: Recht schön, ich bin mit dir zufrieden; bis jetzt hast du dich in Allem wohlverhalten. Nunmehr mußt du Mittel suchen, ihr eins jener Weiber zuzuschicken,

die in Bologna mit Spitzen, Börsen und dergleichen hausieren. Und laß ihr sagen, daß du ganz zu ihren Diensten stündest; daß Niemand in der Welt sei, den du mehr liebtest als sie; auch seist du erbötig, Alles für sie zu thun was ihr gefiele: dann wirst du hören was sie dir antworten läßt. Wenn du dann von ihr Bescheid erhältst, so kommst du wieder hieher und erzählst es mir, und ich werde dir sagen was du weiter zu thun hast. Bucciuolo gieng sogleich und fand eine Krämerin, die zu diesem Geschäft ganz geeignet schien, zu welcher er sprach: Ihr könntet mir einen wichtigen Dienst erweisen, wofür ich euch zu eurer Zufriedenheit bezahlen wollte. Die Krämerfrau antwortete: Ich will gern thun was euch gefällt, denn ich muß davon leben, Geld zu verdienen. Bucciuolo schenkte ihr zwei Florin und sprach: Geht heute einmal in die Straße Maccarella, wo eine junge Frau wohnt mit Namen Giovanna, die ich mehr liebe als irgend eine auf Erden; auch bitte ich euch, mich bei ihr zu empfehlen und ihr zu versichern, ich sei bereit, Alles zu thun was ihr gefiele. Und sagt ihr alles dieses mit so zärtlichen Worten als ich weiß, daß euch zu Gebote stehen; und darum bitt ich euch so hoch und theuer ich kann. Die Alte sprach: Laßt mich nur machen, ich will schon Gelegenheit finden. Bucciuolo versetzte: Geht gleich, ich erwarte euch hier. Alsbald machte sie sich auf mit einem Waarenkörbchen, und gieng zu der Frau, welche sie an der Schwelle des Hauses fand, grüßte und sprach: Madonna, hab ich nichts unter meinen Waaren, das euch anständig ist? Greift dreiste zu, was euch immer gefallen mag. Darauf setzte sie sich neben sie und zeigte ihr Spitzen, Börsen, Schnüre, Spiegel und anderen Frauentand. Als sie Vieles betrachtet hatte, gefiel ihr vor Allem eine Börse darunter. Hätt ich Geld, sprach sie, so möchte ich wohl diese Börse kaufen. Madonna, versetzte die Hausiererin, darauf braucht ihr nicht zu sehen, nehmt nur, wenn ihr was findet, das euch gefällt: es ist schon Alles bezahlt. Die Frau stutzte bei diesen Worten, und das einschmeichlerische Betragen der Alten befremdete sie: Was soll das heißen, frug sie,

was wollt ihr damit ſagen? Die Alte fieng an zu weinen und ſprach: Hört mich an: Ich muß euch nur geſtehen, daß ein junger Mann, Namens Bucciuolo, mich hergeſchickt hat, welcher euch mehr liebt und höher ſchätzt als irgend ein Weſen unter der Sonne. Es iſt nichts auf der Welt, wenn es in ſeinen Kräften ſteht, das er nicht gern für euch thäte, und Gott, ſagte er mir, könne ihm keine größere Gnade erzeigen als wenn ihr geruhen wolltet, ihm irgend etwas zu befehlen. Und wahrhaftig, mir ſcheint als verzehrte er ſich ganz vor Verlangen euch zu ſprechen, und ich habe wohl noch keinen redlichern jungen Menſchen geſehen als ihn. Als die Frau dieſe Worte vernahm, ward ſie über und über roth, wandte ſich zu der Alten und ſprach: Wenn ich euch nicht ſchonen müſte um meiner Ehre willen, ſo wollt ich euch ſo regieren, daß es ein Erbarmen wäre. Schämſt du dich nicht, abſcheuliche Hexe, einer ehrbaren Frau mit ſolchen Anträgen zu kommen? Daß dich Gott ſtrafe! Mit dieſen Worten griff das junge Weib nach der Sperrſtange der Thüre und wollte ſie ſchlagen. Kommſt du noch einmal, rief ſie, ich will dich bedienen, daß dich nicht wieder her gelüſtet. Da war die Alte nicht faul, griff ſchnell nach ihren Sachen, trollte ſich und gieng ihres Weges, immer noch ſehr in Furcht, die Bekanntſchaft jener Stange zu machen, und nicht eher beruhigt bis ſie zu Bucciuolo kam. Als dieſer ſie ſah, frug er, was ſie Neues bringe, und wie die Sache ſtehe? Schlecht ſtehts, verſetzte die Alte, mein Lebtage hab ich ſolchen Schreck nicht gehabt, und das Ende vom Liede iſt, daß ſie euch weder ſehen noch ſprechen will. Und wär ich nicht ſo raſch geweſen mit Davonlaufen, ſo hätt ich eine Stange verſuchen müßen, die ſie in der Hand hatte. Was mich betrifft, ſo gedenk ich nicht wieder hin, und rathe auch euch, dieſen Gedanken fahren zu laßen.

Bucciuolo blieb ganz troſtlos zurück, dann begab er ſich zu ſeinem Meiſter und erzählte ihm was ihm begegnet ſei. Der Meiſter tröſtete ihn und ſprach: Beruhige dich, Bucciuolo, kein Baum fällt auf den erſten Streich. Geh heute Abend noch ein-

mal vorbei und gieb Acht, was sie dir für ein Gesicht macht, und ob sie aufgebracht scheint oder nicht; dann komm wieder und sag es mir. Bucciuolo machte sich auf und gieng nach der Wohnung der Frau. Diese hatte ihn nicht sobald erblickt als sie geschwind ihrem Mädchen rief und sprach: Geh unbemerkt dem jungen Menschen dort nach und sag ihm in meinem Namen, daß er mich heut Abend besuche, und ja nicht ausbleibe. Das Mädchen kam also zu ihm und sprach: Herr, Madonna Giovanna bittet euch, sie heute Abend zu besuchen, denn sie wünscht euch zu sprechen. Bucciuolo war betroffen, doch antwortete er und sprach: Sag ihr, ich würde mit Freuden kommen; alsdann gieng er zu seinem Meister und hinterbrachte ihm Alles. Der Meister wunderte sich und fieng an heimlich zu argwöhnen, ob dieß nicht gar seine eigene Frau sei, wie sie es in der That war. Schön, sprach er zu Bucciuolo, und wirst du hingehen? Freilich, versetzte Bucciuolo. Da sprach der Meister: Wenn du dann zu ihr gehst, so ruf doch erst bei mir an. Bucciuolo sagte, es solle geschehen, und gieng. Jene Dame war die Frau des Meisters: Bucciuolo wuste es nicht; aber der Meister fieng schon an, Eifersucht zu empfinden, denn er schlief den Winter über im Schulgebäude, um den Studierenden noch spät lesen zu können, und die Frau wohnte allein mit ihrem Mädchen. Der Meister dachte: Ich möchte doch nicht, daß Der auf meine Kosten studierte: ich muß sehen, dahinter zu kommen. Am Abend kam Bucciuolo und sagte: Meister, ich gehe jetzt. Der Meister sprach: Geh und sei klug. Laßt mich nur machen, versetzte Bucciuolo und verließ den Meister. Er hatte sich einen dichten Panzer umgeschnallt; ein scharfes Schwert unter dem Arm, einen guten Dolch an der Seite gieng er nicht wie ein Unbedachtsamer. Als er weg war, folgte ihm der Meister auf dem Fuß. Bucciuolo, der kein Wort hievon wuste, kam an die Thüre der Frau, und kaum hatte er angeklopft, so schloß sie ihm auf und ließ ihn ein. Als der Meister sah, daß es seine Frau war, gerieth er außer sich und sprach: Nun seh ich wohl, der studiert auf meine Kosten. Gleich beschloß er,

ihn zu ermorden, lief nach der Schule zurück, ergriff ein Schwert und einen Dolch und kam in großer Wuth wieder an das Wohnhaus mit dem Vorsatz sich an Bucciuolo zu vergreifen. Vor der Thüre angelangt, begann er mit Ungestüm zu klopfen. Die Dame saß mit Bucciuolo am Feuer, und da sie an die Thüre klopfen hörte, dachte sie gleich, es sei der Meister, nahm den Bucciuolo und versteckte ihn unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag. Dann lief sie zur Thüre und fragte: wer da sei? Der Meister rief: Schließ auf, du könntest es wohl denken, schlechtes Weib, das du bist. Die Frau schloß auf und da sie ihn gewaffnet sah, rief sie: O Himmel, Herr, was soll das? Der Meister sprach: Du weist wohl wen du im Hause hast. Ich Unglückliche, rief sie, was sagt ihr? Seid ihr von Sinnen? Sucht nach und wenn ihr Jemand findet, so viertheilt mich. Wie werd ich jetzt anfangen zu thun was ich mein Leben nicht gethan? Habt acht, Herr, daß euch der böse Feind nicht etwas vorspiegelt, daß ihr der Seele verlustig geht. Der Meister ließ eine Fackel anzünden und durchsuchte den Keller zwischen den Fäßern, stieg dann wieder herauf und suchte in der Kammer unter dem Bette und stieß den Degen durch den Strohsack, den er ganz durchbohrte, und hatte bald das ganze Haus durchlaufen und nichts zu finden gewust.

Die Frau war ihm immer zur Seite mit dem Lichte in der Hand und redete ihm zu: Herr, segnet euch mit dem Zeichen des Kreuzes, denn gewiss, der böse Feind will euch versuchen, und führt euch her, das zu sehen was nimmer sein kann. Denn stände mir der Sinn nach dem was ihr denkt, ich wollte mich selber umbringen. Darum bitt ich euch um Gotteswillen, laßt euch nicht versuchen. Als der Meister sah, daß Niemand da sei, und die Frau reden hörte als ob es ihr Ernst sei, stand er eine Weile unschlüßig, löschte dann das Licht aus und gieng nach der Schule. Sogleich verschloß die Frau die Thüre und zog Bucciuolo unter der Wäsche hervor, dann machte sie ein helles Feuer an, und trug einen großen fetten Kapaun auf, nebst mehrern

Sorten Wein, worauf ſie ſich hinſetzten und vortrefflich zu Nacht ſpeiſten. Die Frau ſagte mehrmals: Siehſt du, mein guter Mann hat ſich nichts weiß machen laßen. Und da die erſehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, ſtand Bucciuolo auf und ſagte: Madonna, ich will gehen; habt ihr mir nichts zu befehlen? Sie ſprach: Doch: daß du heute Abend wieder kommſt. Das ſoll geſchehen, ſprach Bucciuolo, nahm Abſchied und trat aus dem Hauſe. Nun begab er ſich nach der Schule und ſprach zu dem Meiſter: Ich bringe luſtige Nachricht. Wie ſo? frug der Meiſter. Bucciuolo verſetzte: Geſtern Abend, als ich bei ihr im Hauſe war, ſieh, da kommt der Mann und durchſucht das ganze Haus und weiß mich nicht zu finden, denn ſie hatte mich unter einem Haufen ungetrockneter Wäſche verborgen. Und die Frau wuſte ihm ſo gut was vorzureden, daß er bald wieder gieng; darauf ſpeiſten wir zu Nacht einen großen Kapaun und tranken mehrere feine Weine mit dem feſtlichſten Jubel, den ihr jemals ſaht, und ſo lebten wir in lauter Luſt bis dieſen Augenblick, und weil ich die Nacht nicht viel geſchlafen habe, ſo will ich gehen und mich niederlegen, denn ich verſprach, den Abend wieder zu kommen. Der Meiſter verſetzte: Ruf doch hier an, wenn du hingehſt. Recht gern, ſprach Bucciuolo und entfernte ſich und der Meiſter blieb zurück, ſo entbrannt in Zorn, daß er ſich vor Pein nicht zu faßen wuſte, und den ganzen Tag konnte er keine Vorleſung halten, ſo quälte ihn die Eiferſucht; aber am Abend gedachte er ſich zu rächen, wozu er ſich noch Helm und Panzer verſchaffte. Als es Zeit ward, begab ſich Bucciuolo, der hievon noch immer nichts ahnte, ganz harmlos zu ſeinem Meiſter und ſprach: Ich gehe. Der Meiſter verſetzte: Geh, und komm mir morgen früh ſagen wie es dir ergangen iſt. Das ſoll geſchehen, ſprach Bucciuolo und begab ſich alsbald nach dem Hauſe jener Frau. Sogleich nahm der Meiſter ſeine Waffen, gieng dicht hinter Bucciuolo her und gedachte ihn auf der Schwelle einzuholen. Die Frau ſtand auf der Lauer, ſchloß ihm gleich auf und ließ ihn ein, und als die Thüre wieder verſchloßen war, kam

der Meister heran und begann zu klopfen und einen großen Lärm zu machen. Da löschte die Frau schnell das Licht aus, schob den Bucciuolo hinter sich, schloß die Thür auf und umarmte auch gleich ihren eintretenden Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Bucciuolo hinausschob ohne daß es jener bemerkte; dann fieng sie an zu schreien: Herbei Leute, herbei, der Meister ist toll geworden, und dazu hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei, und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: Haltet ihn, er ist übergeschnappt vom vielen Studieren, redeten sie sich gegenseitig ein, daß er von Sinnen sei, und sprachen ihm zu: Aber Meister, was soll dieß bedeuten? Geht zu Bette, euch auszuruhen; strengt euch doch weiter nicht an. Der Meister sagte: Wie soll ich mich zur Ruhe begeben, wenn das schlechte Weib einen Mann bei sich im Hause hat, den ich selbst herein schleichen sah? Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können. Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken: es ward ja nie eine beßere Frau geboren als diese, von reinern Sitten und unbefleckterm Ruf. Was, rief der Meister, wenn ich nun selbst Einen hereinschleichen sah? und ich weiß, daß er hier ist. Darüber kamen zwei Brüder der Frau; da fieng sie gleich an zu weinen und sprach: Lieben Brüder, seht her, mein Mann ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, und ihr wißt wohl, daß ich das Weib nicht bin zu solchen Dingen. Die Brüder sprachen: Wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Und was bringt euch heute plötzlich so sehr wider sie auf, da ihr sie doch schon so lange zum Weibe habt? Der Meister erwiderte: Ich sag euch, es ist Einer hier im Hause und ich hab ihn selbst gesehen. Wohlan, sagten die Brüder, laßt uns ihn suchen, und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt. Einer der Beiden rief die Schwester bei Seite und sprach: Sage mir die Wahr-

heit, hast du Einen im Hause? Sie erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Himmel behüte mich und gebe mir eher den Tod eh ich mich solcher Dinge gelüsten ließe. Weh, sollte ich jetzt begehen was nie eine begieng aus unserm Hause? Schämt ihr euch nicht, mich nur darnach zu fragen? Dieß schien den Bruder sehr zu beruhigen, worauf sie mit dem Meister Hausſuchung zu halten begannen. Plötzlich stürzte der Meister auf jenen Haufen Wäsche los und durchbohrte ihn, als fechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen. Hab ich euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Diese Waschleinwand zu verderben, die ihm nichts zu Leide gethan! Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei, und nachdem sie alles durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der Eine: Er ist verrückt! und der Andere sprach: Meister, ihr habt in der That sehr Unrecht, unsere Schwester so zu beschimpfen. Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wuste was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulaßen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand, und schlugen dem Meister so manchen Schlag bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrachen. Dann knebelten sie ihn als einen Sinnlosen, der, wie sie sagten, vom vielen Studieren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich nebst der Schwester zur Ruhe begeben hatten. Den andern Morgen schickten sie zum Arzt, welcher verordnete, ihn neben den Ofen zu betten und Niemand mit ihm sprechen zu laßen, auf keine seiner Fragen zu antworten, und so sollten sie ihn fasten laßen bis er wieder zur Besinnung käme, und also geschah es. Nun lief das Gerücht durch ganz Bologna, wie dieser Meister übergeschnappt sei, und Alle bedauerten ihn, und Einer sprach zu dem Andern: Wahrhaftig, ich merkte es schon gestern, da er uns die Stunde nicht lesen konnte. Ein Anderer sagte: Der Mann hat sich ganz verändert. So hieß es überall, er sei irre, und es vereinigten sich Viele ihn zu besuchen.

Bucciuolo, der von dem Allen nichts wuſte, gieng nach der Schule, um dem Meiſter zu berichten was ihm begegnet ſei, und als er dahin kam, ward ihm geſagt, der Meiſter ſei toll geworden. Bucciuolo wunderte ſich, und weil es ihm leid that, gieng er mit den Andern zuſammen ihn zu beſuchen. Und als ſie an das Haus des Meiſters kamen, gerieth Bucciuolo außer ſich vor Erſtaunen und wäre faſt verſunken, da er ſah wie ſich die Sache verhielt. Damit aber Niemand Argwohn ſchöpfe, trat er mit den Andern herein, und als er in den Saal kam, fand er den Meiſter gefeßelt und ganz verſtört auf dem Bette neben dem Ofen liegen, weshalb alle die Studierenden ihren Meiſter betrauerten und ſagten, ſein Unfall ſei ihnen ſehr ſchmerzhaft. Nun war an Bucciuolo die Reihe mit ihm zu ſprechen. Er ſagte alſo: Lieber Meiſter, ihr geht mir ſo nahe wie ein leiblicher Vater, und wenn ich irgend etwas für euch thun kann, ſo verfügt über mich wie über euern Sohn. Der Meiſter antwortete: Bucciuolo, Bucciuolo, geh mit Gott, du haſt nun genug gelernt auf meine Koſten. Die Frau fiel ein: Achtet nicht auf ſeine Worte, denn er faſelt, und weiß ſelbſt nicht was er ſpricht. Bucciuolo nahm Abſchied und gieng zu Pietro Paolo und ſprach: Bruder, gehabe dich wohl, denn ich habe nun ſo viel gelernt, daß ich nichts mehr lernen will; und ſomit reiſte er ab und traf glücklich in Rom ein.

2. Die Rache.

Nach Straparola.

In Bologna, der edeln Stadt in der Lombardei, der Mutter der Gelehrsamkeit, die Alles im Ueberfluß besitzt, was ihre Pflege begünstigt, lebte ein Student, Namens Filenio Sisterna, aus Creta gebürtig, von edelm Geschlecht, ein schöner, freundlicher Jüngling. Eines Tages begieng man in Bologna ein großes und glänzendes Fest, zu dem viele Frauen der Stadt geladen waren und woran unter vielen andern Bolognesischen Edelleuten und Studierenden auch Filenio Antheil nahm. Nach der Sitte junger Leute warf er seine Blicke bald auf diese, bald auf jene Schöne, und da sie ihm sämmtlich wohlgefielen, wollte er sich mit einer derselben dem Ringeltanz anschließen. Er trat also zu der Einen, mit Namen Emerentia, der Gattin des Lamberto Bentivoglio, und forderte sie zum Tanz auf. Sie war artig und nicht minder aufgeräumt als schön und schlug den Antrag nicht aus. Mit zögerndem Schritt führte sie Filenio zum Tanz, drückte verstohlen ihre Hand und flüsterte ihr leise die Worte zu: Edle Frau, eure Schönheit ist so groß, daß sie ohne Zweifel Alle weit überstralt, die je mein Auge gesehen. Auf der Welt ist kein Weib, zu der ich so glühende Liebe empfände wie zu euer Gnaden, und wenn ihr meine Liebe erwidertet, so würde ich mich den glücklichsten, seligsten Menschen erachten, der auf der Welt zu finden wäre; wo nicht, so muß ich mich bald des Lebens beraubt sehen und Ihr die Schuld meines Todes tragen. Da ich euch, hohe Herrin, nun liebe wie ich thue und wie es meine Pflicht ist, so nehmt mich zu euerm Diener an und verfügt über mich und das Meinige, wie geringfügig es sein mag, wie über euer Eigen-

Panthemien kennen gelernt. Als der Morgen kam und der gute Jüngling allgemach zur Einsicht des Betrugs dieser Frau gelangte, bemerkte er an einer Seite des Waarenlagers einige Ritzen in der alten und feuchten Mauer, durch welche ein Lichtschimmer eindrang. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihm mehrere Steine herauszubrechen, und brach so lange bis er ein so großes Loch hineingearbeitet hatte, daß er hindurchschlüpfen konnte. Hier fand er einen Pfad, der nicht weit von der öffentlichen Straße entlegen war, und schlug barfuß und im Hemde den Weg nach seiner Herberge ein, wo er auch ohne von Jemand erkannt zu werden glücklich anlangte. Sinforosia, die schon von den beiden Streichen vernommen hatte, welche dem Filenio gespielt worden, entschloß sich einen dritten hinzuzufügen, der jenen nichts nachließe. Sie blinzelte ihm also so oft sie ihn sah mit den Augenwimpern zu als wolle sie ihm zu verstehen geben, wie sie sich um ihn verzehre. Der Jüngling, der die ausgestandenen Leiden schon vergessen hatte, fieng bald an, vor ihrem Hause Fensterspaziergänge anzustellen, und den Verliebten zu spielen. Als Sinforosia sah, daß er sich schon über und über in ihren Netzen verfangen habe, schickte sie ihm durch eine Alte einen Brief, worin sie ihm sagte, sie sei von seiner Schönheit und edelm Betragen so eingenommen und bezaubert, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe finde, und wünsche daher über Alles in der Welt, ihn, wenn es ihm beliebe, zu sprechen. Als Filenio den Brief empfangen und den Inhalt ersehen hatte, dachte er an keinen Betrug, vergaß alle früher empfangenen Beleidigungen und war der fröhlichste und zufriedenste Mensch, der jemals gefunden ward. Sogleich ergriff er die Feder und antwortete, wenn sie ihn liebe und nach ihm schmachte, so seien ihre Schmerzen wohl vergolten, denn er liebe sie mehr als sie ihn, und zu jeder Stunde wo sie befehle sei er zu ihren Diensten bereit. Sobald sie die Antwort gelesen und den günstigen Augenblick gefunden hatte, ließ ihn Sinforosia ins Haus und nach vielen erheuchelten Seufzern sprach sie zu ihm: Mein Filenio, zu diesem Schritt hätte mich in der ganzen Welt wohl Niemand als

du vermocht, denn deine Schönheit, deine Anmuth und der Reiz deiner Rede haben ein solches Feuer in meiner Seele entzündet, daß ich wie trockenes Holz zu lodern glaube. Als der Student sie so sprechen hörte, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie vor Liebe zu ihm zerschmelzen wolle. So ergieng sich der lose Vogel eine Weile mit Sinforosien in süßen und ergetzlichen Liebesreden und schon schien es ihm Zeit zu Bette zu gehen und sich an ihre Seite zu schmiegen, als Sinforosia sprach: Bevor wir schlafen gehen, mein süßes Herz, scheint es mir räthlich uns ein wenig zu stärken; dann ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn in ein Seitengemach, wo ein Tisch mit köstlichem Zuckerwerk und trefflichen Weinen bereit stand. Die Verschlagene hatte den Wein mit Kräutersaft gemischt, damit er zu einem gewissen Zeitpunkt entschliefe. Filenio ergriff den Becher, füllte ihn mit jenem Weine und trank ihn, ohne einen Betrug zu ahnen, völlig aus. Nachdem er die Lebensgeister erfrischt und sich mit wohlriechenden Waßern gesalbt und durchbalsamt hatte, begab er sich zu Bette. Es währte nicht lange, so that der Trank seine Wirkung und der Jüngling verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß der stärkste Geschützdonner oder ein anderer noch so heftiger Lärm ihn schwerlich erschreckt hätte. Als Sinforosia sah, daß er fest schlafe und der Saft seine Wirkung vollkommen bewähre, so schlüpfte sie von ihm und berief eine junge muntere Dienerin, die mit einverstanden war, worauf beide den Studenten bei Händen und Füßen ergriffen und ihn gemach vor die Thüre auf die Straße trugen, wo sie ihn etwa einen Steinwurf weit von dem Hause liegen ließen. Etwa eine Stunde vor Tage, als der Trank seine Kraft ausgebraust hatte, erhob sich der Arme und fand sich, statt an Sinforosiens Seite barfuß und im Hemde und halbtodt vor Kälte auf der bloßen Erde liegen. Kaum konnte sich der Bedauernswürdige, an Armen und Beinen erstarrte, wieder auf die Füße heben. Als es seinen Anstrengungen gelang, sich aufzurichten, die Beine ihn aber noch nicht halten wollten, schleppte er sich, so gut er konnte und mochte, zu seiner Herberge zurück und traf Anstal-

ten zu seinem Heile. Und wäre die Unverwüstlichkeit der Jugend ihm nicht zu Hülfe gekommen, so wär er gewiss lebenslang mit Nervenziehen behaftet geblieben. Als er aber seine frühere Gesundheit wieder erlangte, verschloß er die erlittenen Beleidigungen in der Tiefe seines Herzens und ohne sich irgend gekränkt oder erbittert zu zeigen, stellte er sich vielmehr in alle Drei noch weit verliebter als zuvor, indem er bald nach der Einen, bald nach der Andern liebäugelte. Jene versahen sich seiner Arglist nicht, sondern hatten ihre Freude an seinem Betragen, und nahmen seine Huldigungen mit der freundlichen, wohlwollenden und gnädigen Miene auf, die man wahrhaft Liebenden nicht versagt. Manchmal war es dem gereizten Jüngling als müße er Hand an sie legen und ihnen das Antlitz zeichnen, aber er bedachte klüglich den hohen Stand der Frauen und wie schimpflich es für ihn wäre, drei schwache Weiber zu schlagen und bezwang seinen Ingrimm. Lange sann er hin und her, wie er sich rächen möge, und da er es durchaus nicht anzustellen wuste, gerieth er außer sich vor Betrübniss. Nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, was er thun müße um seinen Wunsch zu befriedigen, und das Glück begünstigte ihn, den entworfenen Plan ins Werk zu rufen. Filenio hatte in Bologna ein schönes Lusthaus mit einem geräumigen Saale und geschmackvollen Nebengemächern gemiethet, und hier beschloß er ein prachtvolles und glänzendes Fest zu geben, und außer andern Frauen auch Emerentia, Panthemia und Sinforosien dazu einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, und als der Tag des glänzenden Festes erschien, begaben sich die Frauen, die in ihrem Leichtsinn nichts Arges ahnten, alle drei dahin. Als es Zeit war, die Frauen mit kühlen Weinen und köstlichem Zuckerwerk zu erquicken, ergriff der verschlagene Jüngling seine drei Liebsten bei der Hand und führte sie mit vielem Anstand in ein Nebengemach, sie höflich bittend, sich ein wenig zu erfrischen. Kaum aber waren die thörichten, unvorsichtigen Frauen in der Kammer angelangt, so verschloß er die Thür derselben, wandte sich zu ihnen und sprach: Jetzt, ihr boshaften Weiber, ist die Stunde gekommen

mich zu rächen und euch für die Beleidigungen zu ſtrafen, wodurch ihr meine heiße Liebe vergaltet. Als ſie dieſe Worte hörten, waren ſie vor Schreck mehr todt als lebendig, bereuten es im Stillen ihn beleidigt zu haben, und machten ſich die gröſten Vorwürfe, daß ſie dem vertraut hatten, den ſie hätten haßen ſollen. Mit drohender, zornglühender Miene befahl ihnen der Jüngling, wofern ihnen das Leben lieb ſei, ſich alle drei nackt auszukleiden. Als dieß die guten Frauen vernahmen, ſahen ſie ſich betroffen an, ergoßen ſich in Thränen und Wehklagen und baten flehentlich, wenn nicht um ihrer Liebe willen, doch bei ſeiner Zucht und angeborenen Menſchlichkeit, mindeſtens ihrer Ehre zu ſchonen. In der Freude über das Gelingen ſeines Anſchlags verſprach es ihnen der Jüngling, beſtand aber darauf, daß ſie ſich in ſeinem Beiſein entkleiden ſollten. Da warfen ſie ſich alle drei zu den Füßen des Studenten und beſchworen ihn unter tauſend Thränen, ihnen dieß zu erlaßen und ſo unendliche Schmach nicht zuzufügen. Aber er hatte ſein Herz zum Diamant verhärtet und ſagte, er ſei in einer gerechten Rache begriffen. So muſten ſich denn die Frauen ausziehen, daß ſie daſtanden wie ſie aus Mutterleibe gekommen, und doch waren ſie nackt nicht minder ſchön als bekleidet. Der Jüngling betrachtete ſie von dem Kopf bis zu den Füßen, und als er ſie ſo ſchön und zart erblickte, daß die Weiße ihrer Haut den Schnee übertraf, begann ſich doch einiges Mitleid in ihm zu regen; aber die Erinnerung der erlittenen Beleidigung und ausgeſtandenen Todesgefahr kehrte in ſein Gedächtniſs zurück und verſcheuchte alles Erbarmen, ſo daß er bei ſeinem grauſamen und herzloſen Vorſatz beharrte.

Alsdann nahm der liſtige Jüngling die Kleider und alles Zeug, das ſie an ſich gehabt hatten, verſchloß es in einem Seitenzimmer und befahl ihnen eben nicht allzuhöflich, ſich alle drei in ein Bett zu legen. Ganz beſtürzt und bebend vor Schrecken riefen ſie aus: O wir Unſeligen, was werden unſere Männer, was unſere Eltern ſagen, wenn ſie erfahren, daß man uns hier ſo nackt wie wir ſind ermordet gefunden! Beßer wären wir in den

Windeln geſtorben, als daß die Welt dieſe Schmach und Schande von uns erfahren ſoll. Als der Student ſie wie Mann und Weib beiſammen liegen ſah, nahm er ein weißes Leintuch, das aber nicht allzufein war, damit ihre Geſichtszüge nicht durchſchimmern und ſie verrathen ſollten, und bedeckte ſie damit vom Kopf bis zu den Füßen, dann verließ er das Gemach, verſchloß die Thüre und ſuchte ihre Männer auf, die ſich in dem Saale eben beim Tanz vergnügten. Als die Muſik ſchwieg, führte er ſie in das Nebengemach, wo die drei Frauen im Bette lagen, und ſprach zu ihnen: Ihr Herrn, ich hab euch hieher geführt, um euch ein kleines Vergnügen zu machen, und euch den ſchönſten Anblick zu verſchaffen, der euch in euerm Leben zu Theil geworden. Hierauf näherte er ſich mit einer Fackel dem Bette, hob das Leintuch von den Füßen empor und wickelte es auf, indem er die Frauen bis zu den Knieen bloßdeckte, daß die Männer die runden, weißen Beine mit dem zierlichen Füßchen ſehen mochten, was ein wundervoller Anblick war. Dann enthüllte er ſie bis zur Bruſt und zeigte ihnen die blendenden Schenkel, die zwei Säulen des reinſten Marmors ſchienen, und den gerundeten Leib, dem feinſten Alabaſter ähnlich. Hierauf enthüllte er ſie noch weiter und zeigte ihnen den zarten, ſchön gewölbten Buſen mit den zwei prallen, köſtlichen runden Brüſten, die den erhabenen Jupiter ſelbſt gezwungen hätten ſie zu küſſen und liebzukoſen. Dieß gewährte den drei Ehemännern das gröſte Vergnügen und Ergetzen, das ſich denken läßt. Ich überlaße es Jedem, ſich ein Bild der Angſt und Verlegenheit zu machen, worin die armen unglücklichen Frauen ſich befanden, als ſie hörten, daß ihre Männer es ſeien, die ſich an ihrem Anblick weideten. Sie hielten ſich ruhig und wagten kaum Athem zu holen, um nicht erkannt zu werden. Die Ehemänner erſuchten den Jüngling, auch von dem Antlitz den Vorhang wegzuziehen; er aber, in fremden Angelegenheiten vorſichtiger als in den eigenen, wollte nicht einwilligen. Aber dennoch begnügte er ſich nicht hiemit, ſondern nahm die Kleider der drei Frauen und zeigte ſie ihren Männern. Dieſe erblickten ſie mit

einer gewiſſen Betroffenheit, die ihnen am Herzen nagte. Mit ſteigendem Erſtaunen betrachteten ſie dieſelben näher und ſprachen bei ſich ſelbſt: Iſt dieß nicht das Kleid, das ich meiner Frau machen ließ? Iſt das nicht die Haube, die ich ihr kaufte? Iſt dieß nicht das Halsgehänge, das ihr vom Halſe bis zur Bruſt niedergieng? Sind dieß nicht die Ringe, die ſie am Finger trug? Um das Feſt nicht zu ſtören, verließen ſie das Gemach, entfernten ſich aber nicht, ſondern blieben zur Tafel. Als der Jüngling vernahm, daß das Abendmal fertig ſei, und ſein kluger Haushofmeiſter Alles bereitet habe, forderte er die Geſellſchaft auf, ſich zu Tiſche zu ſetzen. Während es die Gäſte ſich wohlſchmecken ließen, begab ſich unſer Student in das Nebengemach zurück, wo die drei Frauen im Bette lagen, enthüllte ſie und ſprach: Guten Morgen, meine Damen, habt ihr eure Männer nicht gehört? Sie harren eurer draußen mit dem heißeſten Verlangen: worauf wartet ihr? Steht auf, ihr Siebenſchläfer, gähnt nicht lange, laßt ab euch die Augen zu reiben, nehmt eure Kleider und ſchlüpft eilig hinein: es iſt Zeit in den Saal zurückzukehren, wo euch die andern Damen erwarten. Alſo ſoppte er ſie und weidete ſich an ihrer Rathloſigkeit. Die troſtloſen Frauen fürchteten, ihr Abenteuer werde ein grauſames Ende nehmen, ſie weinten und verzweifelten an ihrem Heil. So geängſtet und von Schmerzen durchbohrt, erhoben ſie ſich auf die Füße, mehr den Tod als etwas Anderes erwartend. Filenio, ſprachen ſie zu dem Jüngling, du haſt vollkommene Rache an uns genommen, es bleibt nichts mehr übrig als daß du dein ſcharfes Schwert nimmſt und uns den Tod damit giebſt, welchen wir über Alles in der Welt wünſchen und willkommen heißen. Willſt du uns dieſe Gnade aber nicht erzeigen, ſo laß uns wenigſtens unerkannt nach Hauſe gelangen, damit unſere Ehre unbeſcholten bleibe. Filenio glaubte nun genug geſehen zu haben, gab ihnen ihre Kleider zurück und gebot ihnen, ſich eiligſt anzuziehen. Als dieß geſchehen war, ließ er ſie durch ein geheimes Hinterpförtchen hinaus, und ſo kamen ſie beſchämt, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Hauſe. Sogleich zogen

sie die Kleider wieder aus, die sie getragen hatten, verschloßen sie in ihre Schränke, begaben sich aber klüglich noch nicht zu Bette, sondern setzten sich hin zu arbeiten. Nach der Malzeit dankten die Männer dem Studenten für die gute Aufnahme, die sie bei ihm gefunden, noch mehr aber für das Vergnügen, das er ihnen gewährt, indem er sie die köstlichen Glieder habe sehen laßen, deren Schönheit die Sonne überstralt habe, nahmen Abschied von ihm und kehrten zurück in ihre Wohnungen. Zu Hause fanden sie ihre Frauen in ihrem Kämmerlein neben dem Feuer sitzen, eifrig mit Nähen beschäftigt. Weil ihnen aber die Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten, welche sie in Filenios Kammer gesehen hatten, noch einigen Verdacht erregten, fragten sie, um auch diesen zu beseitigen, Jeder die Seinige, wo sie den Abend zugebracht hätten, und wo ihre Kleider seien? Ganz unbefangen antworteten ihnen die Frauen, sie hätten heute Abend das Haus nicht verlaßen, nahmen die Schlüßel ihrer Schränke, wo die Kleider verwahrt wurden, und zeigten ihnen Röcke, Ringe und Alles, was sie an Schmuck von ihren Männern erhalten hatten. Als die Männer dieß sahen wusten sie nicht was sie sagen sollten und verhielten sich ruhig, erzählten aber doch ihren Frauen Alles haarklein, was ihnen jenen Abend begegnet sei. Als dieß die Frauen angehört hatten, stellten sie sich als wüsten sie von nichts, und nachdem sie das Abenteuer eine Weile belacht hatten, entkleideten sie sich und begaben sich zu Bette. Wenige Tage vergiengen, so begegnete Fileno seinen holden Damen mehrmals auf der Straße und flüsterte ihnen zu: Wer von uns hat mehr Angst ausgestanden? Wer von uns ward übler behandelt? Sie aber schlugen die Augen nieder und antworteten nichts. Und so rächte sich unser Student ohne alle Gewaltthätigkeit, wie es einem Manne geziemt und so gut als er wuste und konnte für die erlittenen Beleidigungen.

3. Der Ring.

Nach Straparola.

Galleſe, König von Portugal, hatte einen Sohn Namens Nerino, welchen er dergeſtalt erziehen ließ, daß er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre keine andere Frau zu ſehen bekam als ſeine Mutter und die Amme, welche ihn ſäugte. Als aber Nerino jetzt zur Volljährigkeit gelangt war, beſchloß der König, ihn auf die Univerſität zu Padua zu ſchicken, um dort die lateiniſche Sprache und die Sitten Italiens kennen zu lernen. Gedacht, gethan. Als Nerino in Padua angelangt war, lernte er viele Studierende kennen, die ihm täglich den Hof machten, und unter welchen ein Arzt war, der Meiſter Raimondo Brunello genannt wurde. Da ſie täglich ſich über allerlei Dinge unterhielten, geſchah es eines Tages, wie es unter jungen Leuten zu geſchehen pflegt, daß die Rede auf ſchöne Frauen fiel, und dieſer die eine, jener die andere rühmte. Aber Nerino, der wie geſagt nie eine andere geſehen hatte als ſeine Mutter und ſeine Amme, behauptete mit großer Entſchiedenheit, daß ſeinem Urtheile nach in der ganzen Welt keine ſchönere, anmuthigere und ſtattlichere Frau zu finden ſei als ſeine Mutter, und alle die man ihm nannte, behandelte er im Vergleich mit ſeiner Mutter wie Geſindel. Meiſter Raimondo, der eine Frau hatte, welche zu den ſchönſten gehörte, die je die Natur geſchaffen hatte, rückte ſich über dieſe Poſſe die Halskrauſe zurecht und ſprach: Herr Nerino, ich kenne ein Weib von ſo großer Schönheit, ſähet ihr ſie, ihr würdet ſie nicht für minder ſchön, ja für ſchöner als eure Mutter erachten.

Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß ſie ſchöner ſei als ſeine Mutter, aber es werde ihm Vergnügen machen, ſie

zu ſehen; worauf Raimondo verſetzte: Wenn es euch gefällig iſt ſie zu ſehen, ſo bin ich erbötig ſie euch zu zeigen. Das wird mir ſehr lieb ſein, entgegnete Nerino, ich werde euch dafür verbunden ſein. Wenn es euch alſo beliebt ſie zu ſehen, begann hierauf Meiſter Raimondo, ſo kommt morgen früh in die Domkirche, und ich verſpreche ſie euch zu zeigen. Alsdann gieng er nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: Steh morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mache dich ſchön und kleide dich ſorgfältig, denn ich will, daß du zur Meſſezeit in den Dom gehſt, das Hochamt zu hören. Genobbia (ſo hieß die Gattin des Meiſter Raimondo) war nicht gewohnt viel hin und her zu laufen, ſondern brachte faſt den ganzen Tag mit Nähen und Sticken zu Hauſe zu: ſie verwunderte ſich alſo nicht wenig über dieſen Einfall ihres Gatten; weil es aber ſein Wille war, ſo ergab ſie ſich drein, und kleidete ſich des andern Morgens ſchon in der Frühe ſo herrlich, daß ſie mehr eine Göttin als eine Frau zu ſein ſchien. Als Genobbia nun nach ihres Gatten Befehl den heiligen Tempel betrat und Nerino, der Königsſohn, kam und ihrer anſichtig ward, geſtand er ſich, daß ſie in der That außerordentlich ſchön ſei. Als Genobbia ſich entfernt hatte, kam Meiſter Raimondo zu Nerino und ſprach: Nun, was dünkt euch von der Frau, die ſo eben aus der Kirche gieng? Meint ihr, daß ſie mit irgend Einer den Vergleich zu ſcheuen habe? Iſt ſie nicht ſchöner als eure Mutter? In der That, ſprach Nerino, ſie iſt ſchön, die Natur hätte keine ſchönere ſchaffen können. Aber ſeid ſo gut und ſagt mir, weſſen Frau ſie iſt, und wo ſie wohnt? Darauf antwortete Meiſter Raimondo mit keiner Silbe, denn er wollte es ihm nicht ſagen. Nun Meiſter Raimondo, ſprach da Nerino, wenn ihr es mir nicht ſagen wollt, wer ſie iſt und wo ſie wohnt, ſo verſprecht mir wenigſtens, daß ich ſie noch einmal zu ſehen bekomme. Von Herzen gern, antwortete Raimondo. Kommt morgen wieder her in die Kirche, ſo will ich machen, daß ihr ſie wie heute ſehen könnt. Darauf begab ſich Raimondo nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: Genobbia, morgen früh halt dich bereit, denn ich will, daß du die Meſſe im

Dom hörst, und wenn du dich jemals schön gemacht und prachtvoll gekleidet hast, so thu es morgen. Darüber verwunderte sich Genobbia von Neuem, weil sie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorsam schuldig war, so that sie was er verlangte.

Als der Morgen kam, begab sich Genobbia in reichen Gewändern und mehr als gewöhnlich geschmückt nach der Kirche. Es währte nicht lange, so kam auch Nerino und als er sie von Schönheit stralen sah, entglühte er so mächtig in Liebe zu ihr als nur je ein Mann für ein Weib geglüht hat. Meister Raimondo kam nun auch hinzu und Nerino bat ihn, er möge ihm sagen wie sie heiße, die in seinen Augen so viel Reize besitze. Aber Raimondo, der sich stellte als habe er seiner Praxis wegen große Eil, wollte es ihm jetzt nicht sagen, sondern ließ den Jüngling sich in seinem Fette braten und gieng lachend davon. Nerino gerieth in großen Zorn wegen des Mangels an Achtung, womit ihn Raimondo zu behandeln scheine, und sprach zu sich selbst: Du willst nicht, daß ich es wißen soll, wer sie ist; aber ich werde es dir zum Trotz schon erfahren. Er verließ die Kirche und wartete draußen so lange bis die Schöne ebenfalls aus dem Dome kam, worauf er sie eben so bescheiden als freundlich grüßte und bis zu ihrem Hause begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Frau ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ selten einen Tag verstreichen, wo er nicht zehnmal vor ihrem Hause vorüber gegangen wäre.

Er wünschte eine Unterredung mit ihr zu haben, und versank unaufhörlich in Gedanken wie er es einrichten könne, daß er seinen Zweck erreiche und die Ehre der Frau unverletzt bleibe. Nach langem Hin- und Hersinnen wollte ihm kein Mittel einfallen, das ihm heilsam wäre; er gerieth aber nun so lange auf die abenteuerlichsten Einfälle bis er die Bekanntschaft einer Alten machte, die dem Hause Genobbiens gegenüber wohnte. Diese gewann er durch Geschenke zu seiner Vertrauten und schlich sich heimlich in ihr Haus. In dem Hause dieser Alten war ein Fenster, das nach dem Saale in Genobbiens Hause blickte, von wo aus sie

Nerino sehen konnte, wie sie sich in ihrem Hause hin und her bewegte; jedoch vermied er es selbst gesehen zu werden, damit sie keinen Anlaß nehme, sich künftig vor seinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf seinem geheimen Lauschörtchen zubrachte und der heißen Flamme nicht widerstehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beschloß er, ihr einen Brief zu schreiben und zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaubte. Und also that er, ja er wiederholte es mehrmals, aber Genobbia warf sie ungelesen und ohne weiteres Nachdenken ins Feuer. Doch als sie dieß mehrmals gethan hatte, fiel es ihr ein, doch einmal einen zu eröffnen und zu sehen was darin stehe. Als sie ihn aufgemacht, sah sie, daß der Briefsteller Nerino, des Königs von Portugal Sohn sei, der sich heftig in sie verliebt habe, worüber sie erst eine Weile in Nachdenken versank, dann aber in Betracht des übeln Lebens, das sie bei ihrem Manne führe, guten Muth schöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn sogar auf geschickte Weise ins Haus schaffte, wo ihr der Jüngling denn die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr trage, und die Qualen, die er um ihretwillen stündlich erdulden müße, endlich die Weise, wie er sich in sie verliebt habe. Und sie, die nicht minder mitleidig als schön und liebreizend war, versagte ihm ihre Liebe nicht. Während sie nun beide, durch gegenseitige Gunst vereinigt, sich verliebten Gesprächen hingaben, klopfte plötzlich Meister Raimondo an die Hausthüre. Als dieß Genobbia hörte, ließ sie den Nerino sich auf das Bette strecken, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, die Entfernung ihres Mannes hier abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend eine seiner Sachen zu sich, und entfernte sich wieder ohne etwas zu merken. Ein Gleiches that auch Nerino. Des andern Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatz ergieng, kam zufällig Meister Raimondo vorüber, welchem er durch Zeichen andeutete, daß er ihn zu sprechen wünschte, dann auf ihn zugieng und sprach: Nun, Meister, hab ich euch nicht gute Botschaft zu bringen? Und welche? fragte Meister Raimondo. Kenne ich nicht jetzt, fuhr Nerino fort, die Wohnung jener wunderschönen Dame?

Hatte ich nicht eine verliebte Unterredung mit ihr? Und als der Mann nach Hauſe kam, verbarg ſie mich auf dem Bette und zog den Vorhang zu, daß er mich nicht ſehen ſolle, worauf er ſich auch gleich wieder entfernte. Iſt dieß möglich? rief Meiſter Raimondo aus. Möglich uud wirklich, verſetzte Nerino, und in meinem Leben hab ich kein herrlicheres, holdſeligeres Weib geſehen. Solltet ihr ſie vielleicht nächſtens beſuchen, Meiſter Raimondo, ſo empfehlt mich ihr doch und bittet ſie, mich in gutem Andenken zu behalten. Dieß verſprach Meiſter Raimondo zu thun und nahm unwillig Abſchied; doch erſt fragte er Nerino, ob er wohl wieder hingehen werde? Das könnt ihr euch denken, antwortete Nerino. Meiſter Raimondo begab ſich nach Hauſe, entſchloß ſich aber, ſeiner Frau nichts zu ſagen, ſondern abzuwarten bis er ſie zuſammen fände. Am andern Tage beſuchte Nerino Genobbien wieder, und während ſie ſich den Freuden der Liebe und ergetzlichen Geſprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hauſe. Da verbarg ſie den Nerino geſchwinde in einen Koffer und warf eine Menge Kleider darüber, welche ſie abſcheren wollte, um ſie vor den Motten zu wahren. Raimondo ſtellte ſich als könne er eine ſeiner Sachen nicht finden, durchſtöberte das ganze Haus, ſteckte den Kopf ſogar durch die Bettvorhänge, und als er nichts fand, gieng er beruhigter hinweg und beſuchte ſeine Kunden. Auch Nerino entfernte ſich bald, und als er dem Meiſter Raimondo wieder begegnete, ſprach er zu ihm: Herr Doctor, da komm ich eben von der ſchönen Frau; aber das neidiſche Glück hat uns die beſte Freude verkümmert, denn der Mann kam hinzu und verdarb Alles. Und wie entkamt ihr? fragte Meiſter Raimondo. Sie ſchloß einen Koffer auf, antwortete Nerino, und verbarg mich darin, und über die Kiſte warf ſie eine Menge Kleidungsſtücke, welche ſie bearbeitete, damit ſie nicht ſchäbicht würden. Er aber kehrte das Bett um und um, und als er da nichts fand, gieng er ſeiner Wege. Wie verdrießlich dieß Meiſter Raimondo geweſen ſein muß, mag ſich leicht denken, der weiß wie die Liebe thut. Inzwiſchen hatte Nerino Genobbien einen ſchönen, koſtbaren Diamant geſchenkt, in deſſen goldener Faßung

sein Kopf und sein Name eingegraben stand. Des andern Tags, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Dame den Nerino wieder ins Haus und kaum hatten sie ihr Herz den Freuden der Liebe und süßen Wechselreden erschloßen, so kehrte ihr Mann schon wieder nach Hause zurück. Aber die verschlagene Genobbia hatte kaum die Rückkehr ihres Mannes wahrgenommen, so eröffnete sie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer stand und verbarg ihren Liebsten darin. Meister Raimondo trat ins Haus, stellte sich als suche er eine seiner Sachen und kehrte in der ganzen Stube das Unterste zu oberst, und als er nichts im Bette noch in dem Koffer fand, nahm er wie ein Rasender einen Brand von dem Feuer und hielt ihn, fest entschloßen, die ganze Kammer mit Allem was darinnen war zu verbrennen, an die vier Pfähle des Gemachs. Schon hatten die Wände und Querbalken Feuer gefangen, als Genobbia sich zu ihrem Manne wandte und sprach: Was soll das heißen, mein Gemahl? Seid ihr etwa toll geworden? Wollt ihr das Haus einäschern, so äschert darauf los; aber äschert mir diesen Schrank nicht ein, worin sich die Papiere befinden, die zu meinem Heirathsgute gehören. Hierauf ließ sie vier starke Kerle kommen, und den Schrank hinweg in das Haus der Alten tragen, wo sie ihn heimlich ohne daß es Jemand gewahr wurde eröffnete und sich zurück nach Hause begab. Der sinnlose Meister Raimondo hatte nur sehen wollen, ob Jemand hervorkäme, der ihm nicht angenehm wäre; aber er sah Niemand als einen erstickenden Rauch und das glühende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwischen liefen die Nachbarn herbei, um die Feuersbrunst zu ersticken, und arbeiteten so lange bis sie endlich sie bemeisterten. Des folgenden Tages, als Nerino sich vor der Stadt ergieng, stieß er auf Meister Raimondo, grüßte ihn und sprach: Lieber Meister, ich muß euch wieder eine Geschichte erzählen, die euch behagen wird. Und welche? fragte Meister Raimondo. Nerino fuhr fort: Ich bin der schrecklichsten Gefahr entronnen, der jemals ein Mensch entronnen sein mag. Ich gieng wieder in das Haus jener Dame und ergetzte

mich mit ihr in den süßesten Vertraulichkeiten, als plötzlich ihr Mann hinzukam, das ganze Haus um und um kehrte, endlich einen Brand ergriff und ihn an die vier Pfähle der Stube hielt, daß Alles verbrannte was drinnen war. Und ihr, sprach Meister Raimondo, wo stecktet ihr? Ich war in einem Schranke verborgen, versetzte Nerino, welchen sie aus dem Hause tragen. ließ. Als dieß Meister Raimondo vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Aerger zu sterben; aber er durfte sich nicht verrathen, weil er hoffte, ihn auf der That zu betreffen. Nun, Herr Nerino, fragte er ihn, werdet ihr euch noch einmal zu ihr wagen? Da ich dem Verbrennen entgangen bin, antwortete Nerino, wovor soll ich mich noch fürchten? Meister Raimondo brach nun das Gespräch ab und ersuchte Nerino, morgen beim Mittagsmal sein Gast zu sein, und der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am folgenden Tage bat Meister Raimondo alle seine Verwandten, und die seiner Frau zu sich ein, und bereitete ein pomphaftes, prächtiges Mal, nicht in seinem Hause, welches halb abgebrannt war, sondern anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht bei der Tafel zu erscheinen, sondern sich verborgen zu halten, und das Nöthige zu besorgen.

Als nun die Verwandten, so wie auch Nerino, versammelt waren, und man sich zu Tische setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit den Nerino betrunken zu machen, um hernach seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem ihm Raimondo den mit Malvasier gefüllten Becher zum Oeftern gereicht und ihn Nerino immer redlich geleert hatte, sprach Meister Raimondo: Ach Herr Nerino, erzählt doch diesen unsern Verwandten eine von euern drolligen Geschichten, damit sie etwas zu lachen haben. Der arme Nerino wuste nicht, daß Genobbia Meister Raimondos Frau sei, und hub an, sein Abeuteuer mit derselben zu erzählen; jedoch ohne irgend einen Namen zu nennen. Es geschah, daß einer der Aufwärter in die Kammer gieng, wo sich Genobbia befand und zu ihr sprach: Ach, Frau Genobbia, wärt ihr

irgendwo in einer Ecke versteckt, so könntet ihr die schönste Geschichte erzählen hören, die ihr in euerm Leben gehört habt: ich bitt euch, kommt mit mir. Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Nerino und daß die Geschichte, welche er erzähle, die ihrige sei. Hierauf nahm die listige, verschlagene Frau den Diamant, welchen ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte und sprach zu dem Aufwärter: Bringe diese Schale Nerino und sage ihm, er solle sie trinken, damit er desto beßer erzählen könne. Der Diener nahm die Schale und trug sie zur Tafel und als Nerino trinken wollte, sprach er zu ihm: Herr, trinkt diese Schale, daß ihr beßer erzählen könnt. Nerino nahm sie und trank den Wein aus: da sah er und erkannte den Diamant, welchen er sich in den Mund gleiten ließ, und dann, als sei ihm etwas Unreines in den Mund gekommen, hervor zog und an den Finger schob. Nun erkannte Nerino, daß die Frau, deren Geschichte er erzählte, Meister Raimondos Gattin sei, und wollte nicht weiter gehen, sondern als Raimondo und die Verwandten ihn aufforderten, die Geschichte auszuerzählen, beschloß er sie mit den Worten: Und wieder und wieder krähte der Hahn, und plötzlich ward es Tag, ich erwachte und sah, daß ich geträumt hatte. Als die Verwandten des Meister Raimondo, welche Alles was Nerino von der Frau erzählte, für wahr gehalten hatten, diese Wendung vernahmen, behandelten sie den Einen wie den Andern als die gröbsten Trunkenbolde. Nach einigen Tagen traf Nerino den Meister Raimondo, stellte sich als wiße er nicht, daß er der Mann Genobbiens sei und sagte ihm, daß er in einigen Tagen abreisen werde, indem ihm sein Vater geschrieben habe, daß er unverzüglich nach Hause kommen solle. Meister Raimondo wünschte ihm Glück zur Reise; aber Nerino schickte heimlich zu Genobbien, entfloh mit ihr und brachte sie nach Portugal, wo er lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meister Raimondo nach Hause kam, war seine Frau verschwunden, worüber er nach wenigen Tagen vor Verzweiflung den Geist aufgab.

4. Die luſtigen Weiber von Windſor.

Zur Sagenvergleichung.

Der erſte Entwurf der luſtigen Weiber erſchien 1602. Bald darauf ſchrieb der Dichter dieß Stück ſo um wie wir es jetzt beſitzen; iſt Malones Vermuthung richtig, daß dieß ſchon 1603 geſchah, ob es gleich in dieſer erneuerten Geſtalt erſt 1623 gedruckt ward, ſo kann Shakſpeare die erſte Erzählung in dem erſt 1603 erſchienenen Westward for smelts etc. nicht benutzt haben. Doch bedauern wir, daß uns dieß Buch unzugänglich geblieben iſt: es würde uns über die Hexe von Brentfort Aufſchluß gegeben haben, von welcher dieſe erſte Erzählung handeln ſoll.

Die engliſchen Erklärer Shakſpeares nehmen an, er habe aus folgenden Erzählungen geſchöpft:

1) The two Lovers of Pisa, in Tartletons Newes out of Purgatorie. 1590. Dieſe iſt in der Johnſon-Steevensſchen Ausgabe abgedruckt und offenbar aus der dritten der von uns mitgetheilten Novellen (der Ring, nach Straparola) geſchöpft.

2) Die erſte Erzählung in The fortunate, the deceived and unfortunate lovers. Steevens hat zwar keine ältere Ausgabe dieſes Buchs als die von 1632. 4. geſehen; Malone verſichert aber, daß die Novellen, welche es enthält, ſchon bei Shakſpeares Zeiten herausgekommen ſeien. Dieſe Erzählung iſt nun, wie der Auszug bei Malone beweiſt, nichts als eine Nachbildung der Novelle des Giovanni, welche wir unter 1. mitgetheilt haben.

Ueberdieß hat ſchon Steevens bemerkt, daß Novelle I, 2 des Giovanni und IV, 4 in den Notti piacevoli des Straparola

mit Shakspeares Lustspiel große Aehnlichkeit haben, und dieß sind die unter 1 und 3 mitgetheilten Novellen. Beide behandeln unstreitig denselben Vorfall, ja man muß glauben, Straparola, dessen Novellino 1550 zu Venedig zum erstenmal herauskam, habe aus dem weit ältern Pecorone geborgt.

In Giovannis Novelle erklärt sich das Verhältniss des Schülers zu dem Lehrer, der letztern bittet, ihm nach beendigtem Rechtsstudium noch andere Wißenschaften beizubringen, aus der Sitte der italienischen Universitäten, wonach sich jeder Schüler in der Regel an einen einzigen Lehrer anschloß, welcher auch die Gerichtsbarkeit über ihn ausübte. Savigny Gesch. d. Röm. Rs. im Mittelalter, Bd. III, S. 154, Note 28.

Unsere zweite Novelle nun bildet den Uebergang zwischen Shakspeares Darstellung und der jener andern Novellen, indem sich hier die drei Frauen nur einen Spaß mit dem Studenten machen, wie Shakspeares lustige Weiber mit Fallstaf, während in jenen Novellen und den daraus geflossenen englischen Erzählungen vielmehr die Ehemänner geprellt werden. Auch macht Filenio allen drei Frauen zugleich Liebesanträge, welche diese einander vertrauen und sich an ihm zu rächen beschließen, ganz wie Fallstaf der Frau Ford und Frau Page denselben Liebesbrief schickt, weshalb sich diese wider ihn verbinden.

An der Mittheilung dieser zweiten Novelle hätte es aber nicht genügt, indem Shakspeare aus den beiden andern das Verhältniss Fallstafs zu Ford entlehnte, welcher in seiner Verkleidung als Brooke von Fallstaf Alles erfährt, was diesem bei seiner Frau begegnet ist, ein Zug, der offenbar aus der ersten und dritten unserer Novellen stammt.

In dem von Dr. Max Habicht aus einer tunesischen Handschrift übersetzten Märchen ist die Geschichte des Sängers und des Gewürzkrämers (Tausend und eine Nacht. Breslau 1827. 14ter Bd. S. 18) entweder die Quelle Giovannis und Straparolas oder das arabische Märchen ist aus einer unserer Novellen geflossen. Die Uebereinstimmung beider ist schlagend; nur scheint in

dem arabischen Märchen die Einleitung entstellt zu sein. Der Gewürzkrämer räth nämlich dem Sänger, durch die Straßen der Stadt zu gehen und wo er den Geruch von Speisen und Getränken spüre, sich als Sänger anzumelden. Der Sänger folgt dem Rath und wird von der eigenen Frau des Gewürzkrämers aufgenommen und bewirthet. Das Uebrige stimmt überein. Weit besser ist es, wenn bei Giovanni der Professor dem Studenten Unterricht in der Kunst der Liebe ertheilt und dieser an dessen Frau geräth.

Aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino scheint die Erzählung von einem Goldschmied und armen Studenten geflossen, welche Michael Lindener, der Verfaßer des Katzipporus, in sein Rasthüchlein (1558 oder 1559) aufnahm; nur sind deutsche Verhältnisse an die Stelle der Bologneser gerückt. Ein Goldschmied in einer weitberühmten Stadt hatte seine schöne Frau im Verdacht der Untreue, konnte aber nie auf den rechten Grund kommen. Eines Tags, als der Goldschmied fern von seiner Behausung in seinem Laden steht, bittet ihn ein armer Schüler oder Student um einen Zehrpfennig. Der Student, ein schöner Jüngling von geradem Leibe, scheint dem Goldschmied tauglich des Weibes Tücke zu erforschen. Indem er vorgiebt kein Geld bei sich zu haben, weist er ihn an einen Ort, wo er Kurzweil und Freudenspiel mit einem schönen Weibe haben solle und wo man ihm noch Gelds genug dazu geben werde; er dürfe ihn aber nicht vermelden. Der Student gelobt Verschwiegenheit und wird nach der Frau gezeigt, die, während der Goldschmied in seinen Laden geht und arbeitet, den schönen und wohlgestalten Jüngling sieht, ihn einläßt und ihres Willens mit ihm pflegt. Alsbald kommt der Goldschmied heim: die erschrockene Frau stellt den Studenten vor den Laden hinaus auf ein Brett, darauf man Blumentöpfe und dergleichen zu setzen pflegte. Der Mann durchsucht das Haus vergeblich, läßt ab und geht wieder an seine Arbeit. Darauf bringt die Frau mit dem Studenten ihr Ding ganz zu Ende, labt sich und ihn mit gutem Confect, giebt ihm Geld und entläßt ihn mit

der Bitte, er möge bald wiederkehren. Der Student erzählt Alles dem Goldſchmied, der ihn überredet, noch zum andernmal hinzugehen. Er thut es, wird wie beim erſtenmal empfangen und geht mit ihr zu Bette. Eh er fortgeht, kommt der Mann wieder, forſcht nach dem Studenten, den die Frau über eine Stange gehängt, und altes Zeug und Leinwand über ihn geſchlagen hatte. Er zieht wieder ab in ſeinen Laden. Der Student geht wieder zu ihm, erzählt was ſich begeben und wird, wenn auch mit Mühe, überredet, noch zum drittenmal zu gehen. Die Frau empfängt ihn freundlicher denn je. Wie ſie miteinander fertig ſind, klopft der Mann wieder an. Die Frau verbirgt den Studenten in einer großen Kiſte. Der Mann ſucht vergebens und droht das Haus niederzubrennen: da bittet ihn die Frau, die Kiſte zuvor aus dem Hauſe zu tragen, damit, „wenn alles verbrennt, wir doch ein Hemd anzulegen haben“. Darauf nehmen Mann und Frau die Kiſte auf die Achſeln, tragen ſie auf die Gaße und gehen wieder ins Haus. Der Student entſpringt und läuft in des Nachbars Laden, während der Goldſchmied, dem es nicht recht Ernſt war, ſein Haus zu verbrennen, zurück in ſeinen Laden geht. Der Student kommt wieder zu ihm und erzählt was vorgefallen. Da ſpricht der Goldſchmied: Lieber Junge, die Frau, mit der du alſo gehandelt haſt, iſt meine Ehefrau, und ich bin der, der alle drei Mal ins Haus gekommen iſt und nach dir gefragt hat. Aber ob ich dich gleich gefunden hätte, ſo wär dir doch darum nichts Arges widerfahren, denn was ich gethan habe, hab ich gethan um zu erfahren mit was für Dingen meine Frau umgehe. Er ermahnt ihn, verſchwiegen zu ſein und die Stadt zu verlaßen.“ Dieſer Erzählung legte dann wie es ſcheint Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig ſeiner „Tragedia Hibaldeha von einer Ehebrecherin, wie die ihren Mann dreimal betrogen, aber zuletzt ein ſchrecklich Ende genommen habe“, Wolfenbüttel 1594, zu Grunde. Der Herzog hat nämlich einen andern Schluß hinzu gedichtet, und die Ehebrecherin, damit ſie nicht ungeſtraft ausgehe, in des Teufels Küche gerathen laßen. Derſelbe Schluß findet ſich dann

auch in der bekannten Bearbeitung dieses Stücks: Tragödia Hibaldeha von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin, durch Johannem Olorinum Variscum, Magdeburg bey Johan Francken. Vgl. Dr. Wilhelm Ludwig Holland die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart, auf Kosten des Litterarischen Vereins, S. 401 ff. 555 ff. 874—876.

Auch Moliere hat in seiner école des femmes so wie in der école des maris eine dieser Novellen benutzt, wie dieß schon mehrmals von Franzosen bemerkt worden ist. S. Eschenburgs Uebersetzung, Zürich 1789, S. 561. Doch vgl. man Valentin Schmidts Beiträge S. 22, welcher Boccaccios Novelle III, 3 für Molieres Quelle hält. Damit stimmt auch die Bibl. univ. des romans Juni 1777. p. 160. Ferner ist Lafontaines Maitre en droit aus unserer ersten Novelle entlehnt und ein Lustspiel gleichen Inhalts und Titels hat auf der französischen Bühne Glück gemacht. Biblioth. des Romans. Sept. 1777. p. 99. Endlich ist noch der 30sten Novelle des Masuccio Salernitano zu gedenken, die indes der boccaccischen Erzählung näher steht. Vgl. Dunlop II, 371, welcher auch ein Abenteuer des Gil Blas aus unserer ersten Novelle ableitet.

In unserer zweiten Novelle ist die Rache, welche der Student an den Frauen nimmt, ein Gemeingut fast aller italienischen Novellisten. Sie begegnet unter Andern auch bei Giovanni Fiorentino II, 2.

In der dritten Novelle giebt sich Genobbia dem Nerino als Raimondos Frau durch einen Ring zu erkennen, den sie als Nerinos Geschenk in dessen Trinkschale wirft. Dieß ist die Art, wie in der Sage fast alle Erkennungsscenen eingeleitet werden. Vgl. die Sage von Amicus und Amelius in meiner Uebersetzung des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Berlin bei Laue. 1830.

VIII.

Zu

der gezähmten Keiferin.

1. Die gezähmte Keiferin.

Nach Straparola.

In Cornetto, einem römischen Kastell im Gebiet Sr. päbstlichen Heiligkeit, lebten zwei geschworene Brüder, Namens Pisardo und Silverio, welche sich mit nicht geringerer Liebe zugethan waren als hätte sie dieselbe Mutter geboren. Beide hatten das Kriegshandwerk ergriffen und standen im Solde des Pabstes. So groß indessen ihre Liebe zu einander war, so wohnten sie doch nicht zusammen. Der jüngere, Silverio, dem es an Wartung fehlte, heirathete die Tochter eines Schneiders, mit Namen Spinella, ein schönes, reizendes Mädchen, doch von sehr hitzigem Geblüt. Als die Hochzeit gefeiert und die Frau ihm ins Haus geführt wurde, nahm ihn ihre Schönheit, die ihm über allen Vergleich erhaben schien, so sehr ein, daß er sich ihr in Allem, was sie von ihm verlangte, gefällig erwies. Dadurch wurde Spinella so übermüthig und herrschsüchtig, daß sie ihres Gatten wenig oder gar nicht achtete. Schon hatte er es durch seine Schwäche dahin gebracht, daß wenn er ihr befahl thu dieses, so that sie jenes, und wenn er sagte komm her, so gieng sie weg und lachte ihn aus, und weil der Laffe nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Augen sah, wagte er es nicht, sie zurechtzuweisen, noch auf Heilung des Uebels zu denken, sondern ließ sie thun was ihr einfiel und beliebte. Ehe das Jahr um war, nahm Pisardo die zweite Tochter des Schneiders, mit Namen Fiorella, welche nicht minder schön von Angesicht und auch nicht minder hitzköpfig war als ihre Schwester Spinella. Nach der Hochzeit, als die Frau ihm ins Haus geführt wurde, ergriff Pisardo ein Paar Mannsbeinkleider und zwei Prügel und sprach: Fiorella, faße du dieses Ende, ich werde

das andere faßen. Wir wollen um die Hosen ringen, wer sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber unterliegt, der muß dem Andern gehorchen. Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid ihr nicht der Mann, und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also die Hosen, sie schicken sich beßer für euch als für mich. Gut, sprach Pisardo, ich werde also die Hosen tragen und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß ich die Frau sein soll und du der Mann, damit du dich hernach nicht über mich zu beklagen hast. Fiorella war klug, bestätigte nochmals was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr den Vorrath an Geräthen und Kleidungsstücken, und belehrte sie über die Art und Weise wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren wie du sie behandeln mußt, wenn es Noth thut. Als sie in den Stall kamen, sprach er: Was sagst du, Fiorella, von meinen Pferden? Sind sie nicht schön? Werden sie nicht gut gehalten? Gewiss, Herr, antwortete Fiorella. Aber gieb Acht, sprach Pisardo, wie lenksam und geschmeidig sie sind; nahm eine Peitsche zur Hand, und schlug erst dieses dann jenes, und trieb sie bald rechts bald links. Und die Pferde nahmen den Schwanz zwischen die Beine, stellten sich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Pisardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von ziemlich gutem Ansehen, aber träge und widerspenstig war, und worauf er dieses Fehlers wegen nicht viel hielt. Zu diesem gieng er mit der Peitsche, ließ es sich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur störrische Pferd ließ sich schlagen und that nichts von Alle dem, was sein Herr verlangte, sondern schlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie Pisardo sah, daß das Pferd so hart sei,

nahm er einen derben Knittel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er selbst davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigensinniger als vorher, ließ sich schlagen und rührte sich nicht. Ueber diese Hartnäckigkeit des Pferdes ergrimmte Pisardo vor Zorn, legte die Hand an sein Schwert und erstach es. Fiorella, die dieß mit ansah, hatte Mitleid mit dem Pferde und sprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das Pferd getödtet? Es war ein schönes Thier: es ist ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt. Aber Pisardo versetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiße, daß ich Alle, die mein Brot eßen und meinen Willen nicht thun, mit dieser Münze bezahle. Bei diesen Worten erschrak Fiorella und sprach zu sich selbst: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit Diesem angekommen! Ich glaubte, ich hätte einen besonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wütherich gerathen. Wie hat er das schöne Pferd um Nichts und wieder Nichts umgebracht! So beklagte sie sich bei sich selbst ohne zu ahnen, mit welcher Absicht ihr Mann so spreche und handle. Dieser Vorfall hatte Fiorellen solche Furcht vor ihrem Manne eingeflößt, daß er sich nur zu rühren brauchte, so zitterte sie an allen Gliedern. Wenn er es etwas befahl, so that sie es auf der Stelle; kaum hatte er den Mund geöffnet, so verstand sie was sein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwischen ihnen vor. Silverio, welcher den Pisardo sehr liebte, besuchte sie oft, und aß zu Mittag und Abend bei ihnen; als er aber Fiorellens Betragen und Aufführung kennen lernte, wunderte er sich sehr, und sprach zu sich selbst: O Gott, warum muste ich nicht das Glück haben, Fiorellen zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Pisardo? Wie gut sie das Haus in der Ordnung hält und ihn ohne das geringste Widerstreben bedient! Wie sie ihrem Manne gehorcht und Alles thut was er befiehlt! Aber die Meine, ich Elender, thut just das Gegentheil und behandelt mich so übel als nur möglich. Eines Tages war Silverio bei Pisardo und nach allerlei Gesprächen sagte er zu ihm: Lieber Bruder Pisardo, du weist wie sehr wir uns lieben: ich möchte von dir hören, wie du es

gemacht haſt, deine Frau ſo zu ziehen, daß ſie dir ſo unbedingt gehorcht und dir ſo viel ſchmeichelt und liebkoſt. Ich mag Spinellen eine Sache noch ſo liebreich befehlen, ſo giebt ſie mir eine barſche Antwort und thut dann grade das Gegentheil von dem, was ich befahl. Piſardo lächelte und erzählte ihm von Wort zu Wort wie er es gehalten, als er ſein Weib heimgeführt habe, rieth ihm auch ein Gleiches zu thun und zu ſehen ob es anſchlage: denn wenn es nicht anſchlage, ſo wiße er nicht, was er ihm weiter rathen ſolle. Aeußerſt wohl gefiel dieſer Rath dem Silverio: er beurlaubte ſich von ihm, nahm ein Paar Beinkleider und zwei Stöcke und that was ihm Piſardo gerathen hatte. Als dieß Spinella ſah, ſprach ſie: Was macht ihr da für Streiche, Silverio? Was für Grillen ſind euch in den Kopf gefahren? Solltet ihr etwa närriſch geworden ſein? Glaubt ihr, ich wiße nicht, daß die Männer und nicht die Frauen Hoſen tragen? Wozu jetzt ohne allen Anlaß dergleichen Zeug machen? Aber Silverio antwortete nichts, ſondern verfolgte nun einmal die begonnene Ordnung und gab ihr jetzt die Regeln über die Führung des Hausweſens. Spinella, deren Verwunderung immer ſtieg, verſetzte mit ſpöttiſchem Lächeln: Glaubt ihr vielleicht, Silverio, ich wiße noch nicht eure Sachen in der Ordnung zu halten, daß ihr mich ſo ernſtlich darüber belehrt? Aber der Ehemann ſchwieg und begab ſich jetzt mit der Gattin nach dem Stalle, wo er mit den Pferden ganz ſo verfuhr wie Piſardo gethan hatte, auch eins davon tödtete. Als Spinella dieſe Thorheit erblickte, dachte ſie bei ſich, ihr Mann müße in Wahrheit den Verſtand verloren haben und ſprach: Was wollen dieſe Narrheiten ſagen, die ihr ſo unbeſonnen vollführt? Solltet ihr etwa zu euerm Unſtern verrückt geworden ſein? Silverio antwortete: Ich bin nicht verrückt, aber alle, die mein Brot eßen und meinen Willen nicht thun, beſtrafe ich ſo wie du geſehen haſt. Nun merkte Spinella den thörichten Vorſatz ihres einfältigen Gatten, und ſprach: O du Tropf, man ſieht wohl, daß euer Pferd ein dummes Thier war, weil es ſich ſo jämmerlich umbringen ließ. Aber wo denkt ihr hin? Meint ihr vielleicht,

mit mir zu verfahren wie mit dieſem Pferde? Wahrhaftig, wenn ihr das glaubt, ſo irrt ihr euch gewaltig, und viel zu ſpät verſucht ihr jetzt dafür zu ſorgen, wofür ihr viel früher hättet ſorgen ſollen. Aus Knorpel iſt Knochen geworden, die Wunde iſt in Krebs übergegangen, es giebt kein Mittel mehr für einen ſo alten Schaden: hättet ihr doch früher euerm Unfall zu helfen geſucht. O Narr, hirnloſer Narr, ſeht ihr denn nicht zu welchem Schaden, welchem Spott euch eure zahlloſen Thorheiten gereichen? Und was hat euch dieß Alles geholfen? Nichts und wieder Nichts! Dieſe Worte des klugen Weibes belehrten Silverio wohl, daß er mit ſeiner allzugroßen Zärtlichkeit wenig Gutes geſtiftet habe: er entſchloß ſich daher, ſo ſchwer es ihm auch fiel, ſein trauriges Looß lebenslänglich in Geduld zu ertragen. Spinella hatte nun geſehen, daß der Rathſchlag ihrem Manne wenig gefrommt habe, und wenn ſie ſonſt ihren Willen fingerlang durchſetzen wollte, ſo machte ſie ihn jetzt in der ganzen Armslänge geltend, denn es liegt in der Natur halsſtarriger Weiber lieber tauſend Tode zu dulden als ihren ernſtlichen Beſchluß aufzugeben.

2. Die gezähmte Keiferin.

Zur Sagenvergleichung.

Hier müßen wir zu unserm Zweck dreierlei unterscheiden:

1) Das Vorspiel und die Zwischenspiele, oder die Induction.
2) In dem Schauspiel selbst, die Episode von Biancas und Lucentios Liebe, und
3) die Haupthandlung, welche der Titel des Stücks andeutet.

Alle drei finden sich schon in dem alten Stück, welches Shakspeare bearbeitet haben soll. (Vgl. die Six old Plays, on which Shakspeare founded his etc. vol. I p. 159.) Vielleicht ist aber auch dieß von seiner Erfindung. Wer das nicht annimmt und mithin als Shakspeares Quelle das ältere Stück betrachtet, möge was wir hienächst anmerken auf den Verfaßer desselben beziehen.

1) Wir haben es für schicklicher gehalten, die vermuthliche Quelle der Induction nicht in den Text aufzunehmen, theils weil wir der Erzählung Goularts, die als solche betrachtet wird, keinen künstlerischen Werth beimeßen, theils weil es noch immer zweifelhaft bleibt, welche von den unzähligen Gestalten, in denen diese Geschichte umgeht, dem Dichter zunächst vorschwebte. Das Letzte gilt zwar auch von der zu der Haupthandlung des Stücks mitgetheilten Novelle; da aber hier der erste Grund wegfiel, so schien uns ihre Aufnahme in den Text weniger bedenklich.

Goulart erzählt in seinem Thrésor d'histoires admirables et merveilleuses de notre temps unter der Aufschrift: Vanité du monde magnifiquement représentée folgende Begebenheit:

„Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, zu Brügge Hof hielt, gieng er eines Abends nach Tische in Begleitung einiger seiner Vertrauten durch die Straßen der Stadt, wo er einen

sehr betrunkenen Handwerker der Länge nach auf dem Pflaster ausgestreckt im tiefsten Schlafe liegen fand. Es gefiel dem Fürsten, an diesem Handwerker einen Beweis von der Eitelkeit unseres Lebens aufzustellen, über welche er so eben mit seinen Vertrauten gesprochen hatte. Er ließ also diesen Schläfer nach seinem Palaste bringen, ihn in eines der prächtigsten fürstlichen Betten legen und mit einer kostbaren Nachtmütze bekleiden. Auch ward ihm sein schmutziges Hemde ausgezogen und ein anderes von der feinsten Leinwand angelegt. Als der Trunkenbold seinen Rausch ausgeschlafen hatte und allmählich erwachte, traten Edelknaben und Kammerdiener des Herzogs an sein Bette, zogen die Vorhänge zurück, machten mehrere tiefe Verbeugungen und frugen mit entblößten Häuptern, ob es ihm gefällig sei aufzustehen und welche Kleider ihm heute anzulegen beliebe? Dabei überreichte man ihm mehrere sehr kostbare Anzüge. Der neugeschaffene Herzog, der über diese Liebkosungen sehr erstaunt war und nicht wuste ob er wache oder träume, ließ sich anziehen und aus dem Zimmer führen. Hier ward er von vielen vornehmen Herrn ehrerbietig empfangen und bewillkommt, dann in die Messe geführt, wo man ihm unter großen Ceremonien das Evangelienbuch zum Küssen darreichte, wie man es täglich dem Herzog zu thun pflegte. Nach der Messe führt man ihn in den Palast zurück, reicht ihm das Waßer zum Händewaschen und setzt ihn an eine reichbestellte Tafel. Nach Aufhebung derselben läßt der Großkämmerer Karten und eine bedeutende Summe Geld bringen. Darauf führt man ihn zum Garten, dann auf die Hasen- und Falkenjagd und endlich wieder zurück in den Palast zu einer glänzenden Abendmalzeit. Bei dem Schein der Kerzen stimmen die Instrumente ein Concert an und nach aufgehobener Tafel beginnen Herrn und Damen sich im Tanz zu vergnügen. Hierauf ließ man die Darstellung einer lustigen Comödie und ein Banket folgen, bei welchem man dem neugeprägten Herzoge so viel feine und köstliche Weine, Zuckerwerk und Confituren aller Art darbot, daß er sich bald übernahm und in den tiefsten Schlaf verfiel. Auf den Be-

fehl des Herzogs, ihn von allen den reichen Gewändern wieder zu entkleiden, legte man ihm seine Lumpen wieder an und trug ihn an den Ort zurück, wo man ihn Tags zuvor gefunden hatte. Hier brachte er die Nacht zu und als er am Morgen erwachte, erinnerte er sich dessen, was gestern mit ihm vorgegangen war, ohne zu wißen ob er es wirklich erlebt oder ob ein Traum ihm den Kopf verdreht habe. Nach mancherlei Selbstgesprächen entschied er sich zuletzt dafür, daß Alles nur ein Traum gewesen sei, und erzählte es seiner Frau, seinen Kindern und Nachbarn, ohne den wahren Zusammenhang zu ahnen.

Goulart hat wahrscheinlich aus Heuterus de rebus burgundicis geschöpft, wo dieser Vorfall (lib. IV) nach einem Briefe des Ludov. Vives als wirklich geschehen erzählt wird. Dem Ludov. Vives soll ihn ein alter Beamter am Hofe des Herzogs selber erzählt haben. Goulart ward aber wohl erst 1607 durch Eduard Grimstone ins Englische übersetzt und Malone setzt Shakspeares Bearbeitung schon in das Jahr 1594. Derselbe Vorgang ward jedoch auch unmittelbar nach Heuterus in Burtons Anatomy of Melancholy erzählt, wovon die zweite Ausgabe, nach welcher Percy in den Reliques of ancient Poetry. Vol. I p. 238 die Stelle mittheilt, im Jahre 1624 in Folio erschien. Hier wird aber der lustigen Comödie nicht gedacht, die man vor dem eingebildeten Herzoge aufführen ließ. Die alte Ballade bei Percy a. a. O. The froliksome Duke or the Tinkers good fortune, gedenkt dieses entscheidenden Umstandes, aus dem die Verbindung des Vorspiels mit dem Hauptstücke gefloßen zu sein scheint, ebensowenig; auch ist ihr Alter nicht mit Gewissheit zu bestimmen. Für diejenigen, welche dem Dichter die Kenntniss der französischen Sprache nicht zutrauen, bliebe also Wartons Vermuthung das Wahrscheinlichste, daß Shakspeare eine alte englische Sammlung lustiger Erzählungen, fortgesetzt von Richard Edwards und schon im Jahre 1570 gedruckt, benutzt habe, denn schon diese enthielt den obigen Vorgang.

Schwerlich war der Herzog von Burgund der erste Erfinder

des Scherzes, welchen er sich mit dem betrunkenen Handwerker erlaubte. Er war ihm, wie schon der Verfaßer der Anmerkungen zu Tausend und Eine Nacht (Bd. 13, S. 261) vermuthet, durch die Gesandtschaften der morgenländischen Fürsten an ihn überliefert, welche ihm den Titel eines Großherzogs des Abendlandes zugedacht hatten. Somit folgte er nur dem Beispiel des Chalifen Harun Alraschid, der nach dem anmuthigen Märchen von dem erwachten Schläfer Abuhassan (Tausend und Eine Nacht Bd. 7) diesen schlafend in seinen Palast bringen und einen ganzen Tag lang als den Beherscher der Gläubigen von seinem Hofstaate verehren läßt. Durch einen neuen Schlaftrunk in den alten Zustand zurück versetzt, findet er die Befehle vollstreckt, die er als Chalif gegeben hat, und vergebens sucht ihn seine alte Mutter zu überzeugen, daß er nicht wirklich Beherscher der Gläubigen sei. Man bringt ihn als einen Wahnsinnigen in ein Narrenhaus, wo er so lange auf das Grausamste mißhandelt wird bis er seine Einbildung aufgiebt. Kaum ist er aber entlaßen, so wird er von Neuem hingezaubert, dießmal jedoch bald enttäuscht und für die ausgestandenen Qualen durch die Freundschaft des Chalifen und die Hand einer Favoritsclavin der Fürstin reichlich entschädigt.

Auch in Tausend und ein Tag (übers. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Prenzl. 1827, Bd. 5 S. 64—163) kommt in der Geschichte Xailluns, des Blödsinnigen, dieselbe Episode vor, zwar weniger ausgeführt, aber vielleicht noch belustigender.

Durch einen ähnlichen Betrug soll Hassan, der Alte vom Berge, das Reich der Assassinen gestiftet haben. (Vgl. J. v. Hammers Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttg. u. Tüb. 1818.) Er benutzte die Begriffe der Mohamedaner von einem sinnlichen Paradiese, wie es der Prophet seinen Tapfern verheißen hatte, von Milch- und Honigbächen durchfloßen, wo himmlische Houris von unvergänglicher Schönheit und Jugend im ewigen Frühling wandeln und durch Gesang und Tanz den seligen Glaubenshelden die höchsten Genüße bereiten. Nach dem Vorbild dieses Paradieses des Propheten legte sich

Haſſan bei der Bergfeſte Alamut einen Garten an und gab dann den tapferſten und ſchönſten Jünglingen zu verſtehen, daß er Gewalt habe, ſie aller Freuden des Paradieſes theilhaftig zu machen. Wenn ſie nun Verlangen danach zeigten, brachte er ihnen einen Schlaftrunk bei und ließ ſie ſo in jene glänzenden Gärten verſetzen, wo ſie ſich beim Erwachen von entzückenden Freuden umgeben ſahen und nicht Zeit fanden, von dem Erſtaunen über dieſe Herrlichkeit zurück zu kommen: reizende Mädchen ergetzten ſie durch Geſang, Tanz und Liebkoſungen und der Genuß der ausgeſuchteſten Speiſen und Weine ſteigerte den Rauſch ihrer Sinne, daß ſie ſich wirklich im Paradieſe glaubten und es nie zu verlaßen wünſchten. Nach einiger Zeit aber entrückte ſie ein zweiter Schlaftrunk dieſen Freuden: ſie fanden ſich in ihren alten nüchternen Zuſtand zurück geſchleudert, wo ſie ſich in Sehnſucht verzehrten bis Haſſan ihnen die Bedingungen vorſchrieb, unter welchen ſie der Prophet noch öfter jener Seligkeiten würdigen wolle. Dieſe beſtanden im unbedingten Gehorſam gegen ſeine Befehle, in der Bereitwilligkeit zu der entſchloßenſten Lebensaufopferung auf jeden ſeiner Winke. Und ſo verſammelte Haſſan ſeine Fedavie (Aufopfernden), die durch Gift und Dolch ein Reich auf Schrecken gründeten. (S. Leo's Lehrbuch der Geſch. d. Mittelalters I, S. 369.)

Einige Aehnlichkeit hat auch der Verſuch des Tyrannen Dionyſius von Sicilien mit dem Schmeichler Damocles, dem das Schwert über dem Haupte den Genuß der geprieſenen Freuden verbitterte. Doch ſollte dieſer mehr das Elend im Königsglanze als die Eitelkeit des menſchlichen Lebens überhaupt zeigen. Steevens findet aber den Verſuch des Tyrannen dem des Lords bei Shakſpeare ſo ähnlich, daß er glaubt, einige Leſer würden vermuthen, der Dichter ſei durch Ciceros Worte (Tusc. disp. lib. V, 21) zu dieſer Erfindung veranlaßt worden, und in der That finden ſich die in Steevens Auszuge der Stelle unterſtrichenen Worte im Munde des Lords wieder, da er die Jäger anweiſt, wie ſie mit dem Trunkenbold bei ſeinem Erwachen verfahren ſollen.

Daß Calderons Schauspiel: Das Leben ein Traum, auf einer verwandten Idee beruht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Der Darstellung Shakspeares näher steht Holbergs Jeppe vom Berge. Holberg hat aber aus Jac. Bidermanni Utopia geschöpft. Der Verfaßer dieses Buchs, von welchem uns die editio tertia, Dilingae 1691 vorliegt, war ein gelehrter Jesuit, der sich durch Belesenheit und Eleganz des lateinischen Stils empfiehlt. Das vierte und fünfte Buch der Utopia ist fast allein mit dieser hier sehr weitläufig ausgesponnenen Episode gefüllt. Eine eigenthümliche Erweiterung ist es, daß der betrunkene Bauer Menalcas, nachdem ein zweiter Schlaftrunk ihn seinem Stande zurückgegeben hat, vor Gericht gezogen und der Anmaßung der königlichen Würde angeklagt wird. Er wird auch wirklich zum Scheine verurtheilt, und die Hinrichtung, jedoch wieder nur zum Scheine, an ihm vollzogen. Auch dieser Zusatz findet sich bei Holberg wieder. Aus dessen Lustspiel ist er in ein französisches Melodram übergegangen, das wir unter dem Titel Ein Tag im Lager gesehen haben.

Unser Christian Weise benutzte die Erzählung Goularts zu seiner Comödie: „Von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien." Noch heute erhält sich dieser Stoff in mancherlei Gestalten auf der deutschen Bühne. Erst jüngst (1830) gab das königsstädtische Theater in Berlin unter dem Titel: „Das lebendige Weinfaß, von Stegmeyer" eine Bearbeitung desselben, die auf der Geschichte: „Von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen versoffenen Bauer" zu beruhen scheint, welche den Anhang zu dem Volksbuche von der Höhle Xaxa bildet. Herumziehende Puppenspieler und stabile Käsperletheater oder Henneschen, wie sie am Niederrhein heißen, stellen den Vorgang auf eine Weise dar, die fast auf einen Zusammenhang mit der altenglischen Bühne zu deuten scheint, dessen Annahme nicht bedenklich ist.

2) In dem Schauspiel selbst ist die Episode von Lucentios und Biancas Liebe aus Ariostos Comödie: »I Suppositi« entlehnt,

welche schon 1565 nach George Gascoignes Bearbeitung auf die englische Bühne gekommen war. Niemals hat Shakspeare ein so starkes Plagiat begangen, als indem er den ganzen Inhalt dieses werthvollen Stücks in das seinige aufnahm; doch hat er auch hier viele herrliche Züge von seiner Erfindung eingewebt und das Entlehnte durch Verbindung mit dem Hauptgegenstande des Stücks sich anzueignen gewusst.

3) Wie schon erwähnt, können wir uns nicht dafür verbürgen, daß die von uns mitgetheilte Novelle wirklich die Quelle der Haupthandlung unseres Stückes ist. Douce in den Illustrations of Shakspeare I. p. 345 will in einer altspanischen Novelle El Conde Lucanor 1643. 4., deren Verfaßer Don Juan Manuel, der Neffe Ferdinand IV. von Castilien war, die Grundzüge des Schauspiels wiedergefunden haben. Leider ist uns dieß seltene Buch unzugänglich geblieben und so können wir es nur bedauern, daß es Douce nicht der Mühe werth gefunden hat, mehr von dem Inhalte desselben zu sagen und zugleich die Zeit zu bestimmen, wo es zuerst erschien, denn wenn die von ihm angegebene Jahreszahl die der ersten Ausgabe ist, so kann es die Quelle Shakspeares nicht sein. — Hiezu hab ich im vierten Band der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, auch unter dem Titel: Novellenschatz der Italiener, Berlin 1832, S. 285 folgenden Nachtrag geliefert:

„Seitdem hab ich in der Bibliothèque des Romans, 1781, Novemberheft p. 3 hinreichende Auskunft über den Conde Lucanor und zugleich eine Uebersetzung der von Douce gemeinten Novelle gefunden, worüber ich hier nachträglich berichten will.

Jener Notiz zufolge erschien also die erste Ausgabe des Conde Lucanor, die mithin Shakspeare wohl hätte bekannt sein können, schon 1575 zu Sevilla; die zweite und letzte aber, welche Douce anführt, 1642 zu Madrid. G. Argote de Molina, der diese zweite Ausgabe besorgt hat, giebt an, der Verfaßer sei schon 1347 im Alter von 70 Jahren verstorben, obwohl sein Tod nach der Inschrift seines Grabmals zu Pennafiel erst 1362 zu Cordova erfolgte. Don Juan Manuel hinterließ viele Schriften, wo-

runter jedoch der Conde Lucanor die berühmteste ist. Sie enthält funfzig Erzählungen, theils Fabeln, theils Novellen, nach der zu seiner Zeit wie noch jetzt beliebten orientalischen Weise in einen Rahmen gefaßt, der sie zu einem Ganzen verbindet.

Folgendes ist der verkürzte Inhalt der Novelle, welche Douce für die Quelle Shakspeares ausgiebt:

Die nachgiebige Frau.

„„Don Alvar Fannez war der Tochter eines Grafen Angures vermählt. Sein Neffe, ein junger Edelmann von vielem Geiste, den er in sein Haus aufgenommen hatte, sagte ihm eines Tages: Was mir bei euch mißfällt, lieber Oheim, ist daß ihr eurer Frau zuviel Herschaft einräumt. Hierauf gab ihm Don Alvar für heute keine Antwort.

Am andern Morgen ritt er in Begleitung seiner Gemahlin und seines Neffen auf sein nahgelegenes Landgut. Auf einer Wiese weidete eine Heerde Kühe, die dem Don Alvar gehörte. Was meint ihr, Neffe, fragte der Edelmann, ist das nicht eine prächtige Heerde Stuten?

Was sprecht ihr von Stuten, antwortete der Neffe, es sind ja Kühe, und so schöne wie der Schöpfer nicht alle Tage macht. — Seid ihr von Sinnen, Neffe, versetzte der Oheim, seht ihr die Fohlen nicht umherlaufen und hört ihr die Mütter nicht wiehern? — Nein, wahrlich nicht, betheuerte Jener. — So seid ihr taub und blind, fuhr Don Alvar fort; doch damit ihr seht, daß ich Recht habe, so soll meine Frau entscheiden.

Die Dame ward also zur Schiedsrichterin bestellt und entledigte sich dieses Amtes mit den Worten: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Stuten sind.

Der Neffe staunte und schwieg. Sie ritten weiter und gelangten bald zu einer andern Wiese, auf welcher eine schöne Heerde Stuten weidete. Da sprach der Alvar zu seinem Neffen: Hier könnt ihr sehen was man Kühe nennt, damit ihr sie künftig nicht wieder mit Stuten verwechselt.

Wie, mein Oheim, schrie der Neffe auf, das gebt ihr für Kühe aus, da es doch ganz offenbar Stuten sind? Seht ihr die schönen Mähnen nicht wallen? hört ihr nicht dieß verliebte Wiehern?

Neuer Streit, den abermals die Dame mit den Worten entschied: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Kühe sind.

Der Neffe verwunderte sich immer mehr, und sein Erstaunen wuchs noch, als sie ritten und zu einem Bache gelangten, von dem eben Alvar behauptete, sein Waßer fließe ihnen zur Linken hin, da es ihnen doch offenbar zur Rechten hin floß. Aber auch diese Streitfrage entschied die Dame mit der schon bekannten Formel zu Gunsten ihres Gemahls.

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Lustfahrt, das Landgut Don Alvars. Da sprach dieser: Das nenn ich spät anlangen, es ist eben Mitternacht.

Mittag, wollt ihr sagen, versetzte der Neffe: seht ihr die Sonne nicht hoch am Himmel stehen? — Die Sonne? fragte der Oheim; ich glaube, ihr wollt mich zum Besten haben, Neffe, daß ihr den Mond für die Sonne ausgebt. — Was, der Mond? — Nun freilich, und viele Sterne, die ihn umgeben. — Mit euch ist nicht zu streiten, Oheim, ihr sollt Recht behalten. — Nicht doch, Neffe, meine Frau soll entscheiden, damit ich doch erfahre ob ich von Sinnen bin oder ihr.

Ihr habt vollkommen recht, mein Gemahl, entschied die Dame, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß der Mond scheint.

Als sie abgestiegen und eingetreten waren, zog der Oheim den Neffen bei Seite und sprach: Ihr seid ganz verwirrt, Neffe, doch hört mich an. Was wir gesehen haben, war allerdings erst eine Heerde Kühe, dann eine Heerde Stuten; auch floß der Bach ohne Zweifel rechts hin wie ihr behauptetet, und daß es jetzt Mittag ist und die Sonne scheint, ist ebenso gewiss; weil ihr aber meintet, ich laße meiner Frau zu große Herschaft, so wollt ich euch nur beweisen wer Herr im Hause ist. Ihr seht jetzt, daß ich immer Recht behalte und wenn ich sagte Schwarz sei Weiß,

oder Weiß sei Schwarz. Bedenkt aber, daß es bei einer Frau schon viel ist, Recht zu behalten, wenn man es wirklich hat, und schließt daraus, ob ich Ursache habe, der meinigen unbedingt zu vertrauen.“ “

Seit 1831, wo dieß geschrieben wurde, besorgte nun Adalbert Keller eine neue Ausgabe des Conde Lucanor, welche den ersten Band der in Stuttgart 1839 erschienenen Bibliotheca castellana füllt, und Eichendorff gab eine Uebersetzung des Buchs heraus, von welcher uns eine Ausgabe vom J. 1843 vorliegt. Das fünfte Capitel: Wie es dem Kaiser Friedrich und dem Don Alvar Fannez Minaja mit ihren Frauen ergangen, enthält nun die hier gemeinte Novelle, von der die Bibl. des Romans allerdings nur einen verkürzten Auszug giebt; einen Zug aber finden wir bei Eichendorff nicht wieder und gerade den, auf welchen es am meisten ankommt bei der Frage, ob Shakspeare diese Novelle gekannt habe, die Streitfrage nämlich ob es Mitternacht sei oder Mittag, und ob der Mond am Himmel stehe oder die Sonne. Es ist also zu vermuthen, daß Graf Tressan, der Herausgeber der Bibl. des Romans, diesen Zug aus Shakspeare hinzugefügt hat, obwohl er dieses Dichters auch nicht mit einer Silbe gedenkt.

Noch eine andere Novelle im Conde Lucanor behandelt das Hauptthema unseres Lustspiels und obwohl ich auch sie nicht für Shakspeares Quelle halte, so will ich doch ihren Inhalt kurz angeben, zumal Von der Hagen G. Ab. LXXXVI diese für die von Douce gemeinte hielt. Sie findet sich im 45. Capitel, welches die Ueberschrift führt: Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeitstage ergangen, und erzählt wie ein reicher Maure eine einzige Tochter hatte von so unsanften Sitten, daß kein Menschenkind diesen Teufel heirathen mochte. Gleichwohl faßte der Sohn eines andern minder begüterten, aber angesehenen Mauren den Vorsatz, durch Heirath mit dieser bösen Sieben sein Auskommen zu verbessern. Sein Vater rieth ihm ab, da aber der Sohn auf seinem Willen bestand, gieng er endlich hin, bei seinem Freunde um sie zu werben. Dieser wollte sein Unglück nicht, noch seines

Sohnes Verderben; da aber des Menschen Wille sein Himmelreich ist, gab er endlich nach, und so ward die Heirath geschloßen und die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes geführt, wo man den jungen Eheleuten den Tisch deckte und sie dann bis zum folgenden Tage allein ließ. Als der junge Ehemann sich zu Tisch gesetzt hatte, spähte der Ehemann, ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, nach seinem Jagdhunde und rief ihm zu: Hund, bring uns Waßer zum Händewaschen! Der Hund that es nicht; darüber gerieth er in Zorn und wiederholte seinen Befehl noch heftiger; der Hund aber that es abermals nicht. Da sprang er wüthend vom Tisch auf, ergriff sein Schwert und gieng auf den Hund los. Dieser entfloh, Er hinter ihm drein über Tisch und Bänke und Kaminfeuer bis er endlich den Hund erreicht hatte, dem er erst Kopf und Füße abhieb, dann ihn ganz in Stücke zerhackte und Wände und Tisch und alles Hausgeräthe mit seinem Blut besudelte. So kehrte er voll Wuth zur Tafel zurück, ersah ein Schooßhündchen und befahl diesem, Waschwaßer zu bringen. Da das Hündchen darauf nicht hörte, rief er: Wie, Herr Duckmäuser, hast du nicht gesehen wie dem Jagdhund geschah, weil er nicht thun wollte was ich befahl? Er wird dir ergehen wie ihm, wenn du dich widerspenstig bezeigst. Und da das Hündchen es dennoch nicht that, ergriff er es bei den Beinen und schlug es wider die Wand, daß es in tausend Stücke zerschmetterte. So wild und ungebärdig setzte er sich wieder zu Tische neben die Frau, die kein Wort sprach, aber nicht anders dachte als er sei unsinnig geworden. Nachdem er wieder umhergeschaut, erblickte er sein Pferd, das einzige, das er hatte, und befahl diesem, Waschwaßer zu bringen; aber das Pferd that es nicht, worauf er ihm den Kopf abschlug und in der gröbsten Wuth auch noch den Rumpf in Stücke hieb. Als die Frau sah, wie er sein einziges Pferd umbrachte, meinte sie, das geschehe denn doch nicht zum Spaß, und gerieth in große Angst. Er aber kehrte bluttriefend und wuthschnaubend zur Tafel zurück und schwor: Wenn er tausend ungehorsame Rosse, Männer und Weiber hätte, sie sollten alle des

Todes sein. Und da er wieder umhergeschaut und kein lebendiges Wesen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf sein Weib und rief ihr, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu: Steht auf und bringt mir Waschwaßer. Die Frau, der es nicht anders war denn als würde sie schon selbst in Stücke gehauen, sprang eiligst auf und holte das Waßer. Da rief er: Ha, wie danke ich Gott, daß ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in den jene Narren mich versetzt haben, würde es euch ergangen sein wie ihnen. Darauf befahl er ihr, ihm zu eßen zu geben, und sie that es; er sagte ihr aber Alles in solchem Tone, daß sie meinte, der Kopf wär ihr schon in Scherben, und so gieng es die ganze Nacht hindurch, und sie muckste nicht, sondern that Alles was er befahl. Nachdem sie aber ein Weilchen geruht hatten, sagte er: Vor dem großen Zorn kann ich nicht ruhig schlafen; sorgt aber ja, daß mich sonst Niemand störe und haltet ein gutes Frühstück bereit.

Am andern Morgen nun versammelten sich die Eltern und Verwandten vor der Thüre, und da drin Alles stille war fürchteten sie, der junge Ehemann sei todt oder verwundet, waren daher sehr erstaunt, als die junge Frau ganz leise und furchtsam heran schlich und ihnen zuflüsterte: Ach, ihr Unglückseligen, was macht ihr da? schweigt, oder ihr seid Kinder des Todes. Als sie aber erfuhren, wie sie die Nacht zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgepriesen, daß er so in seinem Hause aufzuräumen gewust; und von diesem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und sie führten mit einander ein glückliches Leben. Ein Paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater seinem Eidam nachthun und tödtete auf diese Weise ein Pferd; da sagte seine Frau zu ihm: Laß gut sein, Alterchen, du besinnst dich zu spät, wir kennen einander schon.

In Svend Grundtvigs dänischen Volksüberlieferungen I, 88 findet sich ein hieher gehöriges jütisches Märchen, das wir nach Reinhold Köhlers Ueberſetzung (Shakspeares Jahrb. III, 397) folgen laßen:

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten drei Töchter, mit Namen Karen, Maren und Mette. Sie waren hübsch genug anzusehen, aber bös und widerspenstig; indes war Mette die schlimmste. Dennoch kamen Freier zu Karen und Maren: sie verheiratheten sich; aber es dauerte lange bis an Metten Einer zu freien wagte. Endlich kam doch ein Freier aus weiter Ferne. Sie sollten dreimal aufgeboten werden, sagte er, und drei Tage nach dem dritten Aufgebot zu dem von ihm bestimmten Glockenschlag in der Kirche sich treffen, um getraut zu werden. Als der Hochzeitstag kam, giengen die Leute mit ihrer Tochter zur Kirche, musten aber lange auf den Bräutigam warten. Endlich kam er an. Er ritt auf einem alten grauen Pferde, hatte eine Büchse an der Seite und ein paar wollene Handschuhe an den Händen und ein grauer Hund folgte ihm. Sobald die Trauung vorbei war, sagte er zu seiner Frau: Setz dich vor mich aufs Pferd und laß uns heimreiten. Sie that wie er bat, obschon ihr Vater viel dagegen hatte; aber der Bräutigam bestand auf seinen Willen und sie ritten fort. Als sie ein gut Stück gekommen waren, ließ er seinen Handschuh fallen. Heb ihn auf, sagte er zu seinem Hund; aber der Hund hob ihn nicht auf. Heb ihn gleich auf! sagte er nochmals; aber der Hund ließ ihn doch liegen. Als er zum dritten mal vergeblich das Nämliche befohlen hatte, nahm er seine Büchse und schoß auf ihn, daß er auf der Stelle todt da lag. Sie ritten weiter und kamen in einen Wald. Hier wollte der Mann rasten; sie stiegen ab und ließen das Pferd grasen. Als der Mann fand, daß sie genug gerastet hatten, sagte er dreimal zu dem Pferde, es solle herkommen; aber das kümmerte sich nicht darum und graste weiter. Da nahm er seine Büchse und schoß es todt. Die Frau wunderte sich darüber und faßte gleich den Entschluß, ihrem Manne nie zu widersprechen. Der Mann nahm nun eine grüne Gerte, bog beide Enden zusammen und gab sie seiner Frau mit den Worten: Heb sie auf bis ich sie von dir zurück verlange! So giengen sie den Rest des Weges bis zu ihrem Hause. Hier lebten sie glücklich mehrere Jahre zusammen,

denn sie vergaß nie was sie im Walde gelobt hatte, ihrem Mann nie zu widersprechen. Sie war stäts so gut und so fügsam, daß Niemand gesagt hätte, das wär die widerspenstige Mette. Eines Tags sagte der Mann zu seiner Frau: Was meinst du? sollen wir uns aufmachen und deine Eltern besuchen? Ja, das wollte sie gern. Der Mann hieß gleich den Knecht anspannen und sie fuhren fort. Unterwegs trafen sie eine Menge Störche. Das sind schöne Raben! sagte der Mann. Nein, das sind keine Raben, das sind Störche, sagte die Frau. Wend um, und fahr wieder nach Hause! sagte der Mann zum Knechte und so fuhren sie wieder nach Hause. Als einige Zeit vergangen war, fragte der Mann sie wieder ob sie sich aufmachen und ihre Eltern besuchen wollten, und das wollte sie gern. Unterwegs kamen sie zu einer großen Heerde Schafe und Lämmer. Das war ein großes Rudel Wölfe! sagte der Mann. Nein, das sind Schafe und Lämmer! sagte die Frau. Wend wieder um, sagte der Mann zum Knecht, und so kamen sie dießmal auch nicht weiter. Zum drittenmal fragte der Mann seine Frau, ob sie zu ihren Eltern sich aufmachen wollten, und da sagte sie gleich Ja dazu. Da ließ er anspannen und sie fuhren weg. Da sie ein gutes Stück Wegs gefahren waren, kamen sie zu einer Menge Hühner. Das war eine schwere Menge Krähen! sagte der Mann. Ja, das ist auch wahr, sagte die Frau. So fuhren sie weiter, und als sie zu Mettes Eltern kamen, war da große Freude. Karen und Maren waren auch mit ihren Männern da. Die Mutter nahm alle drei Töchter mit in die Schlafstube, denn sie wollte genau hören, wie Mette zufrieden wäre. Indessen füllte der alte Vater einen Krug mit Silberpfennigen und Goldpfennigen: den setzte er auf den Tisch vor den drei Männern und sagte: Wer von ihnen die folgsamste Frau habe, solle den Krug bekommen. Da rief der erste Mann: Karen, kleine Karen, komm ein wenig heraus! Aber wie viel er auch rief und wie viel er auch bat, da kam keine Karen, nicht einmal als er hinein gieng, konnte er sie mit herausbringen. Dem andern Mann gieng es nicht beßer mit seiner Maren. So kam die Reihe an den dritten.

Der gieng bloß an die Thüre, klopfte daran und sagte: Mette, komm heraus! Da kam sie gleich gesprungen und fragte was er wollte. Da sagte er: Bring mir die Gerte, die ich dir im Walde gab. Die hatte sie auch gleich bei der Hand und brachte sie ihm, und die wies er da den andern Männern mit den Worten: Seht ihr wohl: ich bog die Gerte, als sie noch grün war. Das hättet ihr auch thun sollen.

Dieß vortrefflich erfundene Märchen kommt auch dem englischen Schauspiel am Nächsten und Eschenburgs Vermuthung, daß eine italienische Quelle zu Grunde liege, verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Sie ruht auf den italienischen Namen der handelnden Personen im Hauptstücke, die allerdings mit den englischen des Vor- und Zwischenspiels nicht zu stimmen brauchten, daher sie Shakspeare unverändert laßen konnte. Erst ein später zu nennendes deutsches, das von Shakspeare ausgieng, vertauschte die Namen mit deutschen. Unter den italienischen Novellen ist aber noch keine nachgewiesen, die mit dem Hauptinhalte des Stücks mehr Verwandtschaft hätte als Straparolas zweite Novelle der achten Nacht. Wie überhaupt Straparolas Novellen, nicht bloß seine Märchen, das von dem gelehrten Uebersetzer der letztern (Vergl. Valentin Schmidts Märchen des Straparola, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen, Berlin 1817, bei Duncker und Humblot, und dessen Beiträge zur Geschichte der rom. Poesie, S. 26) und den Brüdern Grimm (Kinder- und Hausmärchen III. S. 272) übergangene Verdienst uralten epischen Gehalts haben, so ist auch die gegenwärtige Novelle nicht seine Erfindung, sondern Gemeingut vieler Zeiten und Völker. Selbst im Orient scheint sie bekannt, obgleich wir daraus ihren morgenländischen Ursprung nicht folgern. In Kisseh Khun, der Persische Erzähler (Berl., bei Nicolai 1829), einer Sammlung orientalischer Erzählungen aus den Sketches of Persia, stimmt die Geschichte von der Katze, nächst dem Fabliau: La Dame qui fut écoliée (cf. Dunlop II. p. 444) am Genauesten mit unserer Novelle. Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

„Sadik-Beg erwirbt sich durch persönliche Vorzüge Hussein, die stolze Tochter des Nabobs. Nach dem Herkommen bei so ungleichen Heirathen war er nicht viel Beßeres als ihr Sclave. Seine Freunde bedauerten sein Schicksal; nur ein kleines Männchen, Merdek mit Namen, das ganz und gar unter dem Pantoffel stand, freute sich, einen Andern in gleicher Lage zu sehen. Mit heimtückischer Freude wünschte er ihm Glück zu seiner Vermählung. Sadik-Beg nimmt den Glückwunsch an und versichert sich wirklich höchst glücklich zu fühlen. Als dieß Merdek bezweifelt, erzählt er ihm, wie er es nach der Hochzeit mit seiner Frau gehalten habe: „Ich gieng mit dem Schwert an der Seite in das Gemach Husseinis, die mich in einer würdevollen Stellung empfieng. Als ich hervortrat kam eine schöne Katze, offenbar ein großer Liebling, knurrend mir entgegen. Ich zog gelaßen mein Schwert, schlug ihr den Kopf ab, und diese in die eine Hand, den Körper in die andere nehmend, warf ich beides zum Fenster hinaus. Dann wandte ich mich ganz unbefangen zu der Frau, welche etwas beunruhigt schien, jedoch nicht die geringste Bemerkung machte, sondern sich bis auf den heutigen Tag als eine sehr gütige und nachgiebige Frau erwies.“ Merdek läßt sich dieß zur Lehre dienen und beschließt bei seiner Xantippe ein Gleiches zu versuchen. Wirklich tödtet er auch die Katze, wird aber, da er die getrennten Stücke vom Boden aufnehmen will, durch eine derbe Ohrfeige von seiner entrüsteten Ehehälfte niedergeworfen. Späterhin erfuhr Merdeks Frau, wessen Beispiel der arme Kleine hatte nachahmen wollen: da sagte sie, ihm noch eine Ohrfeige gebend: Du jämmerlicher Geselle: du hättest die Katze tödten sollen am Hochzeittage.“ Nach Hagen, Gesammtab. I, LXXXV, wäre übrigens das Buch, das mir vorgelegen hat, wie Nachfragen bei der genannten Buchhandlung ergeben hätten, niemals wirklich erschienen.

In dem altdeutschen Gedichte vom Zornbraten (Laßbergs Liedersaal II, S. 499.), womit die zeltende Frau (L. S. I. S. 295) verwandt ist, begegnen die Grundzüge unserer Novelle in Verbindung mit andern, die sich in dem Schauspiele wiederfinden.

(Von der Hagens Gesammtab. I, 8 und S. LXXXIV): „Ein Ritter hatte ein böses Weib, das er nicht meistern konnte. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Tochter, die bald alle Freier durch ihre Bosheit abschreckte. Endlich wagt es doch ein junger Ritter um sie zu werben. Der Vater verhehlt ihm keine ihrer bösen Eigenschaften; aber er besteht darauf, sie heimzuführen. Beim Abschied giebt ihr die Mutter Lehren, wie sie sich gegen ihren Mann verhalten solle, und drohte mit ihrem Fluche, wenn sie ihm nicht eben so thue wie sie dem Vater gethan habe. Nun besteigt der Bräutigam sein Ross und nimmt die Braut hinter sich: an einem Riemen führt er einen schönen Windhund und auf der Hand trägt er einen Edelfalken. So reitet er ohne Begleitung abgelegene Wege, um Niemand zu begegnen. Nicht lange so will der Falke nach einem Vogel auffliegen: zuerst warnt ihn der Ritter; als er es aber noch einmal versucht, drückt er ihm den Kopf ein und sagt: So müße es Allen ergehen, die gegen meinen Willen thun. Bald darauf findet er Gelegenheit dem Hunde ein Gleiches zu thun, und zuletzt gar dem Pferde, auf dem sie reiten. Jetzt macht er der Braut den Vorschlag, sich satteln zu laßen, damit er sie reiten könne, indem er des Fußgehens ungewohnt sei. Vor Schrecken giebt sie nach und trägt den Ritter wohl eine halbe Meile: dann giebt sie ihm die süßesten Worte und gelobt ihr ganzes Leben hindurch seinem Willen zu gehorchen. Da heißt er sie aufstehen, nimmt sie freundlich bei der Hand und führt sie auf seine nahe Burg, wo seine Freunde ihrer harren und sie in alle Rechte einer Hausfrau eingesetzt wird. So ward aus der schlimmsten Braut das beste Weib. Sechs Wochen darnach kommen die Eltern der Braut sie zu besuchen. Als die böse Mutter ihre Sanftmuth sieht, schilt und schlägt sie die Tochter. Der Vater aber bittet den Schwiegersohn, ihm zu rathen, wie er auch sein Weib zahm machen könne. Da nimmt der Ritter vier Knechte zu sich und erklärt der Xantippe, daß sie zwei Zornbraten über ihren Lenden habe, welche ihr ausgeschnitten werden müsten: so werde sie bald das beste Weib werden. Der eine Zornbraten

wird auch wirklich herausgeschnitten: da· verspricht sie Beßerung und bittet, ihr den andern zu laßen, welcher ganz klein sei und und ihr nicht viel Schaden thue. Dieß wird auch bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt, auch diesen auszuschneiden, wenn sich ihr Uebel wieder melde. Nun ward sie ein bescheidenes, friedliches Weib, und wenn sie je wieder ein Wort sprach, das ihrem Manne missfiel, so brauchte er nur an den Zornbraten zu erinnern, um sie zur Ruhe zu verweisen. Zuletzt folgt der Rath:

Wer ein böses Weib habe,
Der thu sich ihrer bei Zeiten abe,
Empfehle sie dem Ritten (kalten Fieber)
Und lege sie auf einen Schlitten,
Und kaufe ihr ein Bästlein,
Und hänge sie an ein Aestlein
Und hänge dabei
Zwei Wölfe oder drei.
Wer sah je einen Galgen
Mit schlimmern Balgen?
Es wäre denn daß man den Teufel fienge
Und ihn auch dazu hienge.

Einige Züge in diesem Gedicht stehen der Darstellung Shakspeares näher als unsere Novelle, z. B. daß der Ritter mit der Braut abgelegene Wege reitet, um Niemand zu begegnen, und sie erst heimführt um die Ehe zu vollziehen, als die Zähmung vollbracht ist. Dafür ist aber der Gegensatz der beiden Schwestern in der Novelle Straparolas ein so wichtiges Moment der Shakspeareschen Behandlung, daß es wahrscheinlich wird, der Dichter habe eine dritte, die Novelle und das altdeutsche Gedicht vermittelnde Darstellung vor sich gehabt.

Unter den deutschen Märchen bei Grimm behandelt das vom König Drosselbart (I. 52.) unser Thema. „Eine Königstochter war wunderschön, aber so stolz, daß ihr kein Freier genügen mochte. Der Eine war zu dick: das Weinfaß! sprach sie. Der Andere zu lang: lang und schwank hat keinen Gang. Der Dritte zu kurz: kurz und dick hat kein Geschick u. s. w. Zuletzt

zähmt sie der König Drosselbart, eine Name, dem sie ihm gegeben hat, weil er ein Kinn habe, wie die Drossel einen Schnabel, durch Armut und Entbehrung. Vgl. im Pentamerone des Basile IV. 10. (40.) La soperbia castegata. Hier aber schon der Uebergang in die Sage von der Griseldis u. s. w.

Unsere Novelle ist auch die Quelle von Hans Sachsens Fastnachtsspiel: „Der böse Rauch," abgedruckt in Tiecks deutschem Theater II S. 19—28. Doch geht hier der Kampf um die Hosen und das Hausregiment wirklich vor sich und das Weib trägt den Sieg davon. Der Mann läßt sie nun nicht bloß im unbestrittenen Besitz der Hosen, sondern gürtet ihr auch noch Meßer und Taschen um.

Noch einmal schärft Straparola die hier gegebene Lehre von der Zähmung der bösen Weiber ein, nämlich in dem Märchen XII. 3. (Vgl. V. Schmidts Märchensaal S. 188, nebst den Anmerkungen):

Ein Mann, welcher die Sprache der Thiere versteht, lacht, da er eine Stute mit ihrem Füllen reden hört. Die Frau verlangt zu wißen, worüber er lache; er will es ihr aber nicht sagen, weil er sonst sterben muß. Sie besteht aber darauf es wißen zu wollen und droht, sich mit einem Strick die Kehle zuzuschnüren, wenn er es nicht sage. Da verspricht es der Mann; doch solle sie warten bis er sein Testament gemacht habe. In der Zwischenzeit hört er den Hund den Haushahn über seine Fröhlichkeit zurechtweisen, da er doch über den Tod des Herrn betrübt sein solle. Der Hahn antwortet aber, der Herr sei selbst Schuld an seinem Unglück, denn nach dem Aristoteles im ersten Buch der Politik solle der Mann des Weibes Haupt sein. Er selbst habe hundert Weiber und wiße sie alle in der Furcht zu halten und sich unterwürfig zu machen: er züchtige bald diese bald jene und laße es an tüchtigen Stößen nicht fehlen; der Herr aber, der nur eine Frau habe, wiße diese nicht einmal zu regieren." u. s. w. Vgl. Adalbert Kuhn Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843 S. 268 ff., wonach dieselbe Erzählung in Deutschland noch heute im Volksmunde lebt.

Auch dieß Märchen ist im Orient bekannt, denn es findet sich in Tausend und eine Nacht (I. S. 23) so übereinstimmend wieder, daß wir mit Val. Schmidt einen äußern Zusammenhang annehmen müßen ohne darum seinen orientalischen Ursprung behaupten zu wollen, womit man nicht zu schnell bei der Hand sein darf. Gerade an diesem Märchen hat aber Benfey Orient und Occident II. 133 seine Ansicht von dem indischen Ursprung der im Abendland verbreiteten Sagen und Märchen darzuthun versucht und man muß gestehen, daß das Beispiel sehr glücklich gewählt war, obgleich es die Frage zu entscheiden nicht ausreicht. Das gleiche Mittel wird übrigens in unzähligen Schwänken und Novellen empfohlen, unter welchen wir Giovannis zweite Novelle des fünften Tags als eine der besten ausheben möchten.

Es bleibt noch übrig von dem verwandten deutschen Schauspiel zu sprechen, das Eschenburg in Gottscheds Sammlung deutscher Schauspiele aufgefunden hat. Er führt den Titel: „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormahls von einem italiänischen Cavalier practisiret, jetzo aber von einem Teutschen Edelman glücklich nachgeahnet und in einem sehr lustigen possenvollen Freuden-Spiele fürgestellet" u. s. w. Es stimmt mit dem Shakspeareschen Stücke so genau überein, daß Eschenburg sich überzeugt hielt, beide Verfaßer müsten entweder einerlei Original genau copiert, oder der deutsche Verfasser das Shakspearesche Stück zur Grundlage des seinigen gemacht haben. Eschenburg ist geneigt sich für das Letztere zu entscheiden; doch macht ihn die Angabe des deutschen Verfaßers, daß sein Stück von italienischem Ursprunge sei, darin wieder irre, denn diese versteht er so als sei eine alte italienische Comödie vorhanden gewesen, von welcher beide, das englische und das deutsche Schauspiel, freie Nachahmungen und wörtliche Uebersetzungen wären. Allein eben dieser Schlußbericht des deutschen Verfaßers läßt keinen Zweifel übrig, daß er nur aus den italienischen Namen, die er mit deutschen vertauschte, auf den italienischen Ursprung dieses ihm von deutschen Comödianten überlieferten Stücks geschloßen habe. Wahrscheinlich war das ebenfalls

in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst erwähnte Schauspiel: „Die wunderbare Heurath Petruvio mit der bösen Catharina", sein Original, an dem er schwerlich viel mehr als die Namen änderte. Beide Stücke beweisen nur, wie früh Shakspeares gezähmte Keiferin auf der deutschen Bühne heimisch geworden. Der hier ausgesprochenen Vermuthung hat seitdem Reinhold Köhler in seiner Ausgabe der Kunst über alle Künste (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1864 S. XX) beigestimmt.

Im letzten Act hat Shakspeare die deutsche Volkssitte des Thierjagens oder des Haberfelltreibens auf die Bühne gebracht, dessen Zusammenhang mit dem deutschen Gottesdienst und den Glauben an die Umzüge des wilden Heeres Handb. der Mythologie III. Aufl. S. 527 ff. (§ 143) besprochen ist, wobei sich auch ergiebt, daß der Ausdruck ins Bockshornjagen und das Haberfelltreiben gleichbedeutend sind, wofür der Hauptbeweis gerade aus Shakspeare zu entleihen ist.

IX.

Zu

Ende gut Alles gut.

1. Giletta von Narbonne.

Nach Boccaccio.

In Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Rouſſillon, der ſeiner Kränklichkeit wegen ſtäts einen Arzt bei ſich hatte, welcher Gerard von Narbonne hieß. Der Graf hatte einen einzigen, kleinen Sohn, der ſehr ſchön und anmuthig war und mit mehrern Kindern ſeines Alters erzogen wurde, unter welchen ſich auch Giletta, die Tochter des erwähnten Arztes befand. Dieſe fühlte eine grenzenloſe und viel glühendere Liebe, als ſie bei ſo zartem Alter gewöhnlich iſt, für den jungen Beltram. Nach dem Tode des Grafen, welcher ihn der Pflege des Königs überwieſen hatte, muſte Beltram ſich nach Paris begeben, worüber das Mädchen unendlich betrübt wurde, und da bald nachher auch ihr Vater ſtarb, gern nach Paris gereiſt wäre, um Beltram wiederzuſehen, wenn ſie einen ſchicklichen Vorwand gewuſt hätte; allein des Reichthums willen, der ihr nun allein zugefallen war, ward ſie von zu Vielen beobachtet und wuſte keine anſtändige Auskunft zu finden. Auch als ſie zu ihren mannbaren Jahren gelangt war, hatte ſie den Beltram noch nicht vergeßen können und ohne einen Grund anzugeben ſchon viele Bewerber ausgeſchlagen, welchen ihre Verwandten ſie vermählen wollten.

Da ſie nun mehr als je zuvor für Beltram entbrannt war, weil ſie vernommen hatte, daß er ein ſehr ſchöner Jüngling geworden ſei, hörte ſie zufällig die Nachricht, daß der König von Frankreich in Folge eines ſchlecht geheilten Geſchwulſtes, das er auf der Bruſt gehabt, an einer Fiſtel leide, die ihm große Beſchwerden und heftige Schmerzen verurſache und daß er keinen Arzt finden könne, der ihn davon heile, obgleich ſich ſchon Viele daran

verſucht, aber das Uebel nur verſchlimmert hätten, worüber der König an der Geneſung verzweifelt ſei und nun allen Rath und Beiſtand von ſich weiſe. Das Mädchen war hierüber höchlich erfreut, denn ſie glaubte nun, nicht bloß einen ſchicklichen Vorwand zu der Reiſe nach Paris gefunden zu haben, ſondern auch, wenn es wirklich die Krankheit ſei, welche ſie vermuthete, ihren Beltram leicht zum Gemahl erwerben zu können. Da ſie von ihrem Vater Vieles erlernt hatte, bereitete ſie ſogleich aus gewiſſen heilſamen Kräutern ein Pulver für die Krankheit, welche ſie bei dem Könige vorausſetzte, ſtieg damit zu Pferde und begab ſich nach Paris, wo es ihr erſtes Geſchäft war, ſich den Anblick Beltrams zu verſchaffen; dann erſchien ſie vor dem Könige und bat ſich die Gnade aus, daß er ihr ſein Uebel zeige.

Da der König ihre Jugend und Anmuth ſah, mochte er es nicht abſchlagen und zeigte ihr ſeinen Schaden. Sobald ſie ihn geſehen hatte, zweifelte ſie nicht mehr, ihn heilen zu können und ſprach: Gnädiger Herr, wenn es euch beliebt, ſo hoffe ich zu Gott euch in acht Tagen, ohne euch irgend Schmerzen oder Beſchwerden zu verurſachen, von dieſer Krankheit zu heilen. Der König machte ſich im Stillen über ihre Rede luſtig und ſprach zu ſich ſelbſt: Wie ſollte es ein junges Mädchen ausrichten können was die gröſten Aerzte der Welt nicht vermocht haben? Er dankte ihr alſo für ihren guten Willen, entgegnete aber, er ſei entſchloßen, keinem ärztlichen Rathe mehr Folge zu leiſten. Darauf verſetzte die Jungfrau: Gnädiger Herr, ihr verſchmäht meine Kunſt, weil ich ein Mädchen und noch ſo jung bin; aber ich erinnere euch, daß ich nicht durch meine Wißenſchaft und Erfahrung, ſondern durch Gottes Beiſtand und die Wißenſchaft meines Vaters, des bei ſeinen Lebzeiten berühmten Arztes Gerard von Narbonne, zu heilen verſtehe. Der König ſprach bei ſich ſelbſt: Vielleicht iſt mir dieſe von Gott geſendet: warum verſuche ich nicht was ſie vermag, da ſie doch verſpricht, mich ohne Beſchwerden in kurzer Zeit zu heilen. Er beſtimmte ſich alſo den Verſuch zu machen und ſprach: Junges Mädchen, und wenn ihr uns nicht heilt, falls wir

euretwillen von unserm Entschluße abgiengen, was sollte für euch die Folge sein? Gnädiger Herr, versetzte die Jungfrau, laßt mich bewachen, und wenn ich euch in acht Tagen nicht heile, lebendig verbrennen; aber was soll mein Lohn sein, wenn die Heilung gelingt? Der König antwortete: Da ihr noch unvermählt scheint, so wollen wir euch, wenn ihr euer Wort löst, gut und anständig verheirathen. Gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen, ich bin es zufrieden, daß ihr mich verheirathet, ich begehre aber den zum Manne, welchen ich mir wähle; doch werde ich keinen eurer Söhne oder aus dem königlichen Hause verlangen.

Der König sagte ihr dieß zu, worauf sie ihre Kur begann und binnen Kurzem, noch vor der bestimmten Frist, dem König seine Gesundheit wiederschenkte. Da er sich nun geheilt fühlte, sprach er: Jungfrau, ihr habt euern Mann wohl verdient. Wohlan denn, versetzte Giletta, so hab ich denn den Beltram von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben begann und seitdem immer von ganzer Seele geliebt habe. Dem König kam es schwer an, ihr diesen zu geben; da er es aber versprochen hatte und nicht wortbrüchig werden wollte, ließ er ihn rufen und sprach zu ihm: Beltram, ihr seid nun erwachsen und ausgebildet: wir wünschen, daß ihr jetzt zurückkehrt, eure Grafschaft selbst zu regieren, und ein Fräulein mit euch führt, das wir zu eurer Gemahlin bestimmt haben. Und wer ist das Fräulein, gnädiger Herr? fragte Beltram. Dieselbe, antwortete der König, welche uns durch ihre Heilmittel die Gesundheit wiedergeschenkt hat.

Beltram, der sie gesehen und wiedererkannt hatte, hielt sie zwar für schön genug, da er aber wuste, daß sie nicht von einem Geschlechte sei, wie es sich für seinen Adel gezieme, versetzte er verächtlich: Gnädiger Herr, ihr wollt mir also eine Quacksalberin zur Frau geben? Gott verhüte es, daß ich je eine Solche zur Gemahlin nehme. So wollt ihr denn, entgegnete der König, daß wir unser Wort brechen, welches wir, um unsre Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen verpfänden musten, das nun zum Lohn eure Hand begehrt? Gnädiger Herr, erwiderte Beltram,

ihr könnt mir nehmen was ich besitze und mich als euern Vasallen an wen ihr wollt verschenken; das aber versichere ich euch, daß ich mit dieser Heirath niemals zufrieden sein werde. Ihr werdet schon, sprach der König, denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt euch zärtlich; deshalb hoffen wir, daß ihr viel glücklicher mit ihr leben werdet als ihr mit einer Dame höherer Abkunft leben würdet.

Beltram schwieg und der König ließ zur Feier der Hochzeit große Zurüstungen machen. Als nun der festgesetzte Tag herankam, vermählte sich Beltram, so schwer es ihm auch ward, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte, und nahm, als dieß geschehen war, nachdem er sich schon vorher entschloßen hatte was er zu thun habe, unter dem Vorwande, daß er nach seiner Grafschaft zurückkehren und dort das Beilager vollziehen wolle, Urlaub von dem Könige. Dann stieg er zu Pferde, reiste aber nicht nach der Grafschaft, sondern begab sich nach Toscana, wo er hörte, daß die Florentiner mit den Sienesern im Krieg begriffen seien, und sich gleich entschloß zu ihren Gunsten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit Freude und großen Ehren empfangen, zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsmacht geordnet und mit einer so ansehnlichen Besoldung begabt, daß er eine geraume Zeit in ihren Diensten verweilte.

Die Neuvermählte, die über diese Behandlung wenig erfreut war, hoffte ihn durch ihr gutes Betragen noch in seine Grafschaft zurückrufen zu können und reiste nach Roussillon, wo sie von Allen als Gebieterin aufgenommen ward. Weil aber die Grafschaft in so langer Zeit ohne Herrn gewesen, fand sie alle Geschäfte verwahrlost und zerrüttet. Als eine verständige Frau wuste sie indes in kurzer Zeit durch Fleiß und Sorgfalt Alles wieder ins Geleise zu bringen, worüber die Unterthanen sehr erfreut waren und ihr mit Liebe und Treue ergeben wurden, während sie den Grafen bitter tadelten, daß er mit einer solchen Gemahlin nicht zufrieden sei. Als sie nun die Angelegenheiten des Landes geordnet hatte,

ließ sie den Grafen durch zwei Edelleute davon benachrichtigen und bitten, wenn er um ihretwillen anstehe in seine Grafschaft zurückzukehren, so möge er es ihr anzeigen, und sie werde sich alsdann, ihm zu Gefallen, entfernen. Er aber antwortete ihnen mit großer Härte: Hiemit mag sie es halten wie es ihr beliebt; ich aber werde nicht eher zurückkehren und mit ihr leben bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind von mir auf dem Arme trägt. Auf diesen Ring legte er großen Werth und trennte sich niemals von ihm, wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, ihm beiwohnte. Die Edelleute fühlten wohl die Härte der fast in einer doppelten Unmöglichkeit beruhenden Bedingung; da sie aber sahen, daß sie ihn durch Zureden seinem Entschluß nicht abwendig machen könnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und hinterbrachten ihr seine Antwort. Sie ward sehr betrübt darüber, entschloß sich jedoch nach langem Nachdenken den Versuch zu machen, ob sie jene Bedingungen nicht erfüllen könne. Um also in der Folge ihren Gemahl für sich zu gewinnen, versammelte sie, sobald ihr Entschluß gefaßt war, viele der ältesten und angesehensten Männer der Grafschaft und erzählte ihnen ausführlich und in beweglichen Worten, was sie schon Alles aus Liebe zu dem Grafen gethan und welchen Lohn sie dafür empfangen habe, worauf sie hinzufügte, es sei ihre Absicht nicht, den Grafen durch ihre Anwesenheit in ewiger Verbannung zu halten, vielmehr gedenke sie den Rest ihres Lebens zum Heil ihrer Seele in Pilgerfahrten und Werken der Barmherzigkeit hinzubringen. Alsdann bat sie die Versammelten, den Schutz und die Regierung der Grafschaft zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie die Besitzung frei und ledig gelaßen habe, und sich in der Absicht, nie wieder nach Rousfillon zu kommen, entfernt habe.

Während sie also sprach, vergoßen die guten Leute häufige Thränen und baten sie dann inständigst, ihren Vorsatz aufzugeben und bei ihnen zu bleiben; womit sie aber nichts ausrichteten. Giletta empfahl sie dem göttlichen Schutze, machte sich in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin, in Pilgerkleidung und

mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne Jemand von dem Ziel ihrer Reise zu unterrichten, auf den Weg und langte auch bald in Florenz an, wo sie durch Zufall in einen kleinen Gasthof einkehrte, der einer anständigen Wittwe gehörte, und dort, voller Verlangen von ihrem Herrn Nachricht zu hören, als eine arme Pilgerin sehr eingezogen lebte. Schon am andern Tage fügte es sich, daß sie ihren Gemahl mit seinem Gefolge vor dem Gasthause vorbeireiten sah, und obwohl sie ihn sogleich erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer er sei? Die Gastwirthin antwortete: Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltram nennt, ein gefälliger und höflicher Herr, der in dieser Stadt sehr viel gilt und in eine unserer Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, sterblich verliebt ist. Es ist in der That ein sehr ehrbares Mädchen, das nur seiner Armut willen noch nicht vermählt ist, und mit seiner Mutter, einer verständigen und achtbaren Frau, zusammen lebt. Und vielleicht hätte sie, wenn die Mutter nicht wäre, schon in die Wünsche des Grafen gewilligt. Die Gräfin faßte die Worte mit Wohlgefallen auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und als sie sich von Allem unterrichtet hatte, stand ihr Entschluß fest. Da sie das Haus und den Namen der Dame und ihrer Tochter, welche der Graf liebte, ausgemittelt hatte, begab sie sich eines Tages heimlich in ihrer Pilgertracht zu denselben, fand die Dame und die Tochter in ziemlich ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte der Erstern, sie wünsche, wenn es ihr gefällig sei, eine Unterredung mit ihr. Die Dame stand auf und erklärte sich bereit, sie anzuhören; darauf traten sie in ein Seitengemach, wo die Gräfin, als sie sich niedergelaßen hatten, so zu sprechen begann: Madonna, ihr scheint mir nicht minder als ich selbst zu den Stiefkindern Fortunens zu gehören; wenn ihr aber wolltet, so könntet ihr vielleicht euch und mich glücklich machen. Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr als ihre Lage auf ehrbarem Wege zu verbeßern. Ich bedarf eurer Verschwiegenheit, fuhr die Gräfin fort: wenn ich mich dieser vertraue und ihr verrathet mich dennoch, so schadet ihr euch und

mir. Die Dame versetzte: Ihr dürft mir Alles, was euch gefällt, ruhig vertrauen, denn nie werdet ihr euch von mir hintergangen sehen.

Darauf erzählte ihr die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und Alles was sich seit dem ersten Aufkeimen ihrer Neigung für den Grafen bis zu dem heutigen Tage mit ihr ereignet hatte, daß die Dame, die ihren Worten um so lieber Glauben schenkte als sie ihre Geschichte zum Theil schon von Andern vernommen hatte, nicht wenig Mitleid für sie empfand. Als die Gräfin ihre Erzählung beendigt hatte, fügte sie hinzu: Ihr habt nun mein Unglück gehört und vernommen, was ich für zwei Dinge besitzen muß, wenn ich meines Gemahls froh werden soll, und ich kenne Niemand anders, der sie mir verschaffen könnte als euch; wenn es nämlich wahr ist was ich höre, daß der Graf, mein Gemahl, sich auf das Heftigste in eure Tochter verliebt hat.

Ob der Graf meine Tochter liebt, versetzte die Dame, weiß ich nicht, aber er giebt sich völlig den Anschein. Allein was kann ich deshalb thun, eure Wünsche zu befriedigen? Madonna, antwortete die Gräfin, ich werde es euch gleich sagen; zuvor aber wünsch ich euch die Vortheile zu zeigen, die euch daraus erwachsen sollen, wenn ihr mir beisteht. Wie ich sehe, ist eure Tochter schön und von mannbaren Jahren; auch scheint es nach dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, daß ihr sie nur aus Mangel einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. Ich denke ihr also zum Lohn des Dienstes, den ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ein solches Heirathsgut auszuwerfen, wie ihr es selbst für erforderlich haltet, um sie ehrenvoll zu vermählen. Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch antwortete sie ihrer edeln Gesinnung gemäß: Madonna, sagt mir was ich für euch thun kann, und wenn es mir nicht unziemlich scheint, so will ich es herzlich gern verrichten: hernach mögt ihr thun was euch belieben wird.

Meine Absichten erfordern, versetzte die Gräfin, daß ihr dem Grafen durch eine zuverläßige Mittelsperson sagen laßt, eure

Tochter sei bereit, allen seinen Willen zu thun, wenn sie Beweise erhalte, daß er sie wirklich so liebe, als er vorgebe. Davon werde sie sich aber nie überzeugen, wenn er ihr nicht den Ring schicke, den er am Finger trage und der ihm, wie sie gehört habe, so werth sei. Schickt er ihr den Ring, so gebt ihr ihn mir und laßt dem Grafen sagen, eure Tochter sei bereit, seine Wünsche zu befriedigen. Alsdann müßt ihr ihn heimlich hieher kommen laßen und mich unvermerkt statt eurer Tochter ihm beilegen. Vielleicht gönnt mir Gott die Gnade von ihm zu empfangen, und so werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn mir erwerben und mit ihm leben können wie es Mann und Frau geziemt, und ihr seid von dem Allen der Urheber gewesen.

Die Dame mochte sich schwer hiezu verstehen: sie fürchtete, es könne dem Rufe ihrer Tochter großen Schaden bringen; indes schien es ihr doch wieder, es sei löblich, der guten Dame ihren Mann wiederzugeben, und auch die Absicht, die sie zu diesem Schritte bewege, sei nicht unehrbar, und so im Vertrauen auf ihre gute und löbliche Gesinnung versprach sie der Gräfin nicht nur, das Gewünschte zu thun, sondern erhielt auch nach ihrer Anweisung in wenig Tagen durch geheime Verhandlung den Ring, obwohl es dem Grafen hart ankam, und schob ihm die Gräfin statt ihrer Tochter mit großer Geschicklichkeit unter. In diesen ersten Zusammenkünften, die der Graf inbrünstig gewünscht hatte, empfieng die Gräfin, wie ihre Entbindung nachmals ergab, zwei männliche Kinder. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht bloß dieß eine Mal, sondern öfter, und wuste dieß so geheim zu bewirken, daß Niemand davon Kunde erhielt und der Graf immer der Meinung war, nicht mit der Gattin, sondern mit der Geliebten zusammen zu kommen. Daher schenkte er ihr auch, wenn ihn der Morgen zum Aufbruch mahnte, viele schöne und kostbare Steine, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte. Da sie sich nun schwanger fühlte, wollte sie der Dame nicht länger mit diesen Dienstleistungen beschwerlich fallen und sprach: Madonna, Gott und euch sei Dank, ich habe

erlangt was ich wünſche; es iſt daher Zeit, daß ich auch eure Wünſche erfülle und dann abreiſe. Die Edelfrau erwiderte, es ſei ihr lieb, wenn ſie durch ihre Vermittlung ihre Wünſche erreicht habe; was ſie gethan, ſei indes nicht in Hoffnung einer Belohnung geſchehen, ſondern weil ſie gemeint habe, ſo handeln zu müßen um Gutes zu thun. Dieſe Geſinnung, Madonna, entgegnete die Gräfin, iſt gut und löblich und auch ich gedenke euch, was ihr von mir verlangen werdet nicht als Lohn zu ſchenken, ſondern um Gutes zu thun, weil ich meine, ſo handeln zu müßen. Hierauf bat die Dame nothgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausſtattung ihrer Tochter. Da die Gräfin ihre Beſchämung bemerkte und dieſe beſcheidene Bitte vernahm, ſchenkte ſie ihr fünfhundert Gulden und viele ſchöne und koſtbare Steine, die wohl das Doppelte werth ſein mochten, worüber die Dame höchlich erfreut war und der Gräfin dankte ſo gut ſie nur konnte und wuſte. Dieſe entfernte ſich hierauf und begab ſich in ihren Gaſthof zurück.

Um aber in Zukunft dem Beltram allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beſuchen oder zu beſchicken, zog die Dame ſofort mit ihrer Tochter zu ihren Verwandten aufs Land, und bald darauf kehrte auch Beltram, da er von den Seinigen zurückberufen ward und hörte, daß die Gräfin ſich entfernt habe, in ſeine Grafſchaft zurück. Die Gräfin war über die Nachricht von ſeiner Abreiſe von Florenz ſehr erfreut: ſie wartete indes noch ihre Niederkunft ab und gebar zwei Knaben, die dem Vater äußerſt ähnlich ſahen. Sie ließ ſie ſorgfältig ſtillen, machte ſich, da es ſie Zeit dauchte, auf den Weg, und kam ohne von Jemand erkannt zu werden, in Montpellier an. Hier ruhte ſie ſich einige Tage aus, erkundigte ſich nach dem Grafen und ſeinem Aufenthalt und erfuhr, daß er am bevorſtehenden Allerheiligentage in Rouſſillon ein großes Feſt für Männer und Frauen veranſtalten werde, zu welchem ſie ſich, noch immer in der gewohnten Pilgertracht, ſofort begab. Da ſie hier vernahm, die Damen und Ritter ſeien im Palaſte des Grafen verſammelt und eben im Begriff zu Tiſche zu gehen, ſo trat

sie, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder auf dem Arm, in den Saal, drängte sich durch die Menge zu dem Grafen durch, warf sich ihm zu Füßen und sprach weinend: Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat wieder zu geben und zu erhalten, lange Zeit in der Welt umhergeirrt ist. Ich beschwöre dich bei Gott, mir jetzt die Bedingungen zu halten, die du mir durch die beiden an dich gesandten Edelleute auferlegtest. Sieh hier auf meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und sieh hier deinen Ring. Nun ist es wohl Zeit, daß du mich als deine Gattin anerkennst, wie du versprochen hast.

Als der Graf dieß vernahm, erschrak er heftig: er erkannte den Ring, er erkannte auch die Kinder, so ähnlich sahen sie ihm; aber dennoch sprach er: Wie sollte sich denn das ereignet haben? Da erzählte die Gräfin zum größten Erstaunen des Grafen und aller Anwesenden der Ordnung nach den ganzen Hergang der Sache. Wie sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugte, und ihre Ausdauer und ihren Verstand und dazu die beiden schönen Kinder bedachte, legte er um seinem Versprechen getreu zu bleiben und auch den Seinigen gefällig zu sein, die ihn Alle, Männer und Frauen, inständigst baten, sie endlich als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen und zu ehren, seinen hartnäckigen Stolz ab, hob die Gräfin zu sich empor, küßte und umarmte sie und erkannte sie für seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder für die Seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, bekleiden und veranstaltete zum größten Vergnügen aller Anwesenden, so wie aller übrigen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen Tag, sondern viele folgende, ein glänzendes Fest und liebte und ehrte sie von diesem Tage an immer als seine Gattin und Ehefrau mit großer Zärtlichkeit.

2. Ende gut Alles gut.

Zur Sagenvergleichung.

Decam. III. 9. Für die nächste Quelle Shakspeares gilt Painters Giletta of Narbon in seinem Palace of Pleasure 1566 4. p. 88, eine Uebersetzung der mitgetheilten Novelle. Schon früher war dieselbe zu einer Comödie benutzt worden, nemlich von dem Italiener B. Acolti in seiner schon 1513 gedruckten Virginia. Vielleicht war eine Uebersetzung dieses Stücks auf die englische Bühne gekommen und veranlaßte den Dichter zur Behandlung desselben Themas. Farmers Vermuthung, daß sein All's Well that end's Well eine Weile Loves Labour Wonne geheißen habe, indem alte Verzeichnisse ein solches Stück dem Shakspeare zuschreiben, ist höchst wahrscheinlich.

Boccaccio soll nach Val. Schmidts Vermuthung (Beitr. S. 26) aus dem Altfranzösischen oder Provenzalischen geschöpft haben; doch ist eine solche Quelle noch nicht nachgewiesen. Straparolas Novelle VII. 1 ist verwandt; doch kommen hier statt des Ringes andere Wahrzeichen vor. Dunlops absprechendes Urtheil (II. p. 269) über unsere Novelle ist eben so geistlos als die von A. W. v. Schlegel widerlegte Ansicht Johnsons über Shakspeares Schauspiel. So findet Dunlop die von Beltram gestellten Bedingungen abgeschmackt, da sie doch, wie das Folgende ergeben wird, Alles enthalten, was seine Abneigung gegen die aufgedrungene Heirath zu beseitigen dienen kann.

Wir haben unter VI. (Vgl. III.) von der Sagenfamilie gehandelt, welcher diese Novelle angehört und viele verwandte Erzählungen mit ihr verglichen. Die Idee, welche alle diese Sagen verbindet, der Triumph der weiblichen Treue und Ergebenheit über

die Härte der Männer, wird aber hier durch die besondere Weise, wie sich dieser Sieg entscheidet, näher bestimmt. Wenn in andern Erzählungen dieses Inhalts die Hartherzigkeit der Männer von vorn herein als tadelswürdig erscheint, so ist dagegen Beltram vollkommen berechtigt, eine Gattin zu verschmähen, die ein fremder Wille ihm aufgedrungen hat, und die das Weib seiner Wahl weder ist noch nach den Begriffen seines Standes werden konnte. Die letztere Rücksicht besiegt Giletta nur zum Theil, indem sie sich die Liebe seiner Unterthanen in solchem Maße gewinnt, daß sie den Grafen wegen seiner Härte gegen die Gattin tadeln, und die erstere bleibt noch in ihrer ganzen Stärke zurück und kann nur durch Erfüllung der gestellten Bedingungen beseitigt werden. Diese sind aber nichts Willkürliches, sondern dienen zur Ergänzung aller Mängel in der Person Gilettens. Zwar hat sich der Graf ihr vermählt, aber wider seinen Willen auf den Befehl des Königs, dem er gleich erklärt hatte, daß fremde Willkür zwar seine Hand aber nicht sein Herz verschenken könne, und daß er selbst mit dieser Heirath nie zufrieden sein werde. Besäße aber Giletta den Ring, auf welchen der Graf so viel Werth legte, so hätte er sich ihr freiwillig und aus *eigener* Wahl verlobt, denn der Ring, welchen ein Mann einem Mädchen schenkt, kann nur als Gelübde und Pfand der Treue verstanden werden. Hiemit wäre also der Forderung *freier Wahl*, zu welcher der Graf berechtigt ist, Genüge gethan, und man könnte glauben, er hätte es bei dieser Forderung bewenden laßen müßen. Aber noch bliebe sein Eigensinn ungebeugt, den die Aufdringung einer unerwünschten Braut einmal geweckt hatte, noch wäre sein Adelstolz nicht versöhnt und vielleicht würden ihn die ererbten Vorurtheile seines Standes sogar des Gelübdes entbunden haben, das er durch Hingabe des Ringes einer Nichtebenbürtigen geleistet hätte. Darum ist die zweite Bedingung nothwendig: Giletta soll nicht nur den Ring am Finger, sondern auch ein Kind von ihm auf dem Arme tragen, wenn sie hoffen will, seine Abneigung zu überwinden. Dann müßte er sich um des Kindes willen über alle Rücksichten hinwegsetzen, denn das

Kind ist sein anderes Selbst, sein Fleisch und Blut, wie das der Mutter, mit welcher ihn das Kind versöhnen und vermitteln würde. Wunderschön spricht Shakuntala, welche derselben Sagenfamilie angehört, diesen Gedanken im Mahabharat aus (Fr. Schlegels Werke IX. S. 299):

„Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
So berührt umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als des Kindes Berührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann!
Wie im Spiegel des klaren Quells siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerde genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine, ungetheilt. —
So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergeboren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniss spricht."

Diesem unwiderstehlichen Reize des Kindes für den Vater, der sich in ihm wiedergeboren sieht, muß denn auch Beltrams Adelstolz weichen, denn die Stimme der Natur bringt alle Rücksichten der Standesehre und des Vorurtheils zum Schweigen. Selbst daß Giletta den Ring auf eine Weise erworben hatte, durch welche er aufhörte, ein Pfand verheißener Treue und ehelicher Liebe zu sein, denn nicht ihr war diese Verheißung geschehen, kommt hiebei nicht weiter in Anschlag, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß Boccaccio dem Beltram sogar zwei Kinder statt des Einen von Giletten geboren werden ließ.

Man könnte eine nähere Verwandtschaft der Sage von Sakontala mit der von Giletta vermuthen, indem auch in jener der Ring und das Kind mit gleicher Bedeutung und Wirkung vorkommen. Wir kennen die Sage von der Sakontala in zwei sehr von einander abweichenden Gestalten. In der Episode des Mahabharat, aus welcher wir eben eine Stelle angeführt haben, kommt der Ring nicht vor und es wird aus dem von Schlegel mitgetheilten Bruchstücke nicht klar, warum Duschmanta zuerst die Shakuntala verwirft und verläugnet bis denn endlich nach jener Rede der Verstoßenen die

Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Vielleicht geschah es, bemerkt Schlegel, um die Geliebte auf die Probe zu stellen; vielleicht weil Duschmanta fürchtete, es möchte Verdacht gegen die Echtheit des Kindes entstehen, wenn er so leicht in die Anerkennung willige. In dem Schauspiel des Kalidasa, das den Lesern aus G. Forsters und Anderer Uebersetzung bekannt sein wird, hat Sakontala, nachdem sie Duschmanta nach der Ordnung Gandharwa, d. h. durch gegenseitige Einwilligung, ohne alles Cermoniel, geehlicht, in der Trauer über die Abreise ihres Gemahls den jähzornigen Heiligen Durwasas, der als Gast zu ihr eintrat, nicht bemerkt und zur Strafe dieser Verletzung des Gastrechts verwünscht sie dieser:

„Er, den du denkst,
An dem dein Herz so einzig hängt, indes
Das reine Kleinod echter Gottesfurcht
Umsonst von dir des Gastfreunds Rechte heischt:
Vergessen wird er dich, wenn du ihn wieder
Erblickst, wie Nüchternwordene vergessen
Die Worte, die der Rausch aus ihnen sprach."

Doch mildert er diesen Fluch wieder dahin, daß der Zauber verschwinden soll, wenn ihr Gatte seinen Ring erblickt. Diesen hat ihr Duschmanta, als sie beim Abschied frug: „Wie lange wird mein Herr sich meiner erinnern?" zum Pfand seiner Treue gegeben; aber Sakontala hat ihn verloren, und als sie schwanger in den Palast des Königs gebracht wird, um in ihre ehelichen Rechte eingesetzt zu werden, kann sie den Zauber nicht entkräften, der Duschmantas Gedächtniss umnebelt. So wird sie verstoßen, aber von ihrer Mutter, der Nymphe Menaka, zu Aditis Palast entführt. Der Ring, den ein Fisch verschlungen hatte, wird aber durch einen Fischer vor Duschmanta gebracht, der sich bei seinem Anblick Sakontalas und seines Gelübdes wieder entsinnt. Hier hat also der Ring dieselbe Bedeutung wie in der Novelle: er ist zwar ein entscheidender Ring (the fatal ring), aber kein Zauberring, obwohl er einen Zauber vernichtet. Der König hat ihn der Sakontala zum Pfande gegeben, daß er sie nicht vergeßen

wolle und diese Bestimmung erfüllt er vollkommen. Indessen erscheint er seiner Wirkung nach zauberkräftig und also ist es nicht störend, wenn man einen Zusammenhang mit der Novelle annehmen will, daß auch bei Boccaz dem Ring des Beltram, seiner Meinung nach, Zauberkräfte beiwohnen. Zu vergleichen ist hier das Märchen von den zwölf Jägern bei Grimm Nr. 67 und was unter XII. und XIII. darüber gesagt wird. Bei Kalidasa findet nun Duschmanta nach langer vergeblicher Sehnsucht Sakontalan in Aditis Palast wieder, nachdem er vorher seinen gleich nach der Vermählung mit ihr erzeugten Sohn als einen jungen Helden angetroffen hat. Das Kind tritt also bei Kalidasa nicht in der Bedeutung auf wie in der Novelle und wie wir gesehen haben, im Mahabharat, denn es bestimmt den Vater nicht, die Mutter anzuerkennen, sondern kündigt ihm nur das Wiederfinden der ersehnten Verlorenen an. Dürfte man aber beide Darstellungen der Sakontalasage zusammenfaßen oder annehmen, daß in ihrer ursprünglichen Gestalt der Ring in derselben Bedeutung wie bei Kalidasa und das Kind in der des Mahabharat erschienen sei, was allerdings wahrscheinlich ist, so würde die Identität dieser Sage mit der von der Giletta keinen Zweifel leiden. Doch werden Andere Landau (a. a. O. 50) beistimmen, wenn er sagt, Boccaccio habe hier eher ein europäisches dramatisches Werk, nämlich die Hecyra des Terenz benutzt: „In diesem Werke entreißt Pamphilus einem von ihm entehrten Mädchen einen Ring, den er dann seiner Buhlerin Bacchis schenkt. Nach dem Wunsche seiner Eltern heirathet er dann jenes Mädchen ohne zu wißen, daß es dieselbe ist, der er Ring und Ehre geraubt. Das Verhältniss in ihrer Ehe ist so wie zwischen Beltram und Giletta bei Boccaccio, wozu noch der Verdacht kommt, in den die Frau geräth. Erst durch den bei Bacchis gefundenen Ring wird Alles aufgeklärt und die Aussöhnung des Ehepaars herbeigeführt." Wieder anderer Meinung über die Quelle der Novelle ist Gräße IV, 377, der den Roman du Comte d'Artois et de sa femme (ed. Barrois, Paris 1837) dafür ausgiebt, indem er in ihm die Bearbeitung eines ältern Romans ver-

muthet, der Begebenheiten enthielt, die sich zu Boccaccios Zeit ereigneten. Vgl. Landau a. a. O. Daß sich die rechtmäßige Ehefrau einer Buhlerin unterschiebt, um Nachkommen von ihrem Gemahl zu gewinnen, begegnet auch in der spanischen Romanze, deren Inhalt die Ueberschrift angiebt: Romance del engaño, que usó la reina doña Maria de Aragon, para qué el rey don Pedro su marido durmiese con ella, in Ferd. Wolfs „Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern", Wien 1850, S. 52 ff., und dessen Rosa de Romances, Leipzig 1846, S. 14 ff.; vgl. Liebrecht zu Dunlop 539, Zusatz zu S. 229.

Lies

S. 23 Z. 8 v. u. Pygmalion.
= 85 = 13 Aegialeus.
= 104 = 4 mit der er.
= 123 = 6 v. u. 418.
= 128 = 16 = = 8. 90.
= 149 = 14 zu suchen.
= 156 = 4 v. u. die für.
= 215 = 9 = = in seiner.
= 219 = 13 = = von dorther.
= 254 = 10 = = ist hier.
= 271 = 7 erst 1603 und Z. 11 v. u. 255.
= 272 = 1 v. u. Habrosomas.
= 291 = 2 Fiorentino.
= 303 = 3 Götter.
= 319 = 17 zu sich, und
= 331 = 18 v. u. er etwas.
= 340 = 1 schon 1566.
= 343 = 11 v. u. I.
= 344 = 5 das junge Ehepaar und Z. 15 v. u. Es
= 349 = 14 v. u. und S. 350 Z. 3 v. u. Xanthippe.
= 350 = 1 I, 3.

Druck von Karl Georgi in Bonn.

Die

Quellen des Shakſpeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit ſagengeſchichtlichen Nachweiſungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Bonn

bei Adolf Marcus

1870.

Inhalt

des zweiten Theils.

X. Zu Viel Lärmens um Nichts.

1. Viel Lärmens um Nichts. Nach Bandello. . . . S. 3
2. Viel Lärmens um Nichts. Zur Sagenvergleichung. . 35

XI. Zu dem Wintermärchen.

1. Das Märchen von Doraſtus und Faunia. Nach Robert Greene. 41
2. Das Wintermärchen. Verhältniſs des Schauſpiels zum Märchen. 89

XII. und XIII. Zu den beiden Veroneſern und Was ihr wollt.

1. Felismene. Nach Montemayor. 95
2. Die Zwillingsgeſchwiſter. Nach Bandello. 123
3. Zur Sagenvergleichung. 154

XIV. Zu Pericles Fürſt von Tyrus.

1. Apollonius Fürſt von Tyrus. Nach den Gesta Romanorum und dem Volksbuche. 165
2. Pericles Fürſt von Tyrus. Zur Sagenvergleichung. . 209

XV. Zu König Lear.

1. König Lear. Nach Holinſhed. 217
2. Der Baſtard. Nach Sidneys Arcadia. 221
3. König Lear. Zur Sagenvergleichung. 228

XVI. Zu Macbeth.

1. Macbeth. Nach Holinſhed. 237
2. Macbeth. Zur Sagenvergleichung. 255

XVII. Zu Wie es euch gefällt.
1. Rosalinde. Nach Thomas Lodge. 263
2. Wie es euch gefällt. Zur Literaturgeschichte. . . . 311
XVIII. und XIX. Zu Lokrine und Cromwell.
1. Lokrine. Nach Galfred von Monmouth und Holinshed. 317
2. Cromwell. Nach Bandello. 324
3. Lokrine und Cromwell. Anmerkung. 334
Der Sturm. 335
Walpurgisnachtstraum u. s. w. 341

X.

Zu

Viel Lärmens um Nichts.

1. Viel Lärmens um Nichts.

Nach Bandello.

Im Jahre unſeres Heils 1282 geſchah es, daß die Sicilianer, welche die Herſchaft der Franzoſen nicht länger ertragen zu können glaubten, ſie eines Tages zur Veſperzeit alle ermordeten ſo viel ihrer auf der Inſel waren: denn dazu hatten ſie ſich vorher allenthalben verſchworen. Und nicht bloß tödteten ſie von der franzöſiſchen Nation Männer und Weiber, ſondern auch alle ſicilianiſche Frauen, welche man von einem Franzoſen ſchwanger meinte, wurden jenes Tages ermordet, und wenn es ſich ſpäterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzoſen geſchwängert ſei, war ſie ohne Erbarmen des Todes. Daher entſtand der klägliche Name der ſicilianiſchen Veſper. Als König Pedro von Aragonien dieſe Nachricht vernahm, ſegelte er ſogleich mit der Flotte aus und beſetzte die Inſel, denn der Pabſt Nicolaus III. hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm, als dem Gemahl Conſtanzens, der Tochter König Manfreds, gebühre das Eigenthum der Inſel. König Pedro hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Inſel durch die glänzendſten Feſte. Als er hierauf Kunde erhielt, daß König Karl II., Sohn König Karls I., welcher das Königreich Neapel beſaß, mit einer gewaltigen Flotte daher ſegle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, ſegelte er ihm mit ſeiner aus Kriegsſchiffen und Galeeren beſtehenden Flotte entgegen, und als ſie zuſammenſtießen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menſchen mit dem Leben entgalten. Doch zuletzt ſchlug König Pedro die Flotte König Karls und machte ihn ſelbſt zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeſchäfte beßer obliegen zu

können, verlegte er den Aufenthalt der Königin und des Hofs nach Meſſina, weil dieſe Stadt Italien gegenüber liegt, und von ihr aus die Ueberfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelag, wobei um des erfochtenen Sieges willen Alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterſpielen und Tänzen hingebracht wurde. Ein ſehr angeſehener Ritter und Edelmann, welchem König Pedro ſeiner perſönlichen Verdienſte willen und weil er ſich in den letzten Feldzügen überaus tapfer gehalten hatte, im höchſten Grade geneigt war, verliebte ſich bei dieſer Gelegenheit auf das Heftigſte in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de' Lionati, eines Edelmanns aus Meſſina, welche vor allen andern im Lande gebildet, anmuthig und ſchön heißen mochte; und ſeine Leidenſchaft wuchs bald zu ſolcher Stärke, daß er ohne ihren ſüßen Anblick weder leben konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Timbreo di Cardona; das Fräulein hieß Fenicia. Weil er dem König Pedro von Jugend auf zu Waßer und zu Lande gedient hatte, belohnte er ihn jetzt auf das Reichlichſte: außer unzähligen andern Geſchenken, welche er erhielt, belieh ihn der König in dieſen Tagen mit der Grafſchaft Colliſano nebſt andern Ländereien, ſo daß ſein Einkommen, ohne das Jahrgehalt, das er von dem König bezog, mehr als zwölftauſend Dukaten betrug. Timbreo begann nun täglich vor dem Hauſe der Schönen vorüber zu gehen und den Tag glücklich zu preiſen, wo er ſie geſehen hatte. Fenicien, die ihrer Jugend ungeachtet klug und ſcharfſinnig war, entgieng die Urſache ſeines häufigen Vorübergehens nicht. Man hielt Timbreo für einen der Günſtlinge des Königs, und es waren Wenige am Hofe, die für ſo einflußreich galten als er, weshalb er von Allen geehrt wurde. Da Fenicia hievon gehört hatte, und ihn ſtäts in der vornehmſten Tracht und an der Spitze einer anſehnlichen Dienerſchaft erſcheinen ſah, und ſich überdieß ſagen muſte, daß er ein ſehr ſchöner und dem Anſcheine nach überaus wohlerzogener Jüngling ſei, ſo ſah ſie ihn auch mit freundlichen Blicken an und grüßte ihn ehrenvoll wieder. Die Leidenſchaft des Ritters

wuchs von Tag zu Tage; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen, und als diese nie gekannte Glut zu solcher Stärke in seinem Herzen gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er jedes Mittel zu ergreifen, das zu ihrem Besitz führen könne. Aber Alles war vergebens, denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort als daß sie entschloßen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverletzt zu überliefern. Dieß verursachte dem schmachtenden Liebhaber großen Kummer um so mehr als sie sich niemals bewegen ließ, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besitz um jeden Preis erkaufen wollte, und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um sie anhalten zu laßen. Denn obgleich er wuste, daß sie von sehr altem und edelm Geblüte sei, glaubte er doch sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; allein die Liebe, welche das Fräulein ihm eingeflößt hatte, wirkte so mächtig, daß er nicht Willens war, sich durch irgend eine Rücksicht länger abhalten zu laßen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich zu einem, ihm nah befreundeten messenischen Edelmann, unterrichtete ihn von seiner Absicht und trug ihm auf, mit Messer Lionato deshalb zu unterhandeln. Der Messener gieng und richtete den Auftrag des Ritters gewißenhaft aus. Dem Lionato, der Timbreos Einfluß und Verdienste kannte, war diese Botschaft sehr erfreulich, weshalb er, ohne erst mit Verwandten und Freunden zu Rathe zu gehen, sofort die freundlichste Antwort gab und erklärte, es sei ihm höchst erwünscht, daß der Ritter ihm die Ehre erzeige, seine Schwägerschaft nachzusuchen. Hierauf gieng er nach Hause und unterrichtete Fenicien und ihre Mutter von der dem Timbreo geschehenen Zusage. Diese Nachricht gefiel Fenicien außerordentlich: mit gerührtem Herzen dankte sie Gott, daß er ihre keusche Neigung einem so glorreichen Ziele entgegenführe, und die Heiterkeit ihres Ant-

litzes drückte ihre Zufriedenheit aus. Aber das Glück, das nie vergißt den Freudenstörer zu spielen, hatte bald Mittel gefunden, einer beiden Theilen so erwünschten Heirath Hindernisse entgegen zu stellen. Schon war es in Messina bekannt geworden, daß Signor Timbreo Cardona binnen Kurzem Fenicien, Messer Lionatos Tochter, heirathen werde, welche Nachricht bei den Messenern allgemeinen Beifall fand, indem Lionato als ein Biedermann, der Niemand zu schaden trachtete, sich vielmehr Jedermann nach dem Maß seiner Kräfte hülfreich erwies, in der ganzen Stadt sehr beliebt war, so daß ein Jeder seine Freude über diese Verschwägerung zu erkennen gab. Es lebte aber in Messina noch ein anderer junger Edelmann von vornehmer Abkunft, Namens Girondo Olerio Valenziano, der sich auch in den letzten Feldzügen durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, und dessen Aufwand und Freigebigkeit am Hofe ihres Gleichen suchte. Diesen ergriff bei dieser Nachricht ein endloser Schmerz, denn Feniciens Schönheit hatte erst kurz vorher sein Herz getroffen und es mit so gewaltigen Flammen des Verlangens und der Sehnsucht erfüllt, daß er fest überzeugt war, sterben zu müßen, wenn er Fenicien nicht zum Weibe erwerbe. Schon war er entschloßen, bei ihrem Vater um sie zu werben, als er vernahm, daß sie dem Timbreo versprochen sei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fallen meinte, und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, in solche Wuth gerieth, daß er von Liebe und Leidenschaft bezwungen die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht bloß einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem Jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war in allen kriegerischen Unternehmungen stäts der Gefährte Timbreos gewesen, und eine brüderliche Freundschaft waltete zwischen ihnen; aber die Liebe zu Fenicien hatten sie (was auch die Ursache sein mochte) einander verschwiegen. Girondo gedachte nun zwischen Timbreo und seine Geliebte Zwietracht zu säen, damit das Verlöbniss rückgängig würde, in welchem Falle er bei dem Vater um sie anhalten wollte und sie zu erhalten hoffte. Er

säumte nicht lange, seinen thörichten Vorsatz in Ausführung zu bringen, sondern hatte bald einen Helfershelfer gefunden, wie er sich seinen zügellosen, blinden Begierden eignete, und machte diesen umständlich mit seinen Anschlägen bekannt. Dieser Mensch, welchen Girondo zum Vertrauten und Werkzeug seines Verbrechens erkoren hatte, ein junger Höfling von geringem Stande und mehr Neigung zum Schlechten als zum Guten, war kaum von der Rolle, welche er zu spielen hatte, gehörig unterrichtet als er sich eines Morgens zu Timbreo begab. Dieser war noch nicht ausgewesen, sondern ergieng sich ganz einsam in dem Garten hinter seinem Hause. Als der junge Mann in den Garten trat, wurde er von Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, mit vieler Höflichkeit empfangen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach er zu Timbreo: Mein Herr, ich bin hieher gekommen um euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, welche euern Vortheil und eure Ehre gleich sehr berühren. Weil ich aber vielleicht etwas zu sagen habe, was euch beleidigen könnte, so bitt ich euch, mir zu verzeihen und mich mit meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn ihr noch der ehrliebende Ritter seid, welcher ihr vormals wart, daß meine Entdeckung euch nicht unnütz sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, ihr wärt mit Messer Lionato de' Lionati dahin einig geworden, daß ihr seine Tochter Fenicien zur Frau nähmet. Habt Acht was ihr thut, mein Herr, und bedenkt eure Ehre. Wißt nämlich, daß ein mir befreundeter Edelmann wöchentlich zwei, drei Nächte bei ihr zubringt, und sich ihrer Liebe erfreut: heute Abend soll er sie wieder besuchen, und ich werde ihn, wie ich gewöhnlich thue, bis zu ihrem Hause begleiten. Wollt ihr mir nun euer Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leids zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß ihr selbst dort Zeuge des ganzen Vorgangs sein könnt. Noch muß ich erwähnen, daß schon seit vielen Monden mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich euch habe, und die vielen Gefallen, die ihr

mir schon erwiesen, bestimmen mich, euch dieß anzuzeigen: mögt ihr jetzt thun was euch räthlich dünkt; mir genügt es, euch in dieser Angelegenheit, wie es meine Pflicht gegen euch erheischte, nützlich geworden zu sein.

Diese Worte hatten den Timbreo so betäubt und außer sich gebracht, daß er fast von Sinnen kam. Nachdem er eine Weile in tausend Gedanken gestanden, und der heftigste, und wie er glaubte, gerechteste Unwille den Sieg über seine heftige, reine Liebe zu der schönen Fenicia davon getragen hatte, sprach er seufzend zu dem Jüngling: Mein Freund, ich darf und kann nicht anders als euch für den liebevollen Antheil ewig verpflichtet bleiben, den ihr an mir und an meiner Ehre nehmt, und ich werde wohl noch Gelegenheit finden, euch durch die That zu beweisen wie sehr ich euch verbunden bin. Einstweilen begnüge ich mich, euch den wärmsten und aufrichtigsten Dank zu sagen. Was euer gefälliges Anerbieten belangt, mich das mit Augen sehen zu laßen, was ich mir nun und nimmer geträumt hätte, so bitt ich euch bei jener Freundschaft, die euch vermocht hat, mich hievon zu benachrichtigen, euern Freund auch heute wieder ungescheut dahin zu begleiten, indem ich euch mein Wort und meine Ritterehre verpfände, weder euch noch euerm Freunde das geringste Leid zuzufügen, vielmehr das tiefste Stillschweigen hierüber zu beobachten, damit euer Freund in Frieden seiner Liebe genießen könne. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen beßer aufthun sollen, um die Lage der Dinge gründlich zu durchschauen. Zuletzt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht in der dritten Stunde vor das Haus des Lionato und stellt euch in jenen verfallenen Gebäuden, welche Lionatos Garten gegenüber liegen, auf die Lauer. Nach diesen Ruinen sah der eine Flügel von Lionatos Palaste, worin sich ein alter Saal befand, an dessen Tag und Nacht offenstehenden Fenstern sich Fenicia zuweilen zeigte, weil sie von hieraus den schönen Garten überschauen konnte; aber Lionato wohnte in einem andern Flügel, denn der Palast war sehr alt und so groß, daß er für den Hof

eines Fürsten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Gesinde eines Edelmanns. Nach getroffener Abrede beurlaubte sich der tückische junge Mann, begab sich zu dem treulosen Girondo und erzählte ihm was er mit Signor Timbreo Cardona verabredet habe. Hierüber freute sich Girondo außerordentlich, denn er sah seinen Anschlag auf das Beste gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen seiner Diener, den er schon von seiner Rolle unterrichtet hatte, in prächtige Gewande und durchbalsamte ihn mit süßen Wohlgerüchen, und so machte sich der duftende Diener dann in Begleitung des jungen Mannes, der mit Timbreo gesprochen hatte, und eines Dritten, der eine Leiter trug, auf den Weg. Was unterdessen Timbreos Gemüthsstimmung gewesen und welche Gedanken ihm den Tag über durch den Kopf gehen mochten, wessen Beschreibung könnte das erschöpfen? Ich würde mich vergebens damit abmühen. Der Unglückliche, allzu Leichtgläubige, den der Schleier der Eifersucht blendete, genoß jenes Tages wenig oder nichts, und Alle, die seiner ansichtig wurden, hielten ihn mehr für todt als lebendig. Schon eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit suchte er sich ein Versteck in jenen verfallenen Gebäuden, von welchen aus er jeden Vorübergehenden bemerken konnte. Noch dauchte es ihn eine Unmöglichkeit, daß Fenicia sich einem Andern hingegeben habe; aber er sagte sich vor wie veränderlich, leichtsinnig und unbeständig die Mädchen seien, wie schnell sie des Alten überdrüßig und nach Neuem begierig würden, so daß er sie bald verdammte, bald entschuldigte, während er auf jede Bewegung horchte. Die Nacht war nicht sehr dunkel, aber still, und jetzt glaubte er das Geräusch nahender Fußtritte zu vernehmen, ja selbst einige halblaut geflüsterte Worte zu hören. Gleich darauf sah er jene Drei vorübergehen und erkannte den Jüngling, welcher ihn am Morgen benachrichtigt hatte; aber die beiden andern erinnerte er sich nicht je gesehen zu haben. Als sie an ihm vorübergiengen; hörte er den Duftenden, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutsam ans Fenster,

daß du keinen Lärm machſt und uns verräthſt: meine Fenicia ſagte mir, du habeſt ſie neulich zu heftig angerückt. Machs geſcheid und ruhig. Dieſe Worte, welche Timbreo deutlich vernahm, giengen ihm wie eben ſo viel ſcharfe Sperſtiche ins Herz. Ob er gleich allein und außer ſeinem Degen ohne alle Waffen war, während die Vorübergehenden außer dem Degen zwei Lanzen bei ſich trugen und vielleicht noch gewappnet waren, ſo war doch die Eiferſucht, die ſein Herz verzehrte, ſo gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, ſo groß, daß er nahe daran war, ſein Verſteck zu verlaßen, und in einem leidenſchaftlichen Angriff auf die Vorübergehenden den vermeinten Buhlen ſeiner Fenicia zu morden, oder ſelbſt den Tod davon zu tragen um auf einmal alle die Leiden zu beſchließen, die er zur überſchwenglichen Qual elendig duldete. Weil er ſich aber des gegebenen Verſprechens entſann, ſchien es ihm der ſchändlichſte Verrath, die anzugreifen, welche ſich auf ſein Ehrenwort verließen: voll Zorn, Grimm und Wuth, die ihm das Herz verzehrten, beſchloß er alſo, den Ausgang der Sache abzuwarten. Jene drei giengen nun vor das Fenſter in dem beſchriebenen Flügel von Lionatos Hauſe, ſetzten die Leiter ganz leiſe an und der Eine, welcher den Liebhaber vorſtellte, ſtieg hinauf und ſprang hinein als wär er guten Empfanges gewiſs. Als der arme Timbreo das ſah, hielt er es für ausgemacht, daß Jener, welcher die Leiter erſtiegen hatte, Feniciens Gunſt genieße, und von dem heftigſten Schmerz ergriffen, fühlte er ſich einer Ohnmacht nahe. Aber ſein, wie er glauben muſte, gerechter Unwille vermochte ihn alle Eiferſucht zu verbannen, und die glühende, reine Liebe, die er zu Fenicien getragen, nicht etwa in Kälte, ſondern in grauſamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr ſeines Nebenbuhlers in ſeinem Verſtecke nicht mehr abwarten, ſondern begab ſich nach ſeiner Wohnung zurück. Jener junge Mann, der ihn beim Weggehen wohl erkannte, ſchloß daraus auf das Gelingen ihrer Liſt, gab bald darauf ein gewiſſes verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder hinabſtieg und alle drei nach Girondos Wohnung zurückgiengen. Dieſem

gewährte ihre Erzählung von dem Vorgange die äußerste Freude: denn schon träumte er sich in dem Besitz der schönen Fenicia. Timbreo, welcher den Rest der Nacht wenig geschlafen hatte, stand am Morgen zeitig auf, ließ jenen messenischen Bürger zu sich rufen, durch dessen Vermittlung er bei Feniciens Vater um sie angehalten hatte, und gab ihm Aufträge seinen Entschlüßen gemäß. Von Timbreos Willen vollständig unterrichtet, begab sich dieser auf sein Andringen gegen Mittag zu Messer Lionato, der in dem Saale auf- und abgieng und das Anrichten der Malzeit erwartete. Auch die schuldlose Fenicia war zugegen, welche sich in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und der Mutter mit Steppen gewisser Seidenzeuge beschäftigte. Der Bürger trat herein, ward von Lionato freundlich empfangen und sprach: Messer Lionato, ich hab an euch, eure Gattin und Fenicien einen Auftrag von Seiten Signor Timbreos. Seit willkommen, sprach Jener, und welchen? Frau, und auch du, Fenicia, kommt her und laßt uns hören was Timbreo uns zu wißen thut. Hierauf hob der Bote an: Es ist ein gemeines Sprichwort, daß Abgesandte in keiner Weise für das büßen sollen, was sie zu berichten beauftragt sind. Ich komme im Auftrage eines Andern hieher, und bedaure unendlich, euch eine unwillkommene Botschaft zu bringen. Signor Timbreo von Cardona schickt mich zu euch, Messer Lionato, und zu eurer Gattin. Er läßt euch sagen, ihr möchtet euch nach einem andern Eidam umsehen, indem er nicht gesonnen sei, euch zu seinen Schwiegereltern zu machen, und zwar nicht um eure Schuld, da er euch für bieder und rechtschaffen hält, sondern weil er mit eigenen Augen an Fenicien wahrgenommen was er nimmer geglaubt hätte. Darum überläßt er euch zu thun was ihr für dienlich erachtet. Dir, Fenicia, läßt er sagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden sei; du mögest dir einen andern Mann suchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt: er verzichte auf alle Gemeinschaft

mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei als zum Gemahl gemacht habeſt.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über dieſe bittere und ſchmähliche Botſchaft, desgleichen Lionato und ſeine Gattin. Bald aber kam dieſer wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck faſt ausgegangen war, und ſprach zu dem Boten: Freund, ich zweifelte gleich, als ihr mir von dieſer Heirath ſpracht, daß es Signor Timbreo rechter Ernſt ſei mit ſeinem Antrage, denn ich wuſte und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht Seinesgleichen bin. Mich dünkt aber doch, wenn es ihn gereut habe, meine Tochter zu heirathen, ſo hätte er ſich begnügen ſollen zu ſagen, er wolle ſie nicht, ſtatt ſie ſo ſchändlich als eine Hure zu beſchimpfen, wie er thut. Ich weiß wohl, daß in der Welt Vieles möglich iſt aber ich weiß auch, wie meine Tochter erzogen worden iſt und was ihre Sitten ſind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen. Mit dieſer Antwort gieng der Bürger hinweg und ließ Meſſer Lionato in der Meinung zurück, dem Signor Timbreo ſei ſeine Verwandtſchaft leid geworden, weil er ſich zu ſehr zu erniedrigen und von dem Adel ſeiner Vorfahren zu entfernen fürchte. Meſſer Lionatos Geſchlecht war in Meſſina wegen ſeines Alters und Adels ſehr berühmt; aber ſein Vermögen war das eines geringen Edelmanns, obwohl man ſich noch wohl erinnern konnte, daß ſeine Voreltern viel Land und Burgen und ausgebreitete Gerichtsbarkeit beſeßen hatten; aber durch die Schickſale der Inſel und die bürgerlichen Kriege waren ſie von ihrer frühern Größe herabgeſunken, wie man bei vielen andern Familien ein Gleiches ſieht. Der gute Alte, der ſich ſo wenig als ſeine Tochter den geringſten Vorwurf zu machen hatte, konnte nicht anders glauben, als der Ritter habe ſich durch ihre Armut und gegenwärtigen Glücksumſtände abſchrecken laßen. Fenicia aber, welche vor Schmerz und bitterm Herzeleid über die ungegründete Anklage von Krämpfen befallen worden, denn ſie war ein zartes und ſchwaches Kind und an die Schläge des neidiſchen Glücks noch nicht gewöhnt, verzweifelte an

sich selbst und wünschte lieber zu sterben als länger zu leben. Von schwerem, herzzerreißendem Jammer ergriffen ließ sie sich gehen wie eine Todte, ihre natürliche Farbe verlor sich so plötzlich, daß sie mehr einer Marmorstatue als einem lebenden Wesen ähnlich sah. Man hatte Mühe, sie auf ein Bette zu tragen, und mit warmen Gewändern und andern Heilmitteln ihre erschöpften Lebensgeister nach und nach wieder herzustellen. Da man nach den Aerzten geschickt hatte, so verbreitete sich bald die Nachricht durch Messina, wie Fenicia, Messer Lionatos Tochter, so schwer erkrankt sei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf dieses Gerücht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu besuchen, welche sich, da sie den Grund ihres Uebels erfuhren, alle Mühe gaben, sie so gut sie konnten zu trösten. Wie es unter so vielen Frauen zu geschehen pflegt, besprachen sie den traurigen Vorfall nach allen Seiten ausführlich, aber Alle stimmten darin überein, den Signor Timbreo mit dem bittersten Tadel zu belegen. Die Meisten saßen im Kreise um das Bette des kranken Fräuleins, als Fenicia, die Alles was gesagt worden, wohl verstanden hatte, ein wenig Athem schöpfte und da sie sah, daß sie fast Alle Thränen des Mitleids vergoßen, sie mit schwacher Stimme sämmtlich zu schweigen bat und dann wie verschmachtend sprach: Verehrte Mütter und Schwestern, trocknet eure Thränen, die euch nichts frommen und meinen Schmerz nur erneuen ohne in der Sache etwas zu beßern. Es hat Gott dem Herrn so gefallen, es ist Pflicht, es in Geduld zu ertragen. Das bittere Leid, das mich betroffen hat und das die Wurzel meines Lebens allmählich untergräbt, ist nicht meine Verschmähung, so unendlich auch diese mich kränkt, sondern die Art derselben ist es, die mir das Herz bis aufs Innerste durchbohrt und mich unheilbarem Kummer Preis giebt. Signor Timbreo konnte sagen, er wolle mich nicht zum Weibe, so war Alles gut; da er mich aber auf diese Weise verstößt, so weiß ich, daß alle Einwohner Messinas mich ewig um einer Sünde willen verdammen werden, die ich nie in meinem Leben gedacht, geschweige denn begangen habe. Wie auf eine feile

Dirne wird man stäts mit Fingern auf mich zeigen. Ich habe immer eingestanden und gestehe es jetzt von Neuem ein, daß mein Rang dem eines solchen Ritters und Freiherrn wie Signor Timbreo nicht gleichkommt, und auf eine so vornehme Heirath Anspruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, so kennt man die Lionati als eins der ältesten und edelsten Geschlechter dieser Insel, indem wir, wie alte Urkunden beweisen können, von einer römischen Familie abstammen, die schon vor der Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi zu den angesehensten gehörte. Wiewohl ich aber unseres geringen Vermögens willen gestehe, eines solchen Ritters nicht würdig zu sein, so bin ich doch auf die unwürdigste Weise verschmäht worden, da es klar wie der Tag ist, daß es mir nie in den Sinn kam, an einen Andern das zu verschwenden, was dem Gatten bewahrt werden soll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede, er dessen heiliger Name ewig gepriesen und gefeiert werde. Und wer weiß, ob seine göttliche Weisheit mir dieß nicht zum Heile gesandt hat? Vielleicht, wenn ich so vornehm geheirathet hätte, wär ich stolz und übermüthig gegen Andere geworden, vielleicht hätt ich auch Gottes Güte gegen mich nicht nach Würden erkannt. Verfüge der Herr über mich nach seinem Wohlgefallen, und laße all diese Betrübniss zum Heil meiner Seele gereichen. Von ganzem Herzen bitt ich ihn demüthiglichst, dem Signor Timbreo die Augen zu öffnen, nicht um mich wieder zu seiner Braut anzunehmen, mich, die wohl fühlt, daß sie ihrem Ende zureist, sondern damit Er, dessen Glauben an mich so schwach gewesen ist, und die ganze Welt mit ihm erkenne, daß ich niemals solche Thorheit und entehrende Sünde begieng, deren er mich ohne allen Grund beschuldigt; auf daß mein Gedächtniss, wenn ich in dieser Schande sterbe, doch einst gereinigt werde. Möge er einer Andern zu Theil werden, welcher ihn Gott bestimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben; für mich werden bald wenige Handvoll Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unsere Verwandten und Freunde mögen

sich dieß zu einigem Troste gereichen laßen, daß ich an der Schande unschuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorsamen Tochter Pflicht ist, denn ein beßeres Pfand, eine höhere Bürgschaft weiß ich ihnen für jetzt in aller Welt nicht zu bieten. Mein Trost ist, daß ich vor dem gerechten Richterstuhl Christi dereinst von dieser Schande freigesprochen werde. Und somit befehle ich dem, der sie mir gab, meine Seele, die ihres irdischen Kerkers sich zu entledigen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei diesen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand, und drängte sie so sehr, daß sie bei dem Versuch, ich weiß nicht was noch hinzuzufügen, die Sprache verlor und nur halbe Worte stammelte, die von Allen unverstanden blieben; zugleich übergoß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder und mit gefalteten Händen sank sie für todt zurück. Die noch anwesenden Aerzte, die einem so gewaltigen Zufall in keiner Weise zu begegnen wusten, gaben sie als eine Todte auf, meinten die Heftigkeit des Schmerzes habe ihr das Herz gebrochen und giengen hinweg. Kalt und mit gehemmtem Pulsschlage blieb nun Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Verwandten zurück, welche sie einstimmig für todt hielten. Man rief einen der Aerzte zurück, welcher, da er den Puls still stehen fand, sie für todt erklärte. Das jämmerliche Wehklagen, das da begann, die mitleidigen Seufzer und die reichlich vergoßenen Thränen mag sich ein Jeder wohl denken. Der arme in Thränen aufgelöste Vater, die trostlose Mutter, die sich das Haar rauste, hätten einen Stein zum Erbarmen gerührt. Auch die andern Frauen und alle Anwesenden begannen zu jammern und zu heulen. Schon waren fünf bis sechs Stunden verstrichen und das Begräbniss wurde auf den morgenden Tag anberaumt. Als die zum Besuch gekommenen Frauen sich zerstreut hatten, blieb eine Verwandte, die Gattin eines Bruders von Messer Lionato, bei der mehr todten als lebenden Mutter zurück, und diese beiden, welche jeden Dritten von diesem Geschäft ausschloßen, ließen Waßer aufs Feuer setzen, verschloßen

das Gemach und begannen den entkleideten Leichnam Feniciens mit warmem Waßer zu waſchen. Schon ſeit ſieben Stunden hatten die erſchöpften Lebensgeiſter Feniciens geſtockt, als die erkalteten Glieder bei dem Waſchen mit warmem Waßer zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und Fenicia deutliche Lebenszeichen von ſich zu geben und ſelbſt die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Verwandte waren nahe daran, laut aufzuſchreien. Aber bald ermuthigten ſie ſich, legten die Hand an ihr Herz, und da ſie hier einige Bewegung zu ſpüren glaubten, ſo zweifelten ſie nicht länger, daß ihr Kind ins Leben zurückgekehrt ſei. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die ſie ihr in aller Stille beibrachten, bewirkten ſie es endlich, daß Fenicia zum Bewuſtſein zurückkehrte, und mit völlig aufgeſchlagenen Augen nach einem ſchweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich? Die Mutter antwortete: Du ſiehſt ja, mein Kind, daß du bei mir biſt und bei deiner Muhme. Du hatteſt eine ſo heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten. Aber Gott ſei gelobt, daß du am Leben biſt. Ach, wie viel beßer wär es, verſetzte Fenicia, wär ich wirklich geſtorben, und ſo vielem Jammer entgangen. Mein liebes Kind, entgegnete die Mutter und die Muhme, ſchicke dich ins Leben, da es Gottes Wille iſt. Es wird noch Alles gut werden. Die Mutter ſuchte die Freude, welche ſie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ ihren Gatten rufen, der ſogleich herbeikam. Ob er ſich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu ſehen, iſt wohl nicht die Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen und Meſſer Lionato beſtimmte zuerſt, daß Niemand von dieſem Ereigniſſe etwas erfahren dürfe, da er beſchloßen hatte, Fenicien außerhalb Meſſina auf das Landgut ſeines Bruders zu ſchicken, deſſen Gattin hier anweſend war. Hierauf ſuchte er ſein Kind durch kräftigende Speiſen und köſtliche Weine zu erquicken, durch deren Genuß ſie ihre frühere Schönheit und Stärke wiedererlangte, dann ließ er ſeinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von ſeinem Vorhaben. Hiebei wurde folgendes Verfahren beobachtet. Meſſer Girolamo

(so hieß der Bruder Lionatos) führte die folgende Nacht Fenicien in sein Haus und hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das Strengste verborgen. Auf dem Landgute hatte er inzwischen Alles zu ihrem Empfange bereitet und eines frühen Morgens schickte er seine Frau mit Fenicien und einer etwa vierzehnjährigen Schwester Feniciens (sie selbst war sechzehnjährig) nach der Villa hinaus. Dieß geschah, damit Fenicia, wenn sie älter und vielleicht auch größer würde und mit den Jahren auch die Gesichtsbildung veränderte, unter einem andern Namen verheirathet werden könne. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Feniciens Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäße Exequieen halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es Jemand bemerkte (denn die Mutter schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere), ich weiß selber nicht was versenkte und hierauf den zugemachten und wohlvernagelten Sarg verpichen ließ, so daß ein Jeder des festen Glaubens war, daß Feniciens Leiche sich darin befinde. Am Abend begleitete Messer Lionato mit den Verwandten, Alle in Schwarz gekleidet, den Sarg zur Kirche, und Vater und Mutter stellten sich so betrübt und niedergeschlagen als ob sie den wirklichen Leichnam ihres Kindes zur Grabstätte begleiteten. Dieß bewegte Alle, die es sahen, zum Mitleid, denn sobald der Anlaß zu Feniciens Tode bekannt geworden, zweifelten die Messener keinen Augenblick, daß Timbreo den Grund seines Rücktritts erdichtet habe. Nun senkte man die Lade, zur allgemeinen Betrübniss der ganzen Stadt, in die Erde. Ein steinernes Denkmal ward über dem Sarge errichtet und mit dem Wappen der Lionati verziert. Auf Messer Lionatos Anordnung setzte man folgende Grabschrift darauf:

Fenicia hieß ich Arme, von den Meinen
Verlobt dem Harten, des ich mich muß schämen:
Da es ihn reute, mich zur Eh zu nehmen,
Ließ er mich schwerer Sünde schuldig scheinen.

Ich, die ich von den Fleckenlosen, Reinen,
Wohl muß ich mich des Schimpfes willen grämen,
Und lieber wollt ich sterben denn vernehmen,
Man deut auf mich als Eine der Unreinen.

Nicht Stahl noch Eisen braucht es, mich zu morden,
Mir ward der Schmerz zum hartgestählten Eisen,
Da ich so ungerecht verlästert worden.

Und sterbend bat ich Gott, der Wahrheit Bronnen,
Der Welt einst meine Unschuld zu erweisen,
Und welchen Trug mein Bräutigam gesponnen.

Als die traurige Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben nur über die Ursache von Feliciens Tod: man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem armen Kinde aufrichtiges Mitleid zollte, und Timbreos Vorgeben ward für erdichtet gehalten. Auch Timbreo fieng an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wuste was er denken sollte. Dennoch meinte er keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenem Nachdenken über das Gesehene, und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, muste er sich sagen, daß Jener wohl auch einer andern Dame willen, oder gar um zu stehlen dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Lionatos Haus groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei; daß überdieß Fenicia, welche mit ihrer Schwester hinter dem Gemach ihres Vaters und ihrer Mutter schlief, in jenen Flügel nicht kommen konnte ohne durch das Schlafzimmer ihrer Eltern zu gehen: und so von seinen Gedanken bestürmt und gequält, wuste er nirgends Ruhe zu finden.

Auch dem Girondo, dem bei der Nachricht von Feniciens Tode das Gewißen sagte, daß er ihr Henker und Mörder sei, wollte das Herz im Uebermaße des Schmerzes zerspringen, theils

weil er sie in der That heftig geliebt hatte, theils weil er der Urheber so trauriger Ereignisse gewesen war. Mehr als einmal war er in dieser Verzweiflung nahe daran, sich den Dolch in die Brust zu bohren. Er konnte nicht eßen noch schlafen: wie ein Beseßener, Bethörter gieng er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und wuste nicht Ruhe noch Rast zu finden.

Am siebenten Tage nach der Bestattung Feniciens glaubte er nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdecke, die er begangen hatte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde in den Palast des Königs und begegnete dem Timbreo, welcher eben von Hof der Malzeit wegen nach Hause gieng; Girondo redete ihn an: Signor Timbreo, wenn es euch nicht beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen. Timbreo, welcher den Girondo wie einen Gefährten liebte, begleitete ihn unter mancherlei Gesprächen. Sie hatten nur wenige Schritte zu der Kirche, in welcher Feniciens Grabmal war. Vor dem Eingange entließ Girondo seine Diener und bat den Timbreo, auch die Seinigen anzuweisen, nicht in die Kirche zu kommen; worin ihm dieser gerne willfahrte. Beide betraten nun ganz allein die Kirche, in welcher sie auch Niemanden erblickten, und Girondo führte den Timbreo in die Kapelle, worin Feniciens Scheinbegräbniss errichtet war. Hier angelangt, kniete Girondo vor dem Grabmale nieder, entblößte einen Dolch, den er an der Seite trug, und gab den bloßen Stahl dem Timbreo in die Hand. Ganz verwundert und erstaunt erwartete dieser wo das hinaus solle, denn noch hatte er nicht bemerkt, wessen Begräbniss es sei, auf dem sein Gefährte sich auf die Kniee gelaßen hatte.

Girondo wandte sich jetzt unter Thränen und Schluchzen zu Timbreo und sprach: Edler, großmüthiger Ritter, ich habe dich unendlich beleidigt, aber ich bin nicht hieher gekommen, dich um Verzeihung zu bitten, denn mein Vergehen ist von der Art, daß es keine Verzeihung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk verrichten willst, so stoß den Dolch,

den du in der Hand haſt, in dieſe ruchloſe, verbrecheriſche Bruſt, und bringe der geweihten Aſche der unſchuldigen und unglücklichen Fenicia mein laſterhaftes, verabſcheuungswürdiges Blut zum ſchuldigen Opfer, denn in dieſem Gewölbe ward ſie vor wenig Tagen begraben und ich allein war der boshafte Urheber ihres frühen, unverſchuldeten Todes. Biſt du mitleidiger gegen mich als ich ſelbſt, und verſagſt mir dieſe Bitte, ſo werd ich ſelbſt mit eigener Hand die Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle, großherzige Ritter biſt, der du immer geweſen, der nie den leiſeſten Schatten eines Fleckens auf ſeiner Ehre duldete, ſo wirſt du nicht ſäumen, für dich und die unglückliche Fenicia die gebührende Rache zu nehmen.

Als Timbreo hörte, daß der Leichnam der ſchönen Fenicia hier verſenkt ſei, und die Worte des Girondo vernahm, gerieth er außer ſich und wuſte nicht was er von der Sache zu denken habe. Von unbekannten Gefühlen ergriffen hub er bitterlich zu weinen an und bat den Girondo aufzuſtehen und ihm den Zuſammenhang zu erklären; zugleich ſchleuderte er den Dolch weit von ſich und ruhte nicht bis er den Girondo zum Aufſtehen brachte, der dann unter einem Strom von Thränen begann:

Wiße denn, daß ich Fenicien über Alles in der Welt und ſo heftig geliebt habe, daß, wenn ich noch hundert Jahre litte, ich niemals Troſt noch Hülfe hoffen dürfte, nachdem meine Leidenſchaft den jämmerlichen Tod dieſes unglücklichen Kindes verurſacht hat. Denn als ich ſah, daß ich nie einen freundlichen Blick, noch das geringſte meinen Wünſchen günſtige Zeichen von ihr zu gewärtigen habe, weil ich vernommen hatte, daß ſie dir zugeſagt worden, ſo täuſchte ich mich, von meiner zügelloſen Begierde geblendet, mit der Hoffnung, wenn ich Mittel fände, ihre Vermählung mit dir zu hintertreiben, ſo könne ſie dereinſt noch die Meinige werden, wenn ich bei dem Vater um ſie anzuhalten käme. Da ich meiner heißen Liebesglut nicht anders zu ſteuern wuſte, und alle andere Rückſichten hintanſetzte, ſo entwarf ich den ſchändlichſten Plan, der jemals erdacht worden, und brachte es durch

Betrug dahin, daß du zur Nachtzeit einen Mann in das Haus steigen sahst, welcher nichts anders war als einer meiner Diener, so wie auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem Dritten zugewandt habe, von mir unterrichtet und bestochen war dir jene Nachricht zu bringen. Dieß vermochte dich, Fenicien zu verschmähen: die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniss. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Würger, und für diese Unbilde gegen dich und gegen sie beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen (hier warf er sich von Neuem vor ihm auf die Kniee), die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen, denn das Bewusstsein, so vieler Greuel Urheber zu sein, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie Niemand ins Leben zurückrufen könne: er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle seine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken wie Feniciens Ruf wiederhergestellt und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen sei, die sie so ungerechterweise betroffen hatten. Er bat also Girondo, aufzustehen und sprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen: Wie viel beßer wär es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, daß ich so Schreckliches, Herzzerreißendes nicht gehört hätte, denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir sagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige gemordet hat, deren Liebe, deren seltene Tugenden und bewunderungswürdige Gaben wohl einen andern Lohn von mir verdient hätten als Schimpf, Verleumdung und frühzeitigen Tod. Weil es aber Gott so gefügt hat, gegen dessen Willen kein Blatt an den Bäumen sich rührt, und Geschehenes sich wohl noch tadeln aber nicht mehr ändern läßt, so gedenke ich keinerlei Rache an dir zu nehmen, damit ich nicht, auch den Freund noch verlierend, Schmerz auf Schmerz häufe, zumal da Feniciens seliger Geist darum

nicht in den keuschen Leib zurückkehren würde, der seinen Lauf einmal vollbracht hat. Aber Eins muß ich dir noch verweisen, damit du nicht noch einmal in solchen Irrthum verfällst, nämlich, daß du mir deine Liebe nicht entdeckt hast, da dir meine Neigung bekannt war, mir aber die deinige nicht: denn dann wär ich dir gewichen eh ich noch bei ihrem Vater um sie geworben, und hätte (wie es dem edeln, großdenkenden Geiste geziemt) mich selbst bezwungen und unserer Freundschaft meine Wünsche zum Opfer gebracht; oder du hättest, wenn du meine Gründe gehört, deine Ansprüche aufgegeben, und alle diese Greuel wären nicht geschehen. Doch jetzt ist es geschehen und nichts auf der Welt kann es ungeschehen machen. Darum wünsche ich, daß du mir den Gefallen erzeigtest zu thun was ich dir sagen werde. Befiehl mir, mein Gebieter, sprach Girondo, ich werde dir in Allem und Jedem gehorchen. Ich wünsche, fuhr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Aufgabe sein ließen, Fenicien, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wiederzugeben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten, und dann bei allen Messenern: denn da das Gerücht verbreitet hat was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dieß nicht, so müßte ich ewig ihren zürnenden Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache riefe.

Girondo antwortete ihm unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt und deine edle, großmüthige Verzeihung hat mich ewig zu deinem Unterthan und Sclaven gemacht.

Nach diesen Worten knieeten sich beide unter den bittersten Thränen vor dem Grabmal nieder und riefen Gott und Fenicien um Verzeihung an, Girondo für seinen Frevel und Timbreo für seine strafbare Leichtgläubigkeit. Dann trockneten sie ihre Thränen und Timbreo bat den Girondo, ihn nach dem Hause Lionatos zu begleiten. Sie giengen also zusammen dahin und

fanden Lionato, der sich eben mit einigen Verwandten, die bei ihm gespeist hatten, von der Tafel erhob und als er hörte, daß diese beiden Ritter ihn zu sprechen wünschten, voller Verwunderung ihnen entgegen gieng und sie willkommen hieß. Da sie aber Messer Lionato und seine Gattin schwarz gekleidet sahen, rührte sie die Erinnerung an Feniciens grausamen Tod von Neuem zu Thränen und ließ sie keine Worte finden. Nachdem man Beiden Stühle gegeben und sich Alle gesetzt hatten, begann Timbreo unter Seufzen und Schluchzen vor allen Anwesenden die jammervolle Geschichte zu erzählen, welche den grausamen und frühzeitigen Tod Feniciens, wie er meinte, verursacht habe. Dann warf er sich zugleich mit Girondo vor beiden Eltern auf die Kniee, sie um Verzeihung ihres Frevels anzuflehen.

Lionato weinte vor Freude und zärtlicher Rührung, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Timbreo zu Messer Lionato und sprach: Mein Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen als wär ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle, so werdet ihr finden, daß meine Handlungen meinen Worten entsprechen, denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts und wär es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebreichen Worten dankte der gute Alte dem Timbreo und sprach: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandschaft nicht für würdig hielt, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuth, der euch beseelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fenicia trugt, bitt ich euch nämlich, wenn ihr euch dereinst ver-

mählen wollt, mir es anzuzeigen und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch gefällt, sie aus meinen Händen zu nehmen. Timbreo dachte, der gute Alte verlange eine sehr geringe Entschädigung für einen so großen Verlust als er erlitten habe, reichte ihm also die Hand, umarmte ihn und sprach: Lieber Vater, da ihr mir ein so Geringes auferlegt, während ich euch zu unendlich Höherm verpflichtet bin und nur eine Gelegenheit wünsche, euch zu zeigen wie gern ich euch gefällig sein möchte, so werd ich nicht nur mich nie ohne euer Wißen vermählen, sondern auch die mit Freuden heirathen, die ihr mir wählt und bestimmt. Dieß versprech ich euch bei meiner Ehre vor allen diesen Rittern und Herrn. Auch Girondo wandte sich mit verbindlichen Worten zu Messer Lionato und erbot sich ihm zu allen seinen Befehlen bereit. Hierauf begaben sich die beiden Ritter zu Tisch und die Sache verbreitete sich wie sie war durch ganz Messina, so daß es zur allgemeinen Kunde kam, Fenicia sei unschuldig verleumdet worden. Auch benachrichtigte der Vater Fenicien noch desselben Tages durch einen Boten von dem Vorgange, worüber sie sich unendlich freute und Gott inbrünstig für ihre gereinigte Ehre dankte.

Etwa seit einem Jahre befand sich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man sie so geheim gehalten hatte, daß Niemand ahnen konnte, sie lebe noch. Inzwischen hatte Timbreo in dem vertrautesten Verhältniss zu Messer Lionato gelebt und dieser unterrichtete nun Fenicien von seinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung desselben gehörte. Fenicia war indessen über allen Glauben schön geworden; sie hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und war so groß geworden, daß sie Niemand für Fenicia gehalten hätte, um so mehr als man sie todt glaubte. Ihre Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa funfzehn Jahre alt und hieß Belfiore; auch glich sie in der That der schönsten Blume, und gab an Reizen ihrer ältern Schwester wenig nach. Da Lionato, der sie häufig besuchte, dieß sah, beschloß er die Ausführung seines Planes nicht länger hinauszuschieben. Eines Tages sagte er in Gesellschaft jener beiden

Ritter lächelnd zu Timbreo: Es ist nun endlich Zeit, mein Herr, daß ich euch eurer Verbindlichkeit gegen mich entledige. Ich glaube ein edles und reizendes Fräulein zu eurer Gattin gefunden zu haben, von welcher ich hoffe, daß sie euch gefällt, wenn ihr sie sehen werdet. Und wenn ihr sie auch nicht so leidenschaftlich lieben könnt wie ihr einst Fenicien liebtet, so darf ich euch doch versichern, daß ihr eine nicht minder edle, schöne, liebenswürdige Gattin an ihr finden werdet. Auch alle andern weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten besitzt sie, dem Herrn sei Dank, in überschwenglicher Fülle. Doch ihr werdet sie sehen und es soll euch unbenommen bleiben zu thun was ihr für dienlich erachtet. Am Sonntag Morgen komm ich mit einer Gesellschaft meiner Verwandten und Freunde, die ich dazu auswählen werde, nach eurer Wohnung, wo ich euch mit Signor Girondo bereit zu finden hoffe, denn wir wollen nach einem Landgute drei Meilen von Messina, wo wir die Messe hören und nachdem ihr das Fräulein gesehen habt, von der ich euch sprach, zusammen zu Mittag speisen werden.

Timbreo nahm die Einladung an, gab die nöthigen Befehle und hielt sich am Sonntag in der Frühe nebst seinem Freunde Girondo bereit, die Fahrt anzutreten. Alsbald kam auch Lionato, der schon auf dem Landgute Alles auf das Festlichste hatte anordnen und bereiten laßen, mit einer Schar von Edelleuten vor Timbreos Wohnung. Als Timbreo seine Ankunft erfuhr, stieg er mit Girondo und seinen Dienern zu Pferde, und nach gegenseitigen Begrüßungen setzte sich der ganze Zug vor die Stadt in Bewegung. Unter mancherlei Gesprächen, wie sie bei ähnlichen Lustritten üblich sind, gelangten sie ehe sie es dachten zu der Villa, wo sie ehrenvoll empfangen wurden. Hier wohnten sie in einer nahgelegenen Kirche dem Meßamte bei, und begaben sich dann in den mit Alexandrinischen Teppichen und Vorhängen kostbar verzierten Saal. Kaum waren sie hier angelangt, sieh, da traten aus einem Seitengemache viel Frauen und Edelfräulein, worunter Fenicia und Belfiore, und Fenicia glich dem Monde wenn er

am heitern Himmel alle Sterne überstralt. Die beiden Ritter und die übrigen Edelleute empfiengen die Damen mit Ehrerbietung, wie sie jeder Gebildete Frauen zu beweisen verbunden ist. Messer Lionato nahm hierauf Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, welche seit ihrem Aufenthalt auf dem Landgute nur Lucilla genannt worden; hier, Herr Ritter, sprach er, stell ich euch Fräulein Lucilla vor, welche ich zu eurer Gattin bestimmt habe, wenn ihr sie lieben könnt. Wollt ihr meinem Rath folgen, so erklärt sie für eure Braut; es steht euch indes frei, sie zu laßen oder zu nehmen. Als Timbreo das Fräulein sah, das in der That ein Wunder von Schönheit war und ihm schon beim ersten Anblick überaus wohlgefiel, war er sogleich entschloßen, dem Verlangen Lionatos zu genügen, und sprach nach einem kurzen Bedenken: Mein Vater, nicht nur nehm ich das Fräulein, das ihr mir vorstellt und das mir eines Königs würdig scheint, mit Freuden an, sondern ich würde auch jede andere, die ihr mir bestimmt hättet, von eurer Hand angenommen haben, und damit ihr seht wie sehr ich wünsche, euch gefällig zu sein und daß ich euch kein eitles Versprechen geleistet, so erkläre ich dieses Fräulein hiermit zu meiner rechtmäßigen Braut sofern ihr Wille mit dem Meinigen übereinstimmt. Auf die letzten Worte entgegnete das Fräulein: Ich bin bereit Alles zu thun was Messer Lionato befiehlt. Und ich, schönes Fräulein, versetzte Lionato, ersuche euch den Signor Timbreo zum Gemahl zu nehmen. Um die Sache nicht länger zu verzögern, gab sie ein anwesender Geistlicher auf ein gegebenes Zeichen durch die nach dem Gebrauch der Kirche herkömmlichen Worte zusammen. Der Geistliche wuste es so geschickt einzurichten, daß Timbreo durch die Erklärung das gegenwärtige Fräulein zur Ehe zu nehmen, seine Fenicia heirathete indem er Lucillen zu heirathen glaubte. Schon als er das Fräulein aus dem Gemach treten sah, bewegte ein unnennbares Gefühl sein Herz; er glaubte in ihren Zügen eine gewisse Aehnlichkeit mit Fenicien wahrzunehmen, und konnte nicht aufhören sich an ihrem Anblick zu weiden, so daß er alle Liebe, die er zu Fenicien empfun-

den, auf dieſen neuen Gegenſtand übertragen hatte. Sogleich nach der Feierlichkeit ward das Waßer zum Waſchen der Hände gereicht und zu Tiſch gegangen. An der Spitze des Tiſches ſetzte man die Braut, zu ihrer Rechten ſaß Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, an ihrer Seite der Ritter Girondo: und ſo ſaßen Männer und Frauen in bunter Reihe nebeneinander. Köſtliche Speiſen wurden in der ſchönſten Ordnung aufgetragen und das ganze Mal war nicht minder durch Pracht als beſonnene und doch raſche Bedienung ausgezeichnet. An unterhaltenden Geſprächen, witzigen Einfällen und tauſend andern Ergetzungen fehlte es nicht. Zuletzt als man zur Erfriſchung die Früchte der Jahreszeit auftrug, und Feniciens Muhme, welche den gröſten Theil des Jahrs auf dem Landgute mit ihr zugebracht und neben Timbreo ſaß, das Mal enden ſah als ob niemals von ſo viel traurigen Vorfällen die Rede geweſen, ſprach ſie wie zum Scherze zu Timbreo: Herr Bräutigam, ſeid ihr denn niemals verlobt geweſen? Bei dieſer Frage der ehrwürdigen Matrone fühlte Timbreo wie ſeine Augen ſich mit Thränen füllten, und er muſte abwarten bis ſie niederrannen eh er antworten konnte: Frau Muhme, ſprach er, eure geehrte Frage ruft eine Begebenheit in mein Gedächtniſs, die ich ſtäts im Herzen trage und die meinem Leben ein frühes Ziel ſetzen wird. Denn ſo ſehr Fräulein Lucillas Beſitz mich glücklich macht, ſo fühl ich doch um einer Andern willen, die ich liebte und noch im Tode mehr als mich ſelbſt liebe, beſtändig einen Wurm an meinem Herzen nagen, der mich nach und nach verzehrt und mit den grauſamſten Qualen foltert, denn ich war der einzige Urheber ihres unverſchuldeten, ſchrecklichen Todes. Hierauf bemühte ſich Girondo zu entgegnen, aber tauſend ſchluchzende Seufzer und reichlich niederſtrömende Thränengüße verhinderten ihn; endlich aber ſprach er in halb gebrochenen Worten: Ich, Herr, ich Treuloſer war der Würger, der Henker des unglückſeligen Mädchens, das ſeiner ſeltenen Gaben willen ein längeres Leben verdient hätte; ihr hattet keine Schuld an ihrem Tode, nur ich allein. Bei dieſem Geſpräch füllten ſich die Augen der Braut mit heißen Thränen,

bei der lebhaften Erinnerung der vergangenen Trübsale, die ihr so herben Kummer gekostet hatten. Aber die Muhme fuhr fort, den Neffen zu bestürmen und sprach: Seit doch so gefällig, Herr Ritter, uns die Begebenheit zu erzählen, die euch und diesen andern Ritter noch jetzt zu so zärtlichen Thränen rührt. Ach, erwiderte Timbreo, warum verlangt ihr, Frau Muhme, daß ich mir den bittersten, grausamsten Schmerz erneue, den ich jemals erduldet, dessen Erinnerung schon genügt, mich zu verzehren und zu vernichten. Aber euch zu gefallen, will ich euch die Ursache meiner ewigen Trauer erzählen, so wenig Ehre mir meine Leichtgläubigkeit auch bringen mag. Er begann also und erzählte von Anfang bis zum Ende unter den heißesten Thränen und zur größten Rührung und Verwunderung aller Anwesenden die ganze traurige Begebenheit.

Hierauf hob die Matrone wieder an: Ihr habt uns eine wunderbare und schreckliche Geschichte erzählt, Herr Ritter, wie sich vielleicht nie eine ähnliche auf der Welt begeben hat. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ihr vor der Vereinigung mit dieser eurer Neuvermählten jene erste Geliebte hättet wiederbeleben können, womit hättet ihr sie wohl erkaufen wollen? Unter neuen Thränen antwortete ihr Timbreo: Ich schwöre euch bei Gott, Herrin, daß diese meine neue Braut mich vollkommen glücklich macht und ich hoffe, sie wird es künftig noch mehr. Aber hätt ich die Todte wieder erwecken können, mit der Hälfte meines Lebens wollt ich sie erkauft haben, der irdischen Güter nicht zu gedenken, die ich für sie hingegeben hätte, denn ich liebte sie so innig und herzlich als nur irgend ein Mann eine Frau lieben mag, und aus Liebe zu ihr werd ich alle ihre Verwandten Zeitlebens lieben und ehren.

Der glückliche Vater Feniciens konnte bei diesen Worten seine Freude nicht länger verhehlen; er wandte sich zu dem Schwiegersohn und sprach unter Thränen der Rührung und Zärtlichkeit: Eure Handlungen, lieber Sohn und Eidam, denn so muß ich euch nennen, stimmen schlecht zu euern Worten, denn ihr habt

eure geliebte Fenicia geheirathet und den ganzen Morgen an ihrer Seite verbracht und erkennt sie noch nicht wieder: wo ist eure so glühende Liebe geblieben? Hat sie ihre Gestalt so verändert, sind ihre Züge so entstellt, daß ihr sie nicht erkennt, da sie neben euch sitzt?

Da endlich öffneten diese Worte die Augen des verliebten Ritters, er flog an die Brust seiner Fenicia, küsste sie tausendmal und konnte auf dem Gipfel überschwenglicher Wonne seine Augen von ihrem Anblicke nicht losringen noch unter süßen Thränen der Zärtlichkeit ein Wort hervorstammeln; nur bei sich selber schalt er sich einen Blinden. Alsdann erzählte Messer Lionato die Geschichte von Feniciens Rettung, welche Alle mit dem äußersten Erstaunen erfüllte und eine heitere Stimmung verbreitete. Nun erhob sich Girondo von der Tafel und stürzte sich unter vielen Thränen Fenicien zu Füßen, indem er sie demüthigst um Verzeihung bat. Diese hob ihn sogleich freundlichst auf und verzieh ihm mit liebreichen Worten die erlittenen Unbilden. Darum wandte sie sich zu ihrem Gatten, der sich selbst für schuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, jenes Vorfalls nie wieder zu gedenken, noch für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küssten sie sich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Uebermaß des Entzückens und der Wonne.

Während sich Alle der allgemeinen Freude hingaben und zu festlichen Tänzen anschickten, nahete sich Ritter Girondo dem Lionato, welcher so vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine sehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Lionato antwortete, er möge nur fordern, denn wenn es in seiner Macht stehe, seine Bitte zu gewähren, so werde er sie gern und freudig erfüllen.

So verlang ich denn, fuhr Girondo fort, euch, Messer Lionato, zum Vater und Schwäher, eure Tochter Fenicia und Ritter Timbreo zu Geschwistern und dieses Fräulein Belfiore zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin.

Der gute Vater fühlte sein Herz von neuer Freude überwältigt: wie von Sinnen über ein so großes, unverhofftes Glück wuste er nicht ob er träume oder ob es Wahrheit sei, was er sah und hörte. Doch bald überzeugte er sich, daß er wache, und dankte Gott von ganzem Herzen für das unverdiente Geschenk. Dann wandte er sich zu Girondo und erwiderte ihm liebreich, daß er sein Verlangen gern gewähre. Sogleich rief er seine Belfiore herbei: Du hast gehört, meine Tochter, sprach er zu ihr, wovon die Rede ist. Der Herr Ritter verlangt dich zu seiner Gattin und willst du ihn zum Gatten, so bin ichs von Herzen zufrieden. Du hast alle Ursache einzuwilligen; doch sag uns deinen freien Entschluß.

Das schöne Kind antwortete dem Vater mit zitterndem Erröthen, sie sei bereit zu thun was er verlange, worauf Girondo ohne weitern Verzug mit Einwilligung aller Verwandten und unter den herkömmlichen Feierlichkeiten und gebräuchlichen Worten der schönen Belfiore den Brautring gab. Hierüber war die Freude Lionatos und aller der Seinigen unermeßlich. Weil aber Timbreo seine theure Fenicia unter dem Namen Lucilla geehlicht hatte, so nahm er sie von neuem feierlichst unter dem Namen Fenicia zur Gemahlin. Den Rest des Tages brachte man nun mit Tänzen und Lustbarkeiten hin. Die schöne, liebenswürdige Fenicia war in den feinsten Damast gekleidet, so weiß wie der reinste Schnee; die Binde, welche ihr Haupt schmückte, ließ ihr wunderbar reizend. Sie war für ihre Jahre ziemlich groß von Wuchs und prangte in genügender Fülle der Glieder, und doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Unter der verrätherischen Hülle der feinsten und edelsten Seide bargen sich die gewölbten Brüste, zwei runden Aepfeln ähnlich, in der reizendsten Entfernung von einander. Wer die holde Farbe ihres Angesichts sah, der erblickte eine reine, liebliche Weiße von jungfräulicher, süßer Scham übergoßen, welche nicht die Kunst, sondern die Meisterin Natur, dem Wechsel der Gebärden und der Umstände gemäß, in glühenden Purpur tauchte. Der runde Hals glänzte wie

der Schnee, und die schwellende Brust glich an Weiße und Frische dem lebendigsten, reinsten Alabaster. Wer den süßen Mund, wenn er die holden Worte bildete, sich öffnen und schließen sah, der glaubte ein unschätzbares Kleinod zu erblicken, in den feinsten Rubin gefaßt, voll der edelsten und schönsten orientalischen Perlen, die das gewürzreiche Morgenland uns je gesendet. Sah er aber diese schönen Augen, diese funkelnden Sterne, diese blitzenden Sonnen, die sie so meisterlich hin und her stralen ließ, so konnte er nicht zweifeln, daß in diesen reizenden Flammen die Liebe wohne und in diesem Himmel voll Glanz seine scharfen Pfeile wetze; und wie lieblich flatterten die krausen, losen Locken umher, welche die reine, freie Stirn umspielend, gesponnener Seide und glänzendem Golde gleich, sich bei dem leisesten Hauch eines Lüftchens kosend hin und her schaukelten. Die Arme waren von dem schönsten Ebenmaß, und die reizenden Hände so wohlgebildet, daß der Neid sie nicht zu tadeln gewust hätte. Ihre ganze Gestalt zeigte Munterkeit und Leben und eine so vollkommene natürliche Bildung, daß nichts zu wünschen blieb. Und nun bewegte sie leicht und heiter nach Bedürfniss bald einzelne Glieder, bald den ganzen Körper, daß jede Miene, jede Gebärde, jede Bewegung der Zauber unendlicher Anmuth begleitete und alle Herzen wie im Sturm erobern zu wollen schien. Darum hieß sie nicht mit Unrecht Fenicia, denn sie war ein wahrer Phönix, der alle andern Frauen an Schönheit weit überstralte.

Nicht minder reizend war Beffiorens Erscheinung, nur daß sie ihrer größern Jugend wegen noch nicht so viel Hoheit und Anmuth in ihren Bewegungen und Gebärden zeigte. Der ganze Tag wurde in festlicher Freude hingebracht und die beiden jungen Männer schienen sich an dem Anblick und der Unterhaltung ihrer Bräute nicht sättigen zu können. Signor Timbreo besonders schwelgte in Seligkeit und Entzücken und wollte sich fast selber nicht glauben, daß er wirklich da sei, wo er sich befand, denn immer fürchtete er nur zu träumen, oder Alles sei ein holder Sinnentrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele.

Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurückzukehren, um dort die Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begehen, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten schon durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, das er für sie thun möchte. Daher gieng er noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe, und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude; er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dieß that er denn auch gewißenhaft und zur größten Erbauung und Verwunderung der Königin, welche, da sie von Feniciens kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde.

Nun war der König Pedro vor allen Fürsten seiner Zeit milde und freigebig und wuste beßer als Andere das Verdienst zu belohnen und die Königin war nicht minder hochherzig und edelmüthig. Der König eröffnete ihr also seinen Entschluß und was er zu thun vorhabe. Als die Königin seinen großmüthigen Vorsatz vernahm, billigte und pries sie den Willen ihres Herrn und Gemahls. Es ward also am ganzen Hofe Alles auf das Sorgsamste geordnet, und alle Edelleute und Damen in ganz Messina geladen, worauf der König befahl, daß die angesehensten Hofbeamten in Gesellschaft unzählig viel anderer Ritter und Edelleute, unter der Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiavo, seines Erstgebornen, vor die Stadt den neuvermählten Schwestern entgegengehen sollten. Sogleich schloßen sich Alle in der schönsten Ordnung dem Zuge an und ritten vor die Stadt. Sie waren kaum eine Meile geritten, als sie den beiden Neuvermählten begegneten, welche mit ihren Männern und vielen andern Begleitern fröhlich gen Messina zogen. Als sie einander genaht waren, ließ Don Giacomo die Ritter, welche sie zu empfangen

abgestiegen waren, wieder aufsitzen und ritt zu den beiden Schwestern, welchen er im Namen seines Vaters zu ihrer Vermählung verbindlichst Glück wünschte und von Allen auf das Ehrerbietigste begrüßt wurde. Auch die übrigen Hofbeamten und Edelleute von dem Zuge, der aus Messina gekommen war, empfiengen die Neuvermählten und ihre Gatten nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererseits dankten Allen auf das Schmeichelhafteste und vor Allem sagten sie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichsten Dank für die ihnen erwiesene Ehre.

Hierauf setzte sich die ganze Gesellschaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Lustbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt sich sehr lange und freundlich bald mit Fenicien, bald mit Belfioren. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet worden war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehnlichen Gesellschaft von Rittern und Edeldamen zu Pferde und begegnete am Eingange der Stadt dem schönen eben anlangenden Zuge. Alle stiegen sogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür sie von diesen gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann Alle wieder aufsitzen und nahm seinen Platz zwischen Lionato und Timbreo ein, während die Königin die schöne Fenicia an ihre rechte und Belfioren an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ritt neben Girondo. Ein Gleiches thaten die übrigen Ritter und Edelfrauen, welche gepaart in der schönsten Ordnung einher ritten und nach des Königs Befehl den Weg nach dem königlichen Schloße nahmen. Nach einem prachtvollen Male muste Timbreo auf des Königs Wunsch in Gegenwart aller Tischgäste die Geschichte seiner Liebe erzählen. Hierauf folgte ein glänzender Ball. Noch sieben Tage lang hielt der König offenen Hof und Alle musten während dieser Zeit im königlichen Palaste speisen.

Nach beendigtem Feste ließ der König den Lionato berufen und fragte ihn, welches Heirathsgut er seinen Töchtern versprochen

habe und in welcher Art er es ihnen anzuweisen gedenke. Messer Lionato antwortete, es sei noch nicht zur Sprache gekommen; indessen werde er sie nach seinem Vermögen ausstatten. Da sprach der König: Wir selbst werden euern Töchtern ein Heirathsgut geben wie es ihnen und unsern Rittern geziemt, und wollen nicht, daß sie euch in Zukunft irgend noch Kosten verursachen. Hierauf ließ der freigebige König, dem dieß nicht nur bei allen Sicilianern, sondern bei Jedem, der davon hörte, zur größten Ehre gereichte, die beiden jungen Männer und ihre Frauen rufen und feierlich auf Alles Verzicht leisten, was sie aus dem Vermögen des Messer Lionato zu fordern haben könnten, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, der diese Verzichtleistung bestätigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, sondern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte das Jahrgehalt, das die Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Einkünften ein ansehnliches Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wusten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehrenvolles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin, daß der König einen seiner Söhne darin bestätigte. So ergieng es mit Timbreos redlicher Liebe: das Böse, das ihm Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genoßen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Timbreo war der erste, welcher in Italien das Haus der Cardona stiftete, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Mitglieder zählt. Auch in Spanien blüht dieß hochedle Blut der Cardona und bringt Männer hervor, die von dem Adel ihrer Ahnen nicht ausarten, weder in den Waffen noch in der Toga.

2. Viel Lärmens um Nichts.

Zur Sagenvergleichung.

Bandello I, 22. Miſtreſs Lennox hat in ihrem Shakspeare illustrated eine Epiſode des fünften Buchs von Arioſts raſendem Roland als die vermeintliche Quelle dieſes Stücks überſetzt; allein ſchon Farmer und Steevens haben bemerkt, daß unſere Novelle der Shakſpeareſchen Darſtellung weit näher ſteht. Bei Arioſt findet ſich nämlich nur der erſte Theil von Heros Geſchichte, ihre falſche Anklage; ihren ſcheinbaren Tod und endliche Wiederbelebung, bei welcher ſie als eine Verwandte der erſten Braut ihrem frühern Bräutigam vorgeſtellt und vermählt wird, hat wohl Bandello zuerſt erfunden. Indes mag Shakſpeare Arioſts Darſtellung jenes erſten Theils der Geſchichte gekannt haben, weil auch bei ihm wie bei Arioſt das Kammermädchen die Rolle ihres Fräuleins am Fenſter ſpielen muß, was bei Bandello nicht vorkommt. Doch könnte er dieſe Abweichung auch ſelbſt erfunden oder aus einer Nachbildung der Arioſtiſchen Darſtellung in Spenſers Fairy Queen II, c. 4 entlehnt haben. Wenn Shakſpeare den Arioſt nicht im Original leſen konnte, ſo war er ihm durch die ſchon im Jahre 1591 herausgekommene Ueberſetzung des Harrington zugänglich; auch mochte er gerade dieſe Epiſode aus einer beſondern poetiſchen Bearbeitung von George Turberville kennen lernen, die einige Jahre früher erſchienen war; überdieß hatte, wie wir ſehen werden, ſchon ein älteres Schauſpiel jene Arioſtiſche Epiſode behandelt.

Wie Dunlop II. 456 vermuthet, hat Arioſt, den Bandello benutzt haben mag, wieder aus dem Ritterroman von Tyrant dem Weißen geſchöpft, wo der Inhalt des erſten Theils unſerer

Novelle zum Erstenmal vorkommt. Es bedarf hier keines Auszugs der wunderschönen Episode Arioſts, da Eſchenburg ſchon einen ſolchen gegeben hat und der raſende Roland durch die Ueberſetzungen von Gries und Streckfuß in Jedermanns Händen iſt. Auch die neunte Novelle in der Einleitung von Cinthios Hecatommithi ſtellt einen ähnlichen Betrug dar, wie hier mit Fenicien geſpielt wird; doch ſtiftet ihn dort eine Dienſtmagd, die in ihren Herrn verliebt iſt, gegen deſſen Gattin an.

Die Novelle Bandellos ſoll dem Shakſpeare nach der Annahme der engliſchen Kritiker durch die Ueberſetzung in Belleforeſts tragiſchen Erzählungen (Lyon 1594. 12. 3. Bd.) bekannt geworden ſein. Sie iſt eine der beſten dieſes Novelliſten und Shakſpeare hat ſich ihr in dem ernſten Theil ſeines Schauſpiels ziemlich genau angeſchloßen; der komiſche Theil, die Liebe Benedicts und Beatricens, ſcheint ganz ſeine eigene Erfindung.

Der ſagenmäßige Gehalt dieſer Novelle iſt ſehr gering: nimmt man aber dennoch eine epiſche Grundlage an, ſo gehört ſie der Idee nach in den Kreiß, von welchem unter VI. ausführlich geſprochen wurde.

Unſere Novelle hat auch unſer Landsmann Ayrer, ein Zeitgenoße Shakſpeares, zu einem ſeiner beſten Stücke benutzt. Wir meinen ſein Schauſpiel von der ſchönen Phänicia, das ſich der Novelle ſehr genau anſchließt. Tieck (Deutſches Theater I, 22) vermuthete, Jacob Ayrer habe ein älteres engliſches Theaterſtück benutzt, das auch Shakſpeares Vorbild geweſen ſei. Das ſcheint ſich uns jetzt durch Colliers Meldung zu beſtätigen, daß ein Stück Ariodante und Genevra vor der Königin Eliſabeth aufgeführt ward, welches den Stoff aus Arioſts Orlando entlehnte und in den Hauptzügen mit Shakſpeares Schauſpiel übereinſtimmte. Jakob Ayrers Phänicia können wir jetzt auch im dritten Bande ſeiner von A. v. Keller Stuttgart 1865 herausgegebenen Dramen (Nr. 26) vergleichen. Nach der Phänicia iſt es mir aber nicht wahrſcheinlich, daß Ayrer außer der Novelle noch ein Schauſpiel benutzt habe; daß er den Zuſchnitt gleichzeitiger engliſcher Stücke

nachbildete und sich namentlich den Clown unter dem Namen Jahn aneignete, beweist dafür nichts. In den Namen schließt er sich offenbar an Bandello, den er freilich nur aus Belleforest gekannt zu haben scheint, während sich bei Shakspeare außer König Pedro von Arragonien nur noch der alte Lionato wiederfindet. In der Art, wie Phänicias (Heros) Untreue vorgespiegelt wird, indem Jahn, der als Weib prangt und Phänicias Rolle spielt, mit Gerwalt schön thut, und sich zuletzt mit ihm in die Büsche schlägt, was Graf Timborus von seinem Versteck in demselben Garten aus mit ansieht, weicht allerdings Ayrer stark von der Novelle ab; da dieser aber Shakspeare sehr viel näher tritt, so folgte hierin Ayrer leichterer Inscenesetzung wegen wohl seiner eigenen Erfindung, nicht einem ältern Stück, das als Shakspeares Quelle anzunehmen hier noch weniger Grund ist. Wenn endlich William Bell († 1868 in Bonn während des archäologischen Congresses im Alter von 80 Jahren) in seinem Aufsatze: Ist William Shakspeare in Deutschland gewesen? (Morgenblatt 1853 Nr. 500) in der Phänicia des Nürnbergers mit Measure for measure viel Uebereinstimmendes findet, so verwechselt er letzteres Stück mit Much ado about Nothing. Daß aber Shakspeare aus Ayrer geschöpft habe, ist nicht wahrscheinlich; das Umgekehrte ließe sich schon aus den Namen widerlegen.

XI.

Zu

dem Wintermärchen.

1. Das Märchen von Doraſtus und Faunia.

Nach Robert Greene.

Ehe noch das Chriſtenthum in der Welt erſchienen war, regierte in Böhmen ein König, Pandoſto genannt, welcher einer Prinzeſſin von ausgeſuchter Schönheit und Tugend, mit Namen Bellaria, vermählt war, und ſo glücklich mit ihr lebte, daß die Eintracht des königlichen Paars allen ihren Unterthanen zu ſonderlicher Erbauung gereichte. Nach dem erſten Jahre ihrer Ehe wurde Bellaria von einem Sohne entbunden, der den Namen Garrinter erhielt. Die Nachricht von ſeiner Geburt verbreitete Jubel über ganz Böhmen, und der König, ſowohl um ſeine eigene Freude über dieß glückliche Ereigniſs auszudrücken als den Wünſchen ſeines Volks zu begegnen, ſchrieb ein großes Turnier zu Ehren des jungen Prinzen aus, zu welchem, außer ſeinen eigenen Mannen und Lehnsleuten, viel benachbarte Könige, Fürſten und Herrn herbeieilten, ihre Tapferkeit und Gewandtheit zu bewähren. Das Feſt währte zwanzig Tage und erfüllte alle Gäſte mit Bewunderung über den prächtigen Hofhalt Pandoſtos. Aber das Glück iſt unbeſtändig und bald verkehrte es ſein Lächeln in Ingrimm gegen den König und ſeine geliebte Bellaria.

Seit ſeiner Jugend war Pandoſto durch die engſte Freundſchaft mit Egiſtus, dem jungen Könige von Sicilien, verbunden. Dieſer Fürſt wollte dem Freunde beweiſen, daß weder Zeit noch räumliche Entfernung ſeine Neigung zu ſchwächen vermocht habe, und beſchloß, ihn in ſeinem Reiche heimzuſuchen und ihm zu ſeiner Vermählung und der Geburt eines Sohnes Glück zu wünſchen. Er ließ alſo ſeine Schiffe bereiten und kam mit einer geringen, aber erleſenen Dienerſchar in Böhmen an. Bei ſeiner Landung

ward er von Pandosto, der Königin und einem glänzenden Gefolge feierlich eingeholt und unter festlichem Jubel in den Palast geführt. Pandosto, dessen Herz von diesem Beweise von Freundschaft, den Egistus ihm gab, zärtlich gerührt war, veranlaßte die Königin, diesem Fürsten, den er so sehr liebte und dem er sich so höchlich verpflichtet fühlte, alle erdenklichen Beweise von Freundschaft und Hochachtung zu geben, und Bellaria, die gewohnt war, den Willen ihres Gemahls zu dem ihrigen zu machen, genügte dieser Aufforderung um so lieber als die edeln Eigenschaften ihres Gastes diese Auszeichnung vollkommen verdienten. Sie gab ihm also täglich tausend unschuldige Zeichen ihrer Hochachtung, und Egistus, der die Vorzüge der Königin mit aller Wärme eines uneigennützigen Freundes bewunderte und schätzte, ermangelte nicht, sich dankbar zu beweisen. Diese gegenseitige Werthschätzung veranlaßte eine freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen der Königin und ihrem Gaste, die dem Pandosto, welchen Staatsgeschäfte oft verhinderten, ihnen Gesellschaft zu leisten, anfänglich zu großer Freude gereichte. Nach und nach aber begann der unglückliche Fürst, entweder weil er sich der überlegenen Vorzüge des Egistus bewust war, oder aus einem angeborenen Hang seines Gemüths, den vertraulichen Umgang zwischen seiner Gemahlin und dem Gaste, den er selbst veranlaßt und eingeleitet hatte, mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Zweifel und finstere Gedanken bestürmten ihn, wenn er die unwiderstehlichen Reize Bellariens und die männliche Schönheit und edeln Eigenschaften des Egistus erwog: denn er hielt es für unmöglich, daß zwei Wesen, welche die Natur zum Gefallen geschaffen zu haben schien, für ihre gegenseitigen Vorzüge unempfindlich sein sollten. Da er diesen Zweifeln einmal Raum gegeben, nährte er seine wachsende Eifersucht durch ängstliche Aufmerksamkeit auf jeden Blick und jedes Wort seines Freundes und seiner Gattin, und vorurtheilsvoll, wie er nun schon war, erschien ihm ihre unschuldige Vertraulichkeit als ein gültiger Beweis ihrer strafbaren Neigung. Sein Verdacht verwandelte sich in vollkommene Ueberzeugung: er betrachtete den Egistus nicht

länger als seinen Freund und Gast, sondern als den Zertrümmerer seiner Ehre, als den Verführer seiner Gattin. Ein tödlicher Haß trat an die Stelle der zärtlichen Neigung, die er einst zu Egistus getragen; das Lächeln der Liebe, womit er sonst auf die holde Bellaria geblickt, wich den Stirnrunzeln des Argwohns und nur der Gedanke der Rache konnte seinem gefolterten Herzen eine augenblickliche Erleichterung gewähren. Er beschloß, den Egistus zu vergiften: während er aber auf Mittel bedacht war, seinen grausamen Vorsatz ohne Verdacht auszuführen, wuste er seine Reden und sein Betragen mit einem Anschein von Freundschaft und Hochschätzung zu bekleiden.

Pandosto hatte einen Mundschenken, Namens Franio, welcher stäts eine treue Anhänglichkeit an seine Person bewiesen hatte, weshalb er nicht zweifelte, ihn zur Ausführung seiner Rache an dem Könige von Sicilien bereden zu können. Der eifersüchtige König theilte ihm also seinen unköniglichen Vorsatz mit und versprach ihm reichliche Belohnung, wenn er bei der nächsten Gelegenheit, wo Egistus an seiner Tafel zu trinken begehre, ein tödliches Gift in seinen Becher mische. Franio schauderte, als er diesen unmenschlichen Antrag vernahm; mit allem Freimuth eines Biedermanns und treuen Unterthans versuchte er es, dem König seinen grausamen Vorsatz auszureden. Er stellte ihm vor, wie verhaßt dieser unnatürliche Mord ihn bei Göttern und Menschen machen müße, rief ihm die geheiligten Gesetze der Gastfreundschaft ins Gedächtniss zurück und zählte ihm alle die schrecklichen Folgen auf, die dieser himmelschreiende Verrath über ihn, sein Haus und sein Reich bringen würde. Aber alle diese Gründe vermochten nichts wider die Entschloßenheit Pandostos, der in seinem grausamen Vorsatz beharrend, dem Franio die Wahl ließ, entweder den Egistus zu vergiften, wofür er ihm durch Reichthümer und Ehrenstellen lohnen werde, oder den Tod für seinen Ungehorsam davonzutragen.

Diese Drohungen auf der einen Seite und so große Verheißungen auf der andern, vermochten den Mundschenken, dem

Pandosto zu versprechen, er wolle ihm gehorchen und bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Egistus durch Gift aus dem Wege räumen. Der König war mit diesem Versprechen zufrieden und gedachte, sobald seine Rache an Egistus vollzogen sei, Bellarien ein gleiches Schicksal zu bereiten. Als sich aber der König entfernt hatte, begann Franio, der nun den Gegenstand seiner Furcht nicht länger vor Augen hatte, welcher ihn mit einem martervollen Tode bedrohte, wenn er den unschuldigen Fürsten nicht umbrächte, die schändliche That, zu der er sich verpflichtet hatte, reiflicher zu erwägen, und weniger die Furcht vor der Entdeckung der Unthat, als vor den Schrecknissen eines bösen Gewißens und die Ueberzeugung, daß er den Göttern mehr Gehorsam schuldig sei als dem Könige, und daß alle Schätze der Welt und alle irdische Größe dem Werth eines reinen Bewustseins nicht gleichkämen, brachten seinen Entschluß zum Wanken. Nach langem innern Kampfe nahm er sich vor, dem Egistus den Anschlag zu entdecken. Zu diesem Ende begab er sich nach den Gemächern des Königs von Sicilien, und als er sich bei demselben Gehör ausgewirkt, machte er ihm in wenig Worten die ganze Lage der Sache bekannt. Aber Egistus war schwer von der Schuld seines Freundes zu überzeugen; er beurtheilte Pandostos Herz nach der Reinheit seines eigenen und erwiderte dem Mundschenken mit großer Strenge, daß er nicht fähig sei, nur mit einem Gedanken, an der Aufrichtigkeit seines Gastfreundes zu zweifeln. Pandosto sprach er, ist mein Freund und Bundesgenoße, nie hat ein Verdacht unsere gegenseitige Zuneigung getrübt. Ich kam nicht in sein Land um seine Unterthanen ihrer Lehnspflicht abwendig zu machen, noch mich mit seinen Feinden zu verschwören. Ich habe ihm nie Ursache gegeben, meinen Tod zu wünschen und kann ihn eines so ungerechten und verrätherischen Vorsatzes nicht schuldig glauben. Ich muß also die Warnung, die ihr mir gebt, für die Wirkung eines Anschlags der Böhmen halten, die mich mit ihrem Könige zu entzweien suchen.

Franio erwiderte ihm: Es sei gefährlich gegen die Wuth

eines geheimen Feindes zu zaudern. Wenn die Böhmen ihm ein Leid zugedacht hätten, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, ihre Absicht zu erreichen ohne ihren Anschlag zu verrathen. Es sei unbillig, wenn seine Majestät seinen Eifer für die Erhaltung seines Lebens gegen einen boshaften Verrath missdeute, denn seine Absicht sei, dem Verrath zu begegnen, nicht den Verräther zu spielen. Er beschwor den König, eiligst nach Sicilien zu entfliehen, wenn er der drohenden Gefahr entgehen wolle, und ihm zu erlauben, daß er ihn in sein Reich begleite, und wenn er alsdann nicht vollgültige Beweise beibringe, daß Pandosto ihn zu vergiften beabsichtigt habe, so möge er seinen Verrath mit den grausamsten Martern bestrafen.

Nach reiflicherer Erwägung dankte Egistus dem Mundschenken für seine Warnung, versprach ihn, wenn er in Sicilien glücklich anlange, königlich zu belohnen und übertrug ihm die Vorbereitung ihrer Flucht. Franio begab sich sogleich zu dem Admiral von Egistus Flotte, mit welchem er die Verabredung traf, daß sich Jener bereit halten sollte, mit dem nächsten günstigen Winde hinwegzusegeln. Den auf die Ausführung der Rache dringenden Pandosto wuste er unterdes mit der Vorspiegelung hinzuhalten, daß er mit der Bereitung eines wirksamen Giftes beschäftigt sei, welches auf der Stelle den Tod gebe.

Pandosto empfieng diese Nachricht mit einer boshaften Freude: jede Stunde schien ihm tausend Jahre zu währen bis seine ungeduldige Wuth sich an dem Blute der vermeinten Beleidiger ersättigen könne. Sobald Egistus vernahm, daß ein günstiger Wind sich erhebe, schaffte er mit Franios Hülfe seine Sicilianer durch eine geheime Pforte aus der Stadt, und zwar so schnell und verborgen, daß sie, ohne den mindesten Verdacht zu erregen, an Bord ihrer Schiffe giengen, die Segel den Winden überließen und bald aus dem Angesicht Böhmens verschwunden waren.

Als Pandosto hörte, Egistus sei in der Nacht entflohen und Franio habe ihn begleitet, wandte er alle seine Wuth gegen die Königin, welche er des Einverständnisses mit Egistus und dem

Verräther Franio beſchuldigte und ſeiner Wache Befehl gab, ſie zu verhaften.

Die unſchuldige Bellaria, die den drohenden Sturm nicht ahnte, ſpielte juſt mit ihrem Söhnlein Garrinter, als die Wache mit Widerſtreben des Königs Befehl zu vollziehen kam. Im erſten Augenblick erſchrak und erblaſste die Königin, doch bald ſammelte ſie ſich wieder, nahm allen edeln Stolz eines guten Gewißens und beleidigter Tugend an, reichte ihre Hand dem Hauptmann der Wache und folgte ihm ohne Murren in ihr Gefängniſs, wo ſie in Geduld und Ergebung ihren Kummer ertrug.

Wüthend über die Vereitelung ſeiner Rache gegen Egiſtus beſchloß der König, ſie mit verdoppelter Schwere auf das Haupt der unſeligen Bellaria fallen zu laßen, und befahl es in ſeinem ganzen Reiche bekannt zu machen, daß die Königin mit Egiſtus Ehebruch begangen und mit ſeinem Mundſchenken Franio auf ſeinen Tod geſonnen habe. Obgleich der Wandel der Königin bis dahin untadelhaft geweſen war, erregten doch dieſe Bekanntmachungen und die ſchnelle Flucht des Königs von Sicilien mit Franio mancherlei Verdacht gegen ſie in den Gemüthern des Volks, das indes nicht abließ, täglich auf ihre Befreiung zu dringen, denn ihre Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth aller ihrer Bewegungen bei ſo vielem Unglück, erregten Jedermanns Mitleid. Aber der grauſame Pandoſto, zu deſſen Felſenherzen das Mitleid keinen Zutritt fand, war entſchloßen die unglückliche Bellaria mit allem möglichen Schimpf und Ungemach zu überladen und gab es nicht zu, daß ſie in ihrem Gefängniſs mit der ihrem einſtmaligen Range gebührenden Achtung behandelt würde, ſondern ließ ſie mit der hartherzigſten Vernachläßigung bedienen. Da indes ſeine Grauſamkeiten gegen die Königin ſeine Rache nur theilweiſe ſättigen konnten, ſo wünſchte er auch den Egiſtus das Gewicht ſeines Haßes empfinden zu laßen; allein dieſer Monarch, der die Tochter des Kaiſers von Rußland zur Gemahlin hatte, war durch ſeine Bundesgenoßen ſo mächtig, daß er mit offener Gewalt ſeine Rache an ihm zu vollbringen verzweifelte.

Als die unglückliche Königin die niedrige Anschuldigung vernahm, die so schonungslos gegen ihre Ehre erhoben wurde, verlangte sie im Vertrauen auf ihre fleckenlose Reinheit und die Unschuld des Egistus, daß die Sache förmlich vor Gericht untersucht und ihr verstattet werden sollte, sich öffentlich gegen ihre Ankläger zu vertheidigen. Aber der König loderte so von Zorn und Eifersucht, daß er ihre gerechte Bitte verwarf, und während die arme Königin unter dem Gewicht ihres hoffnungslosen Ungemachs fast vergehen wollte, muste sie noch mit Schrecken wahrnehmen, daß sie hochschwanger sei. Dieser in ihrer trostlosen Lage höchst unglückliche Umstand preßte ihr Klagen aus, die selbst das harte Herz ihres Kerkermeisters erweichten: er ließ sogleich dem Könige davon Anzeige machen und zweifelte nicht, daß ihn dieß bewegen werde, sie in Freiheit zu setzen. Aber es hatte just den entgegengesetzten Erfolg, denn der König hatte ihre Schwangerschaft kaum vernommen, als er in die heftigste Wuth gerieth und der Königin und ihrem Bastard, allen Göttern zum Trotz, den Tod schwur.

So vieler grausamen Martern ohngeachtet ward die Königin von einer Tochter glücklich entbunden und Pandosto erklärte sofort seinen Entschluß, die Mutter sammt dem Kinde verbrennen zu laßen. Sein Hofgesinde bediente sich aller Gründe, die Vernunft und Menschlichkeit an die Hand gaben, ihm seinen barbarischen Vorsatz auszureden; aber Alles was sie damit erreichten war, den Mord des Kindes zu verhindern. Der Königin Urtheil, versicherte er, stehe unwiderruflich fest, und nur den dringenden Vorstellungen der Hofleute gelang es, ihm die Begnadigung des Kindes abzunöthigen. Indes war der Entschluß, den er in dieser Rücksicht faßte, nicht minder grausam, und sollte nur das Verderben des schuldlosen Opfers verzögern. Er befahl das Kind der jammernden Mutter zu entreißen, es in ein Boot zu setzen, dieses in die See zu schieben und es der Willkür des Windes und der Wellen zu überlaßen. Die Wachen des Königs, welche diese unmenschliche That ausführten, rührte die süße Harmlosigkeit des unschul-

digen Kindes: sie beschuldigten den König der härtesten Grausamkeit; aber die Furcht vor seinem Ingrimme nöthigte sie, seine Befehle zu vollziehen. Sie setzten das Kind in ein Boot, bedeckten es mit Zweigen um es vor dem Unglimpf des Wetters zu schützen, und stießen es in die See, als sich eben ein so gewaltiger Sturm erhoben hatte, daß es Mühe kostete, dagegen anzudringen.

Als die gräßliche That vollbracht war, versammelte der König seine Edeln und Räthe und ließ die Königin an den Hof führen, wo sie die Anklage wider sich verlesen hörte. Bellaria, die wohl fühlte, daß nur ihr Tod dem verblendeten König genügen könne, setzte ihr Vertrauen auf ihre Unschuld, sammelte allen Muth, den ihre unglückliche Lage erforderte, und verlangte mit edelm Stolze Recht und Erkenntniß; denn Gnade, fügte sie hinzu, erwarte ich nicht: laßt also meine Ankläger am Hof erscheinen und mir im Angesicht ihre Beweise vorbringen.

Pandosto erwiderte: Die Aussagen der Zeugen seien so glaubwürdig, daß ihr bloßes Wort genüge: denn sie freilich, fuhr er heftig fort, hat wohl Grund, ein so schauderhaftes Verbrechen zu läugnen und abzuschwören, nachdem sie jede Anwandlung von Scham und Reue unterdrückt, um es zu begehen: aber dennoch sollst du sterben, des grausamsten und schmählichsten Todes. Von dieser Drohung nicht erschüttert, entgegnete die Königin ohne sichtbare Bewegung: Die Strafe ohne Beweis verhängen, sei Gewalt, nicht Recht. Hierin pflichteten ihr die Räthe und Edeln bei und verlangten, die Ankläger sollten öffentlich verhört und vereidet werden, und wenn alsdann der Königin Schuld vollständig erhelle, so stehe es Sr. Majestät frei, sie mit der von den Gesetzen für solche Verbrechen verordneten Strafe zu belegen. Der König versetzte: Er sei für diesen Fall gesonnen und befugt, von den Gesetzen abzusehen: die Räthe möchten sein Wort als hinreichenden Beweis betrachten, widrigenfalls es auch der Mächtigste unter ihnen entgelten solle.

Diese Drohung machte sie Alle verstummen; aber Bellaria, die am Leben verzweifelnd die Schande mehr als den Tod fürchtete,

versetzte, wenn sein Wille statt des Rechts gelten solle, so sei die Entscheidung der Geschwornen nutzlos. Dann fiel sie auf die Kniee und beschwor den König bei der Liebe zu Garrinter, seinem jungen Sohne, ihr die eine Bitte zu gewähren, daß er sechs seiner Edeln, auf die er das meiste Vertrauen setze, nach Delphi schicken möge, um das Orakel Apollos über das ihr angeschuldigte Verbrechen zu befragen.

Pandosto konnte ein so billiges Verlangen nicht abschlagen: er ernannte also sechs Gesandte, welche in aller Eile nach Delphi abgefertigt werden sollten, und ließ die Königin bis zu ihrer Rückkehr auf das Strengste bewachen. Die Gesandten vollbrachten ihre Reise in drei Wochen und sobald sie in Delphi gelandet waren, eilten sie zum Tempel Apollos, verrichteten das Opfer mit großer Andacht, beschenkten die Priester dem Gebrauch gemäß und baten in Demuth um Antwort auf ihre Anfrage. Nicht lange hatten sie vor dem Altar gekniet als Apollo mit lauter Stimme sprach: Ihr Böhmen, nehmt was ihr hinter dem Altare findet, und reist nach der Heimat. Sie gehorchten dem Orakel und fanden eine Pergamentrolle, welche die Priester ihnen erst in Gegenwart des Königs zu eröffnen befahlen. Die Gesandten gelobten dieser Anweisung Gehorsam, verließen nach vollbrachtem Gottesdienste den Tempel und segelten mit günstigem Winde nach Böhmen zurück, wo sie bald ankamen und sofort nach Hofe eilten. Hier berichteten sie dem Könige, der sie gnädig empfieng, von dem Erfolg ihrer Reise, übergaben ihm die göttliche Rolle und ersuchten ihn, da in dieser geheiligten Schrift Leben und Tod, Schuld oder Unschuld der Königin enthalten sei, den Adel seines Reiches zu der Gerichtshalle zu berufen und in dessen und der Königin Gegenwart das Orakel verlesen zu laßen.

Der König pflichtete ihrer Meinung bei und an dem bestimmten Tage, da der König mit den Edeln des Reichs sich am Hofe versammelt hatte, ward die Königin vor die Schranken gebracht und sprach also: Welchen Wandel ich geführt habe, bevor Egistus nach Böhmen kam, darüber, Pandosto, berufe ich mich

auf dein Gewißen und die unsterblichen Götter; sie allein wißen auch ob ich des Verbrechens schuldig bin, dessen ich angeklagt werde. Ich behaupte meine Unschuld und beziehe mich zur Beglaubigung derselben auf den Ausspruch des göttlichen Orakels. Hiemit schwieg Bellaria und der König befahl einem seiner Edeln die Rolle zu öffnen. Dieser gehorchte und las mit lauter Stimme folgende mit goldenen Buchstaben geschriebene Worte:

Verdacht ist kein Beweis, Eifersucht ein parteilicher Richter; Bellaria ist keusch, Egistus tadelsfrei, Franio ein getreuer Unterthan: Pandosto ist strafbar; sein Kind unschuldig und der König stirbt ohne Erben, wenn das verlorene nicht wiedergefunden wird.

Als das Orakel gelesen war, erscholl der Hof von freudigen Ausrufungen, denn alle Herzen waren hocherfreut, die Unschuld der Königin erwiesen zu sehen. Auch der König fieng nun an, sich seiner vorlauten Eifersucht und des grundlosen Verdachtes zu schämen; da er es aber nicht wagte, der beleidigten Bellaria zu nahen, so wünschte er, daß seine Edeln ihm ihre Verzeihung für die ihr angethane Schmach erwirken möchten, und von Reue und Abscheu gegen seine frühern Verirrungen gequält, bekannte er öffentlich seinen Anschlag gegen das Leben des Egistus.

Während er solchergestalt seinen eigenen Verrath büßte, erschien eilends ein Bote am Hofe, welcher dem König den Tod des Prinzen Garrinter ankündigte. Bellaria, deren Seele das göttliche Orakel mit Freude überschüttet hatte, ward bei dieser schrecklichen Nachricht von einem so übermäßigen Schmerz ergriffen, daß ihr zartes Herz, unfähig der Gewalt so schneidender Gegensätze zu widerstehen, unter der Wucht erlag: sie sank nieder und hauchte sogleich den Geist von sich. Bei diesem entsetzlichen Anblick verließ den König das Bewustsein: er ward nach dem Palast gebracht, wo er aller Bemühungen der Aerzte ohnerachtet drei Tage lang sprachlos lag. Die Böhmen waren in der äußersten Verzweiflung: man sah und hörte nichts als Klagen und Jammer, der Tod der Königin und des Prinzen und die Gefahr, worin des Königs Leben schwebte, füllten die ganze Stadt mit Schmerz

und Bestürzung; zuletzt erlangte er jedoch Bewusstsein und Sprache wieder und bei dieser Nachricht schienen auch die trauernden Böhmen einigermaßen wieder aufzuleben.

Aber des Königs Verzweiflung war so heftig, daß er sich mehrmals selbst zu ermorden versuchte und nur mit Mühe verhinderten ihn die Böhmen daran, welche alle erdenklichen Gründe aufwandten, sein Gemüth zu beruhigen und ihn zu bereden, daß er sein Missgeschick in Geduld ertrage. Endlich gelang es ihren vereinten Bemühungen, ihm seine Faßung wiederzugeben, worauf er die Beerdigung der Königin und des Prinzen anordnete, welche auf das Feierlichste vollzogen wurde. Er kam alle Tage zu Bellariens Gruft und beweinte mit Thränen des Grams und der Reue ihr unseliges Verhängniss und das eigene Missgeschick.

Wir wollen nun den trostlosen König eine Weile verlaßen und die Schicksale des königlichen Kindes berichten, das wir auf den Fluten des Oceans verließen. Das Boot, in welches es gelegt worden, war zwei Tage lang ein Spiel des Windes und der Wellen, und jeden Augenblick in Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden; zuletzt gefiel es den Göttern, es an die Küste Siciliens zu werfen, wo es auf den Sand getrieben wurde. Glücklicherweise begab es sich, daß ein Schäfer, welcher eins seiner Schafe vermisste und es überall vergebens gesucht hatte, an das Seeufer kam in der Hoffnung, daß es dort die Meerkräuter abweide. Hier vernahm er die Stimme eines Kindes, welches er anfänglich für das Blöcken seines Schafes hielt; als er aber an den Strand kam, gewahrte er das Boot, und als er hinzugieng, sah er ein wunderschönes Kind am Boden liegen, in einen goldgestickten Scharlachmantel gehüllt und eine reiche Kette von Juwelen um seinen Hals.

Von diesem seltsamen Abenteuer überrascht glaubte der Schäfer bei dem Anblick der Schönheit des Kindes und der Reichthümer, die es umgaben, irgend eine kleine Gottheit vor sich zu sehen, und war im Begriff es anzubeten, als das Wehgeschrei des Kindes, das eben vor Frost und Hunger vergehen zu wollen

schien, ihn überzeugte, daß es nur ein sterbliches Wesen sei. Nun trat das Mitleid an die Stelle der Verehrung: er nahte dem Kinde, nahm es in seine Arme und da er aus der ungewöhnlichen Pracht seiner Hülle schloß, daß es von edler Geburt sei, so gedachte er es dem Könige zu überbringen. Als er es aber enger in den Mantel wickelte, um es beßer vor der Kälte zu schützen, fiel ihm ein Geldbeutel vor die Füße, dessen Anblick ihn so bezauberte, daß er seinen Entschluß dahin veränderte, das Kind selbst zu erziehen und das Geld in seinem Nutzen zu verwenden. Sogleich kehrte er auf einem Nebenwege zu seiner Hütte zurück, damit Niemand merken solle was er in seinen Armen verberge.

Sobald er in die Hütte trat, begann das Kind zu weinen, worüber sein Weib in Zorn gerieth, das in der Voraussetzung, er bringe ihr einen Bastard zu erziehen, ihn ernstlich wegen seiner Untreue zur Rede setzte. Der Schäfer bat sie sich zu beruhigen, und versicherte sie, wenn sie klug und verschwiegen sein könne, sei ihr Glück für immer gemacht; dann legte er ihr das Kind in die Arme und zeigte ihr das Gold und die Juwelen, die er mit ihm gefunden hatte, welche denn der armen Frau so gefielen, daß sie das Kind liebevoll aufzuziehen und bei den Nachbarn vorzugeben beschloß, es sei ihr eigenes.

Sie verbargen das Gold und die Juwelen: der Schäfer kehrte zu der Pflege seiner Lämmer zurück, während sein Weib sich mit der Erziehung des Findlings beschäftigte, welchem sie den Namen Faunia gaben. Kurze Zeit nachher erwarb der Schäfer ein schönes Pachtgut und hütete fremde Heerden bis er selber Eigenthümer einer sehr ansehnlichen ward. Als Faunia das Alter von zehn Jahren erreichte, übergaben ihr Porrus und Mopsa, so hießen ihre Pflegeeltern, die Sorge für ihre Heerden und die junge Schäferin, deren Schönheit schon in so zartem Alter Alle, die sie erblickten, mit Bewunderung und Staunen erfüllte, widmete sich mit dem größten Fleiße dieser ländlichen Beschäftigung, und Alles schien unter ihrer Hand zu blühen und zu gedeihen. Auch Landbesitz erwarb Porrus, welchen er Faunien nach seinem Tode

zu hinterlaßen gedachte. Diese hatte kaum das funfzehnte Jahr erreicht, als manche der reichsten Pächtersöhne um ihre Hand warben. Und nicht bloß auf dem Lande ward die schöne Schäferin bewundert und gepriesen; ihr Witz und ihr Scharfsinn kamen ihrer Schönheit gleich, und so viele geistige und körperliche Vorzüge machten ihren Namen auch am Hofe bekannt. Sie wuste nicht anders als daß sie die Tochter des Porrus sei, und ließ sich durch das Lob, das ihr gespendet wurde, nicht verblenden, sondern fügte sich mit süßer Demuth in die Niedrigkeit ihres Standes und hütete ihre Heerden mit der sorgsamsten Pflege. Obgleich nicht eitel auf die Anmuth ihres Wesens, wuste sie sich doch in ihrer ländlichen Tracht zierlich zu kleiden, ihr schönes Haar mit geschmackvoller Nachläßigkeit aufzubinden und aus den frischesten und gefälligsten Blumen einen Kranz zu flechten, der ihr liebliches Antlitz vor der Sonne beschattete.

Der König von Sicilien hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Doraftus, ein schöner und vollkommener Jüngling, von welchem die Sicilier große Hoffnungen hegten. In dem Wunsche, ihn noch vor seinem Tode vermählt zu sehen, schickte der König einen Gesandten an den König von Dänemark um Euphanien, seine Tochter und Erbin seines Reiches, dem Prinzen von Sicilien zur Gemahlin zu begehren. Da der König von Dänemark hierauf eingieng, benachrichtigte Egistus seinen Sohn von den angeknüpften Verhandlungen, rühmte die Schönheit und die Tugenden der Prinzessin und die Vortheile einer Verschwägerung mit dem Könige von Dänemark, und beschloß damit, den Göttern für den glücklichen Erfolg seiner Bewerbung zu danken. Doraftus hörte dieß alles mit einem solchen Anschein von Gleichgültigkeit, daß der König erstaunte und ihn fragte ob er etwa Einwendungen gegen die Verbindung zu machen habe; worauf der Prinz kaltblütig erwiderte, daß die Liebe seinem Herzen noch fremd und das andere Geschlecht ihm völlig gleichgültig sei, er also gar keine Neigung empfinde, eine Verbindung wie die Ehe sei einzugehen. Der König durch diese Antwort auf das Aeußerste beleidigt, drohte

ihm mit den härteſten Folgen ſeiner Ungnade, wofern er ſich ſeinem Willen nicht unterwerfe; und da der Prinz hierauf ein tiefes Stillſchweigen beobachtete und ſich nicht bemühte, ihn zu beſänftigen, verließ er ihn im heftigſten Unwillen.

Doraſtus war über den Zorn ſeines Vaters ſehr betrübt und wünſchte lebhaft, den Widerwillen, den er in ſeiner Seele gegen die Ehe empfand, niederkämpfen zu können, um ihn durch unbedingte Weigerung nicht beleidigen zu müßen; aber je mehr er ſich bemühte, der Abneigung Meiſter zu werden, die ihn zum Ungehorſam gegen den Vater zwang, deſto tiefer ſchien ſie in ſeinem Buſen Wurzeln zu ſchlagen.

Nicht lange nach dieſer Unterredung zwiſchen dem König und dem Prinzen verſammelte ein Feſt alle Hirtentöchter in ganz Sicilien. Faunia ward zur Königin des Tages erwählt und führte in ihren beſten Schmuck gekleidet den Vorſitz bei dieſen ländlichen Zerſtreuungen; der Tag vergieng unter unſchuldigen Spielen und Schäferfreuden, und als der herannahende Abend ſie trennte und Faunia eine Nachbarin und Geſpielin begleiten wollte, um zu ſehen ob ihre Heerde heimgetrieben ſei, begegnete Doraſtus, der eben von der Falkenjagd kam, den heimkehrenden Schäferinnen, und von Bewunderung über Fauniens Schönheit ergriffen, hielt er inne und richtete einige gleichgültige Fragen an ſie, nur um Gelegenheit zu haben ſie zu betrachten.

Faunia antwortete ihm mit ſo lebhaftem Witz und ſo anmuthigem Weſen, daß der von ihren körperlichen Reizen ſchon halb beſiegte Prinz von ihren geiſtigen Vorzügen völlig eingenommen ward. Von der frühern Hartnäckigkeit dieſes jungen Rebellen beleidigt, beſchloß nun die Liebe, ihn den ganzen Inbegriff ihrer Macht fühlen zu laßen und durchbohrte ſein einſt unempfindliches Herz mit dem ſchärfſten Pfeil in ihrem Köcher. Der Prinz ſeufzte vor Schmerz und Wohlbehagen: er konnte ſeine Augen nicht von Fauniens lieblichem Angeſicht wenden, das eine roſige Scham überdeckte; er ſah ihre Verlegenheit, und über ſeine eigene Schwäche beſchämt beſchloß er ſich loszuringen: er bot alſo den

Schäferinnen ein eiliges Lebewohl, gab seinem Rosse die Sporen und ritt heim zu seinem Palaste.

Faunia, welche den Prinzen mit forschenden Blicken betrachtet hatte, begann ihn, da er sich entfernt hatte, gegen ihre Gefährtin zu rühmen: sie bewunderte seine Jugend, seine Schönheit, seine Huld und Leutseligkeit, und dieser angenehme Gegenstand trug sie über ihre gewohnte Mäßigung hinaus: ihre Gedanken waren von den Vorzügen des Prinzen so erfüllt, daß sie keine genügenden Worte finden konnte, ihre Bewunderung auszudrücken; zuletzt bemerkte sie mit Erröthen ihre vorlaute Unbesonnenheit und legte den Rest des Weges mit gefaßtem Stillschweigen zurück. An der Thüre ihrer Hütte nahm sie von ihrer Gefährtin Abschied und begab sich mit einer süßen Befangenheit zu Bette, für welche ihre unerfahrene Unschuld den Namen noch nicht finden konnte. Der Prinz, dessen Herz viel heftiger und peinlicher bewegt war, weil er die Natur seiner Empfindungen beßer erkannte als Faunia, verbrachte die Nacht unter mancherlei quälenden Gedanken: gern hätte er das süße Bildniss Fauniens aus seinem Gedächtniss verbannt, aber die Liebe hatte es zu tief eingegraben: da er also sah, daß alle seine Bemühungen sie zu vergeßen vergeblich waren, suchte er seine Leidenschaft zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er die unwiderstehlichen Reize des Gegenstandes derselben erwog. O grausames, ungerechtes Glück, rief er im Entzücken über den Glanz ihrer Schönheit aus, solche Vollkommenheiten in einer Hütte zu verbergen, während du Scepter und Krone nur zu oft an die Missgestalt vergeudest! O Faunia, ward deine bezaubernde Schönheit nur gebildet die Fluren zu zieren! Sind diese glänzenden Augen nur bestimmt niedrigen Thälern zu scheinen und rohe Hirten mit ihren liebeblickenden Stralen zu verwunden? Ward dir dieser muntere Witz und diese natürliche Anmuth deines Geistes nur gegeben um auf ewig in einer Hütte verschloßen zu bleiben? Ach, nein, es ist unmöglich: die Götter sind gerecht und unparteiisch in ihren Gaben, und obgleich sie dich nicht als Prinzessin geboren werden ließen, so thaten sie mehr und ließen dich es werth

sein eine zu werden: ich bin das Werkzeug, dich zu dem Rang zu erheben, dem die Natur dich bestimmt und den keine andere so würdig bekleiden kann.

Bei diesen Worten hielt der verliebte Prinz inne, dann gab er plötzlich neuen Betrachtungen Raum: was wird mein Vater dazu sagen, rief er aus, wenn er erfährt, daß mein Herz der Liebe fähig ist? O göttliches Gesetz, das alle Menschen fürchten, da es die Götter selber ehren! Aber ach, Doraftus, fügte er nach einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu, wer ist der Gegenstand deiner Leidenschaft? Eine Bäuerin, die Tochter eines schlichten Hirten. Wie ziemt eine solche Verbindung dem Adel deiner Geburt? Dir, dem Sohn eines Königs, dem Erben eines mächtigen Reiches? Ach, mir wär es beßer zu sterben als einer so unziemlichen Schwäche zu unterliegen, denn ein edler Untergang ist einem verächtlichen Leben vorzuziehen. Der unschlüßige Prinz verweilte eine Zeitlang bei diesen Gedanken und bemühte sich alle Kraft seiner Vernunft zu sammeln, um einen seiner würdigen Entschluß zu faßen; aber die Liebe, die alle seine vergeblichen Versuche sich ihrer Macht zu entwinden verlachte, führte ihm von Neuem das liebliche Bild Fauniens vor die Seele. O Schönheit, sagte der Prinz mit Seufzen, wie unbedingt beherschest du die Herzen! Süße, gebieterische Tyrannin, du verlangst Gehorsam, ich empfinde deine unwiderstehliche Macht; ja, Faunia, liebliche, anbetungswürdige Faunia, du sollst die Meinige werden: deine niedrige Geburt soll meinen Wünschen keine Schranke sein; die Götter selber verschmähten es nicht zu lieben. Jupiter muste Danaen huldigen, der leuchtende Apollo warb um die unerbittliche Daphne; diese waren sterbliche Schönheiten und sie waren Götter: warum soll denn ich, obgleich ein Prinz, nicht eine Schäferin lieben? Aber ihre Neigung war unehrbar, die meinige ist rein und keusch und gewiss, hierin übertreff ich die Götter. Still denn, meine Seele, denn es ist beschloßen: Faunia, die anbetungswürdige Faunia soll die Meinige werden.

Als der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sein

Herz erleichtert und beruhigt; aber ganz anders ergieng es der holden Schäferin: schwere, ängstigende Träume hielten ihre schwärmende Einbildungskraft die ganze Nacht befangen. Das harte Lager, das sonst nur ruhigen, süßen Schlummer und holdselige Träume von angenehmer Beschäftigung und unschuldigen Spielen gewährt hatte, rief jetzt ängstliche Wünsche, trügliche Hoffnungen und verdrießliche Beschwerden hervor. Sie erwachte, aber nicht wie gewöhnlich vom Schlaf erquickt: ihre erneuten Geister funkelten in ihren holden Augen und begierig, ihre täglichen ländlichen Arbeiten zu beginnen, wiewohl träge, schmachtend und unruhig bewegt, stand sie vor der gewohnten Stunde auf und die mancherlei Gedanken zu bannen, die sie mit allen ersinnlichen Qualen verfolgten, trieb sie ihre Heerden zur Trift, wechselte die Hürden und verdoppelte ihr Frühwerk; zuletzt ermüdet und athemlos setzte sie sich am Fuß eines Baumes nieder und beschuldigte ihre neue Leidenschaft der Thorheit und Anmaßung: Unglückliche Faunia, sagte sie mit einem zärtlichen Seufzer, dein Schäferstab bezeichnet deinen niedrigen Stand und deine Wünsche deuten auf ein ungenügsames Herz; ach, arme Magd, hochstrebende Gedanken bringen Verachtung: nur dem Adler ist es vergönnt, in die Sonne zu schauen. Bist du nicht eine geringe Schäferin, die Tochter eines schlichten Hirten? Begnüge dich denn in einem sichern Thale zu wohnen, und trachte nicht die Höhen zu erklimmen, wo du zu fallen befährst. Aber ach, die Liebe ist eine mächtige Herscherin und verlangt Gehorsam. Ich liebe Doraftus; ach, je geringer ich bin, desto weniger darf ich hoffen: soll der Adler Fliegen fangen, die Ceder zum Brombeerstrauch sich erniedrigen? Doraftus ist ein Prinz und weiß was sein Rang erheischt: ich bin die arme Tochter eines Schäfers und vergeße meinen niedern Stand. Höre denn auf zu lieben, unselige Faunia, oder kannst du es nicht, so verbirg wenigstens deine übelangebrachte Neigung, denn es ist beßer vor Gram zu sterben als mit Schande zu leben. Doch warum, ihr Götter, gabt ihr mir ein Herz, so hochstrebender Leidenschaft

fähig, und wieset mir einen Stand an, der diese Leidenschaft der Vermeßenheit zeiht?

Als die liebliche Schäferin ihren bedrängenden Gedanken in dieser Weise Luft gemacht, stand sie auf, umschritt ihre Heerde und trieb ihre zerstreuten Schafe zusammen, um sie von den Kornfeldern abzuhalten, und während dieser Beschäftigung bemühte sie sich, ihrer zu hochfliegenden Begierden Meister zu werden, indem sie ihren niedrigen Stand und die anscheinende Unmöglichkeit, ihre Wünsche je zu erfüllen, ins Auge faßte.

Doraftus ward inzwischen von ungeduldigen Begierden verzehrt; seine frühern Vergnügungen konnten seine Sinne nicht mehr reizen, Gesellschaft war ihm lästig; nur die Musik schmeichelte noch seiner süßen Besinnungslosigkeit und schürte seine Flammen. Zuletzt des unerträglichen Zwangs müde, in welchem sein Stolz ihn genöthigt hatte, seine Wünsche zu feßeln, beschloß er, seine schmachtenden Augen noch einmal mit dem Anblick der süßen, aber gefährlichen Faunia zu sättigen. Mit diesem Vorsatz stahl er sich heimlich aus dem Palast und nahm ohne Begleitung den Weg nach den Feldern, wo er zum ersten Mal die schöne Schäferin Faunia gesehen hatte. Hier wandelte er eine Zeitlang umher, ohne dem Gegenstand zu begegnen, nach welchem seine sehnsüchtigen Blicke forschten. Ueber dieß Fehlschlagen erbost fluchte er der Liebe und dem Glück und wollte eben in der bittersten Verzweiflung über das Misslingen seines ersten Versuchs verzichten als ihm ein Blick zufällig Faunien entdeckte, die am Fuß eines Hügels sitzend, die schönsten Blumen aus dem Vorrathe wählte, den sie in lieblicher Verwirrung um sich her gestreut hatte, um einen frischen Kranz für ihr Haupt zu flechten.

Der verliebte Prinz blieb eine Weile in geringer Entfernung stehen und betrachtete sie mit einem Uebermaß des Staunens und Entzückens, als Faunia zufällig aufsah und seinem glühenden Blicke begegnete. Diese plötzliche, unerwartete Erscheinung bewegte sie so heftig, daß ihr schönes Antlitz im Augenblick mit rosiger Scham übergoßen war. Dennoch erhob sie sich und begrüßte den

Prinzen mit solcher natürlichen Anmuth und Grazie, daß Dorastus, der nicht begreifen konnte, wie ein Landmädchen, in Wäldern und Feldern erzogen, so viel Bildung in ihrem Betragen zeigen möge, in Staunen und Bewunderung versank. Schönes Mädchen, sprach er zu ihr herantretend, bist du wirklich so arm, oder ist das Schäferleben so reizend, daß du an diesen ländlichen Beschäftigungen so viel Behagen findest? Weil du einer Nymphe so gleich siehst, willst du den Nymphen nachahmen und dein Leben in Wäldern und Haiden verbringen? Sprich, schönes Mädchen, welche Freuden hat das Landleben, die seine Beschwerden aufwiegen?

Herr, sprach Faunia mit bezaubernder Verschämtheit, Zufriedenheit ist Reichthum, der friedlichste Stand ist der beneidenswertheste; da wir Schäferinnen nicht für die Ehre geboren sind und auf Schönheit wenig Ansprüche machen, so ist auch das Glück und der Ruhm unter unsern Wünschen: wir begehren nichts als was zur Nothdurft des Lebens gehört und halten unsere Kleidung für zierlich genug, wenn sie uns vor der Kälte schützt, und unsere Speisen für köstlich, wenn sie unsern Hunger stillen. Unser größter Feind ist der Wolf und unsere einzige Sorge die Sicherheit unserer Heerden; wir verbringen die Tage mit ländlichen Liedern: es ergetzt uns mehr von Pan und ländlichen Scherzen zu plaudern als von Venus und ihrem verliebten Tand. Nur das Umpferchen der Heerden ist uns eine Arbeit, denn unsere Schafe zu hüten ist eine angenehme Zerstreuung; unser Wohlstand besteht in der Zufriedenheit mit dem was wir besitzen, unsere Ehre darin, nicht höher zu trachten als wir sind. Der Neid blickt nicht zu den Schäfern herab; Schäfer heben ihre Wünsche nicht zum Ehrgeiz empor: wir sind reich, weil wir mit unserer Armut zufrieden sind, und nur stolz, weil wir wißen, daß wir keine Ursache haben stolz zu sein.

Dorastus war über diese muntere Antwort entzückt: O, dachte er, gliche die Geburt dieses lieblichen Wesens ihrem Witz und ihrer Schönheit, so wäre sie ein Weib für den größten Fürsten der Welt. Ich sehe wohl, Faunia, sprach der Prinz, indem

er sich wieder an sie wandte, daß du nur darum, weil du die Freuden des Hofs noch nicht kennst, mit deinem ländlichen Leben zufrieden bist; ich muß deinen Witz und Scharfsinn loben, bedaure aber deine Armut und deinen niedrigen Stand. Willst du deines Vaters Hütte entsagen und eine Hofdame werden?

Es ist gefährlich, Herr, antwortete Faunia, das Glück zu versuchen: sie ist eine wandelbare Gottheit, und oft erhebt sie die Sterblichen nur um sie desto tiefer zu stürzen; ich ward geboren für den Hof zu arbeiten, nicht an ihm zu leben und bin mit meinem gegenwärtigen Stande vollkommen zufrieden.

Ach, Faunia, sprach Doraftus mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, ich errathe die Ursache deiner Vorliebe für das Landleben: du liebst einen benachbarten Hirten.

Herr, versetzte Faunia lächelnd, vergebt mir, wenn ich euch sage, daß ihr falsch gerathen habt. Die Hirten kann ich leider nicht lieben: sie sind zu einfältig, und Mädchen müßen nicht daran denken, wenn sie nicht älter sind als ich. Ich dächte, schönes Kind, entgegnete der Prinz, Mädchen sollten lieben, wenn sie jung sind, denn Cupido ist ein Kind und die Göttin der Liebe wird jung gemalt, so alt sie auch ist. Das Alter, erwiderte Faunia, mag wohl mit falschen Farben dargestellt werden, und die Jugend zuweilen üble Sitten annehmen; aber was die Kunst in jenem verbirgt, das enthüllt Unwißenheit in dieser.

Doraftus, dem diese Unterhaltung reizender schien als er je eine geführt hatte, würde sie vielleicht zu einer beträchtlichen Länge ausgesponnen haben; da er aber Einige aus seinem Gefolge herankommen sah, so wollte er ihr Herz genauer ergründen bevor er von ihr Abschied nahm. Gewiss, Faunia, sprach er, ich liebe dich, und so must du mir durchaus dein Herz schenken, denn du weist, ich bin ein Prinz und kann dir befehlen.

Herr, versetzte Faunia, ich erkenne eure Macht in allen guten und gerechten Dingen an; aber erlaubt mir euch zu sagen, daß mein Herz nur zu meiner Verfügung ist: erzwungene Liebe ist Gewalt, und Gewalt habt ihr kein Recht über mich zu üben,

und glaubt mir, es ist keine leere Pralerei, wenn ich euch betheure, ich lege so großen Werth auf meine Keuschheit, daß ich lieber sterben wollte als die Buhlerin des größten Königs der Welt zu sein; meine Geburt ist aber so niedrig und gering, daß ich kaum hoffen darf nur eines Pächters Weib zu werden.

Die liebliche Schäferin beschloß diese Worte mit einem Seufzer, der ihr unbewust entschlüpfte. Nach einer kleinen Pause versetzte der Prinz: Es scheint also, Faunia, daß du Doraftus nicht lieben kannst. Doch, entgegnete Faunia vorschnell, wenn Doraftus ein Schäfer wird.

Da die Diener des Prinzen inzwischen näher gekommen waren, so eilte er zu ihnen und überließ Faunien den tausend neuen Gedanken, womit er ihre Einbildungskraft bereichert hatte. Sie setzte sich wieder an den Fuß ihres Hügels und wiederholte sich im Geiste Alles was der Prinz zu ihr gesprochen hatte, und diese zweite Zusammenkunft mit ihm, die Leutseligkeit seines Benehmens und einige schmeichlerische Hoffnungen, die sie zu nähren begann, vollendeten die Eroberung ihres Herzens. Eine Weile überließ sie sich den süßesten Betrachtungen; wenn aber die Niedrigkeit ihres Standes wieder in ihrem Gedächtniss aufstieg und die holde Täuschung zerstörte, der sie sich hingegeben, so begann sie die Zügellosigkeit ihrer Wünsche zu tadeln und sammelte von Neuem ihre zerstreuten Sinne. Ach, Faunia, flüsterte sie, wie starrst du in die Sonne und greifst nach dem Winde? Sterne soll man aus der Entfernung betrachten, nicht mit den Händen faßen wollen; Hoffnungen überläßt man dem Glück und erzwingt sie nicht mit Wünschen. Wer hoch klimmt kommt zu Fall, nicht wer im Thale verweilt. Wie aber? fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, muß Alles fallen was sich zu steigen bestrebt, weil Einiges fiel? Nein, der Wechsel bringt Glück und das Glück windet nur die Fäden auf, die das Geschick gesponnen hat. Ach, in welcher seltsamen Verwickelung befind ich mich! Begünstigt von einem Prinzen, aber von der Vorsicht genöthigt, dieser Gunst zu entsagen; Weigerung in meinen Worten und Verlangen im

Grunde meines Herzens; ich liebe Doraſtus und ſcheine unwillig über ſeine Bewerbung. Ach, das iſt das Geſchick unſeres Geſchlechts, das fliehen zu müßen, dem wir ſehnlich zu begegnen wünſchen. Aber ſieh dich vor, Faunia, ſagte ſie ſeufzend: wenn den Prinzen deine Zurückhaltung abgeſchreckt hat, ſo wirſt du es bitter bereuen, denn wenn er dich nicht liebt, ſo muſt du ſterben. Ach, ſtirb denn, armes Mädchen, denn Doraſtus ſcherzt nur mit dir, Doraſtus kann ſich nicht herablaßen, eine Schäferin zu lieben; überlaß dich alſo deiner Trauer und härme dich im Stillen. Weh mir, wie bin ich verwandelt! Ich war gewohnt meine Tage mit fröhlichen Liedern zu verbringen; jetzt verſchwende ich ſie mit Seufzern und Klagen.

Während Faunia den zärtlichen Beklemmungen ihres Herzens ſolchergeſtalt Luft gemacht, erinnerte ſie die herannahende Nacht, daß es Zeit ſei, ihre Schafe in die Hürden zu treiben, welches ſie mit ſchwerem Herzen that und dann nach ihrer ärmlichen Hütte zurückeilte.

Während die Liebe dieſe Verwüſtung in Fauniens unſchuldigem Buſen anrichtete, wüthete ſie mit ſolcher Gewalt in dem Herzen des leidenſchaftlichen Prinzen, in welchem der Stolz der königlichen Geburt eine ungleiche Gegenmacht ausübte, daß er der Kraft zweier ſo entgegengeſetzten Neigungen erliegend, dem Schmerz und der Verzweiflung zum Raube ward: ihn ekelte jede Speiſe, der Schlaf floh ſeine Augen, er ward bleich und hinfällig und ſchien allmählich zu verſchmachten.

Der König über die Veränderung ſeines Sohnes erſchreckt und für ſein Leben zitternd ließ die geſchickteſten Aerzte des Königreichs zu ſeiner Herſtellung berufen; aber alle ihre Kunſt blieb fruchtlos. Der Prinz ſelbſt ward ängſtlich über die Gefahr, worin er ſchwebte: er fühlte, daß er ohne Faunia nicht leben könne, und begriff nun, daß es eine Thorheit ſei um das zu ſterben, was er Macht habe zu erlangen. Ehrgeiz hatte ſich lange der Erfüllung ſeiner Wünſche widerſetzt; aber Liebe, unwiderſtehliche Liebe trug zuletzt den Sieg davon. Er überließ ſich nun völlig der

gewaltsamen, süßen Tyrannin, verschaffte sich eines Schäfers Kleid und Stab an einen geheimen Platz, verließ ohne Begleitung den Palast, schlüpfte in diese ländliche Tracht und begab sich zu dem Orte, wo die liebliche Schäferin ihre Heerden weidete. Unterwegs drängten sich ihm bei dem Anblick seiner rauhen Hülle mancherlei unheimliche Betrachtungen auf. Ach, Doraſtus, sprach er zu sich selbst, welche seltsame Verwandlung ist dieß: ein Prinz in einen Bauern umgeschaffen! Wie stimmt diese Thorheit zu der Würde deiner Geburt? Aber wohl stimmt diese Tracht zu deinem niedern Sinn: dieß ist deine wahre Gestalt, du warst bisher nur immer verkleidet. O ihr Götter, für welches Vergehen schickt ihr mir diese Buße? O Liebe, welchen albernen Narren hast du aus mir gemacht! Doch warum soll ich mich dieser Verkleidung schämen? Stiegen nicht die himmlischen Götter zur Erde herab und verwandelten ihre herrliche Gestalt um der Liebe willen? Liebe schuf Jupitern zum Stier um, den Neptun zum Widder und den Apollo gleich mir zum Hirten. Fügten sich denn die Götter selbst der alleszwingenden Gewalt, wie darf ich, ein Sterblicher, mich ihr widersetzen?

Indes der Prinz die seltsamen Wirkungen seiner Leidenschaft mit diesen großen Vorbildern rechtfertigte, sah er Faunien nicht weit von ihm einem Schafe nachgehen, das sich von der Heerde entfernt hatte, und der Anblick ihrer holden Gestalt unterdrückte sogleich alle andern Regungen als die der Liebe und der Freude. Er eilte ihr entgegen und sie, die ihn in dieser Verwandlung nicht erkannte, sondern glaubte, irgend ein hübscher junger Hirt geselle sich zu ihr, wünschte heimlich, es wär ihr beschieden gewesen, ihre Neigung einem Solchen zuzuwenden, den sie mit vollem Recht und mit der Hoffnung des Besitzes hätte lieben dürfen. Als aber des Prinzen Näherschreiten sie von ihrem Irrthum überzeugte, seufzte sie erröthend mit freudigem Erstaunen, hielt inne und begrüßte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth.

Doraſtus ergriff ihre Hand, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sein Herz, heftete einen glühenden Kuss darauf und

bat sie dann, sich zu setzen und ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken. Vor Liebe, Hoffnung und Furcht, die in ihrer Seele wechselten, zitterte die holde Schäferin, ließ sich mit ihm im Schatten einer breiten Eiche nieder und der Prinz, nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, redete sie also an: Du wunderst dich ohne Zweifel, Faunia, über meine seltsame Tracht; aber kennteſt du meine Gedanken, du würdeſt dich noch mehr verwundern, denn jene entstellt nur meine Außenseite, während diese mein Inneres umgestalten. Ich liebe dich, Faunia, denn wie kann ich anders, da du geschaffen bist Alles was dich erblickt mit dieser Leidenschaft zu erfüllen. Du versprachst mich zu lieben, wenn ich ein Schäfer würde: sieh denn deinen Prinzen in einen schlichten Hirten verwandelt. Nun darf ich doch die Erfüllung deines Versprechens fordern, da ich deinem Verlangen genügt habe.

In der That, mein Herr, erwiderte Faunia, ihr seid dem Anscheine nach verwandelt, aber nur dem Anscheine nach: gemalte Adler sind keine Adler, und Zeuxis Trauben, von welchen ich las, waren nur gemalte Trauben: reiche Gewänder machen den Prinzen nicht aus, noch ländliche Kleider den Hirten; Schäfer heißen nicht so, weil sie in Schäfertracht einhergehen, mit Stab und Hirtentasche, sondern weil sie ihre Heerden hüten und ihre ländlichen Arbeiten verrichten. Diese Kleidung hat also keinen Schäfer aus einem Prinzen gemacht, sie läßt nur einen Prinzen einem Schäfer gleichen. Wär ich als Schäfer geboren, versetzte Doraſtus, so hätt ich dich freiwillig geliebt; als Prinz bin ich gezwungen dich zu lieben: verwirf also nicht mit unzeitiger Sprödigkeit eine Neigung, die nur du eingeflößt haben kannſt. Jetzt ist deine Zeit zu lieben und geliebt zu werden, da diese liebliche Blüte auf deinem holden Angesicht prangt und Alles jugendlich heiter dir entgegenlächelt. Hast du das Schicksal der schönen Blumen nicht bemerkt, womit du so oft dein reizendes Haar schmückteſt: sie knospen, sie blühen, sie welken und werden verachtet. So ist es mit der Schönheit, Faunia: in der Jugend wird sie gepriesen, bewundert und ersehnt, im Alter vergeßen und verschmäht. Ver-

gilt denn meine reine Neigung, denn der Ungleichheit unſeres Standes ungeachtet bin ich entſchloßen dich zum Weibe zu nehmen.

Bei dieſer überraſchenden Erklärung von freudigem Erſtaunen ergriffen konnte Faunia ihre erkünſtelte Gleichgültigkeit nicht länger behaupten: ſie ſah den Prinzen mit einem Blick voll zärtlichen Verlangens an und Schamröthe übergoß ihr liebliches Antlitz: Ach, mein Herr, ſprach ſie blöde, ich ſchäme mich die Gefühle zu geſtehen, die ſchon lange mein Herz erfüllten: darf ich Bettlerin bekennen, daß meine Wünſche ſich zu einem Prinzen verſtiegen? O Doraſtus! Ich darf nicht ſagen ich liebe dich, weil ihr der Sohn eines mächtigen Königs ſeid und ich eine arme Schäferin; aber die Götter wißen was ich für Doraſtus empfinde! Empfangt denn meine demüthige, ehrerbietige Neigung und betrachtet mich als eure Magd, die immer bereit iſt, euch in allen Dingen zu gehorchen, die mit der Ehrbarkeit beſtehen können.

Ueber dieſes holde, beſcheidene Geſtändniſs ihrer Liebe entzückt, umarmte ſie Doraſtus mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und rief alle Götter zu Zeugen der Gelübde an, die ihr ſeine immerwährende Liebe und Neigung verbürgen ſollten. Alsdann begannen die Liebenden ſich über die Maßregeln zu berathen, durch die ſie ihre ewige Vereinigung zu bewirken gedachten. Doraſtus, der wohl wuſte, ſein Vater werde über eine ſolche Verbindung in die äußerſte Wuth gerathen, vertraute Faunien, daß ſie in Sicilien nicht ſicher ſeien, weshalb er entſchloßen ſei, ſich mit ſo viel Gold und Juwelen zu verſehen als ſie bedürften um eine vortheilhafte Wendung ihrer Angelegenheiten abzuwarten, und mit dieſem Schatz nach Italien zu entfliehen, wo ſie ihre Hochzeit feiern wollten.

Obgleich Faunia dieſen Vorſchlag mit großer Freude genehmigte, zitterte ſie doch vor dem Gedanken, daß der König ihre Liebe entdecken möchte, denn ſie war überzeugt, daß ſie mit dem Tode dieſe Vermeßenheit büßen werde: ſie beſchwor alſo den Prinzen, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht in der möglich-

sten Eile zu treffen ehe das grausame Geschick ihre Absicht vereitle. Der Prinz, den seine heftige Leidenschaft nicht minder als ihre Furcht zur Beschleunigung ihrer Abreise mahnte, versicherte sie, daß in wenigen Tagen Alles bereit sein werde, und da die hereinbrechende Nacht sie erinnerte, daß es Zeit sei zu scheiden, beurlaubte er sich mit einer zärtlichen Umarmung von Faunien, eilte an den Ort, wo er seine Kleider gelaßen hatte, zog die Schäfertracht aus und kehrte zu dem Palast zurück.

Faunia war so entzückt über die glückliche Aussicht, die sich so unerwartet vor ihr eröffnet hatte, daß sie sich lange Zeit kaum bereden konnte, dieß Alles sei mehr als ein Traum; als aber der Taumel ihrer Freude sich ein wenig beschwichtigt hatte und ruhigern Betrachtungen Raum gab, überzeugte sie sich von der Wirklichkeit ihres Glücks, dankte den Göttern demüthig für ihre überschwängliche Güte und empfahl sich und den geliebten Prinzen ihrer fernern Gunst und Obhut.

Unterdessen verlor Doraftus keine Gelegenheit, seine geliebte Faunia zu sehen; sie trieb ihre Heerden täglich auf die Triften und fuhr fort sie mit dem gewohnten Fleiße zu hüten, nicht des Vergnügens willen, das ihr diese Beschäftigung länger gewährt hätte, sondern in der süßen Hoffnung ihrem geliebten Herrn zu begegnen. Obgleich aber Doraftus sie nur in Schäfertracht zu besuchen kam, ward er doch zuletzt von Einigen für den Prinzen erkannt, und da seine häufigen Besuche bei Faunien großen Lärm unter den Landleuten machten, gaben einige von den Nachbarn des Porrus, die dem alten Schäfer wohlwollten, ihm den Rath seine Tochter zu Hause zu halten und ein wachsames Auge auf sie zu werfen, damit sie ihm nicht zuletzt von den häufigen Spaziergängen auf dem Felde einen kleinen Sohn heimbrächte: denn der Prinz komme oft zu ihr und wolle sie ohne Zweifel, wenn es nicht schon geschehen sei, betrügen und zu seiner Buhlerin machen.

Diese Nachricht überraschte und bestürzte den guten Alten gewaltig; er dankte seinen Nachbarn für ihre gütige Benachrichti-

gung, eilte heim zu seinem Weibe, rief sie bei Seite und sprach händeringend, indem Thränen von seinen bejahrten Wangen rollten: O Weib, ich fürchte, ich fürchte unsere Tochter hat einen Fehltritt gethan, den sie mit schwerer Reue entgelten wird; ich habe dir schlimme Nachrichten zu bringen: meine Nachbarn versichern mich, der Prinz Dorastus habe ein begehrliches Auge auf Faunia geworfen und wenn das der Fall ist, so gäb ich keinen Strohwisch für ihre Unbescholtenheit, wenn das Jahr um ist. Ich sage dir, Weib, die Schönheit ist eine gefährliche Schlinge für einen jungen Mann und schöne Worte und goldene Versprechungen ein schlimmer Feind für die Ehrbarkeit eines Mädchens. Des Armen Werbung kann man abweisen, aber Prinzen, wenn sie werben wollen, können befehlen und wer darf ihnen widerstehen? Aber es ist doch ein hartes Schicksal, sagte der alte Mann stöhnend, daß eines Prinzen Gelüste Gesetz sein soll und daß sie arme Leute an Vorschriften feßeln, die sie selbst nach Belieben brechen.

Gieb Acht was du sprichst, sagte die gute Frau mit einem schlauen Blick; sprich nicht mehr als Noth ist, damit du nicht hören mußt was du nicht gern hörst; thu was du kannst, aber nicht mehr als du vermagst; große Ströme kann die Kunst, nicht die Gewalt hemmen; sieh zu, daß du um Fauniens Ehre zu retten dein Haupt nicht verlierst: es ist gefährlich, sagt das Sprichwort, mit scharfen Meßern zu spielen; mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen eßen; du weißt, dem Wolf ward die Haut über die Ohren gezogen, weil er in des Löwen Grube geblickt.

Du sprichst wie eine Thörin, sprach Porrus, dem der kluge Rath seines Weibes nicht mundete: wenn der König hört, daß Dorastus unsere Tochter liebt, so wird er dermaßen wüthen, daß wir gewiss unser Gut, wo nicht das Leben verlieren. Eben fällt mir aber ein Gedanke bei, wie wir des Königs Zorn von uns abwenden können ohne vielleicht den Prinzen zu beleidigen: ich will die Kette und die Juwelen, die ich bei Faunien fand, dem König bringen, ihm gestehen, daß sie meine Tochter nicht ist und die ganze Geschichte ihrer Auffindung erzählen: vielleicht nimmt

sich der König selbst ihrer an und was dann auch geschehen mag, so kann uns kein Vorwurf treffen. Mit diesem Vorschlag war die gute Frau gern zufrieden, und sie beschloßen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um mit dem Könige zu sprechen.

Inzwischen hatte Doraftus seinen Vorsatz, Sicilien zu verlaßen, einem vertrauten Diener mit Namen Capnio eröffnet, der ihm seit seiner Kindheit treu ergeben gewesen. Dieser bemühte sich anfangs, dem Prinzen von einer so tollkühnen und gefährlichen Unternehmung abzurathen; da er ihn aber völlig entschloßen fand abzureisen, mochte er ihm nicht länger mit unnützen Ermahnungen beschwerlich fallen und suchte ihm zur Ausführung seines Vorhabens behülflich zu sein, das er, ob er es gleich nicht billigte, doch nicht verhindern konnte, wenn er seinen Herrn nicht bei dem König verklagte, welchen Verrath er sich nicht entschließen konnte zu begehen, da ihn sowohl seine eigenen Gefühle als ein heiliger Eid, den ihm der Prinz abgefordert hatte, zu dem Gegentheil verpflichteten. Er miethete daher eben so geheim als eilig ein Schiff für die Ueberfahrt nach Italien, und als der Prinz sich mit einer großen Menge Gold und Juwelen versehen und dem Capnio Auftrag gegeben hatte, für Faunia einige reiche Anzüge anzuschaffen, ward das Gepäck glücklich an Bord gebracht, und sobald der Schiffsherr sah, daß der Wind im Begriff sei, sich günstig zu wenden, benachrichtigte er den Capnio, daß sie den nächsten Morgen sich in der Frühe an Bord begeben müsten. Als Capnio dieß dem Prinzen hinterbracht hatte, gab er ihm Auftrag, Faunien zu bitten, sich bei Tagesanbruch auf dem Felde bereit zu halten, wo er sie abholen und nach dem Hafen führen werde.

Sie schlief wenig in dieser Nacht: Liebe, Furcht und ängstliche Erwartung hielten sie wach. Beim ersten Dämmerschein stand sie auf, trieb ihre Schafe aus der Hürde ins Feld und ließ ihre Blicke sehnsüchtig nach ihrem geliebten Prinzen schweifen. Endlich erschien er zu Pferde, sie lief ihm eilig entgegen; er stieg ab, drückte einen flüchtigen Kuss auf ihre zitternden Lippen, nahm sie

hinter sich auf das Roſs und jagte so rasch er konnte zu dem Hafen, wo das Schiff lag. Die Schiffsleute, die ihn von fern erblickten, stießen ein Boot ans Land, nahmen die Liebenden darin auf und brachten sie glücklich an Bord.

Als Porrus gehört hatte, daß der König am Morgen frische Luft schöpfen wolle, zog er seine Feiertagskleider an, nahm die Kette und die Juwelen, die er bei Faunien gefunden, verbarg sie in seinem Busen und begab sich nach dem Palast um des Königs Ausgang auf der Straße abzuwarten. Aber das Schicksal, das die Liebenden noch länger zu beschützen beschloßen hatte, schickte Capnio, der mit einem Kästchen dem Hafen zueilte, dem alten Mann in den Weg. Als ihn Capnio, dem er als Fauniens Vater bekannt war, den Weg nach dem Palast einschlagen sah, fragte er ihn, wo er so früh schon hingehe. Porrus, der ihn als einen Hofmann kannte, antwortete, der Prinz Doraſtus habe ihm übel mitgespielt: ich habe nur eine einzige Tochter, sagte der alte Mann, welche, die Wahrheit zu sagen, einige Reize besitzt: ich vermuthe mit Grund, daß der Prinz sie verführt hat, und dieser Beleidigung willen will ich mich bei Sr. Majestät beklagen gehen.

Capnio, der alle die übeln Folgen voraussah, welche die Beschwerde des alten Manns in diesem entscheidenden Augenblick nach sich ziehen würde, beschloß dem zuvorzukommen und suchte ihn erst dadurch zu körnen, daß er den Prinzen wegen eines so unwürdigen Betragens bitter tadelte, indem er hinzufügte, weil er ein alter Mann sei und keine Freunde habe, die ihm beistehen könnten, wolle er selbst ihn nach Kräften unterstützen; indes, fügte er hinzu, werdet ihr eure Mühe verlieren, wenn ihr nach dem Palast geht, denn der König will heute an Bord eines Schiffs frische Luft schöpfen, das im Hafen liegt und schon segelfertig ist, und wenn ihr mir folgen wollt, da ich eben dahin gehe um ihnen Nachricht zu bringen, daß der König kommt, damit sie sich bereit halten, ihn aufzunehmen, so will ich euch mit mir nehmen und euch einen so guten Platz verschaffen, daß ihr alle Gelegenheit habt, die ihr nur wünschen könnt, eure Klage anzubringen.

Porrus dankte seinem neuen Freunde mit großer Ehrfurcht für die angebotene Güte und begleitete ihn nach dem Hafen, indem er fortfuhr sich über den Prinzen zu beklagen; doch ohne die Kette und die Juwelen zu zeigen, oder der Auffindung Fauniens nur mit einem Worte zu gedenken. Als die Schiffsleute den Capnio erblickten, schickten sie ein Boot nach ihm aus: aber nun entfiel dem Porrus der Muth, er fieng an, irgend einen Anschlag wider sich zu argwöhnen, und als Capnio ihn aufforderte in das Boot zu steigen, weigerte er sich unter dem Vorwande, daß er sich vor der See fürchte; Capnio drängte ihn, aber vergebens, weshalb er, da keine Zeit zu verlieren war, den Schiffsleuten, die das Boot führten, Befehl gab ihn mit Gewalt hinein zu zwingen. Porrus sah nun, daß er betrogen sei; da er aber wuste, daß es vergeblich sein werde, sich seinem falschen Freunde durch Geschrei und Lärm zu widersetzen, so bat er ihn und die Schiffer höflich, ihm gnädig zu sein und mit seinem Stande Mitleid zu haben, denn er sei ein armer Mann, der sich von seiner Hände Arbeit ernähren müße, und sich nicht ohne Schaden auf längere Zeit von seinen Heerden trennen könne. Allein sie waren so taub für seine Bitten als Wind und Wellen für die Gebete untergehender Matrosen und lachten nur über seine Furcht: als sie ihr Schiff erreicht hatten, nöthigten sie ihn an Bord zu gehen und das erste, was ihm hier in die Augen fiel, war der Prinz mit Faunien. Da sie in reiche Gewänder gekleidet war, erkannte er sie erst kaum, so sehr ward ihre natürliche Schönheit von der Pracht ihres Anzugs erhöht, in welchem sie sich so leicht und anmuthig bewegte als wäre sie nie eines Andern gewöhnt gewesen. Porrus betrachtete sie von fern mit dem gröften Erstaunen über diesen Anblick; er wuste nicht wie das enden solle, und der Prinz und Faunia, die gleichfalls sehr verwundert waren, ihn hier zu sehen, fragten Capnio angelegentlich was sein Erscheinen bedeute. Capnio antwortete, er sei ihm begegnet, da er eben zu dem König gegangen sei, um sich über die vermeintliche Beleidigung zu beschweren, die der Prinz ihm in der Person seiner Tochter zugefügt, und diesen

Vorsatz hab er durch List vereitelt und ihn mit Gewalt an Bord gebracht; es werde durchaus nöthig sein, ihn nach Italien mitzunehmen, weil sonst ihre Entdeckung nicht zu vermeiden sei.

Der Prinz stimmte dieser Meinung bei; aber Faunia, welche den alten Schäfer wie ihren Vater liebte und ehrte, vernahm diesen Beschluß mit großer Bestürzung. Als Porrus hörte, daß er von seinem Weibe, seiner Heimat und seinen Freunden getrennt und in ein fremdes Land geführt werden sollte, brach er in Thränen und Wehklagen aus, fiel auf seine Kniee nieder und beschwor den Prinzen, seine Uebereilung zu verzeihen und ihn in seine Hütte zu entlaßen, indem er ihm das Gelübde that, er wolle so schweigsam sein wie das Grab. Aber der Prinz war durch alle seine Betheuerungen nicht zu bewegen, sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen und obgleich Faunia ihn mit Thränen beschwor, die Bitte ihres Vaters zu gewähren, bestand er hartnäckig auf seiner Weigerung, indem er versicherte, ihr beider Verderben sei unvermeidlich, wenn er es zulaße: worauf sich Faunia bemühte, den Alten so gut sie vermochte zu trösten, und das Schiff mit günstigem Winde die Reise antrat.

Während sich dieß auf der See begab, schickte Egistus, welcher an dem Morgen der Abreise des Prinzen eine Hetzjagd beschloßen hatte, nach seinem Sohne, um ihn zur Theilnahme an dieser Lustfahrt aufzufordern, indem er hoffte, dieß werde die Schwermuth zu zerstreuen helfen, die ihn seit Kurzem befallen hatte. Aber der Kammerherr des Prinzen ließ ihm antworten, der Prinz sei heute Morgen sehr früh ausgegangen, vermuthlich um sich in der Haide zu ergehen, wie seine tägliche Gewohnheit gewesen, weshalb der König einige aus seinem Gefolge dahin absandte; da aber diese ohne ihn zurückkehrten, begab sich der König mit seinen Edeln auf die Jagd und kehrte, nachdem er den Tag mit Hetzen verbracht hatte, in seinen Palast zurück. Als er aber vernahm, daß sein Sohn noch nicht zurückgekehrt sei, verwunderte er sich sehr und befahl die genauesten Nachforschungen anzustellen.

Sein Ausbleiben in dieser Nacht füllte ihn mit tausend

ängstlichen Vermuthungen und am nächsten Morgen wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs ausgesandt um ihn aufzusuchen. Der unglückliche König fürchtete zuletzt, er sei den wilden Thieren im Walde zur Beute geworden und ließ mehrere Haufen zu Pferde die ganze Umgegend durchstreifen, um wo möglich Kunde von seinem Schicksale heimzubringen. Einige dieser Abgesandten begegneten einem Fischer, der seine Netze an der Küste ausbeßerte; sie fragten ihn, ob er nichts von dem Prinzen gehört oder gesehen habe, worauf er ihnen sehr unbefangen erzählte, er habe einige Tage zuvor gesehen, daß der Prinz mit Faunien, der Tochter des Porrus, dem alten Schäfer selbst und Capnio ein Schiff bestiegen habe und sogleich in die See gestochen sei.

Diese Nachricht ward dem König sogleich hinterbracht, der von Verwunderung und Schmerz ergriffen, das Weib des Porrus vor sich bringen ließ und sie über die Flucht seines Sohnes mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Rede stellte. Die alte Frau erzählte dem König, ihr Mann, der durch seine Nachbarn von der allzugroßen Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Prinzen vernommen und schlimmere Folgen befürchtet, habe vor einigen Tagen erfahren, daß Se. Majestät eine Hetzjagd anstelle, weshalb er sich des Morgens früh aufgemacht habe, um sich über das Unrecht zu beklagen, das der Prinz, seiner Besorgniss nach, Faunien zugedacht habe. Mit Thränen fügte sie hinzu, daß sie ihren Mann seitdem nicht wiedergesehen habe.

Als Egistus die unverstellte Treuherzigkeit wahrnahm, mit welcher sie ihre Erzählung vorbrachte, entließ er sie, versank aber so tief in die Betrachtung der unziemlichen Handlung, deren sich sein Sohn schuldig gemacht, daß er in ein Fieber gerieth, welches sich bald so verschlimmerte, daß den Aerzten wenig Hoffnung zu seiner Genesung blieb. Doraftus aber, der nun, da er sich im Besitz seiner geliebten Faunia sah, weder Vater, Heimat noch Krone mehr achtete, ließ sich den Schmerz wenig kümmern, den seine rasche Flucht seinem Vater und den Siciliern verursachen muste, sondern tröstete sich mit der Betrachtung seines gegenwärtigen

Glücks, das er für alle Königreiche der Welt nicht hingegeben hätte. Die Winde schienen seine Entweichung eine Zeitlang zu begünstigen und ließen sie ihren Lauf ohne Unterbrechung gegen Italien richten; aber eines Morgens überzog sich der Himmel mit Wolken, die Winde wuchsen immer heftiger an, die See schwoll und zuletzt erfolgte ein Sturm und tobte drei Tage mit so fürchterlicher Wuth, daß das Schiff sehr beschädigt ward und die Schiffer jeden Augenblick sein Versinken erwarteten.

Die arme Faunia wäre vor Furcht fast gestorben, aber der Anblick ihres Doraſtus, der sie keinen Augenblick verließ, gaben ihr einigen Trost mitten in den Schrecken des herannahenden Todes. Am vierten Morgen legte sich der Sturm und die Schiffer erblickten Land, welches sie bald für die Küste von Böhmen erkannten. An ihrem verworrenen Freudengeschrei erkannte Doraſtus, daß sie irgend einen Hafen entdeckt hatten und mit Thränen der Freude und Zärtlichkeit wünschte er Faunien zu ihrer Errettung Glück. Als er aber erfuhr, daß sie gegen die Küste von Böhmen getrieben worden, erinnerte er sich der Feindschaft zwischen dem König dieses Landes und seinem Vater, den jener zu vergiften gesucht hatte, worüber er heftig erschrak und nicht wuste was er beginnen solle: ob es beßer sei sich der Wuth von Wind und Wellen zu vertrauen oder dem Verrath und der Grausamkeit des unmenschlichen Pandosto. Capnio, der wohl sah, daß auf der See ihre Rettung unmöglich sei, rieth dem Prinzen, Namen und Vaterland zu verheimlichen und seine Wohnung in irgend einem geringen Dorfe aufzuschlagen bis sie ein Schiff gefunden hätten, das sie nach Italien brächte. Doraſtus billigte diesen Vorschlag und ließ der Schiffsmannschaft durch Capnio befehlen, ihn auf Befragen für einen Edelmann aus Trapalonien, Namens Meleagrus, auszugeben, indem er ihnen eine reichliche Belohnung ihrer Verschwiegenheit zusichern ließ.

Hierauf stiegen sie ans Land, mietheten sich in einem etwa eine Meile von der Hauptstadt Böhmens belegenen Dorfe bei einem Pächter ein, und sobald sie sich von den auf der See wäh-

rend des Sturms erduldeten Beschwerden erholt hatten, gab Doraſtus, der die Vereinigung mit ſeiner geliebten Faunia kaum erwarten konnte, dem Capnio Befehl, die nöthigen Anſtalten zu ihrer Verbindung zu treffen. Aber bald hatte ſich der Ruf von Fauniens Schönheit im ganzen Dorfe verbreitet, von wo er in die Stadt und bald auch an Hof gelangte: man ſprach von nichts Anderm mehr als von der lieblichen Fremden, deren wunderbare Schönheit der Gegenſtand allgemeiner Verehrung war.

Obgleich Pandoſto dazumal ſchon über die Sechszig hinaus war, fieng er doch Feuer bei den Berichten, die er täglich von dieſem jungen Wunder vernahm, und beſchloß ſie zu ſehen. Da er aber hörte, daß ſie große Zurückhaltung behaupteten und in einem ſehr geringen Hauſe wohnten, ſo ſtellte er ſich als halte er ſie für Kundſchafter und gab Befehl, ſie vor ſich zu führen, damit er ſie ſelber prüfen könne. Demzufolge begab ſich eine Abtheilung ſeiner Wache in ihre Wohnung und kündigte ihnen an, daß ſie vor dem Könige erſcheinen müſten.

Doraſtus, den dieſe Botſchaft nicht im Geringſten erſchreckte, nahm Faunien bei der Hand, überließ dem Porrus die Bewachung ſeiner Schätze und folgte in Capnios Begleitung der Wache. Als ſie vor den König geführt wurden, verbeugten ſie ſich vor ihm mit einem ehrerbietigen Selbſtvertrauen, das ihn von ihrer Unſchuld überzeugt haben müſte, wenn er ſie wirklich im Verdacht gehabt hätte, ſein Land mit irgend einer böſen Abſicht betreten zu haben.

Aber der König war bei dem erſten Blick auf Faunia ſo erſtaunt über ihre wundergleiche Schönheit, daß er für einige Augenblicke vergaß was er zu thun habe, und regungslos wie eine Bildſäule daſtand ohne ſeine Augen von dieſem bezaubernden Gegenſtand abwenden zu können. Endlich fand er ſich wieder, wandte ſich zu Doraſtus und fragte ihn mit Strenge, wer und woher er ſei und in welcher Abſicht er in Böhmen gelandet ſei?

Herr, antwortete Doraſtus mit unveränderter Faßung und

entschloßenem Ton, ich heiße Meleagrus und bin aus ritterlichem Geschlecht in Trapalonien geboren und erzogen; dieses junge Mädchen, das ich zu ehelichen gedenke, ist aus Italien gebürtig, von wannen ich sie hieher gebracht habe. Daß mein Gefolge so gering ist, liegt daran, daß ihre Verwandten, die ihre Vermählung nicht billigen wollten, mich nöthigten, sie insgeheim zu entführen um sie nach Trapalonien zu bringen; aber unterwegs überfiel uns ein heftiger Sturm, der uns an diese Küste warf, wo ich nur bis zur Ausbeßerung meines Schiffs zu verweilen und dann meine Reise fortzusetzen gedenke.

Pandosto, der mit diesem Bericht nicht befriedigt war oder sich nur stellte, nicht damit befriedigt zu sein, erhob sich zornig von seinem Sitze: Meleagrus, hub er an, mich hintergehst du nicht mit diesem unwahrscheinlichen Märchen; dieß Fräulein scheint viel höhern Standes als du vorgiebst und die reizende Anmuth ihres Wesens macht sie würdiger einem großen Fürsten als einem einfachen Ritter vermählt zu werden, für welchen du dich selber ausgegeben hast. Du hast dieß junge Fräulein ihren unglücklichen Eltern als ein heimtückischer Verräther geraubt und wie du jene durch deinen Diebstahl unglücklich gemacht hast, willst du sie ohne Zweifel binnen Kurzem ebenfalls verderben. Bis ich also völlig über ihre Geburt aufgeklärt bin und du durch Zeugnisse aus Trapalonien die Auskunft bestätigst, die du mir über dich gegeben, werd ich euch sämmtlich in Böhmen zurückhalten.

Den edeln Sinn des Königssohns muste der niedrige Verdacht und die beleidigende Rede Pandostos empören, er vergaß allmählich die Rolle, die er zu spielen begonnen, heftete einen Blick voll Unmuth und Verachtung auf den König und antwortete ihm mit stolzem Tone: Wenig geziemt es der Würde und Hoheit eines Fürsten, Jemanden entehrender Verbrechen ohne allen Beweis seiner Schuld und Grund des Verdachts zu zeihen: harmlose Fremdlinge behandelt man billig mit Freundlichkeit und Wohlwollen, nicht mit Mistrauen und Grausamkeit, welches dem Völkerrecht und den Sitten gebildeter Nationen zuwider ist; aber

die Götter werden diejenigen rächen, die unfähig sich selbst Recht zu verschaffen, sich Beleidigungen und Gewaltthaten gefallen laßen müßen.

Pandosto gerieth über diese kühne und entschloßene Sprache so sehr in Wuth, daß er sogleich seiner Wache gebot, den verwegenen Fremdling ins Gefängniss zu führen, und den Befehl hinzufügte, seine gesammte Schiffsmannschaft in strenges Gewahrsam zu bringen. Für Faunien ließ er ein Gemach im Palast bereiten und überwies sie der Pflege einiger seiner Hoffräulein.

Doraftus vernahm den Befehl seiner Verhaftung mit verächtlichem Stillschweigen und folgte der Wache ohne den erzürnten König noch eines Blickes zu würdigen, und nur ein zärtlicher Blick auf Faunia drückte den Schmerz aus, den seine Seele über die Trennung von ihr empfand.

Unterdessen benutzte Pandosto, in dessen bejahrter Brust die Liebe eine neue Flamme geweckt hatte, jede Gelegenheit, die schöne Fremde zu sehen. Anfangs spiegelte er sich vor, nur einer angenehmen Zerstreuung nachzuhangen, wenn er Fauniens Anblick und Unterhaltung suchte; aber die Unruhe seines Gemüths bei dem Gedanken an Meleagrus überzeugte ihn bald, daß die unbekannte Schönheit sein Herz erobert habe: er erwog sein vorgerücktes Alter, seinen erhabenen Rang, ihre Jugend, Schönheit und niedern Stand; er suchte Gründe gegen die Gewalt seiner übelangebrachten Neigung geltend zu machen und fand Gründe genug, aber die Liebe war stärker als sie alle. Umsonst hielt er sich vor, daß Faunia den unbekannten Ritter liebe, daß ihr Herz schon für einen jungen und liebenswürdigen Gegenstand eingenommen sei und also nicht geneigt sein werde, seinen Bitten Gehör zu schenken: die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, schienen seine Leidenschaft nur zu vermehren, er entschloß sich, wenn Ueberredung nicht fruchte, seine ganze Gewalt geltend zu machen um Faunien zu seinen Wünschen zu zwingen. In dieser Absicht ließ er sie eines Tages, da er sich in dem Lustgarten hinter seinem Palast ergieng, durch einen Boten zu sich entbieten.

Faunia gehorchte wider ihren Willen, und als sie erschien, ergriff der König ihre Hand, that einige Schritte an ihrer Seite, dann blieb er plötzlich stehen, sah ihr eine Weile mit Ernst ins Gesicht und sprach alsdann: Faunia, ich bin entzückt über deine Schönheit und Klugheit, ich bemitleide deine traurige Lage und werde dein Glück machen, wenn du den unwürdigen Ritter vergeßen willst, der dich hieher brachte. Er verdient es nicht, ein so reizendes Wesen zu besitzen: du bist der Umarmungen eines Königs würdig und wenn du meine Geliebte sein willst, so werde ich dich zu Reichthum und Würden erheben.

Ich erwartete nicht, versetzte Faunia mit edelm Stolz, einen so niedrigen Antrag von Pandosto zu hören. Ziemt es euch, Herr, ziemt es einem Manne von euerm Rang und Alter, ein unglückliches Mädchen verführen zu wollen, das der Zufall und eure Ungerechtigkeit in eure Gewalt gebracht hat? Wißt aber, Herr, daß eure Bemühungen, mich meinem Meleagrus abwendig zu machen, völlig vergeblich sind: er gewann mein Herz durch reine Neigung und er allein soll es besitzen. Mein unglückliches Schicksal führte mich in euer Reich, wo ich von Meleagrus getrennt wurde, wo ihr mich verfolgt; aber dieß Misgeschick kann meine Liebe nicht vermindern, noch meine Standhaftigkeit erschüttern: treue Liebe und treue Tugend gewinnt Kraft und Ausdauer im Unglück. Nein, obgleich eure Majestät meinen Geliebten ohne allen Grund und wider alle Gesetze der Gastfreiheit und des Rechts gefangen hält, damit ich allein und ohne allen Schutz an euerm Hofe sei, so glaubt doch nimmermehr, daß die fürchterlichsten Drohungen noch die einladendsten Lockungen mich zu einem Schritte vermögen könnten, der meiner Ehre nicht geziemte. Mein Herz denkt edel, obgleich es den Göttern gefiel, es unter einer geringen Hülle zu bergen; keine Drohungen können mich zwingen, keine Schmeicheleien zu unedler Willfährigkeit verlocken. Darum seit versichert, daß ich lieber des Meleagrus Weib sein und das bitterste Elend mit ihm theilen will, das ein grausames Geschick

nur erſinnen mag, als Pandoſtos Buhlerin zu werden und in allem Glanze zu leben, den er gewähren kann.

Obgleich überraſcht und beſtürzt über dieſe entſchloßene Antwort Fauniens, mochte der König doch ſeine Bewerbungen nicht einſtellen. Da er ſah, daß er ſie durch Verſprechungen von Wohlleben und Größe ſeinen Wünſchen nicht geneigt machen könne, betheuerte er ihr, er wolle den Meleagrus nicht allein in Freiheit ſetzen, ſondern ihn auch mit Ehren und Würden überhäufen und ihn zu dem Range ſeiner vornehmſten Hofleute emporheben. Aber Faunia verſetzte, ſie möge ſeine Freiheit, ſo ſehr ſie ihn liebe, nicht mit dem Verluſt ihrer Ehre erkaufen, und da Pandoſto ſie in ihrem Vorſatz nicht von Meleagrus abzulaßen, ſo unerſchütterlich fand, wollte er ſie für dießmal nicht weiter beſtürmen und überließ ſie ſich ſelbſt.

Sobald Faunia ſich allein ſah, begann ſie mit Seufzern und Thränen das neue Unglück zu beklagen, das über ſie hereingebrochen, indem ſie in ihrer Furcht alles Unglück ſchon vorwegnahm, das ihre Abweiſung der Anerbietungen des Königs über ſie und Doraſtus bringen würde. O unglückliche Faunia, rief ſie aus, wie wird die Vermeßenheit, womit du es wagteſt, einen Prinzen zu lieben, durch die Unfälle beſtraft, die du jetzt erleideſt und die du im ſchlimmern Maße noch zu gewärtigen haſt. Ach, thörichtes, unbeſonnenes Mädchen, wärſt du mit dem geringen Stand einer Schäferin zufrieden geweſen, in dem du geboren wurdeſt, all dieſem Uebel wärſt du entgangen; aber dein Vorwitz hat nicht bloß dich unglücklich gemacht, ſondern auch den zu Grunde gerichtet, deſſen Glück dir theurer ſein ſollte als dein eigenes. O Doraſtus, Doraſtus, du biſt als ein Prinz geboren und muſt um meinetwillen ein Gefangener ſein; dieſe für den Scepter geſchaffene Hand iſt für mich mit ſchmählichen Ketten beladen: ich Unwürdige, welches Elend hat deine unſelige Leidenſchaft für die unglückliche Faunia über dich gebracht! Du allzuliebenswürdiger und edelmüthiger Prinz, ohne mich wärſt du noch groß und glücklich! O daß ich dich mit meinem Tode von dieſen unwürdigen

Banden befreien könnte: aber ach, nur das Opfer meiner Ehre kann deine Freiheit erkaufen und in dieses Opfer würdest du nie willigen. Nein, theurer Prinz, nur durch Treue zu dir kann ich das Wunder deiner Liebe vergelten, und hier schwör ich es bei den unsterblichen Göttern, keine Versuchungen, keine Drohungen, noch der Tod selber sollen mich dir jemals entreißen.

Nachdem Faunia ihrem geheimen Seelenschmerz in diesen Worten Luft gemacht, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und brachte ihre traurigen Stunden in Klagen über die Gefangenschaft ihres geliebten Prinzen und Gebeten für seine Befreiung zu.

Unterdessen lag Doraſtus in seinem engen Kerker, gleich einem gemeinen Verbrecher mit Eisen beladen und tausend bittere Vorstellungen entsprangen in seiner Seele: Wuth und Beschämung über die unwürdige Behandlung, die er erfuhr, ließen ihn manchmal die ungeziemende Leidenschaft bereuen, die ihn in diese traurige Lage gestürzt hatte. Aber selten weilten solche Gedanken lange in seinem Herzen; er war geneigter die Götter der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anzuklagen, weil sie ihn von Faunien getrennt und solchem Elend unterworfen hatten, als die Uebereilung zu bereuen, deren Folgen er empfand. O elender Doraſtus, rief er nach solchen Anfällen nicht ganz unterdrückter Reue aus: darfst du dich wirklich über dein Schicksal beklagen? Hast du nicht noch härtere Strafen als die du jetzt erduldest durch deine Thorheit und Unwürdigkeit verwirkt? Durftest du die Gunst des Himmels erwarten, der du die Pflichten deines Standes vergaßest um deinen Rang und deine Würde zu schänden? Der Grimm des Himmels ist eine gerechte Vergeltung deiner Vergehen, als du deinem Vater ungehorsam warst und sein greises Alter mit Schmach und Sorge bedecktest. Da du dieß begiengst, Doraſtus, so darfst du bei der strengsten Buße nicht murren, die dir auferlegt ward: seht mich denn, ihr Götter, bereit, eure ganze Rache zu tragen und meine Verschuldung mit dem Tode zu sühnen; aber auf mich, auf mich allein häuft alle eure Wuth und verschont die liebliche, schuldlose Faunia, schirmt und schützt ihre

hülflose Jugend vor der unmenschlichen Wuth Pandosios, und kann mein Tod ihre Rettung erkaufen, so beschleunigt ihn, ihr himmlischen Mächte, und laßt euch an meiner Bestrafung genügen.

Während so die Liebenden unter Pandosios grausamer Tyrannei seufzten, schuf ihm seine Leidenschaft für Faunia nicht geringeres Ungemach: ihre Weigerungen verminderten nicht, verstärkten nur seine unziemlichen Wünsche; seine Missstimmung verrieth jeder Blick, jede Gebärde und seine Höflinge, die ihn stäts verstört und übelgelaunt sahen, verwunderten sich, woher diese plötzliche Verwandlung rühre. Obgleich ihm aber Fauniens entschloßenes Betragen bei jener letzten Zwiesprache mit ihr zu einer Veränderung in ihren Gesinnungen wenig Hoffnung ließ, so war er doch ungeduldig sie wieder zu sehen und ihre Tugend mit neuen Bewerbungen zu bestürmen: er befahl also, sie insgeheim in sein Gemach zu bringen.

Faunia ließ sich mit innerm Widerstreben in seine Nähe führen und sobald sie der König erblickte, ließ er sein ganzes Gefolge sich zurückziehen und sprach mit zärtlichen Blicken und Worten: Nun, liebenswürdige Faunia, hast du jetzt den Inhalt meiner letzten Unterredung mit dir, da wir im Park spazieren giengen, reiflich erwogen? Bist du nun weniger eigensinnig, aber um so klüger geworden? Willst du eines Königs Liebe der Neigung eines elenden Ritters vorziehen? Ich bin überzeugt, du bist für die Reizungen der Ehrsucht nicht so unempfindlich, daß du nicht lieber eines Königs Geliebte als die Frau eines armen Unterthans sein wolltest.

Herr, versetzte Faunia, ich weiß, daß ich in eurer Macht bin und ich habe die Willkür, womit ihr sie ausübt, gewiss schwer genug empfunden. Ist es gerecht, ist es billig, Herr, Unschuldige mit Strafen zu belegen wie sie nur die Verbrecher verdienen? Was hat euch Meleagrus gethan, daß ihr ihn mit Ketten beladet und in ein gräfsliches Gefängniss werft? Und welches Recht habt ihr über mich, daß ihr mich hier in euerm Palast zurückhaltet, wo ich gezwungen werde, eure schändlichen Anträge zu hören? Nie

hat Meleagrus versucht eure Unterthanen ihrer Pflicht abwendig zu machen: warum sucht ihr mich denn von der Treue zu verlocken, die ich ihm schuldig bin? Wißt aber, ungerechter König, hat mich gleich das Schicksal in eure Macht gegeben, so bleibt mein Herz doch frei: es verachtet eure Versprechungen wie eure Drohungen; ich habe gelobt, mich meinem Meleagrus zu erhalten und nur der Tod kann mich verhindern, dieß Gelübde zu halten.

Ist es denn möglich, sprach Pandosto, daß du die Liebe eines Königs beharrlich abweisen kannst um jenes Elenden willen? Thörichte und undankbare Dirne! Du sagst, du seist in meiner Macht; aber ich versage es mir, sie wider dich zu gebrauchen und begnüge mich durch Bitten um die Gunst zu werben, die ich mit Gewalt erzwingen könnte: vergilt und lohne denn meine glühende Leidenschaft durch Gegenliebe, so soll Meleagrus frei sein, deine Landsleute entlaßen werden, und Alles was deine Wünsche nur erdenken können wird der König erfüllen, der sich in Liebe für dich verzehrt.

Wollt ihr von Liebe sprechen? versetzte Faunia mit einem herrlichen Stolz, ihr, welchem diese göttliche Leidenschaft fremd ist. Weh! es ist Entweihung, die Neigung, die ihr zu mir empfindet, Liebe zu nennen: solche Liebe wie die eure, Herr, ist einem ehrbaren Mädchen ärger als der Tod, und ihr zu entgehen will ich freiwillig mein Leben opfern. Wohl mögt ihr mit eurer Macht drohen, da ihr euch fähig gezeigt habt, sie so schändlich zu mißbrauchen; aber wißt, lüsterner Fürst, daß alle eure Gewalt nicht hinreicht, mich zu einem Verbrechen zu zwingen, das die Götter verabscheuen, und da ich zu sterben weiß um meine Ehre zu bewahren, so werden euch eure gottlosen Anschläge nichts als ewige Schande bereiten.

Pandosto gerieth über ihre unerschütterliche Liebe zu Meleagrus und ihren festen Entschluß seine Anträge abzuweisen, in die äußerste Wuth; mit zornglühenden Augen befahl er ihr, seine Gegenwart zu meiden und vermaß sich hoch und theuer, wenn sie

nicht bald sich bereit finden laße seine Wünsche zu befriedigen, wollte er sie mit Gewalt dazu zwingen, was auch die Folge sein möchte. Faunia, die diese Drohungen nicht im Mindesten schreckten, verließ sein Gemach, zog sich in das ihre zurück und waffnete ihre Seele mit Stärke, der angedrohten Gewalt durch den Tod zu entgehen, wenn ihr der Himmel nicht auf anderm Wege Rettung schicke.

Inzwischen erfuhr der König von Sicilien durch einige böhmische Kaufleute, welche den vorgeblichen Meleagrus als Doraſtus erkannt hatten, daß sich sein Sohn in Böhmen im Gewahrsam des Königs befinde. Obgleich heftig erbost über den Ungehorsam seines Sohnes und dessen heimliche Entweichung, konnte er doch die schmähliche Behandlung, die er von Pandosto erfuhr, nicht ohne großen Kummer vernehmen, und da er wuste, daß das Orakel Apollos ihn und Bellaria von der Schuld gereinigt habe, dessen der König sie verdächtigt, zweifelte er nicht, daß Pandosto ihm seinen flüchtigen Sohn zurücksenden werde, wenn er durch seine Abgesandten darum anhalte. Er ließ also eine wohlbemannte kleine Flotte ausrüsten und gab einigen seiner vornehmsten Edeln den Auftrag, die Auslieferung des Prinzen von Pandosto zu verlangen, worauf sich diese einschifften und nach Böhmen fuhren. Pandosto nahm die Gesandten mit großen Ehrenbezeugungen auf, woraus diese die Hoffnung schöpften, daß sie die Aufträge ihres Herrn glücklich ausführen würden. Bald nach ihrer Ankunft erzählte ihnen Pandosto von dem trapalonischen Ritter, der auf eine sehr verdächtige Weise in seinem Reiche gelandet sei und ein junges Fräulein Namens Faunia und außer einem Schäfer und einem alten Mann kein weiteres Gefolge mitgebracht habe. Die Gesandten vermutheten sogleich, daß dieser trapalonische Ritter Niemand anders sei als ihr Prinz Doraſtus, ließen sich aber davon eher nichts merken bis der König ihnen ein offenes Gehör bewilligte, wo sie im Namen ihres Königs die Auslieferung des Prinzen von Sicilien verlangten, der sich unter dem Namen Meleagrus in seinem Reiche aufhalte. Sie trugen also der Majestät von

Böhmen vor, wie der Prinz von Sicilien wider den Willen des Königs, seines Vaters, das Königreich verlaßen und ein junges Mädchen Namens Faunia, die Tochter eines alten Schäfers mit Namen Porrus, entführt habe; auch sei einer der Hofbedienten des Prinzen, Capnio geheißen, sein Begleiter auf der Flucht gewesen. Sie schloßen mit dem Ansuchen ihres Königs, daß der Prinz Doraſtus freigelaßen und ausgeliefert, Capnio, Porrus und seine Tochter Faunia aber hingerichtet werden möchten.

Pandoſto, der dieſe Botſchaft mit großem Erſtaunen vernahm, war ſich mit Egiſtus zu verſöhnen geneigt, und ihm einen Beweis zu geben, wie ſehr er ihre ſo lange unterbrochene Freundſchaft zu erneuern wünſche, beſchloß er ſeinen Willen pünktlich zu vollziehen und Faunien ſeiner Staatsklugheit und beleidigten Liebe hinzuopfern. Er befahl auf der Stelle die Freilaßung des Doraſtus, der über dieſe unerwartete Gunſt höchlich erſtaunte, ſich aber noch mehr verwunderte als er vor den König geführt wurde und dort einige Höflinge ſeines Vaters erblickte, die bei ſeinem Erſcheinen ſogleich hinzutraten und ihn auf das Ehrerbietigſte begrüßten. Auch Pandoſto erhob ſich von ſeinem Königsſtuhl, umarmte ihn mit vielen Zeichen von Zärtlichkeit und Hochachtung, ſuchte das Vorgefallene während ihm ſein Rang und ſeine Geburt unbekannt geweſen, zu entſchuldigen, ließ ihn dann zu ſeiner Rechten niederſitzen und theilte ihm den Inhalt der Botſchaft mit, die er von dem Könige, ſeinem Vater, erhalten. Doraſtus, der ſehr beſtürzt war, als er hörte, daß die Urſache ſeiner Flucht ſo offenkundig ſei, ſenkte ſein Haupt um die Schamröthe zu verbergen, die ſein Antlitz übergoßen hatte; als aber der König in ſeiner Erzählung zu den Strafen kam, welche er über Faunia und die übrigen Theilnehmer ſeiner Flucht zu verhängen erſucht worden, war es ihm unmöglich, ſeine heftige Seelenerſchütterung zu verbergen, ſondern eiferte in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken gegen die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit ſeines Vaters und beſchwor den Pandoſto, ein ſo unmenſchliches Urtheil nicht zu vollſtrecken.

Doch ungerührt von dieſen Bitten befahl der König Faunia,

Capnio und Porrus herbeizuführen, worauf er der ganzen Wuth seiner Erbitterung gegen Faunia, deren edler Widerstand seine Liebe in Haß verwandelt hatte, in folgenden Schmähworten gegen das bestürzte Mädchen freien Lauf ließ:

Gemeine, verächtliche Dirne, wie wagst du es, deine verblendeten Augen zu einem Throne zu erheben und die Flammen des Ehrgeizes in deiner niedrig geborenen Seele zu nähren? Wie darfst du Bettlerin dir mit der Hoffnung schmeicheln eines Prinzen Gemahl zu werden, und mit niedrigen Künsten den Sohn eines großen Königs verführen, sein Reich zu vergeßen um deine verwegenen Wünsche zu befriedigen. Wiße aber, gefährliche Sirene, der Tod wird der Lohn deines vermeßenen Ehrgeizes sein. Und du alter, kindischer Narr, sagte er zu dem bleichen, zitternden Porrus, dessen freche Thorheit deine Tochter zu dieser tollkühnen Unternehmung gespornt hat, sollst deine Anmaßung mit dem Leben entgelten. Für dich aber, Capnio, setzte der ergrimmte König hinzu, ist der Tod eine zu gelinde Strafe: dein niederträchtiger Verrath verdient eine härtere Züchtigung, und darum verurtheile ich dich, das Augenlicht zu verlieren nnd bis zu deinem Tode gleich einem blinden Pferde in einer Mühle zu traben.

Doraſtus, den das über Faunia ausgesprochene Urtheil in einen stummen, todesgleichen Zustand von Schmerz, Wuth und Verzweiflung geworfen hatte, erhob sich, da er sah, daß sie hinweggeführt werden solle, um zu ihrer Vertheidigung zu sprechen; aber von der Macht dieser widerstrebenden Gefühle überwältigt sank er ohne ein Zeichen von Leben in seinen Stuhl zurück. Durch den schleunigen Beistand der Aerzte des Königs ward er bald wieder zum Bewustsein gebracht, auf ihren Antrag aber aus Fauniens Gegenwart entfernt, welche, sobald er abgeführt worden, also redete: Wenn mein Tod zum Glück und Frieden des Prinzen Doraſtus gereichen kann, der mein Verlobter und Herr ist, und dessen heilige Gelübde die Götter vernommen und im Himmel aufgezeichnet haben und keine irdische Gewalt mehr lösen kann, so bin ich zufrieden zu sterben; aber meine unschuldige, zärtliche

Neigung zu ihm nehm ich mit mir ins Grab; mein letzter Athemzug soll Gebet für sein Heil sein und die Götter anflehen, ihn mit ihren schönsten Gaben zu segnen, daß wenn er einst den Thron seines Vaters besteigt, er seine Unterthanen mit Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung regieren möge, denn Weisheit und Milde sind göttliche Gaben und eines Fürsten Glück und Sicherheit besteht in der Liebe, nicht in der Furcht seines Volks. Sieh mich denn, o König, bereit die ganze Strenge deines Urtheils zu erdulden. Aber ach, was hat mein Vater begangen, daß ein unnatürlicher Tod sein greises, ehrwürdiges Haar vor der Zeit ins Grab bringen soll? Ach, er ist völlig unschuldig an dem Verhältniss zwischen mir und dem Prinzen, er hat weder meine Flucht gerathen noch uns freiwillig begleitet: er ward mit Gewalt an Bord des Schiffs gebracht und gezwungen unser Reisegefährte zu werden; und er soll für ein unwillkürliches Vergehen den Tod erleiden? Grausames, ungerechtes Geschick! Doch was soll ich von dir sagen, Pandosto, der du die Unterthanen eines fremden Königs, die nicht das geringste Strafwürdige begangen haben seit sie dein Reich betraten, nichtsdestoweniger zur Todesstrafe verurtheilst? Aber eine innere Stimme sagt mir, daß du Grund hast, Faunien zu verdammen: sei es denn so; ich heiße den Tod willkommen, der mich zu jenen Reichen der Freude führt, wo ewige Gerechtigkeit, Milde und Erbarmung walten.

Den alten Schäfer rührte die zärtliche Fürbitte Fauniens zu seinen Gunsten, und da er sah, daß er nicht hoffen dürfe am Leben zu bleiben, beschloß er es eh er stürbe kund zu machen, daß sie nicht seine Tochter sei: er bat sich also ein kurzes Gehör aus und sprach:

König von Böhmen und ihr edeln Abgesandten Siciliens, da ich mich, wiewohl unschuldig, zum Tode verurtheilt sehe, so will ich mein Gewißen von einem Geheimnisse entlasten, das ich schon zu lange verschwiegen habe. Ich werde Alles sagen was ich weiß und nicht mehr als mit der Wahrheit bestehen kann: Faunia, welche ihr als eine gemeine Bettlerin verschmäht habt, ist nicht

meine Tochter: ich habe sie gefunden, und das gieng so zu. Ich war ein armer Schäfer in Sicilien, der davon leben muste, fremde Heerden zu hüten. Eines Tages hatte sich eins meiner Schafe an die Seeküste verlaufen und da ich es zurückholte, sah ich ein kleines Boot an den Strand getrieben, worin ein kleines Kind lag, kaum sechs Tage alt, in einen Scharlachmantel gehüllt und eine goldene Kette um den Hals. Schon das Mitleid würde mich bewegt haben, mich seiner anzunehmen, wenn mich auch der Schatz nicht gereizt hätte, den ich bei ihm fand: ich trug es also heim zu meinem Weibe, welche es als ihr eigenes erzog, und als es heranwuchs, übergab ich ihm die Hütung meiner Heerden. Dieß Fräulein, Faunia, ist das Kind, das ich fand, und hier ist die Kette und die Juwelen, die es bei sich hatte. Wer sie ist, wer ihre Eltern sind weiß ich nicht; aber ich erkläre feierlich, daß sie mir nicht angehört.

Pandosto, der während der Rede des Porrus seine Gefühle mit Mühe unterdrückt hatte, fragte ihn sobald er schwieg ungeduldig nach Tag und Jahr, an welchen das Kind gefunden worden, nach dem Boot, worin es gelegen und ähnlichen Nebenumständen, und da ihn seine Antworten vollkommen befriedigten, sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, riß von väterlicher Zärtlichkeit ergriffen Faunien in seine Arme, benetzte ihr zartes Angesicht, das er eng an das seine schloß, mit Thränen freudigen Erstaunens und rief in abgebrochenen Lauten: O Faunia, meine lange verlorene Tochter! Ich bin dein Vater, Faunia!

Diese Ausrufungen und die heftige Bewegung des Königs füllten alle Anwesenden mit dem höchsten Erstaunen, vornämlich Faunia, die vor Ueberraschung bewegungslos dastand, während ihr holdes Angesicht das Uebermaß der Freude, der Hoffnung, der Furcht und Verwunderung zugleich ausdrückte.

Sobald sich der erste Sturm seiner Gefühle gelegt hatte, ließ Pandosto den Doraſtus, der sich inzwischen völlig erholt hatte, herbeiführen und Fauniens Hand faßend erklärte er, daß sie seine Tochter sei, welche Bellaria ihm geboren, während sie unter dem

fälschlichen Verdacht des Ehebruchs litt, weshalb das Kind auf seinen Befehl in einem offenen Boote der Wuth des Windes und der Wellen übergeben worden sei. Hierauf befahl er dem Porrus zu erzählen wie er sie gefunden habe, und schloß damit, daß er sie nochmals umarmte und sie öffentlich für seine Tochter anerkannte.

Faunia, die nun an der Wirklichkeit ihres Glücks nicht mehr zweifeln konnte, gab ihrer Freude über dieß unerwartete glückliche Ereigniss Raum; Doraſtus war außer sich vor Entzücken und die Sicilier hatten nun nicht länger Grund, die Wahl ihres Prinzen zu misbilligen, vielmehr erfreute sie die Aussicht, daß die Feindschaft, die so lange zwischen Egistus und Pandosto gewaltet hatte, sich nun in feste Freundschaft und dauernden Frieden zwischen den Königreichen Sicilien und Böhmen verwandeln werde.

Diese Neuigkeiten verbreiteten sich bald über Pandostos Reich, die Straßen erschollen von Freudengeschrei über die Auffindung der Königstochter, wonach nun eine gesetzliche Erbin der Krone Böhmens vorhanden war: man sah aller Orten prächtige Aufzüge und die ausgelaßensten Freudenbezeugungen. Der König begnadigte den alten Porrus, der so lange für den Vater Fauniens gegolten hatte, mit der Ritterwürde, ließ sogleich eine stolze Flotte zur Abfahrt bereit halten und schiffte sich mit Doraſtus, Faunia, den sicilischen Gesandten und einem zahlreichen Gefolge nach Sicilien ein, wo sie nach einer kurzen Fahrt glücklich anlangten und von Egistus, der mit der Wahl seines Sohnes sehr zufrieden war, freundlich empfangen wurden. Die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert; aber nicht lange nachher überließ sich Pandosto tausend finstern Gedanken über seine grundlose Eifersucht gegen Bellarien, seine beabsichtigte Grausamkeit gegen Egistus, vor Allem aber über seine unnatürliche Leidenschaft für seine Tochter: eine tiefe Schwermuth bemeisterte sich seines Gemüths, zuletzt verfiel er in Wahnsinn, und eines Nachts benutzte er die Abwesenheit seiner Dienerschaft und erstach sich mit einem Dolche. Schmerzlich beweinten Doraſtus, Faunia und der gute

Egiſtus ſeinen Tod. Nachdem ſein Leichnam einbalſamiert worden, nahmen Doraſtus und die junge Königin von Böhmen Abſchied von dem Könige ihrem Vater, führten die Leiche des verſtorbenen Fürſten mit ſich nach Böhmen, wo ſein Leichenbegängniſs mit großer Pracht gefeiert wurde. Hierauf beſtiegen ſie zur allgemeinen Freude des ganzen Königreichs den Thron.

2. Das Wintermärchen.

Verhältniſs des Schauſpiels zum Märchen.

Pandosto. | The Triumph | Of time. | Wherein is discovered | by a pleasant Historie, that although by the meanes | of sinister fortune, Truth may be concealed | yet by Time in spight of fortune it | is most manifestly reuealed. | Pleasant for age to auoyde drowsie thoughtes, | profitable for youth to eschue other wanton | pastimes, and bringing to both a de | sired content. | Temporis filia veritas. | By Robert Greene, Maister of Artes | in Cambridge. | Omne tulit punctum qui miscuit vtile dulci. | Imprinted at London by Thomas Orwin for Thomas | Cadman, dwelling at the Signe of the Bible, neere | vnto the North doore of Paules, | 1588. Später unter dem Titel A pleasant History of Dorastus and Fawnia by Robert Greene. Schon die Jahreszahl 1588, welche zuerſt Dr. Farmer auf einem Abdruck unſeres Märchens gefunden hat, entſcheidet gegen die eine Zeit lang gültige Annahme als ſei es erſt aus dem Schauſpiel gefloßen. Die Vergleichung mit dieſem ergiebt, daß Shakſpeare alle Namen geändert hat bis auf den des Landes Böhmen, und dieß läßt vermuthen, daß er ihn nicht abſichtlos beibehielt. Lächerlich iſt die Pedanterei einiger engliſchen Kritiker, die ſich auf ihre geographiſchen Kenntniſſe, nach welchen Böhmen von keiner Seite an die See ſtößt, gar ſo viel zu Gute thun, indem ſie dieſe Beibehaltung ſo ſehr in Allarm ſetzt. Wenn Shakſpeare Böhmen für ein Küſtenland hielt, ſo würde dieſer Irrthum wohl bei der Darſtellung des Stücks zur Sprache gekommen ſein, denn es gab ohne Zweifel auch damals Leute, die ihre wohlfeile Weisheit gern an den Mann brachten.

Hätt er dann ſtatt Böhmen etwa Bithynien geſetzt, wie Einer zu leſen vorgeſchlagen hat, ſo war dem ganzen Unheil abgeholfen. Da er dieß unterließ, ſo muſte er wohl ſeine Abſicht dabei haben, und dieſe glauben wir zu errathen. Böhmen war aus Greenes Novelle als Schauplatz der Begebenheit bekannt und wurde als ſolcher gleich am Anfang der Erzählung genannt. Die Anfänge der überlieferten Erzählungen ſind für den Bearbeiter feſte Punkte, an welchen er ungerne rüttelt, weil ſie ſtärker als alles Andere im Gedächtniſs der Leſer oder Zuhörer haften, deren Widerſpruch er nicht herausfordern mag. So blieb im Eingang von Ecken Ausfahrt Köln als Schauplatz beſtehen, obwohl der ſpätere Dichter ſich gegen den Schluß Tyrol als Schauplatz dachte. Zu dem märchenhaften Inhalt des Schauſpiels, das im Lande der Fabel und in der Zeit der Poeſie ſpielt, paſste auch dieſer Verſtoß beßer als die genaueſten geographiſchen Beſtimmungen. Daſſelbe gilt von den ſ. g. Anachronismen in dieſem Schauſpiel. Wenn, wie mir Halliwell bemerkt, Greene ſich vielleicht gedacht hat, irgend eine Provinz oder Dependenz Böhmens habe bis an die Küſte gereicht, ſo konnte allerdings auch dieß Shakſpeare mitbeſtimmen, die von Greene vorausgeſetzten localen Verhältniſſe beizubehalten; ſie hätte aber an das adriatiſche Meer ſtoßen müßen, wenn wir es nicht ſehr unwahrſcheinlich finden ſollten, daß jenes Boot mit dem Königskinde gerade an der Küſte Siciliens gelandet ſei.

Die wichtigſte Abweichung Shakſpeares, die Erhaltung Bellariens (Hermionens), die im Märchen wirklich geſtorben iſt, erinnert an die Rettung und Wiederfindung Lucinas im Apollonius von Tyrus (Vgl. XIV), welchen Shakſpeare früher in ſeinem Prinz Pericles von Tyrus bearbeitet hatte, entfernter auch an Heros Wiederaufleben in Viel Lärmens um Nichts. So konnte er nun den Charakter des Königs von Böhmen edler halten, der bei Greene auch nach dem Orakelſpruch die Unthaten noch nicht bereut zu haben ſcheint, zu welchen ihn Eiferſucht verleitet hatte, da ihn als ſechszigjährigen Greis die Wolluſt zu neuen Grauſamkeiten hinzureißen im Begriff iſt, was uns um ſo widriger berührt

als die eigene Tochter der Gegenstand der unsaubern Begierden wird, die er später durch Verzweiflung und Selbstmord büßt. Einige Personen des Schauspiels hat Shakspeare hinzuerfunden, z. B. Antigonus, Paulina und Autolycus. Nach der griechischen Mythologie war Autolycus bekanntlich ein Sohn des Hermes und der Chione oder Philonis. Wenn Warburton angiebt, die ganze Rede des Autolycus bei seinem ersten Auftreten sei aus Lucians Buch über die Astrologie entnommen, wo Autolycus noch viel Anderes in derselben Manier spreche, so muß ihm geträumt haben. In diesem Buche, von dem es übrigens zweifelhaft ist ob es dem Lucian gehört, wird die Mythe, daß Autolycus ein Sohn des Hermes sei, dahin gedeutet, die Kunst des Stehlens sei diesem von Hermes gekommen, unter dessen Gestirn er geboren worden und höchstens darauf enthält die Stelle bei Shakspeare eine Anspielung. Schon Douce Illustrations of Shakespeare I. 354 hat dieß gerügt und auf Ovids Metamorphosen XI. 291—345 verwiesen.

Greenes Erzählung ist ein Gemisch von Märchen und Schäferroman in dem gezierten Geschmack seiner Zeit, der durch John Lylies Euphues und Thomas Lodges Rosalynd or Euphues golden Legacy Mode geworden war. Ueber das letztere Werk, die Quelle von Shakspeares Wie es euch gefällt, sieh unten XVII.

Eine epische Grundlage hat unser Märchen nicht, obgleich einige sagenmäßige Züge, z. B. die Aussetzung des Kindes und dessen Erhaltung, eingeflochten sind. Das Ganze scheint Greenes Erfindung und somit sind wir der Mühe weiterer Nachweisungen überhoben.

XII. und XIII.

Zu

den beiden Veroneſern

und

Was ihr wollt.

1. Felismene.

Nach Montemayor.

„Mein Vaterland iſt Andaluſien, meine Geburtsſtadt Soldina, meine Mutter Delia und Andronio mein Vater; durch Geburt und Adel waren ſie die erſten der ganzen Provinz. Nun trug es ſich zu, daß meine Mutter ſchon viele Jahre verheirathet war ohne Kinder zu haben, weshalb ſie ſo unglücklich lebte, daß ſie nicht einen ruhigen Tag hatte. Darum rief ſie mit Thränen und Seufzern zu jeder Stunde den Himmel an, brachte tauſend Opfer und that vielerlei Gelübde, indem ſie Gott bat, daß er ihr geben möge was ſie ſo ſehr wünſche. Der ließ ſich denn, angeſehen ihr beſtändiges Bitten und Beten, bewegen und als ſie ſchon weit in die zweite Hälfte ihres Lebens hinein war, fühlte ſie ſich ſchwanger. Die Freude, die ſie darüber empfand, mag der beurtheilen, dem das Glück einen längſt erwünſchten Gegenſtand endlich in die Hände giebt. Nicht weniger Antheil nahm mein Vater an dieſer Freude, zu deſſen Zufriedenheit nun gar nichts mehr fehlte. Delia, meine Mutter, las ſo gern alte Geſchichten, daß ſie die Zeit nie mit etwas Anderm hinbrachte, wenn nicht Krankheiten oder wichtige Geſchäfte ſie abhielten. Nun trug es ſich zu, da ſie, wie ich ſagte, ſchwanger war, daß ſie ſich eines Nachts unwohl befand und meinen Vater bat, er möge ihr Etwas vorleſen was ihre Gedanken beſchäftige, damit ſie ihre Schmerzen nicht fühle. Mein Vater, der für nichts Sinn hatte als ihr alle mögliche Freude zu machen, begann ſogleich die Geſchichte von Paris zu leſen, wie die drei Göttinnen ſich wegen des Apfels der Zwietracht vor ihm zu Gericht ſtellten. Meine Mutter behauptete, Paris habe den Ausſpruch in der Leidenſchaft und nicht wie er

ſollte gegeben: ſie ſagte, er habe ohne Zweifel die Anſprüche der Schlachtengöttin nicht wohl erwogen, denn da Waffenfähigkeit alle andern Eigenſchaften übertreffe, ſo hätt er ihn dieſer geben müßen. Mein Vater antwortete, der Apfel ſei der Schönſten beſtimmt geweſen und das ſei Venus mehr als irgend Eine, weshalb man gegen das Urtheil des Paris gar nichts haben könne, wenn es ihm nicht nachher ſo viel Unglück zugezogen hätte. Meine Mutter erwiderte, auf dem Apfel ſei freilich geſchrieben geweſen, man ſolle ihn der Schönſten geben, aber dieſe Schönheit ſei nicht als die des Körpers zu verſtehen, ſondern als die des Geiſtes; deſſen Schönheit werde aber durch nichts ſo ſehr als durch Tapferkeit erhöht und von dieſer Tugend ſeien Waffenübungen ein äußeres Zeichen. Der Göttin der Schlachten habe alſo der Apfel zukommen müßen, wenn Paris wie ein verſtändiger Mann und nicht von Leidenſchaft geblendet geurtheilt hätte. Mit ſolchem Streite brachten ſie den gröſten Theil der Nacht hin, indem jeder ſeine Partei mit den beſten Gründen, die er wuſte, vertheidigte. Endlich beſiegte aber der Schlaf die, die ſich von den Gründen ihres Mannes nicht hatte beſiegen laßen wollen, ſo daß ſie einſchlief als ſie ſich ſchon tief in den Streit eingelaßen hatte. Mein Vater gieng darauf nach ſeinem Zimmer, meiner Mutter aber ſchien es im Schlafe als ob die Göttin Venus zu ihr komme und mit einem eben ſo zornigen als ſchönen Geſichte ſage: Delia, ich weiß nicht was dich bewogen hat, der eine ſo große Gegnerin zu ſein, die nie deine geweſen iſt. Hätteſt du zurückgedacht an die Zeit, wo du in Liebe zu deinem Gatten Andronio ſchmachteteſt, ſo würdeſt du mir, der du ſo viel ſchuldeſt, nicht ſo vergolten haben. Du ſollſt aber nicht ohne Lohn bleiben: wiße, du wirſt einen Sohn und eine Tochter gebären, die dir nicht weniger als das Leben koſten werden; ihnen aber wird die Freude ſtäts fern ſein, deren Göttin du beleidigt haſt: ſei verſichert, ſie werden die Unglücklichſten in der Liebe ſein, die man bis auf ihre Zeit geſehen hat. Das ſagte ſie und verſchwand, und ſogleich zeigte ſich meiner Mutter ein anderes Gebilde: ſie ſah wie die Göttin Pallas zu

ihr kam und mit heiterer Miene zu ihr sprach: Kluge und glückliche Delia, womit soll ich dir lohnen für das, was du zu meinen Gunsten in dieser Nacht gegen deinen Gatten angeführt hast? Wisse, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, glücklicher in den Waffen als irgend einer vor ihnen. So sagte sie und verschwand sogleich, und meine Mutter erwachte mit dem größten Schrecken von der Welt, und von da in einem Monate, wenig mehr oder weniger, gebar sie mich und meinen Bruder und starb bei der Geburt, und mein Vater starb von dem großen Kummer, den er darüber empfand, wenige Tage nachher. Und damit ihr das äußerste Unglück erkennt, in das mich die Liebe gebracht hat, so wißt, daß ich als ein Frauenzimmer von der edelsten Geburt, wie ihr gehört habt, meinen Stand, meine Freiheit und was ich meiner Ehre schuldig bin, indem ich mich allem Argwohn aussetzte, aufgeopfert habe um ganz meines Geliebten zu sein. Seht, welch ein überflüßiges Ding für ein Weib, glücklich in den Waffen zu sein als ob sie dafür geboren wäre! Bis zu unserm zwölften Jahre erzog man mich und meinen Bruder in einem Nonnenkloster, dessen Aebtissin meine Muhme war. Als wir das Alter erreicht hatten, nahm man uns von da fort und brachte ihn an den Hof des erhabenen und unbesiegbaren Königs der Lusitaner, dessen Ruhm und unglaubliche Milde über die ganze Erde so verbreitet ist, wo ihm, seit er ein waffenfähiges Alter erreicht hat, eben so glorreiche und tapfere Heldenthaten gelungen sind als ihm die Liebe Trauer und Unglück bereitet hat. Um alles Dieses liebt der unbesiegbarste König meinen Bruder so, daß er ihn nie wieder von seinem Hofe fortläßt. Ich Unglückliche, die mich meine Bestimmung größerm Misgeschick aufbewahrte, wurde in das Haus meiner Großmutter gebracht. Das hätte nicht geschehen sollen, denn es gab Veranlaßung, daß ich unglücklicher wurde als je ein Weib gewesen ist. Als ich etwa siebenzehn Jahr alt war, verliebte sich ein Ritter in mich, dessen Wohnung der unsrigen so nahe war, daß er mich von der Terrasse aus in meinem Garten sehen konnte, in dem ich gewöhnlich die Frühlingsabende zubrachte.

So ſah der undankbare Felis die unglückliche Felismene (denn das iſt der Name der Traurigen, die euch jetzt ihre Leiden mittheilt) und verliebte ſich in mich oder ſtellte ſich wenigſtens verliebt. Ich weiß nicht was ich glauben ſoll; aber ich weiß, daß in ſolchen Fällen das Schlechteſte zu glauben immer das Sicherſte iſt. Viele Tage brachte Felis damit zu mir ſein Sehnen verſtändlich zu machen, und viel mehr brauchte ich um ſein Sehnen erwidern zu können. Ich weiß nicht wie die Liebe ſo lange zauderte mich ihm hinzugeben; aber ſie zauderte wohl um dann mit deſto größerer Macht mich zu überkommen. Da ich nun that als ob ich aus den Zeichen und dem häufigen Vorübergehen und aus den Muſiken und Tänzen, die er vor meiner Thür täglich aufführen ließ, gar nicht merkte, daß er in mich verliebt ſei, obgleich ich es vom erſten Tage an ſehr gut geſehen hatte, ſo entſchloß er ſich mir zu ſchreiben. Er ſprach mit einer meiner Dienerinnen, die er ſchon kannte und deren Willen er durch viele Geſchenke gewonnen hatte, und gab ihr einen Brief für mich. Wie nun Roſine (ſo hieß das Mädchen) ſich ſicher zu ſtellen ſuchte bevor ſie mir den Brief gab, wie ſie nicht aufhörte zu ſchwören und mich zu bitten, ſo war das gewiſs ſchon eine Sache zum Erſchrecken. Bei alledem warf ich ihn ihr doch ins Geſicht und ſagte: Bedächt ich nicht wer ich bin und was man davon ſagen könnte, ſo wollt ich dieſes Geſicht, das ſo wenig Scham hat, ſo zeichnen, daß es ein Jeder ſogleich erkennen ſollte. Weil es das erſte Mal iſt ſoll es ſo hingehen, hüte dich aber wohl vor dem zweiten Male. Ich ſehe noch jetzt ganz deutlich wie dieſe Verrätherin von Roſine ſtille ſchwieg und was ſie von meinem Aerger dachte verbarg. Dann hättet ihr ſehen ſollen wie ſie ein Lachen erheuchelte und ſagte: Jeſus, Herrin, ich hab ihn Ew. Gnaden nur gegeben, daß wir uns damit luſtig machen und nicht daß Sie ſich darüber ärgern ſollten: möge Gott, wenn ich Ihnen Verdruß habe machen wollen, mir den gröſten zukommen laßen, den je ein Menſchenkind gehabt hat. Dazu fügte ſie noch viel andere Worte, die ſie nur zu gut zu ſetzen wuſte, um meinen Aerger über ihr

Betragen zu dämpfen, nahm ihren Brief und gieng damit fort. Als das geschehen war, fieng ich an nachzudenken was wohl darin gestanden haben möchte. Die Liebe ließ mich wünschen den Brief zu sehen; aber nach dem was ich euch erzählt habe schämte ich mich, ihn von meiner Dienerin wiederzufordern. So gieng mir der Tag bis zum Abend unter allerlei Gedanken hin, und als Rosine zu der Zeit, wo ich mich niederzulegen pflegte, herein kam um mich zu entkleiden, weiß Gott ob ich wünschte, daß sie wieder angefangen hätte sich wegen der Annahme des Briefes zu entschuldigen; aber geschweige, daß sie davon gesprochen hätte, sie schien gar nicht mehr daran zu denken. Ich wollte sehen ob es mir etwas helfen könnte, wenn ich sie auf den Weg brächte und sagte: Also dieser Herr Felis wagt es ohne Weiteres an mich zu schreiben? Sie antwortete ganz trocken: Das sind so Sachen, die die Liebe mit sich bringt; ich bitte Ew. Gnaden, mir zu verzeihen: denn hätt ich gedacht, daß Sie sich so darüber ärgern könnten, so würd ich lieber die Augen aus dem Kopf verloren haben. Wie mir darauf zu Muthe war, weiß Gott; bei alle dem verstellte ich mich aber doch und fand in der Nacht Gelegenheit, an meinen Wunsch zu denken und nicht zu schlafen. Es war in Wahrheit für mich die unseligste und längste Nacht, die mir bis dahin vorgekommen war. Endlich kam der Tag und weit später als ich gewollt hätte trat die kluge Rosine herein um mich anzukleiden, und ließ, wie von Ungefähr, den Brief auf die Erde fallen. Sobald ich ihn sah, sagte ich: Was ist das was da hinfällt? Zeig es sogleich her, sagte ich; ärgere mich nicht, oder sage mir was es ist. Jesus, Herrin, sagte sie, was Sie sehen wollen ist der Brief von gestern. Das ist es gewiss nicht, sagte ich, zeige, ich will sehen ob du lügst. Ich hatt es kaum ausgesprochen als sie mir den Brief in die Hand gab und sagte: Strafe mich Gott, wenn es etwas anderes ist. Obgleich ich ihn ganz wohl kannte, sagte ich doch: Nein, er ist es nicht, den kenne ich; es wird von einem Liebhaber von dir ein Brief sein: ich will ihn lesen, um die Nichtswürdigkeiten zu sehen, die ihr euch schreibt. Da-

mit öffnete ich den Brief und sah, daß er folgendermaßen lautete:

Ich hab immer gehofft, Herrin, daß eure Klugheit meiner Furcht an euch zu schreiben zu Hülfe kommen würde und daß ihr ohne einen Brief erkennen würdet wie ich euch liebe; aber eben sie hat euch gelehrt euch zu verstellen, und das Uebel war da wo ich das Mittel wähnte. Verurtheilt ihr jetzt mein Wagnifs in eurer bisherigen Art, so hab ich keine Stunde mehr zu leben; verfahrt ihr aber in der Weise der Liebe, so ist mein Leben mir nicht so lieb wie meine Hoffnung. Ich bitt euch, Herrin, laßt euch meinen Brief nicht verdrießen, klagt mich nicht an, daß ich ihn geschrieben habe bis ihr untersucht habt ob es in meiner Macht stand, ihn nicht zu schreiben und betrachtet mich als euer Eigenthum: denn Alles was aus mir werden kann liegt in eurer Hand, die ich tausendmal küsse.

Als ich den Brief meines Don Felis las und las, daß er mich mehr liebe als sich selbst, hatte die Liebe über diese unglückliche Seele schon so viel Gewalt, daß sie sich darin festsetzen konnte: ich fieng an ihn zu lieben und zu meinem Unglück that ich es, denn es ist die Ursache aller meiner Leiden gewesen. Sogleich bat ich Rosine wegen der frühern Vorfälle um Verzeihung, da ich sie für die Zukunft nöthig zu haben glaubte; ich empfahl ihr, das Geheimnifs meiner Liebe zu bewahren und las den Brief noch einmal: bei jedem Worte hielt ich einen Augenblick an; aber es muste wohl nur ein kurzer Augenblick sein, da ich mich so schnell entschloß: denn mich nicht zu entschließen stand schon nicht mehr in meiner Hand. Ich nahm Papier und Dinte und antwortete in dieser Weise:

Achte, Don Felis, meine Ehre nicht so gering, daß du ihr mit erdichteten Worten zu schaden denkst. Ich weiß wer du bist; aber ich glaube auch, daß dir das den Muth gegeben hat dieß zu wagen und nicht, wie du sagst, die Gewalt der Liebe. Ist mein Verdacht gegründet, so hilft dir dein Mühen so wenig wie dein Stand und Rang, wenn du mich zu bewegen hoffst gegen

meine Ehre zu handeln. Ich beschwöre dich, bedenke wie selten etwas einen guten Ausgang nimmt, das man mit trügerischem Sinne beginnt und daß es eines Ritters nicht würdig ist anders zu denken und anders zu sprechen. Du sagst, ich solle dich als mein Eigenthum ansehen: ich bin so übler Laune, daß ich selbst Thaten nicht traue, wie viel weniger deinen Worten. Bei alle dem weiß ich das, was du mir sagst, zu schätzen: mistrauisch zu sein ist mir genug, Undankbarkeit will ich nicht hinzufügen.

Diesen Brief schickte ich ihm, was ich nicht hätte thun sollen, denn nun wurde er so kühn mir seine Gefühle näher zu erklären und fand Veranlaßung um die Erlaubniss zu bitten, mich sprechen zu dürfen, so daß einige Tage mit Bitten und Antworten hingebracht wurden. Der falsche Amor that dabei was er immer zu thun pflegt und nahm jede Stunde mehr von mir Unglücklichen Besitz. Nun fiengen die Tänze von Neuem an, die Nachtmusiken hörten nie auf, Briefe und Zeichen giengen beständig herüber und hinüber, und so vergieng ein Jahr, nach dessen Verlauf die Liebe mich so eingenommen hatte, daß ich nicht mehr unterlaßen konnte, jede Gelegenheit aufzusuchen ihm meine Gefühle mitzutheilen, was ihm lieber war als sein Leben. Nun wollte mein Unglück, daß sein Vater, als unsere Liebe am Heftigsten war, davon Nachricht bekam und daß man ihm die Sache so vergrößerte, daß er seinen Sohn, in der Furcht, er möchte sich mit mir verheirathen, an den Hof der großen Fürstin Augusta Cäsarina schickte, indem er sagte, es sei nicht Recht, daß ein junger Ritter von so hohem Geschlecht seine Jugend im Vaterhause zubringe, wo er nichts lernen könne als die Laster, deren Lehrerin der Müßiggang ist. Er reiste so traurig ab, daß er im Uebermaß seiner Trauer selbst vergaß, mir von seiner Abreise Nachricht zu geben; ich aber fiel, als ich es erfuhr, in einen Zustand, wie ihn sich nur der denken kann, der je so geliebt hat wie ich Unglückliche. Das Leben, das ich nun in seiner Abwesenheit führte, die Trauer, die Seufzer, die Zähren, die täglich von diesen leidvollen Augen herabfloßen, glaub ich gar nicht schildern zu können,

und dieß Leiden, das man nicht einmal aussprechen kann, denkt, wie ich es ertragen konnte! In meinem Unglück und den Qualen, die mich die Abwesenheit des Don Felis empfinden ließ, da mir mein Uebel unheilbar schien und ich voraus zu sehen glaubte, daß er am Hofe, bei der Schönheit und dem Range anderer Damen und bei der bittersten Feindin der Liebe, der Abwesenheit, mich vergeßen würde, entschloß ich mich das zu wagen was noch nie einem Weibe in den Sinn gekommen ist. Das war, mich als Mann zu kleiden und an den Hof zu gehen, um Den zu sehen, auf dem meine ganze Hoffnung ruhte, und wie ich es dachte so setzte ich es ins Werk, denn die Liebe ließ mich nicht mehr überlegen was ich mir selbst schuldig sei. Ich sorgte für alles Nöthige und mit Hülfe einer Freundin, die um alle meine Geheimnisse wuste und mir die Kleider, die ich verlangte, und ein Pferd kaufte, trennte ich mich von meinem Vaterlande und von meinem guten Rufe, den wieder zu erlangen ich nicht hoffen kann. So gieng ich gerades Weges an den Hof und auf der Reise begegnete mir genug, was angenehm zu hören sein würde, wenn die Zeit erlaubte es zu erzählen. Nach zwanzig Tagen kam ich endlich da an, wohin mich meine Wünsche geführt hatten, und stieg in dem abgelegensten Hause, das ich finden konnte, ab. Der heiße Wunsch, den ich hegte, den Zerstörer meiner Ruhe zu sehen, ließ mich an nichts Anderes denken als wo und wie ich ihn sehen könnte. Seinetwegen meinen Wirth zu befragen, wagte ich nicht, denn so hätte meine Ankunft bekannt werden können. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht bracht ich in dieser Verwirrung hin: jede Stunde wurde mir zu einem Jahre. Als es etwas über Mitternacht war, klopfte mein Wirth an die Thür meines Zimmers und rief mir, wenn ich eine köstliche Musik, die man auf der Straße gebe, anhören wolle, so solle ich schnell aufstehen und ein Fenster öffnen. Das that ich sogleich und stellte mich an das Fenster. Da hört ich auf der Straße einen Diener des Don Felis, der Fabio hieß und den ich alsbald an der Sprache erkannte, wie er zu Andern sagte, die mit ihm waren: Jetzt, ihr

Herrn, ist die Zeit, wo sich die Dame in dem Corridor über dem Garten befindet, um die Frische der Nacht zu genießen. In dem Augenblick ertönten drei Waldhörner und eine Posaune in solchem Einklange, daß es eine himmlische Musik schien. Es erhob sich eine Stimme, die, wie es schien, so schön sang als man es sich nur denken kann. Und obgleich ich auf Fabios Stimme achtete und mir in dem Augenblicke tausenderlei in den Sinn kam, was meine Ruhe störte, so mußt ich doch auf den Gesang horchen, denn er war der Art, daß man trotz aller Hindernisse Vergnügen empfinden mußte. Erst wurde eine Romanze gesungen, dann ertönte eine Flöte und eine Harfe und die Stimme meines Don Felis. Das Vergnügen, das ich empfand, als ich ihn hörte, kann sich Niemand vorstellen, denn in dem Augenblicke versetzte ich mich in die glücklichste Zeit unserer Liebe zurück. Aber hernach, als sich meine Einbildungskraft enttäuschte und ich bedachte, daß diese Musik einer Andern gebracht werde, da, weiß Gott, hätt ich lieber sterben mögen, und mit einer Angst, die mir das Leben zu rauben drohte, fragte ich den Wirth, ob er wiße wem diese Musik gebracht würde. Er antwortete, daß er nicht wißen könne wem sie gebracht werde, obgleich in diesem Stadtviertel viel Damen und zwar sehr vornehme, wohnten. Da ich sah, daß er mir auf meine Fragen keinen Bescheid geben konnte, horchte ich wieder auf den Gesang und hörte nicht bloß von den Instrumenten die schönsten Symphonieen aufführen, sondern vernahm auch den Gesang, der für mich der angenehmste und traurigste war: die Stimme meines Don Felis. Mannigfache Instrumente und die herrlichsten Stimmen, die im Einklange ertönten, machten den Beschluß mit einer solchen Anmuth, daß das lebhafteste Vergnügen Jeden erfüllen mußte, der ihm nicht so unzugänglich war wie ich. Kurz vor Morgen endigte die Musik: ich mühte mich, meinen Don Felis zu sehen; aber die Dunkelheit der Nacht hinderte mich daran. Da ich sah, daß alle fortgegangen waren, legte ich mich wieder hin und beweinte mein Unglück, das nicht wenig zu beklagen war, da Der, den ich über Alles liebte, mich vergeßen hatte, wie diese

Musik bezeugte. Als es nun Zeit war aufzustehen, gieng ich ohne weitere Rücksicht aus dem Hause und gerade auf den großen Palast der Fürstin zu, wo ich den Wunsch meines Herzens zu erblicken hoffte; sollte mich Jemand danach fragen, so war ich entschloßen, mich Valerio zu nennen. Als ich auf den Platz, der vor dem Palaste ist, gekommen war, betrachtete ich die Fenster und Gänge und gewahrte so viel und so schöne Damen, daß ich mir noch jetzt nichts Schöneres denken kann und damals fast erschrak vor ihrer Schönheit und den Brillanten und zierlichen Kleidern und Aufsätzen, die sie trugen. Ueber den Platz kamen viel Ritter in prächtigen Kleidern und auf schönen Pferden, von denen ein Jeder nach der Seite sah, nach welcher seine Gedanken gerichtet waren. Gott weiß ob ich mich sehnte, dort meinen Don Felis zu sehen und wie ich wünschte daß seine Geliebte in diesem Schloße sein möchte, damit ich wenigstens versichert wäre, daß er nie einen andern Lohn von seinen Diensten zu erwarten hätte als zu sehen und gesehen zu werden und dann und wann mit seiner Dame zu sprechen, und immer nur in Gegenwart von mehr als tausend Augen, die ihm Nichts weiter als das gestatteten. Mein Geschick wollte aber, daß sie sich in einem Hause aufhielt, das mir diese Sicherheit nicht gewährte. Da ich an der Thür des großen Schloßes stand, sah ich den Fabio, den Diener des Don Felis, den ich sehr wohl kannte, eiligst in das Thor hineingehen, mit dem Thürhüter an dem zweiten Thore sprechen und dann auf demselben Wege zurückkommen. Ich vermuthete, daß er sich erkundigt habe ob Don Felis jetzt wegen eines Geschäftes (denn sein Vater hatte ihm mehrere aufgetragen) an den Hof kommen dürfe und daß er also seinem Diener bald nachfolgen werde. Und wie ich mir die Freude vormalte, die ich bei seinem Anblick empfinden würde, da sah ich ihn schon in Begleitung vieler Diener herankommen. Alle waren aufs Reichste in Livreen von himmelblauem Tuche gekleidet; die Binden waren von gelbem Samt und oben mit silbernen Schnüren besetzt; die Federn himmelblau, weiß und gelb. Mein Don Felis selbst trug Schuhe von gesticktem, weißem Samt;

der Saum war ein golddurchwirktes himmelblaues Gewebe; er trug ein Wamms von weißem Tuche, mit geklopftem Golde gestickt, einen Rock von Samt in derselben Farbe und Stickerei, einen fliegenden Mantel von schwarzem Samt mit Gold besetzt und mit geschorenem himmelblauem Tuche gefüttert; Degen, Dolch und Wehrgehänge waren von Gold; das Baret war überall mit goldenen Sternen besetzt und in der Mitte eines jeden war eine große Kernperle eingenäht; die Federn waren himmelblau, gelb und weiß, die ganze Kleidung mit vielen Perlenknöpfen übersäet; er saß auf einem prächtigen Tigerschimmel, der mit Himmelblau und Gold und vielen Perlen aufgezäumt war. Wie ich ihn so sah, war ich von dem Anblick so betroffen und so außer mir vor plötzlicher Freude, daß ich nicht weiß wie ich es beschreiben sollte. Es ist wahr, ich konnte es nicht unterdrücken, durch Thränen das Gefühl, das sein Anblick in mir erregte, zu verrathen; aber die Scham vor Denen, die umher standen, gab mir doch Gewalt über mich selbst. Als Don Felis nah am Palaste abgestiegen und eine Treppe hinaufgegangen war, die zu den Gemächern der großen Fürstin führte, näherte ich mich seinen Dienern, und da ich unter diesen den Fabio, den ich vorher schon gesehen hatte, gewahrte, nahm ich ihn bei Seite und sagte: Herr, wer ist der Ritter, der hier abstieg? Er scheint mir einem, den ich fern von hier gesehen habe, sehr zu gleichen. Fabio antwortete: Seid ihr so neu am Hofe, daß ihr Don Felis nicht kennt? Es ist schwerlich noch ein Ritter da, der so bekannt ist. Das bezweifle ich nicht, sagte ich; aber ihr werdet wißen wie neu ich am Hofe bin, wenn ich euch sage, daß ich gestern zum ersten Male diese Stadt betreten habe. Da seid ihr nicht zu beschuldigen, versetzte Fabio; wißt also, daß dieser Ritter Don Felis heißt; Andalusien ist sein Vaterland, der Sitz seines Hauses die alte Soldina; hier am Hofe ist er in Geschäften seines Vaters. Darauf sagte ich: Nun bitt ich euch, sagt mir noch warum er diese Farben trägt. Wüßte nicht Jedermann die Ursache, so würd ich sie verschwiegen haben, sprach Fabio; da sie aber ganz bekannt ist und doch Jeder, den

ihr nur fragtet, ſie euch ſagen könnte und würde, ſo glaub ich nicht gegen meine Pflicht zu handeln, wenn ich ſie euch nenne. Wißt, daß er hier einer Dame dient, die Celia heißt, und daß er deshalb die blaue Farbe des Himmels (cielo) trägt, das Gelb und Weiß aber, weil es die Farben eben dieſer Dame ſind. Ihr könnt denken wie mich das was ich hörte angriff; aber ich verhehlte meinen Kummer und fragte weiter: Wahrhaftig, die Dame iſt ihm viel Dank ſchuldig, daß er ſich nicht begnügt ihre Farben zu tragen, ſondern auch ihren Namen tragen will; ſie muß wohl ſehr ſchön ſein? Das iſt ſie gewiſs, ſprach Fabio; aber eine andere, der er in unſerm Vaterlande diente, war doch noch ſchöner und von der wurde er auch mehr begünſtigt als von dieſer. Aber dieſe Betrügerin von Abweſenheit vernichtet alle Dinge, wenn ſie auch nach Menſchenmeinung noch ſo feſt ſtehen. Als ich das vernahm, muſt ich mit Gewalt meine Thränen zurückhalten und mich abwenden, ſonſt hätte Fabio gewiſs etwas bemerkt, was mir nicht angenehm geweſen wäre. Nun fragte mich aber der Burſche auch ſogleich wer ich ſei, wie ich heiße und woher ich gebürtig ſei, worauf ich antwortete, Andaluſien ſei mein Vaterland, Valerio mein Name, und bis dahin habe ich noch für mich allein gelebt. Auf die Art, ſagte er, ſind wir ja alte Landsleute: da können wir auch Hausgenoßen werden, wenn ihr wollt, denn Don Felis, mein Herr, hat mir aufgetragen, ihm einen Diener zu ſuchen. Ueberlegts euch alſo ob ihr in ſeine Dienſte treten wollt: Eßen, Trinken, Kleidung und vier Realen täglich zum Verſpielen werden euch nicht fehlen, und Mädchen giebts in unſerer Straße, Mädchen wie Königinnen, und unter allen wird wahrhaftig keine ſein, die ſich in einen ſo ſchönen Jungen wie ihr nicht auf der Stelle verliebt. Ich kenne auch eine niedliche Magd bei einem alten Kanonikus, die uns alle beide auf das Beſte mit Kuchen, Braten und St. Martinswein verſehen wird, wenn wir ihr nur ein Bißchen die Kur ſchneiden. Wie ich das hörte, konnt ich es nicht laßen ein wenig zu lachen über dieſe Bedientenſeele, die ſich ſo in aller ihrer Natürlichkeit offenbarte.

Es schien mir aber doch als ob mir nichts gelegener sein könne als das was mir Fabio rieth, und so antwortete ich: Es war eigentlich nicht meine Absicht bei irgend Jemand in Dienst zu treten; da aber mein Schicksal will, daß ich jetzt gerade nichts zu thun habe, so scheint es mir das Beste zu sein, wenn ich zu euerm Herrn ziehe, der gegen seine Diener gewiss freundlicher und zuthunlicher ist als Andere. Da wißt ihr noch gar nichts, sagte Fabio: ich versichere euch auf Ritterwort (denn ich bin einer: mein Vater gehört zu den Cachopinen von Laredo), daß Don Felis vom besten Gemüth ist und daß er seine Diener beßer behandelt als irgend Wer; wenn nur diese häßliche Liebe nicht wäre: die läßt uns aber mehr spazierengehen als wir wünschen und weniger schlafen als wir nöthig haben; sonst ist Don Felis der beste Herr von der Welt. Kurz, Fabio sprach mit seinem Herrn, als dieser herauskam; der bestellte mich auf den Abend nach seinem Hause: ich gieng hin, er nahm mich unter seine Diener auf, und ließ mir die beste Behandlung von der Welt widerfahren, und so war ich einige Tage da, sah wie Botschaften hin- und hergiengen und dachte dabei vor Kummer umzukommen und jeden Augenblick die Geduld zu verlieren. Als ein Monat herum war, hatte Don Felis so viel Zutrauen zu mir gewonnen, daß er mir seine Liebe ganz offen entdeckte und mir Alles vom Anfang an bis auf den Punkt, wo er gerade stand, erzählte: er vertraute mir Alles was zwischen ihnen vorgegangen war und sagte mir, daß sie ihn im Anfange sehr begünstigt habe, daß sie das aber bald müde geworden sei und ihn jetzt fast hart behandle. Die Ursache davon sei, daß ihr Jemand, er wiße nicht Wer, von einer Liebschaft, die er in seinem Vaterlande gehabt, erzählt und zu verstehen gegeben habe, daß er sich nur in sie verliebt stelle um sich die Zeit zu vertreiben, so lange er seiner Geschäfte wegen am Hofe sein müße. Und es ist auch wirklich wahr, sagte mir Don Felis selbst, daß ich in dem Sinne, wie sie sagt, anfieng; aber jetzt weiß Gott ob ich etwas auf der Welt mehr liebe als sie. Was ich empfand, als ich ihn das sagen hörte, könnt ihr euch denken. Ich antwortete aber mit

aller möglichen Verſtellung: Es wäre beßer, Herr, wenn die Dame ſich mit Recht beklagte und wenn es ſo wäre: denn wenn die Andere, die ihr vorher liebtet, es nicht um euch verdient hat, daß ihr ſie vergaßt, ſo thut ihr ihr ein ſchweres Unrecht. Don Felis antwortete mir: Die Liebe, die ich zu meiner Celia trage, geſtattet mir nicht, die Sache ſo anzuſehen; im Gegentheil ſcheint es mir, daß ich Ihr Unrecht gethan habe indem ich meine Liebe früher auf einem andern Gegenſtande als auf ihr ruhen ließ. Wer ſich bei ſolchen Beſchuldigungen, antwortete ich, am Schlimmſten befindet, weiß ich wohl. Da nahm der Verräther einen Brief aus dem Buſen, den er ſo eben von ſeiner Herrin erhalten hatte, und dachte mir ein großes Feſt zu bereiten indem er ihn mir vorlas. Der Brief lautete ſo:

Nie hab ich etwas von Eurer Liebe geargwöhnt, was ich nicht nachher als ziemlich wahr befunden hätte: ich muß daher auch ferner meinem Verdachte glauben. Ihr müßt dieß ganz allein auf Rechnung Eurer Sorgloſigkeit ſchreiben, denn Ihr hättet mir ja Eure frühere Liebe abläugnen können und nicht meine Verzeihung durch ein Geſtändniſs erkaufen. Ihr ſagt, ich ſei Urſache, daß Ihr Eure frühere Liebe vergeßen habet: nun tröſtet Euch nur, denn ſonſt möchte ſich eine Andere finden, die Euch auch die zweite Liebe vergeßen machte. Seit verſichert, mein Herr Don Felis, denn ich geb Euch Hand und Siegel darauf, daß nichts einem Ritter ſchlechter anſteht als ſich gleich in jede Dame zum Sterben zu verlieben. Mehr ſag ich nicht, denn wenn es Uebel ohne Heilmittel giebt, ſo thut man am Beſten ſich die Uebel ſelbſt fern zu halten.

Als er den Brief geleſen hatte, ſagte er, wie ſcheinen dir, Valerio, dieſe Worte? Es ſcheinen mir, erwiderte ich, ſich in denſelben deine Werke zu ſpiegeln. Vollende, ſagte Don Felis. Herr, ſagte ich, ihre Worte müßen mir ſchon ſo ſcheinen wie ſie euch ſcheinen, denn Worte von Liebenden weiß Niemand ſo zu beurtheilen wie ſie ſelbſt. Was ich aber von dem Briefe denke, iſt, daß dieſe Dame gern die Erſte ſein möchte, die das Schickſal ſo

behandelte, daß sie von Keinem beneidet würde. Was räthst du mir nun also? sprach Don Felis. Wenn dein Uebel noch Rath erdulden kann, antwortete ich, so scheint es mir, daß du deine Gedanken von dieser zweiten Leidenschaft abwenden mußt, da du sie alle der ersten schuldig bist. Don Felis antwortete mir, indem er seufzte und mich auf die Schulter schlug: O Valerio, was du klug bist! Welch einen guten Rath giebst du mir; wenn ich ihm nur folgen könnte! Wir wollen jetzt eßen und wenn wir damit fertig sind, sollst du einen Brief von mir an Celia bringen: du wirst dann selbst sehen ob sie nicht verdient, daß man, um an sie denken zu können, jeden andern Gedanken aufgiebt. Das waren Worte, die Felismenen an die Seele giengen; da sie aber Den vor Augen hatte, den sie mehr liebte als sich selbst, so war ihn anzusehen ein Mittel gegen alle Leiden, die ich je empfinden konnte. Als wir gegeßen hatten, rief mich Don Felis, und nachdem er sehr herausgehoben hatte wie viel ich ihm dafür schuldig sei, daß er mir sein Leiden anvertraut und seine Hoffnung in meine Hand gelegt habe, bat er mich einen Brief hinzubringen, den er schon geschrieben hatte und den er mir erst vorlas; er lautete so:

Ich brauche meine Einbildungskraft nicht sehr anzustrengen um einzusehen, daß Ihr jede Gelegenheit sucht, meine Liebe zu vergeßen. Du hältst mich nicht so viel werth, Herrin, daß es der Mühe lohnte, den Grund, warum Du so hart mit mir umgehst, aufzusuchen; Du warst selbst in Kleinigkeiten immer hart gegen mich, so wenig gelte ich bei Dir. Ich gestand Dir, daß ich schon geliebt habe, denn wenn die Liebe echt ist, duldet sie kein Geheimniß. Du machst aber das zur Ursache mich zu vergeßen, was Ursache sein sollte mich zu lieben. Ich kann mir nicht einbilden, daß Du Dich so gering achtest, daß Du in Ernst glauben solltest, ich könnte für irgend Etwas, das ist oder gewesen ist, Dich vergeßen. Du schreibst aber anders von meiner Treue als die Erfahrung Dich hätte belehren sollen. Ueber Alles was Du gegen meine Liebe mir schreibst, beruhigt mich meine Gesinnung, die, wenn man ihr auch schlecht lohnt, sich doch nie undankbar zeigen wird.

Als Don Felis mir den Brief an seine Dame vorgelesen hatte, fragte er mich, ob mir die Antwort auf die Worte, die Celia in ihrem Briefe geschrieben habe, zu passen schien, oder ob ich etwas daran zu beßern wüste? Darauf antwortete ich: Ich glaube nicht, Herr, daß es nöthig ist etwas in diesem Briefe zu verbeßern, noch überhaupt in Betreff der Dame, an die er gesandt wird; aber Vieles in Betreff jener, welcher dadurch Unrecht geschieht. Ich sage das, weil ich der ersten Liebe, die ich in diesem Leben gehabt habe, so zugethan bin, daß nichts in der Welt meine Gesinnung ändern könnte. Du hast vollkommen Recht, sagte Don Felis; wenn ich es nur bei mir dahin bringen könnte, etwas Anderes zu thun als ich thue; aber was willst du, wenn die Abwesenheit die eine Liebe erkältet und die andere entzündet hat? Auf die Art, sagte ich, kann man die, die ihr zuerst geliebt habt, mit Recht getäuscht nennen, denn eine Liebe, über welche die Abwesenheit Gewalt hat, ist keine Liebe, und es wird mich auch Niemand überzeugen können, daß sie je eine gewesen ist. Als ich das sagte, must ich die letzte Kraft anwenden, um mich zu verstellen: denn was ich fühlte als ich sah, daß Der mich so ganz vergeßen habe, auf dessen Liebe ich so große Ansprüche hatte und den ich selbst mehr als mein Leben liebte, Niemand wird es begreifen und keiner einsehen woher ich die Kraft nahm, mich zu verstellen. Ich nahm den Brief und nachdem ich angehört hatte was ich thun sollte, gieng ich nach dem Hause der Sennora Celia, indem ich über die traurige Lage nachdachte, in die mich meine Liebe gebracht hatte: ich war gezwungen, selbst gegen mich selbst Krieg zu führen; ich war Vermittlerin einer Sache, die meiner eigenen Ruhe geradezu entgegen war.

Da ich bei dem Hause Celias angelangt unten an der Thür einen Diener fand, so fragte ich ihn, ob ich seine Herrin sprechen könne. Der Bursche fragte mich, wem ich angehöre und meldete es Celia, wobei er zugleich meine Schönheit und meinen Anstand lobte und sagte, daß Don Felis mich erst seit kurzer Zeit habe. Sennora Celia sagte: Wenn er einem Menschen, den er erst eben

bekommen hat, seine Gedanken sogleich entdeckt, so muß er doch eine bedeutende Veranlaßung dazu haben. Sag ihm, daß er hinein kommt: wir wollen hören was er will. Ich trat alsbald zu der Feindin meines Glückes hinein, küßte ihr mit der geziemenden Ehrerbietung die Hände und legte den Brief des Don Felis in dieselben. Sennora Celia nahm ihn und wendete die Augen in solcher Art auf mich, daß ich deutlich sah wie sehr sie von meinem Anblick ergriffen sei: denn sie war so außer Faßung, daß sie mir gar kein Wort erwidern konnte. Dann als sie wieder ein wenig zu sich kam, sagte sie: Was hat dich an diesen Hof gebracht, daß Don Felis das Glück haben sollte, dich zum Diener zu haben. Herrin, erwiderte ich, was mich an diesen Hof gebracht hat ist viel glücklicher für mich gewesen als ich gedacht habe, denn es hat mir Veranlaßung gegeben so große Vollkommenheit und Schönheit wie die, die ich vor Augen habe, zu sehen, und wenn mich vorher die Leiden, Seufzer und die beständige Unruhe des Don Felis schmerzten, so hat sich jetzt, da ich den Grund seines Uebels gesehen habe, mein Mitleid in Neid verkehrt. Wenn es aber wahr ist, schöne Sennora, daß mein Kommen dir angenehm ist, so beschwör ich dich bei dem was du seiner großen Liebe schuldig bist, laß deine Antwort es ebenso für ihn sein. Es giebt nichts, antwortete mir Celia, was ich um deinetwillen nicht thäte, obgleich ich fest entschloßen war, Dem nicht wohl zu wollen, der eine Andere für mich verlaßen hat. Denn die gröste Klugheit besteht darin, daß man an Dem was Andern begegnet, lernt, wovor man sich selbst zu hüten hat. Da sagte ich: Glaube nicht, Herrin, daß es auf dieser Welt etwas gebe, wofür Don Felis dich vergeßen könnte; und wenn er eine andere Dame deinetwegen vergeßen hat, so wundere dich darüber nicht, denn deine Schönheit und Klugheit ist so groß und die der andern Dame so gering, daß du keineswegs den Schluß machen darfst, wie er Die für dich, so werde er dich für die andere vergeßen. Wie, sagte Celia, hast du denn Felismene gekannt, die Dame, der Don Felis in seinem Vaterlande diente? Wohl hab ich sie gekannt, erwiderte ich; aber freilich nicht gut genug um sie

vor ſo viel Unglück zu bewahren! Sie wohnte ganz nahe an meines Vaters Hauſe; wenn man aber deine große Schönheit, die von ſo viel Anmuth und Klugheit begleitet iſt, geſehen hat, ſo darf man Don Felis nicht anklagen, daß er ſeine erſte Liebe vergeßen hat. Darauf antwortete mir Celia heiter und lächelnd: Du haſt ſchnell von deinem Herrn das Schmeicheln gelernt. Um dir angenehm zu ſein, wollt ich es wohl lernen, ſagte ich; wo man aber ſo viel Veranlaßung zum Lobe findet, da kann von Schmeichelei nicht die Rede ſein. Sennora Celia wollte aber nun ausführlich wißen was für eine Dame Felismene ſei, worauf ich ſagte: Was ihre Schönheit anbetrifft, ſo halten ſie Einige für ſehr ſchön; mir ſchien ſie aber nie ſo, denn was man am meiſten bedarf um ſchön zu ſein, das fehlt ihr ſchon ſeit langer Zeit. Und was iſt das? fragte Celia. Die Zufriedenheit, ſagte ich: denn man wird nie vollkommene Schönheit antreffen, wo die fehlt. Du haſt ganz Recht, ſagte ſie; aber ich habe Damen geſehen, denen traurig ſein und Verdruß haben ſo wohl anſtand, daß es höchſt merkwürdig war wie Traurigkeit und Verdruß ſie viel ſchöner machten als ſie wirklich waren. Ich erwiderte: Das iſt eine unglückliche Schönheit, die Traurigkeit und Verdruß nöthig hat um gut auszuſehen: die kann ich nicht für ſchön halten, oder wenigſtens mag ich ſie nicht mit Denen, die es ohne das ſind, in einen Rang ſetzen. Du haſt ganz Recht, ſagte Sennora Celia, und es wird ſchwerlich was geben, worin du nicht Recht hätteſt, ſo klug biſt du. Dieſe Klugheit kommt mir auch theuer genug zu ſtehen, ſagte ich. Ich bitte dich, Sennora, antworte auf den Brief, damit auch Don Felis klug geweſen zu ſein ſcheine, als er mir dieſe Beſtellung anvertraute. Gut, ich wills, antwortete ſie; aber zuvörderſt ſage mir wie es mit Felismenen in Hinſicht der Klugheit ſteht: iſt ſie damit verſehen? Ich antwortete: Eigentlich müſte ſie mehr damit verſehen ſein als jede andere Frau, denn ſchon ſeit langer Zeit empfängt ſie von ihrem großen Unglück Lehren; aber ſie läßt ſich nicht belehren, ſonſt würde ſie nicht ſo gegen ſich ſelbſt gehandelt haben. Du ſprichſt ſo verſtändig über alle

Dinge, ſagte Celia, daß ich nicht wüſte was ich lieber thäte als dir zuhören. Doch kann das was ich ſage, Sennora, verſetzte ich, keine Speiſe ſein für einen ſo feinen Verſtand wie der deinige; dieſes eine ſeh ich wenigſtens vollkommen ein. Es wird nichts geben was du nicht eben ſo gut einſäheſt, ſagte Celia; damit du aber deine Zeit nicht eben ſo unnütz hinbringſt um mich zu loben, wie dein Herr die ſeinige um mir zu dienen, ſo will ich den Brief leſen und dir ſodann ſagen was du antworten ſollſt. Sie entfaltete ihn und las ihn für ſich, wobei ich, während ſie las, aufmerkſam auf die Veränderungen ihres Geſichtes Acht gab, denn dieſe zeigen meiſtentheils was die Seele fühlt. Als ſie zu Ende geleſen hatte, ſagte ſie zu mir: Sage deinem Herrn: Wer was er fühlt ſo ſchön zu ſagen weiß, der fühlt nicht ſehr was er ſagt. Dann näherte ſie ſich mir und ſagte leiſer: Und dieſe Antwort nur deinethalben, Valerio; für Don Felis fühl ich nicht ſo viel, daß ich ſie ihm ſchuldig zu ſein glaubte: du ſollſt nur ſehen, daß Du ihm eine Gunſt verſchaffen kannſt. Daher rührt mein ganzes Uebel, ſagte ich bei mir, und küſste ihr die Hände für die Gnade, die ſie mir widerfahren ließ. Dann gieng ich mit der Antwort zu Don Felis, der ſich nicht wenig darüber freute. Das war für mich der Tod und oft ſagte ich bei mir, wenn ich Beſtellungen zu bringen hatte: O du unglückliche Felismene, wie kämpfſt du gegen dich ſelbſt mit deinen eigenen Waffen! Wie mühſt du dich, Dem Gunſtbezeugungen zu verſchaffen, der ſich aus den deinigen ſo wenig machte! In ſolchen Qualen brachte ich mein Leben hin, daß, hätte mich der Anblick meines Don Felis nicht wieder aufgerichtet, ich es ohne Zweifel bald verloren hätte. Zwei Monat verhehlte mir Celia wie ſie mich liebe, obgleich nicht ſo, daß ich es nicht bemerkt hätte; das gab mir nicht wenig Troſt bei dem Unglücke, das mich ſo heftig verfolgte, denn es ſchien mir ſichere Gewähr zu ſein, daß Don Felis nicht geliebt werden würde, und ich hoffte, daß es ihm wie Vielen gehen könnte, die, wenn ſie ſich beſtändig verachtet ſehen, endlich von ihrer Liebe ablaßen. Mit Don Felis war es aber nicht ſo, denn je mehr er einſah, daß

ſeine Dame ihn nicht liebe, um ſo größere Qual bedrückte ſeine Seele. Auf ſolche Art lebte er das traurigſte Leben, das man ſich nur denken kann, wodurch ich mich aber nicht im Mindeſten gebeßert fühlte. Um ihm in Etwas zu helfen, nahm ich unglückliche Felismene oft mit Gewalt Gunſtzeichen von Sennora Celia, die ſie mir dann allein zudachte und als mir gegeben anſah. Schickte er vielleicht einen andern ſeiner Diener als mich, ſo wurde der ſo übel aufgenommen, daß er bald beſchloß nur mich zu ſchicken: denn die wahre Urſache davon ſah er nicht ein, und Gott weiß wie viel Thränen mir dieſe Aufträge koſteten, wie viele ich vor Celia vergoß und wie oft ich ſie beſchwor, ſie ſolle Den nicht ſo ſchlecht behandeln, der ſie ſo ſehr liebe. Was ich zu dieſer Zeit für Don Felis that, hätte ihn ſchon allein verpflichten ſollen mich mehr zu lieben als je ein Mann ein Weib geliebt hat. Celia giengen meine Thränen an die Seele, ſowohl weil ich ſie vergoß, als weil ſie ſah, wenn ich ſie liebte, würde ich nicht was ſie nur mir ſchuldig zu ſein glaubte mit ſolchem Eifer für einen Andern erbitten; das ſagte ſie mir auch vielmals mit einer ſolchen Angſt, daß ich dachte, das Leben würde ſie augenblicklich verlaßen. Ich befand mich in der gröſten Verwirrung von der Welt, denn ich ſah wohl ein, daß wenn ich mich nicht ſtellte als wenn ich Celia liebe wie mich ſelbſt, ich befürchten müße, daß ſie Don Felis Liebe begünſtige, und wenn ſie das thäte, es um meine Hoffnungen gänzlich geſchehen wäre; ſtellte ich mich aber als ob ich ſie liebe, ſo war ich Urſache, daß ſie meinen Don Felis gänzlich außer Acht ließ; darüber wäre Der aber höchſt unglücklich geworden und hätte mit der letzten Hoffnung am Ende das Leben verloren; da ich doch um ihm die mindeſte Unruhe zu erſparen gern tauſendmal das meine hingegeben hätte. So giengen viel Tage hin, daß ich auf Unkoſten meiner Ruhe ihnen als Unterhändlerin diente, und am Ende ſtand es mit ihrer Liebe ganz ſchlecht, wenn es vorher nicht gut damit geſtanden hatte, denn Celia liebte mich ſo, daß ſie oft darüber vergaß was ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſei. Eines Tages, als ich ſchon viele Beſtellungen hin- und hergebracht

und selbst einige erdichtet hatte, um Den nicht traurig zu sehen, den ich über Alles liebte, bat ich Sennora Celia mit aller möglichen Innigkeit, sie möge sich doch eines so traurigen Lebens, wie Don Felis es ihrethalben führe, erbarmen, sie möge berücksichtigen, daß sie gegen ihre eigene Ehre handle, wenn sie sich fortwährend hart gegen ihn zeige, ja daß sie nichts Anderes erwarten dürfe als daß der Ritter am Ende vor Kummer sterbe. Da antwortete sie mir mit Thränen in den Augen und mit vielen Seufzern: O ich Unglückliche, muß ich endlich einsehen, Valerio, wie sehr ich mich in dir getäuscht habe! Bis jetzt glaubte ich, du bätest nur um Gunstbezeugungen für deinen Herrn, um meine Gegenwart zu genießen, so lange du die Zeit mit diesen Bitten verschwendetest. Jetzt seh ich aber ein, daß deine Bitten Ernst waren, und daß du mich gar nicht liebst, da es dir Freude machen würde, wenn ich ihn beßer behandelte. O wie schlecht lohnst du mir dafür, daß ich dich liebe und daß ich deinetwegen einen Andern nicht liebe! Wolle Gott, daß die Zeit mir an dir Gerechtigkeit verschaffe, da die Liebe es nicht vermag. Ich kann unmöglich denken, daß das Glück mir so entgegen sein soll, daß es dich nicht dafür strafe, das deinige so verkannt zu haben. Sage deinem Herrn Don Felis, wenn er mich lebend sehen wolle, möge er meinen Anblick vermeiden; du aber, Verräther und Feind meiner Ruhe, erscheine nicht mehr vor meinen Augen, denn in ihren Thränen hast du nicht einmal gelesen wie sehr ich dich liebe. Dann gieng sie fort so in Thränen, daß die meinigen sie nicht zu halten vermochten. Schnell sprang sie in ein anderes Zimmer und verriegelte hinter sich die Thür; und nichts half mein Rufen, obgleich ich sie mit den liebevollsten Worten bat sie solle mir öffnen und dann jede Genugthuung, die sie nur wolle, von mir und meiner Liebe fordern; obgleich ich ihr noch viele andere Sachen sagte, um sie zu überzeugen, daß sie an meiner Neigung nicht zweifeln dürfe, damit sie mir nur öffnen sollte. Sie sagte mir aber von innen mit der heftigsten Wuth: Undankbarer, abscheulicher Valerio, so lange meine Augen noch das Licht erblicken, sollst du mich nicht sehen

und nicht sprechen: für eine solche Schändlichkeit, wie du an mir begangen hast, giebt es gar keine Genugthuung und gegen das Uebel, das du mir angethan hast, will ich kein Mittel als den Tod; den will ich mir auch mit meinen eigenen Händen zufügen um mich an dir zu rächen. Da ich das hörte, gieng ich mit einer Traurigkeit, die ich nicht zu verbergen vermochte, zum Hause meines Don Felis zurück und sagte ihm kurz, daß ich sie nicht hätte sprechen können, weil sie gerade Besuch gehabt habe. Den andern Tag aber, des Morgens früh, erfuhren wir und erfuhr die ganze Stadt, daß eine Ohnmacht sie befallen habe und daß sie darin gestorben sei, was am ganzen Hofe ein ungemeines Erschrecken verursachte. Was Don Felis fühlte und wie ihm ihr Tod an die Seele gieng, kann man nicht sagen und kein Mensch kann es nachfühlen: denn seine Ausrufungen, seine Klagen, seine Thränen und seine brennenden Seufzer waren ohne Zahl. Von mir sag ich nichts, denn von der einen Seite gieng mir Celias unglücklicher Tod an die Seele und von der andern brach mir Don Felis Kummer das Herz.

Das war aber noch nichts gegen das was ich noch fühlen sollte, denn wie Don Felis ihren Tod erfahren hatte, verschwand er dieselbe Nacht aus seinem Hause ohne daß einer seiner Diener oder sonst Jemand von ihm gewust hätte. Ihr seht nun wohl was ich fühlen muste; wollte Gott, der Tod wäre mir beschieden und meine Leiden hätten ein Ende, denn das Schicksal selbst muß müde sein mir neue aufzubürden. Da mir alle meine Anstrengungen von Don Felis etwas zu erfahren nichts halfen, beschloß ich die Tracht einer Schäferin anzulegen, in der ihr mich jetzt seht und so irre ich schon über zwei Jahre um ihn zu suchen umher; noch hat mein Geschick mich aber verhindert ihn zu finden."

So weit erzählte die schöne Felismene dreien Nymphen der Diana, welche sie so eben durch ihren Muth der Gewaltthätigkeit dreier Wilden entrißen und so ihre Tapferkeit, die Gabe Minervens, bewährt hatte. Die Nymphen, welche sich von Dankbarkeit und Mitleid für die unglückliche Felismene ergriffen fühlten, giengen

mit ihr zum Tempel der Diana, wo die weise Felicia, ihre Gebieterin, sich aufhielt und allen Liebenden in der Nähe und Ferne, wenn sie ihre Hülfe suchten, Rath und Trost gewährte. Felismene wurde von ihr auf das Liebevollste empfangen und erhielt die Versicherung, daß ihre Leiden bald enden würden; zugleich wurde ihr aber auferlegt, von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So zog sie mehrere Jahre in Schäferkleidern umher, erlebte die seltsamsten Begebenheiten, die in Montemayors sieben Büchern von der liebenden Diana erzählt sind, und verbreitete überall Freude und Glück ohne sie selbst finden zu können. Eines Tages, als sie an der Grenze von Portugal einen Hirten mit seiner Hirtin zu versöhnen suchte, vernahm man plötzlich in der Nähe einen Lärm wie von Kämpfenden; sie eilte hinzu und sah auf einer Halbinsel, die der Fluß durch eine Wendung bildete, drei Ritter mit einem einzigen kämpfen. Obwohl dieser sich kräftig vertheidigte und sich stark und muthig zeigte, so machten ihm doch die drei Gegner so viel zu schaffen, daß er schon seine letzte Kraft zusammen nehmen muste. Der Kampf geschah zu Fuß und die Pferde waren an einige kleine Bäume in der Nähe angebunden. Der Ritter, der allein war, hatte mit einem tödlichen Schwertschlage schon einen der Dreie auf den Boden hingestreckt; aber die andern, die sehr kräftig waren, setzten ihm so zu, daß er nur noch den Tod erwarten durfte. Felismene, welche die Gefahr des Ritters sah und daß er das Leben verlieren müße, wenn er nicht Hülfe bekomme, entschloß sich sogleich, das ihre auf das Spiel zu setzen um ihrer Pflicht zu genügen. Indem sie einen scharfen Pfeil auf den Bogen legte, sprach sie zu dem Einen von ihnen: Seht euch vor, Ritter, denn Leute, die diesen Namen führen wollen, dürfen sich nicht eines so offenbaren Vortheils über ihre Feinde bedienen. Nun zielte sie hin, wo unter dem Helm das Gesicht unverdeckt ist und schnellte den Pfeil mit solcher Kraft ab, daß er zwischen den Augen hineingieng und am Hinterkopfe wieder zum Vorschein kam, so daß der Getroffene todt zur Erde fiel. Als der Ritter noch einen seiner

Gegner getödtet ſah, griff er den Dritten mit ſolcher Macht an als wenn der Kampf erſt beginnen ſolle; aber Felismene erſparte ihm die Mühe, indem ſie einen zweiten Pfeil auf ihren Bogen legte, der, da der Ritter nicht vollſtändig gerüſtet war, unter der linken Bruſt eindrang und ihn zwang den Weg ſeiner Gefährten zu gehen. Als die Hirten ſahen was Felismene gethan, und der Ritter betrachtete wie ſie mit zwei Pfeilen zwei kraftvolle Ritter getödtet hatte, waren Alle auf das Höchſte erſtaunt. Der Ritter nahm ſeinen Helm ab, näherte ſich ihr und ſprach: Schöne Hirtin, womit kann ich euch für den Dienſt lohnen, den ich heute von euch empfangen habe? ich erkenne ſo wohl was ich euch ſchuldig bin, daß ich es nie wieder aus dem Gedächtniſſe verlieren werde. Als Felismene das Geſicht des Ritters ſah und ihn erkannte, erſchrak ſie ſo, daß ſie vor Verwirrung nicht ſprechen konnte, aber ſie faßte ſich doch und ſprach zu ihm: Ach, Don Felis, dieß iſt nicht die erſte Schuld, in der du bei mir ſtehſt. Ich glaube nicht, daß du ſie ſo wohl erkennſt wie du ſagſt, denn andere viel größere haſt du verkannt. Sieh, wohin mich mein Schickſal und deine Treuloſigkeit gebracht hat, daß ich, die gewohnt war, von dir in der Stadt mit Tänzen und Turnieren bedient zu werden und mit andern Dingen, womit du mich täuſchteſt oder vielmehr womit ich mich täuſchen ließ, daß ich jetzt umherirre, vertrieben von meinem Vaterlande und von meiner Freiheit, weil du, Geliebter, dich der deinigen bedient haſt. Bringt dich das nicht dahin, daß du erkennſt was du mir ſchuldig biſt, ſo erinnere dich, daß ich am Hofe der Prinzeſſin dir ein Jahr als Edelknabe gedient habe, daß ich ohne je meine Leiden zu entdecken, für dich gegen mich ſelbſt als Vermittler gehandelt habe um nur deine Leiden zu lindern. O wie oft hab ich dir unter den bitterſten Thränen von Celia, deiner Herrin, Gunſtbezeugungen verſchafft. Was ſprech ich von Thränen, wie gern hätt ich, wenn ſie nicht hingereicht hätten, mein Leben gegeben um die Leiden zu lindern, die deine Liebe dir verurſachte. Wenn meine unendliche Liebe dich nicht geheilt hat, ſo betrachte was ſie mich hat thun

laßen. Ich habe mein Vaterland verlaßen, ich habe dir gedient, um deine Schmerzen mit zu tragen und noch eigne zu empfinden; um dir Troſt zu bereiten, achtet ich es für nichts, das traurigſte Leben zu leben, das noch Jemand gelebt hat. Im Damengewande hab ich dich geliebt wie noch nie geliebt wurde, in Knabenkleidern hab ich dir gedient in der für mich feindlichſten Sache, die ſich erdenken läßt, und jetzt in Hirtentracht hab ich dir dieſen kleinen Dienſt erweiſen können. Jetzt bleibt mir nichts übrig als mein Leben deiner Treuloſigkeit, wenn du es verlangſt, aufzuopfern, denn du weiſt nicht wie ich dich geliebt habe und noch liebe; du hältſt das Schwert in der Hand, wolle nicht, daß ein Anderer an mir räche was ich an dir verdient habe. Als der Ritter die Worte Felismenens vernahm und erkannte, daß ſich Alles ſo verhalten habe, da ſah er, daß er ihr fürchterliches Unrecht gethan und die Sinne vergiengen ihm. Bei dem vielen Blute, das aus ſeinen Wunden floß, fiel er plötzlich ohnmächtig zu den Füßen der ſchönen Felismene nieder wie ein Todter. Die nahm mit dem gröſten Kummer, den man ſich denken kann, ſein Haupt in ihren Schooß und ſprach unter vielen Thränen, die auf ſein Geſicht hinabfloßen: Was iſt das für ein Miſsgeſchick! ſoll mein Leben zugleich mit dem meines Don Felis enden! Ach, Don Felis, du Urſache alles meines Unglücks, wenn die vielen Thränen, die ich deinetwegen vergoßen hab und die jetzt auf dein Geſicht herabfließen, nicht hinreichen um dich zum Leben zu erwecken, welches Mittel bleibt mir Unglücklichen dann übrig, daß die Freude des Wiederſehens ſich nicht in Verzweiflung verkehre? Ach, mein Don Felis, erwache, wenn es Schlaf iſt, der dich umfangen hält; doch ich darf mich nicht wundern, wenn du es nicht thuſt, denn meinethalben haſt du ihn nie entbehrt. So klagte die ſchöne Felismene, als ſie über die Steine, die zu der Inſel führten, eine ſchöne Nymphe mit einem goldenen und einem ſilbernen Gefäße in den Händen, kommen ſah. Felismene erkannte ſie ſogleich für eine von jenen Dreien, welche ſie gerettet hatte und ſagte: Ach, Dorida, wer hätte zu ſolcher Zeit dieſer Unglücklichen wohl

zu Hülfe kommen ſollen als du? Komm hieher, ſchöne Nymphe, und du ſollſt die Urſache aller meiner Leiden im ſchrecklichſten Zuſtand erblicken. Dorida antwortete ihr: Zu ſolcher Zeit muß man Muth haben; ermatte nicht, ſchöne Felismene, denn das Ende der Leiden iſt gekommen und mit ihm der Anfang deines Glücks. So ſagte ſie und ſprengte ihm ein wohlriechendes Waßer, das ſie in dem ſilbernen Gefäße trug, in das Geſicht, worauf er vollkommen wieder zu ſich kam. Ritter, ſprach ſie dann, wenn ihr euer Leben erhalten und es Der widmen wollt, die das ihre euretwegen ſo unglücklich verlebt hat, ſo trinkt von dem Waßer dieſes Gefäßes. Don Felis nahm das goldene Gefäß in ſeine Hände und trank den gröſten Theil des Waßers, das darin war. Nachdem er ſich nun ein wenig erholt hatte, fühlte er ſich ſo geheilt von allen Wunden, die ihm die drei Ritter beigebracht und die Liebe für die ſchöne Celia geſchlagen, daß er von der Pein, die die ihm jede einzelne verurſacht hatte, nichts mehr fühlte. Aber die Liebe zu Felismene erneuerte ſich, daß ſie zu keiner Zeit ſo lebendig geweſen zu ſein ſchien wie damals. Er ſetzte ſich in das grüne Laub nieder, ergriff die Hände ſeiner Schäferin, küſste ſie vielmals und ſprach: Ach, Felismene, wie wenig zahlte ich von meiner Schuld, wenn ich mein Leben für dich hingäbe, denn das iſt ſchon ganz dein. Mit welchen Augen ſoll ich deine Schönheit anſehen? ich habe ſie nach einer Andern gewendet, da mir der Sinn fehlte, dieſe zu erkennen! Welche Worte reichten hin zu entſchuldigen was ich an dir begangen habe! Ich Unglücklicher, wenn du nicht gütig geſinnt biſt, wird keine Buße für ſolches Vergehen groß genug ſein und kein Grund hinreichen den zu vernichten, den du haſt mich zu vergeßen! Es iſt wahr, daß ich Celia geliebt habe, aber nicht ſo, daß mein Gedächtniſs nicht das Andenken an deine Tugend und an deine Schönheit bewahrt hätte. Meine Schuld iſt ganz allein mir ſelbſt beizumeßen und ich kann nichts finden, dem ich einen Theil davon aufbürden könnte: nicht dem jugendlichen Alter, in dem ich mich damals befand, denn da ich alt genug war dich zu lieben, ſo durfte mir die Treue, die

ich dir schuldig war, nicht fehlen; nicht der Schönheit Celias, denn es ist offenbar, wie du vor ihr und allen andern Damen hervorleuchtest; nicht der Veränderung der Zeiten und Umstände, denn die hätte der Probierstein sein müßen, woran meine Treue ihren Werth bewiesen hätte; auch nicht der Verrätherin, der Abwesenheit, denn der Wunsch dich zu sehen hätte dein Bild mir immer gegenwärtig erhalten sollen. Sieh, Felismene, wie ich von deiner Güte und Sanftmuth überzeugt bin, daß ich alle Ursachen, die du haben kannst, mir nicht zu verzeihen, dir so vor Augen zu legen wage. Was soll ich aber thun, daß du mir verzeihst und daß ich glauben kann, du seist auch befriedigt, wenn du mir verziehen hast? Eins schmerzt mich mehr als alle Qual, die es in der Welt giebt: wenn die Liebe, die du zu mir gehegt hast und noch hegst, dich auch bewegt meine Irrthümer zu verzeihen, werd ich je die Augen erheben können um dich anzusehen ohne daß der Kummer, den ich dir bereitet habe, mir an die Seele gehe? Felismene, die Don Felis so reuevoll und so ganz zu seiner ersten Gesinnung zurückgebracht sah, sagte ihm unter vielen Thränen, daß sie ihm verzeihe und daß die Liebe, die sie immer für ihn gehegt habe, ihr nichts Anderes gestatte: wenn sie ihm nicht hätte verzeihen wollen, würde sie sich seinethalben nicht solchen Mühseligkeiten ausgesetzt haben, und Anderes, wodurch Don Felis vollkommen in seiner ersten Liebe bestärkt wurde. Die schöne Nymphe Dorida näherte sich dem Ritter und nachdem sie viel Worte und Danksagungen gewechselt hatten, lud sie ihn im Namen der weisen Felicia ein, mit ihr und Felismene zum Tempel der Diana zu kommen, wo man sie sehnlichst erwarte. Don Felis willigte ein: sie bestiegen die Pferde der getödteten Ritter, die, um Don Felis das Seine zu nehmen, ihn in solche Noth gebracht hatten, und traten ihre Reise an. Felismene, die überglücklich war, erzählte Don Felis Alles, was seit sie sich nicht gesehen hatten, vorgegangen war, worüber er auf das Höchste erstaunte. Aber am Meisten verwunderte sich Don Felis, als er erfuhr, daß seine Herrin Felismene ihm als Knabe gedient, und daß er in

der Zerſtreuung ſeiner Gedanken ſie nicht erkannt habe; ſeine Freude darüber, daß er ſich ſo geliebt ſah, war von der andern Seite ſo groß, daß er ſie nicht verbergen konnte. Nachdem ſie einige Tagereiſen zurückgelegt hatten, kamen ſie beim Tempel der Diana an, wo die weiſe Felicia ſie erwartete. Sie wurden mit der gröſten Freude empfangen, vorzüglich die ſchöne Felismene, die Alle wegen ihrer Güte und Schönheit auf das Höchſte ſchätzten. Dort wurden Alle, die ſich liebten, unter großer Freude und vielen Feſtlichkeiten der Nymphen von der weiſen Felicia vermählt.

2. Die Zwillingsgeschwister.

Nach Bandello.

Als im Jahre 1527 die Stadt Rom durch die vereinigten Streitkräfte der Deutschen und Spanier erobert und geplündert wurde, gerieth unter andern auch Ambrogio Nanni, ein eben so begüterter als rechtlicher Kaufherr aus Esi, in die Gewalt der Kaiserlichen. Dieser besaß von seiner verstorbenen Gattin zwei Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche von unglaublicher Schönheit und sich so ähnlich waren, daß es schwer hielt sie zu unterscheiden, wenn sie beide in männliche oder weibliche Tracht gekleidet wurden, ja der Vater selbst, welcher sich zuweilen das Vergnügen machte, sie bald so bald anders kleiden zu laßen, verwechselte sie alsdann mit einander. Zur Zeit der gedachten Eroberung Roms waren sie wenig über funfzehn Jahr alt; doch hatten sie beide eine vortreffliche Erziehung genoßen. Der Knabe, welcher Paolo hieß, ward von einem Deutschen gefangen genommen, der seiner Tapferkeit wegen bei seiner Nation in großem Ansehen stand. Er besaß noch andere Gefangene von bedeutendem Range, welche ihm ein beträchtliches Lösegeld eintrugen; überdieß hatte er Gold, Silber, manchen köstlichen Edelstein von hohem Werthe und viel reiche Kleider erbeutet, womit er Rom verließ und sich nach Neapel begab, wohin er Paolo mit sich führte, den er wie seinen leiblichen Sohn behandelte. Dort machte er den größten Theil seiner erbeuteten Schätze zu barem Gelde und vertraute die Schlüßel zu demselben seinem jungen Gefangenen. Die Tochter, Nicuola geheißen, gerieth in die Hände zweier spanischen Soldaten und hatte das Glück, eine schonende

Behandlung zu finden, da ſie ſich als die Tochter eines reichen Mannes zu erkennen gab, von welchem die beiden Gefährten ein reiches Löſegeld erwarteten.

Durch die Gunſt einiger neapolitaniſchen Freunde, welche in dem ſpaniſchen Heere dienten, gelang es dem Ambrogio, der Gefangenſchaft zu entgehen und fand dann Mittel, ſein Geld und Silberzeug zu retten, welches er in einem Stalle vergraben hatte; alles Uebrige aber, was in ſeinem Hauſe geweſen, war geraubt. Als er ſich darauf nach ſeinen Kindern umſah, fand er Nicuola und kaufte ſie für fünfhundert Dukaten frei; von Paolo jedoch konnte er, aller Mühe, die er ſich gab, ungeachtet, keine Spur auftreiben, worüber er ſich unendlich betrübte: denn der Verluſt ſeines Sohnes verurſachte ihm ungleich größern Kummer als Alles was er ſonſt eingebüßt hatte, ſo groß der Schaden auch ſein mochte. Als er Alles was in ſeinen Kräften ſtand aufgeboten, um den Sohn wiederzufinden und von keiner Seite eine Nachricht oder Botſchaft von ihm einlaufen ſah, hielt er ſeinen Tod für gewiſs, und mochte nicht länger in Rom verweilen, wo ihn Alles an den Vermiſsten erinnerte. Er kehrte alſo nach ſeiner Vaterſtadt Eſi zurück, wo er ſein Haus in Ordnung brachte, und mit dem Wenigen was er noch beſaß zufrieden, ſich der Kaufmannſchaft völlig begab.

In dieſer Stadt lebte dazumal ein reicher Bürger Namens Gerardo Lanzetti, ein vertrauter Freund Ambrogios. Da deſſen Gattin ohnlängſt verſtorben war, ſo ließ er ſich durch die Reize Nicuolas ſo heftig entflammen, daß er weder ihre Jugend noch ſein Alter bedachte und bei Ambrogio um ſie anhielt, indem er ſich bereit erklärte, ſie ohne Heirathsgut heimzuführen. Ambrogio hielt es nicht für rathſam, ſie einem Manne zu vermählen, der den Sechszigen näher als den Funfzigen ſtand; indeſſen ſagte er weder Nein noch Ja dazu, weil er immer hoffte, ſeinen Sohn wiederzufinden, und nicht geſonnen war Nicuola zu vermählen eh er von Paolo Nachricht erhalten.

Der Ruf von Nicuolas Schönheit hatte ſich durch ganz Eſi

verbreitet und ihre Reize waren daselbst der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Wenn sie sich auf den Straßen zeigte, blieb Alles stehen und deutete mit den Fingern nach ihr, und die Blüthe der Jugend Esis gieng täglich vor ihren Fenstern vorüber um nur einen Blick der Schönen zu erhaschen. So geschah es, daß Lattantio Pulcini, ein Jüngling von kaum ein und zwanzig Jahren, der durch den Tod seinen Eltern Herr eines großen Vermögens geworden war, das Mädchen erblickte und sie ihn, beide aber in gleichen Flammen für einander erglühten. Lattantio hatte von Stund an keinen andern Gedanken mehr als die Geliebte täglich zu sehen und ihr durch die beredte Sprache seiner Augen die Leidenschaft kund zu thun, in welcher er sich um ihretwillen verzehre. Nicuola zeigte ihm so oft sie ihn erblickte ein freundliches Antlitz, was der Jüngling bald inne ward und sich für den glücklichsten Liebhaber hielt, den es je gegeben. Von der andern Seite gefiel Lattantio durch Gestalt und Betragen Nicuolen vor allen Jünglingen, die sie je gesehen hatte, und bald gediehen die Gluten der Liebe in ihrem jungen, zarten Herzen zu solcher Gewalt, daß sie ohne seinen Anblick nicht mehr leben zu können glaubte. Und wie zwei liebende Herzen sich selten begegnen ohne ihre Wünsche befriedigen zu können, so fand auch Lattantio Mittel, ihr zu schreiben und Antwort von ihr zu erhalten. Schon hatten sie eine Zusammenkunft verabredet als Ambrogio gewisser Handelsgeschäfte wegen genöthigt war, nach Rom zurückzukehren und eine geraume Zeit außen zu bleiben; um aber die Tochter nicht ohne anständige Gesellschaft allein laßen zu müßen, schickte er sie nach Fabriano in das Haus eines Verwandten, welcher eine Gattin und mehrere Töchter hatte. Nicuolens Abreise geschah so plötzlich, daß sie ihren Geliebten nicht davon benachrichtigen konnte.

Als Lattantio die Abreise des Ambrogio erfuhr, zweifelte er nicht, daß Nicuola ihn begleitet habe, und verharrte lange Zeit in großer Betrübniss. Doch als ein vergnügungssüchtiger Jüngling, dem Geburt und Reichthum wenig Wünsche versagten, tröstete er sich zuletzt und als er eines Tages die Tochter des Gerardo

Lanzetti, ein ſchönes und anmuthiges Mädchen, erblickte, löſchte ihr Anblick das Bild der erſten Geliebten ſo ganz aus ſeiner Seele, daß er ſie völlig vergaß.

Nicuola dagegen brachte ihre Tage in der gröſten Verzweiflung über ihre ſchleunige Abreiſe aus Eſi hin, durch welche ſie verhindert worden, dem Geliebten in Briefen oder Botſchaften Lebewohl zu ſagen. Sie that nichts als ſeufzen und weinen und hatte keinen andern Gedanken als ihren Lattantio, deſſen Bild ſie Tag und Nacht umſchwebte. Es ſchien ihr tauſend Jahre zu währen bis ihr Vater zurückkäme, damit ſie nach Eſi eilen und Den wieder ſehen könnte, der ihr lieber war als das Licht ihrer Augen. Ueberdieß war ihr Oheim, in deſſen Hauſe ſie zu Fabriano lebte, ein ſtrenger und rauher Mann, der es nicht für ſchicklich hielt, wenn unverſorgte Mädchen die Freiheit hätten mit andern als bekannten Perſonen zu ſprechen, ihnen auch nicht geſtattete, ſich bald hier bald dort zu ſchaffen zu machen, ſondern ſie bei ihren weiblichen Arbeiten hielt; ſo daß Nicuola keine Gelegenheit fand, ihrem Lattantio zu ſchreiben. Ihre Muhmen leiſteten ihr beſtändig Geſellſchaft und tröſteten ſie, in der Meinung, ihre Betrübniſs gelte der Abweſenheit ihres Vaters, ſo gut ſie nur konnten.

In dieſer traurigen Lage brachte die troſtloſe Nicuola ſieben Monate zu bis der Vater, der ſo lange in Rom hatte verweilen müßen, nach Fabriano kam, um die Tochter abzuholen und nach Eſi zurück zu bringen. Nicuola war es zu Muthe als ſollte ſie aus der Hölle in den Himmel übergehen und begleitete den Vater in ſo fröhlicher Stimmung als man ſich nur vorſtellen mag. Aber ihre Freude verwandelte ſich bei ihrer Ankunft in Eſi in den bitterſten Schmerz und ſo heftige Eiferſucht, daß ſie vor Herzeleid faſt zu vergehen meinte, denn ſie fand ihren Geliebten in ſchlimmern als in der Juden Händen, und was das Schlimmſte war, er ſchien ſich ihrer ſo wenig zu erinnern als ob er ſie niemals geſehen hätte. So viel ſie ihrem Lattantio Briefe und Botſchaften ſandte, um die alte Liebe wieder in ihm anzufachen, ſo

war doch Alles vergebens und der äußerste Kummer bemeisterte sich der armen Nicuola. Weil aber der Wurm der Liebe unablässig an ihrem Herzen nagte, so beschloß sie nicht eher zu ruhen bis sie die Gunst ihres Geliebten wieder erlangt hätte, wo nicht, zu sterben, denn es schien ihr unerträglich, daß er eine andere als sie lieben sollte.

Während sich Nicuola ihrer hoffnungslosen Leidenschaft überließ, muste der Vater abermals nach Rom zurückkehren; da aber Nicuola nicht zu bewegen war, zum zweiten Mal in das Haus ihres Oheims zu Fabriano zu gehen, brachte sie der Vater mit einer ihrer Muhmen, Schwester Camilla Bissa genannt, in ein Nonnenkloster. Dieses Kloster hatte sonst im Ruf großer Heiligkeit gestanden; aber Nicuola bemerkte bald, daß die Nonnen, statt von dem Leben der heiligen Väter, ihrer Enthaltsamkeit und gottgefälligen Werken, den ganzen Tag von Liebesgeschichten sprachen und sich nicht entblödeten, einander von ihren Abenteuern und andern sehr unheiligen Begebnissen zu unterhalten, was sie sehr Wunder nahm und übel erbaute. Auch trugen sie statt der härnen Kutten Hemden von der allerfeinsten ausländischen Leinwand und Kleider von den kostbarsten Zeugen auf den üppigen Gliedern, und mit ihrer natürlichen Schönheit nicht zufrieden, wusten sie mit Schminken und Gebräuden aus tausend gebrannten Waßern, mit Bisam und mancherlei Pulvern ihr Angesicht zu verschönern und aufzuputzen. Es vergieng keine Stunde des Tages, die sie nicht in vertrauten Unterredungen mit Jünglingen der Stadt zubrachten. Ueber diese und ähnliche Dinge verwunderte sich Nicuola nicht wenig, denn bisher hatte sie alle Nonnen für Heilige gehalten; jetzt aber, wo sie bald mit der einen bald mit der andern und zuletzt mit Allen näher bekannt wurde, fand sie Alle verliebt und leichtsinnig.

Auch Lattantio verkehrte häufig in diesem Kloster, wo er fast alle seine Hemden und sonstige Leinwand nähen ließ, und eines Tages hörte Nicuola, daß Schwester Camilla zu Lattantio berufen ward. Da rann ihr ein heißes Feuer durch alle Glieder,

das ſich augenblicks wieder in den allereiſigſten Froſt verwandelte; tauſend Farben wechſelten auf ihrem Angeſicht, ſo betroffen ward ſie bei dem Namen Lattantios. Darauf verſteckte ſich ſich an einem Orte, wo ſie ohne von Lattantio bemerkt zu werden, den Geliebten ſehen und hören konnte. Bald darauf, da Lattantio wiederkam und Nicuolo insgeheim die Augen an ſeinem Anblick und die Ohren an ſeinen Reden weidete, beklagte er ſich bitterlich über den Tod ſeines Pagen aus Perugia, der kürzlich an einem langwierigen Fieber in ſeinem Hauſe geſtorben ſei, nachdem er ihm drei Jahre lang die treueſten und ſorgfältigſten Dienſte geleiſtet. Er zeigte ſich ſehr betrübt über dieſen Verluſt und äußerte, er werde ſich glücklich ſchätzen, wenn er je wieder einen ſo treuen Diener finde.

Als er fort war, dachte Nicuola über dieſen Vorfall nach und die Liebe, welche ſie ganz beherſchte, gab ihr den Gedanken ein, ſich als einen Pagen zu kleiden und bei ihrem Geliebten Dienſte zu nehmen. Da ſie aber kein Mittel wuſte, ſich männliche Kleidung zu verſchaffen, fiel ſie von Neuem in Kummer und Verzweiflung. Zuletzt erinnerte ſie ſich ihrer Amme, deren Milch ſie einſt getrunken hatte und welcher ihre Leidenſchaft bekannt war; auch kam ſie täglich in das Kloſter, Nicuolen zu ſehen, denn Ambrogio hatte ſie vor ſeiner Abreiſe gebeten, die Tochter zuweilen zu beſuchen und ſie mit ſich nach Hauſe zu nehmen, wenn es Nicuola zu Zeiten wünſche. Sie ſchickte alſo ſofort zu ihr und entdeckte ihr in einer vertrauten Unterredung ihr Vorhaben. Obgleich aber Pippa, ſo hieß die Amme, ihr dringend zuredete, einen ſo wahnwitzigen Vorſatz aufzugeben und ihr die übeln Folgen vormalte, womit er ihre Ehre und guten Namen bedrohe, ſo gelang es ihr doch nicht ſie zu überzeugen. Die gute Amme führte ſie alſo in ihr Haus, kleidete ſie in die Kleider ihres vor Kurzem verſtorbenen Sohnes, und am folgenden Tage begab ſich Nicuola als ein armer Knabe in die Gegend der Stadt, welche ihr Geliebter bewohnte. Das Glück begünſtigte ſie, denn zufällig ſtand Lattantio vor der Schwelle ſeines Hauſes. Romulo, dieſen Namen

hatte Nicuola angenommen, faßte guten Muth und gieng in der Straße auf und nieder, indem er sich fleißig umschaute, wie es wandernde Bursche zu thun pflegen, wenn sie in eine Stadt kommen, die sie nie gesehen haben. Als ihn Lattantio so hin- und herschweifen sah, hielt er ihn gleich für einen fremden Knaben, der zum erstenmal nach Esi komme und Dienst suche, und da er wieder vor seiner Thür vorüberkam, redete er ihn an und frug ihn ob er aus Esi sei. Herr, antwortete Romulo, ich bin ein armer Knabe aus Rom (daran sprach er die Wahrheit, denn er war in Rom geboren und erzogen), der schon seit der Plünderung der Stadt, bei welcher ich meinen Vater verlor (meine Mutter war lange vorher verstorben), unstät in der Welt umherschweift. Ich habe wohl bei einigen Herrn Dienste gesucht, aber sie verlangten, ich sollte Pferde und Maulesel striegeln, und das kann ich nicht weil ich es nicht gelernt habe. In Rom diente ich einem Herrn als Leibpage und hatte nur ihn und seine Kammer rein zu halten; aber der arme Herr ward bei der Plünderung verwundet und in die Tiber geworfen, worin er ertrank, und weil ich seinen Tod beweinte bleute mich ein gottloser Spanier ganz unbarmherzig: so daß es mir herzlich schlecht ergangen ist, lieber Herr. Da sprach Lattantio: Wenn du bei mir bleiben und mir als Page dienen willst, so will ich dich gern annehmen, und wenn du dich gut beträgst, so sollst du so gehalten werden, daß du dich glücklich preisen wirst, mich gefunden zu haben. Von Herzen gern, antwortete Romulo; ich verlange keinen andern Sold als den ihr mir selbst nach meinen Diensten zuerkennt. Er betrat also mit seinem Herrn das Haus und begann ihn mit so viel Fleiß, Gewandtheit und Zierlichkeit zu bedienen, daß er in wenig Tagen die Sehnsucht nach dem Peruginer völlig aus der Seele des Herrn verbannte. Lattantio war entzückt über seinen Diener und wünschte sich Glück, den artigsten, geschicktesten und trautesten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er ließ ihn mit schmucken Gewändern versehen und kleidete ihn unter andern von Kopf bis zu den

Füßen in eine weiße Livree. Romulo ſchätzte ſich ſo glücklich, daß er im Paradies zu ſein glaubte.

Wie ſchon erwähnt war Lattantio ſterblich verliebt in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, und gieng täglich an ihrem Hauſe vorüber, um ihr durch Zeichen und Gebärden die Schmerzen zu verrathen, die er um ihretwillen erdulde. Catella bezeigte ſich ihm zwar nicht abgeneigt, ſchien ſich aber doch nicht viel aus ihm zu machen, denn noch hatte ſie den Flammen der Liebe ihr Herz nicht erſchloßen. Er hatte ihr oft Briefe und Botſchaften geſandt, aber nie eine entſcheidende Antwort erhalten können: denn niemals wollte ſich das Fräulein näher auf ſeine Anfragen einlaßen. Ihr Vater war ein äußerſt begüterter Mann, aber über alle Begriffe geizig; ſeine ganze Dienerſchaft beſtand aus einer abgelebten Alten, die ſchon vor der Geburt ihres Herrn in ſeinem Hauſe geſchaltet hatte, einer jungen Magd und einem Diener, dem Sohn eines ſeiner Pächter, der ihn faſt überall hinbegleitete, ſo daß Catella faſt unbeſchränkte Freiheit hatte ſich an ihren Fenſtern zu zeigen, und mit Wem es ihr beliebte zu ſprechen, denn die gute Alte verließ faſt nie ihren Heerd und das Hausmädchen begünſtigte den Lattantio, der ſie durch einige Geſchenke zu beſtechen gewuſt hatte. Lattantio konnte alſo ſo oft es ihm beliebte durch Briefe und Boten um Catella werben, die er in der That leidenſchaftlich liebte. An Romulo glaubte er einen ſehr artigen Liebesboten gefunden zu haben, und ſchickte ihn daher, nachdem er ihn von Allem unterrichtet hatte, mit ſeinen Aufträgen an Catella. Romulo kannte das Haus Catellens, an welchem er oft genug vorbeigekommen war, und auch ihr Dienſtmädchen, mit welchem er ſeinen Herrn einige Mal hatte ſprechen ſehen; als er daher jenen Auftrag erhielt, machte er ſich ſehr miſsvergnügt auf den Weg; ehe er aber zu Catellen gieng, begab er ſich in das der Pippa. Nach einigen gleichgültigen Reden ſprach er zu ihr: Liebe Amme, ich befinde mich in der gröſten Verzweiflung von der Welt: ich habe nie den Muth gewonnen, mich meinem Geliebten zu entdecken und ſeh ihn ſo heftig verliebt in Catella Lanzetti, daß ich

unendlich verdrießlich über meinen Liebeshandel bin und nicht weiß welches Ende er noch nehmen wird; und was das Schlimmste ist und mich am Grausamsten quält: ich soll jetzt im Namen Lattantios mit Catellen sprechen und für ihn werben, damit er bei dem Vater um sie anhalten kann. Nun sieh, liebe Amme, wohin es mit mir gekommen ist und ob man unglücklicher sein kann als ich es bin. Wenn sich Catella bestimmen läßt ihn zu lieben und seine Gattin zu werden, so leb ich keine Stunde mehr, denn ich weiß kein Mittel mein unglückliches Leben zu retten, da ich es unmöglich mit ansehen kann, daß er einer Andern gehöre als mir. Darum rathe mir, meine liebe Amme, und steh mir bei in dieser dringenden Verlegenheit. Ich hoffte immer, da meine Dienste Lattantion so angenehm schienen, ich würde mich ihm eines Tages entdecken und sein Mitleid gewinnen können; aber jetzt ist alle meine Hoffnung zu Waßer geworden, da ich ihn in Jene so heftig verliebt finde, daß er Tag und Nacht an nichts Anderes denkt, von nichts Anderm spricht. Ich Unglückliche, wenn nun mein Vater zurückkäme und erführe was ich gemacht habe, was würde aus meinem Leben? Sicher, er brächte mich um; da würde keine Entschuldigung gelten. Ach, liebste Amme, hilf mir, hilf mir um Gotteswillen, liebe Amme.

Diese Worte sprach sie unter häufigen Thränen. Frau Pippa, welche sie zärtlicher liebte als wäre sie ihre eigene Tochter gewesen, ward von ihren Klagen gerührt: sie brach ebenfalls in Thränen aus, trocknete sich dann die Augen und sprach: Siehst du, mein Töchterchen, du weist wie oft ich dir gegen diese Liebschaft gepredigt habe, aber du wolltest mir nicht glauben. Mich dünkt, und es ist auch gewiss das Beste, du bliebest bei mir und morgen führte ich dich ins Kloster zurück bis dein Vater käme; dann wollt ich wohl Alles wieder ins Geleise bringen, daß du nichts zu befahren hättest. Denn wenn es herauskäme, daß du in Mannskleidern dem Lattantio gedient und so manche Nacht in seiner Kammer geschlafen hast, was denkst du wohl, daß man von dir sagen und urtheilen würde? Ich stehe dir dafür, daß du

nie einen Mann bekämeſt. Und wenn du mir einen Eid ablegteſt, daß dich Niemand für ein Frauenzimmer erkannt habe, ich würde dir nicht glauben. Du magſt ſagen was du willſt, ich glaube doch was ich aus guten Gründen glauben zu müßen meine. Ueberdieß weiß man ja wie es ſolche junge Herrn mit ihren Pagen zu machen pflegen, und darum denk ich, es wär am Beſten, du ſchlügſt dir dieſe Grillen aus dem Kopfe und ſännеſt auf andere Dinge. Es kann jetzt nicht mehr lange währen bis dein Vater zurückkommt, und ich wollt es um alle Schätze der Welt nicht wünſchen, komm er auch wann er wolle, daß er je von dieſen Geſchichten erführe: es würde dir und mir übel ergehen. Du ſiehſt ja, daß Lattantio ſich für Catellen entſchieden hat: was willſt du dich denn vergebens abquälen? Was willſt du dein Leben und deine Ehre ſo freventlich aufs Spiel ſetzen, da es dir doch zu nichts frommen kann? Alle Bemühungen verlangen ihren Lohn; es iſt Thorheit, ſich vergebens abzumühen, zumal wenn ſo großer Schaden daraus erfolgen kann. Und welchen Lohn haſt du von ſo tiefer Erniedrigung zu erwarten? Ewige Schande haſt du zu erwarten, nicht allein für dich ſelbſt, ſondern für dein ganzes Haus; du haſt den Verluſt des Lebens zu erwarten, und das ſollte doch Niemand gering ſchätzen. Wozu den lieben, der dich nicht liebt? Wozu dem folgen, der dich flieht? Ich meines Theils war nie ſo thöricht, Jemanden nachlaufen zu wollen. Laß ab von ihm, mein Töchterchen, und wende dein Herz einem Andern zu: in dieſer Stadt fehlt es nicht an Jünglingen deines Standes, die dich lieben und ſich glücklich ſchätzen werden, dich zur Gattin zu gewinnen. Und wer weiß ob dieſer Lattantio, geſetzt auch er habe dich noch nicht erkannt, dich nicht eines Tages wieder erkennen wird, und wenn er ſeine Begierden an dir befriedigt hat, dich laufen läßt und dich zur gemeinen Dirne herabwürdigt, daß alle Welt wie auf eine Ehrloſe mit Fingern auf dich deutet. Darum laß dir rathen, mein Kind, und bleib fein bei mir.

Nicuola ſtand eine Weile in Nachdenken verſunken; dann ſprach ſie nach einem tiefen Seufzer: Beſtes Mütterchen, ich weiß

wohl, daß du mir liebevoll räthst, aber ich bin einmal so weit gegangen, daß ich es auch zu Ende führen will, der Erfolg sei welcher er wolle. Ich gehe jetzt und rede mit Catellen, um zu hören wozu sie sich entschließt: denn bis jetzt hat Lattantio nur allgemeine Antworten erhalten. Der Himmel wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß daß meine Aufopferungen kein anderes Ziel haben als Lattantios Hand zu erwerben. Indes werd ich täglich herkommen, dir von Allem Nachricht zu geben; wenn dann mein Vater kommt, so wollen wir sehen wie wir uns am Besten aus der Sache ziehen: denn mich dünkt, man muß nicht eher an ein Unglück denken bis es vorhanden ist.

Hierauf verließ sie die Pippa und begab sich nach dem Hause des Lanzetti, wo sie in dem Augenblicke ankam, wo Gerardo gewisser Geschäfte wegen auf den Markt gegangen war. Catellens Mädchen stand an der Thüre, und auf ein gegebenes Zeichen, das Romulo von seinem Herrn gelernt hatte, ward er in das Haus gelaßen und in eine Kammer zur ebenen Erde geführt. Das Mädchen gieng hinauf und sprach zu Catellen: Fräulein, kommt herab: Lattantio hat seinen allerliebsten Pagen, der euch so sehr gefallen hat, hieher geschickt um mit euch zu sprechen. Sogleich kam Catella herab und trat in die Kammer, wo Romulo ihrer harrte. Als sie ihn erblickte, meinte sie einen Engel zu sehen, so schön und liebreizend erschien er ihr. Romulo grüßte sie und richtete die Aufträge seines Herrn aus. Catella, die ein unsägliches Vergnügen empfand, als sie ihn sprechen hörte, blickte ihn mit schmachtenden Augen an; es war ihr, als ströme eine niegekannte Süßigkeit von seinen schönen Augen aus: sie vergieng fast vor Verlangen, ihn zu küssen. Romulo fuhr fort, Lattantios Wünsche vorzutragen, aber sie achtete nicht auf den Inhalt seiner Worte: ganz versunken in seinen Anblick machte sie sich das Geständniss, nie einen reizendern Jüngling gesehen zu haben. Und so lange sah sie ihn mit verliebten Blicken an, und erfüllte ihr Herz so völlig von der Schönheit und dem anmuthigen Wesen des Jünglings, daß sie zuletzt, unfähig sich länger zu zügeln, ihre

Arme um ſeinen Hals ſchlang, ihn fünfmal oder öfter zärtlich auf den Mund küſste und ſprach: Du biſt recht leichtſinnig, mir hier dergleichen Botſchaften zu bringen und dich ſolcher Gefahr auszuſetzen wie du thuſt! Wenn mein Vater dich hier fände! Romulo, der an den tauſend Farben, die auf ihrem Antlitz wechſelten, wohl erkannte, daß Catella in ihn verliebt ſei, antwortete ihr: Mein Fräulein, wer einem Andern dient, muß dieſe und noch gefährlichere Dinge wagen, nach dem Willen und dem Befehl ſeines Herrn: ich thu es ungern genug; aber da es der Wille Deſſen iſt, der mir gebieten kann, ſo iſt es auch der meine. Ich bitt euch alſo, mir eine günſtige Antwort zu geben und euch meines Herrn zu erbarmen, der euch ſo zärtlich liebt und ergeben iſt, damit ich ihn bei meiner Zurückkunft mit einer angenehmen Botſchaft erfreuen könne. Während ſie ihr Geſpräch in dieſer Art fortſetzten, war es Catellen als ob die Schönheit und Anmuth des Pagen jeden Augenblick wüchſe und zunähme, und bei dem Gedanken, daß er von ihr ſcheiden ſolle, fühlte ſie ihr Herz, ich weiß nicht von welchen Stichen durchbohrt, die ihr den Beſchluß abrangen, ihm ihre Liebe zu geſtehen. Beim Himmel, hub ſie an, ich weiß nicht was du mir angethan haſt! Ich muß glauben, du haſt mich bezaubert. Herrin, entgegnete er, ich hab euch nichts angethan: ich bin weder ein Hexenmeiſter noch ein Zauberer, ſondern euer Diener und bitt um eine gnädige Antwort, wodurch ihr meines Herrn Leben erhalten und mich in ſeiner Gunſt befeſtigen werdet. Catella, welche ſich nicht länger bezwingen konnte und ſich in Küſſen erſchöpfte, die ſie dem Pagen gab, erwiderte: Nun ſieh, mein ſüßes Leben, du Seele meiner Seele, ich weiß keinen Jüngling auf der Welt, der mich zu dem vermocht hätte, wozu du mich vermochteſt; aber deine Schönheit und die unendliche Liebe, die du mir eingeflößt ſeit ich dich zum erſtenmal im Gefolge deines Herrn erblickte, haben mich dazu gebracht. Ich will dich nicht zum Diener, wohl aber will ich dich, wenn du einwilligſt, auf Lebenszeit zu meinem Herrn und Gemahl und gebe dir Gewalt ganz nach deinem Willen über mich zu verfügen. Ich

frage nicht wer du seist, ob reich oder arm, noch aus welchem Geblüt entsproßen: mein Vater ist, Gott sei Dank, für mich und dich reich genug und schon so bejahrt, daß er nicht lange mehr leben kann: denke also auf deinen eigenen Vortheil und laß Lattantio fahren, denn ich bin entschloßen, ihn nicht zu lieben, und will ihm auch von heute an keine geneigte Miene mehr zeigen.

Als Romulo sah, die Sache nehme eine für ihn günstige Wendung, versprach er nach einigem Hin- und Herreden Catellen, in ihr Begehren zu willigen und dankte ihr zärtlichst für ihr Anerbieten, für welches er ihr ewig verpflichtet bleibe; doch müsten sie vorsichtig zu Werke gehen, damit Lattantio nie von ihrem Einverständniss Kunde erhalte. Als sie die nöthigen Verabredungen getroffen hatten, entfernte sich Romulo nach vielen zärtlichen Küssen, die er in der beständigen Furcht, von Catellen für ein Frauenzimmer erkannt zu werden, empfangen und gegeben, und machte sich auf den Weg nach Hause, wo sein Herr ihn mit Schmerzen erwartete. Hier entschuldigte er zuerst sein langes Ausbleiben damit, daß er sagte, er hab eine gute Weile warten müßen bis ihn Catella vorgelaßen, und sie alsdann sehr erzürnt angetroffen, theils weil ihr Vater sie denselben Morgen heftig wegen dieser Liebschaft ausgezankt, theils weil sie vernommen habe, daß er in ein anderes Fräulein verliebt sei. Ich gab mir viele Mühe, fuhr Romulo fort, ihr diese Meinung auszureden, und brachte tausend Gründe vor, aber alle meine Reden und Betheuerungen waren vergebens.

Lattantio war sehr bestürzt und missvergnügt über diese Botschaft und ließ sich wohl zehnmal das ganze Gespräch von Neuem wiederholen, das Romulo mit Catellen geführt haben wollte. Darauf bat er seinen Pagen, bei schicklicher Gelegenheit zu Catellen zurückzugehen und ihr nochmals zu betheuern, er liebe keine andere Dame auf der Welt so sehr als sie und sei bereit, ihr alle möglichen Beweise davon zu geben: und wie sie sich auch gegen ihn benehme, so werde er doch nie eine Andere lieben, da er ewig ihr getreuer Diener zu bleiben entschloßen sei. Romulo

verſprach ihm, Alles zu thun was in ſeinen Kräften ſtehe, um ſie noch einmal ſprechen zu können.

Am folgenden Tage lag Catella an ihrem Fenſter, als Lattantio die Straße herabkam. Kaum war er aber in die Nähe ihres Hauſes gelangt, ſo erhob ſich das Fräulein mit einem Blicke voller Verachtung von dem Fenſter und zog ſich in das Zimmer zurück. Dieſer Vorfall beſtätigte den Bericht, welchen Romulo Tags vorher ſeinem Herrn abgeſtattet. Voller Unmuth begab ſich dieſer nach Hauſe und beklagte ſich bei Romulo über ſein Unglück. Der Zorn riß ihn zu der Aeußerung hin, Catella ſei doch noch lange nicht die Schönſte und Edelſte, daß ſie Urſache habe, ſo hochmüthig zu werden und ihn ſo ſchmählich zu behandeln, und in dieſer Weiſe fuhr er fort ſie zu ſchelten. Aber Romulo erſah alsbald ſeinen Vortheil und ſagte ſeinem Herrn, es gehe in der Liebe meiſtens nicht anders her. Oft ſeien böſe Zungen daran Schuld, oft Ueberdruß, oft Ungleichartigkeit der Gemüther; das Letztere werde deutlich genug durch die tägliche Erfahrung bewieſen, daß mancher Jüngling eine Dame liebe, die ſich nun und nimmer beſtimmen laße, ihm hold zu ſein, während eine Andere nach ihm ſeufze, die er zu lieben ſich nimmer entſchließen könne. Im Verfolg dieſes Geſprächs ſprach Lattantio: Wahrlich, Romulo, du haſt Recht, es iſt wirklich ſo: ich ſelbſt wurde noch vor wenigen Monaten von einem der ſchönſten Mädchen dieſer Stadt geliebt, das erſt kürzlich aus Rom gekommen war; ich bin überzeugt, daß ich ihr ganzes Herz beſaß und auch ich liebte ſie mit Leidenſchaft. Aber ſie verreiſte, ich weiß nicht wohin und blieb eine Weile aus; und in der Zwiſchenzeit kam mir dieſe übermüthige Catella zu Geſichte, um derentwillen ich die Liebe zu Jener vergaß und ſie gänzlich hintanſetzte, um dieſer Undankbaren zu dienen. Jene Erſte kehrte darauf zurück und ſchickte mir Briefe und Boten, aber ich kümmerte mich nicht darum.

Herr, hub Romulo an, ſo geſchieht euch Recht, ihr empfangt den verdienten Lohn eurer Untreue, denn wenn ein ſo ſchönes

Mädchen, wie ihr mir sagt, euch so zärtlich liebte, so thatet ihr das schreiendste Unrecht sie Dieser aufzuopfern, die ohne es nur zu wißen Jene zu rächen begonnen hat: wir müßen lieben wer uns liebt, nicht dem folgen der uns flieht. Wer weiß ob jenes schöne Kind euch nicht noch liebt und sich um euretwillen abhärmt, denn ich hab oft gehört, daß die Mädchen in ihrer ersten Leidenschaft viel zärtlicher und glühender lieben als die Männer. Mein Herz sagt mir, daß jenes unglückliche Fräulein um euch verschmachten und ein trauriges, qualvolles Leben führen muß. Das weiß ich nicht, entgegnete Lattantio, wohl aber, daß sie mich zärtlich liebte und daß sie sehr schön ist: Catella würde häßlich neben ihr scheinen. Auch muß ich dir gestehen was mir oft eingefallen ist: wenn du Frauenkleider anhättest, so würd ich schwören, du seist Nicuola, so sehr scheinst du ihr in Allem zu gleichen: auch euer Alter kann nicht sehr verschieden sein; nur kam sie mir ein wenig größer vor als du. Doch kommen wir auf diese Spitzbübin von Catella zurück, die ich mir nicht aus dem Kopf schlagen kann, denn Tag und Nacht muß ich an sie denken und kann meinen Sinn auf nichts Anderes richten. Sprich, getraust du dich, noch einmal mit ihr zu sprechen und ihr mein ganzes Herz zu eröffnen? Ich will Alles thun was in meinen Kräften steht, versetzte Romulo, und sollte es mein Leben kosten, so muß ich mit ihr sprechen.

Jetzt aber wollen wir Diese eine Weile ihrem Treiben überlaßen und uns nach Ambrogios Sohne Paolo umsehen, ohne welchen diese Geschichte nicht zu Ende geführt werden kann. Es geschah um dieselbe Zeit, daß jener Deutsche, Paolos Herr, Neapel verließ und sich nach Aquapendente begab, um nach der Lombardei und dann nach Deutschland zu reisen. Im Begriff Aquapendente zu verlaßen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen, das ihn nach drei Tagen tödtete. Doch vor seinem Tode erklärte er, da er sein Ende herannahen fühlte, seinen letzten Willen und ernannte Paolo zum Erben seines ganzen Vermögens. Paolo ließ ihn ehrenvoll zur Erde bestatten, befriedigte den Wirth und wandte

ſich rechts nach Eſi, wo er kurz vor der Verheerung Roms einen Monat lang in Aufträgen des Vaters zugebracht hatte. Hier angelangt begab er ſich, ich weiß nicht weshalb, nicht ſogleich nach dem elterlichen Hauſe, ſondern kehrte mit ſeinem Gepäck in einem Gaſthauſe ein. Hier ließ er ſeine Sachen abladen, übergab ſie der Obhut des Wirths, nahm dann einige Erfriſchungen zu ſich und ließ ſeine Leute in der Herberge zurück um ganz allein durch die Stadt zu gehen. Er war eines Gelübdes willen ganz in Weiß gekleidet, ſo daß ſeine Tracht der des Romulo vollkommen glich. Paolo begab ſich nach dem Hauſe ſeines Vaters um zu ſehen, ob es geöffnet ſei: der Weg führte ihn an Catellas Hauſe vorüber, welche juſt im Fenſter lag. Da er ſie nicht kannte, ſo grüßte er ſie nicht, worüber das Fräulein ſich ſehr verwunderte. Sie wuſte nicht anders als daß es Romulo ſei und ſchickte ihm das Mädchen nach um ihn zurückzurufen. Es war um die None und nur wenig Leute zeigten ſich auf der Straße. Das Mädchen rief ihn bei dem Namen Romulo und ſprach: Kommt doch gleich zurück: mein Fräulein erwartet euch. Paolo ſah wohl, daß er für einen Andern gehalten werde, in welchem Glauben er noch mehr beſtärkt wurde als er das Mädchen ſo vertraulich mit ihm ſprechen ſah als ob ſie ſchon lange miteinander bekannt wären. Er beſchloß alſo, ſich doch das Fräulein anzuſehen, das ihn rufen laße. Doch argwöhnte er, die Dame ſei vielleicht eine käufliche und ſprach bei ſich ſelbſt: Ich will doch gehen und mein Glück verſuchen; aber die Dame irrt ſich, wenn ſie bei mir gute Geſchäfte zu machen denkt: höchſtens ſchenk ich ihr einen Laubthaler oder einen Dukaten.

Während er ſich aber gegen das Haus bewegte, erſchien Gerardo am Ausgang der Straße, und das Hausmädchen, das ihn erblickte, ſprach zu Paolo: Romulo, da kommt unſer Herr; geh jetzt deines Weges und komm hernach zurück. Paolo entfernte ſich, indem er ſich das Haus merkte, in welches das Mädchen ſich zurückzog und den Herrn deſſelben ſcharf ins Auge faßte. Das Mädchen verſchloß die Hausthüre hinter ſich und gab ſich den

Anschein als habe sie den Herrn nicht gesehen, welcher sich nach Art der Greise Schritt vor Schritt näherte ohne das Mädchen bemerkt zu haben. Endlich kam er an sein Haus, klopfte gegen die Thür und trat, als sie geöffnet wurde, hinein. Paolo, welcher sich das Haus sehr wohl gemerkt und Catellen, die er am Fenster erblickt, sehr schön und reizend gefunden hatte, begab sich unter mancherlei verliebten Gedanken nach dem Hause seines Vaters, an welchem er Thüren und Fenster verschloßen fand. Dieß betrachtete er als ein Zeichen, daß sein Vater verreist sei. Um sich aber völlige Gewissheit zu verschaffen, fragte er einen Schneider, der seine Bude in der Nähe hatte, was Ambrogio Nanni mache? Dieser antwortete ihm, Ambrogio sei seit langer Zeit in Esi nicht gesehen worden. Paolo kehrte also nach seiner Herberge zurück, immer noch in Gedanken mit dem schönen Mädchen beschäftigt, das er gesehen hatte. Zwar war er gesonnen zu ihr zurückzukehren, aber noch unschlüßig ob er allein gehen oder einige seiner Diener, die er von seinem seligen Herrn geerbt hatte, mit sich nehmen solle.

Bald darauf geschah es, daß Ambrogio, der in diesem Augenblicke von Rom zurückkehrte, auf dem Wege nach seinem Hause dem Gerardo begegnete, der ihn erst willkommen hieß und dann so anredete: Ambrogio, du kommst sehr gelegen: wärst du einige Tage früher gekommen, so hätten wir vielleicht die Heirath zwischen mir und deiner Tochter zu Stande gebracht, oder wenigstens würd ich mich darüber aufgeklärt haben ob du sie mir geben willst oder nicht, denn ich bin nicht gesonnen, länger in dieser Ungewissheit zu leben. Wie du siehst, erwiderte Ambrogio, komm ich in diesem Augenblick an; auch gedenk ich nun fürs Erste nicht wieder zu verreisen. Wir werden uns öfter sehen und Zeit haben, ausführlicher hierüber zu reden.

Während Ambrogio zu Pferde und Gerardo zu Fuß so miteinander sprachen, kam Romulo daher, welcher dem Auftrage seines Herrn gemäß eine Unterredung mit Catellen nachsuchen wollte. Als er aber den Vater erblickte, kehrte er sich schnell um und

begab ſich zu der Pippa. O weh, liebſte Amme, rief er ihr zu, ich bin des Todes vor Schrecken: mein Vater iſt wiedergekommen; was ſoll ich anfangen! Gemach, entgegnete Pippa, faße Muth, laß mich nur ſorgen und bleib bei mir. Wirf dieſe Kleider ab und lege die deinigen an, die ſich in dieſer Kiſte befinden. Sogleich machte ſich Pippa auf den Weg nach Ambrogios Hauſe, der eben vom Pferde ſtieg, als ſie dort anlangte.

Sie grüßte ihn heitern Angeſichts und ſprach: Seit tauſendmal willkommen, beſter Herr! Wie geht es euch? O willkommen, gute Pippa, entgegnete Ambrogio, wo willſt du ſo eilig hin? Ich komme zu euch, verſetzte ſie: der dicke Hans Bindo hat mir geſagt, ihr wärt zurückgekommen, und da ich nicht weiß wie eure Leute das Kochen verſtehen, ſo wollt ich euch im Hauſe hülfreiche Hand leiſten. Ich danke dir, verſetzte Ambrogio; aber es wird nicht nöthig ſein, daß du dich bemühſt, denn ich habe ſchon nach Margarethen geſchickt, die ich ſonſt im Hauſe hatte und ſogleich hier ſein wird. Aber ſage mir, wann haſt du meine Nicuola zuletzt geſehen? Ich ſehe ſie täglich, Herr, antwortete Pippa; erſt heute Morgen war ich eine gute Weile bei ihr: ſie ſtirbt vor Verlangen, euch wieder zu ſehen. Ich habe ſie manchmal in mein Haus gebracht und zwei bis drei Tage behalten; ſie iſt wahrlich ein gutes, ſchönes Fräulein und wunderbar geſchickt in allen Handarbeiten, das könnt ihr mir bei Gott glauben. Ueber dieſem Geſpräche kam Margarethe an, welche ſogleich anhub, die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen. Eine Weile gieng ihr Pippa zur Hand; da es ihr aber in ihrer Ungeduld tauſend Jahre zu währen ſchien bis ſie das Haus wieder verlaßen könnte, wandte ſie ſich zu Ambrogio und ſprach: Herr, wenn ihr es erlaubt, ſo geh ich ins Kloſter und hole Nicuolen nach meinem Hauſe ab. Morgen früh will ich ſie dann hieher bringen, oder ſie einen oder zwei Tage bei mir behalten bis ihr das Haus habt in Ordnung bringen laßen. Wie du willſt, antwortete Ambrogio; empfiehl mich aber Schweſter Camillen, küſſe meine Tochter zärtlich in meinem Namen und geh mit Gott.

Nun entfernte sich Pippa, gieng aber ehe sie sich nach Hause begab in das Kloster, um mit Schwester Camillen zu sprechen. Mit dieser verabredete sie Alles was zu Nicuolens Wohlfahrt vonnöthen war, wenn etwa Ambrogio auf den Einfall gekommen wäre selbst nach dem Kloster zu gehen. Schwester Camilla, die sich auf solche Händel nur allzuwohl verstand, hieß Frau Pippa gutes Muthes sein: es werde Alles den besten Ausgang nehmen. Dann eilte sie nach Hause, wo Nicuola, die nicht länger Romulo war, sehr begierig ihre Nachrichten zu vernehmen, ihrer harrte. Sie hatte ihre Kleider schon wieder angezogen und ihre Haare nach der Sitte der Frauen geordnet. Als die Pippa heimkam, erzählte sie ihr Alles, was geschehen sei und fragte sie ob sie morgen in das Haus ihres Vaters zurückkehren, oder noch einen oder zwei Tage bei ihr bleiben wolle, was ihr freistehe.

Nicuola beschloß noch den folgenden Tag bei ihrer Amme zu verweilen und verbrachte die Zeit in Klagen über ihren Lattantio, nach dessen Besitz sie eine Sehnsucht verrieth, die nicht größer hätte sein können. Die Pippa predigte ihr von Neuem, sie solle doch ihre Gedanken auf ein anderes Ziel richten: sie sehe ja deutlich, daß sie sich vergebens abquäle, und habe sich selbst überzeugt, daß Lattantio so heftig in Catellen verliebt sei, daß er an Nichts Anderes denke: zuletzt werd er auch wohl sein Ziel erreichen, wenn er bei Gerardo um sie anhalte.

Das ist es eben, versetzte Nicuola, was mich foltert: ich kann es nicht denken ohne zu verzweifeln; aber wenn mein Vater nicht so schnell zurückgekommen wäre, so hätt ich der Catella den Lattantio so verleiden wollen, daß sie lieber einen Bauern als ihn geheirathet hätte; aber diese rasche und unvermuthete Rückkunft meines Vaters hat Alles verdorben.

Alles verdorben, unterbrach sie Pippa, aber auch Alles wieder gut gemacht: denn, wenn es wahr ist, was du mir erzähltest, daß zwischen dir und Catellen vorgefallen sei, so steh ich dir dafür, daß deine Sachen sehr übel standen, denn wärst du noch einmal hingegangen um mit ihr zu sprechen, so würde sie ohne Zweifel

von den Küssen zu Handgreiflichkeiten übergegangen sein und wenn sie dich für ein Frauenzimmer erkannt hätte, was denkst du wohl, daß sie von dir geurtheilt haben würde? Würdest du nicht auf ewig bei ihr beschämt worden sein? Hätte sie dich nicht für Lattantios Buhlerin gehalten?

Und das ist es eben, versetzte Nicuola, was ich gewünscht hätte. Denn obwohl sie mich, wie du sagst, für ein Frauenzimmer erkannt haben würde, so folgt daraus noch nicht, daß sie mich als Nicuola, Ambrogios Tochter, erkannt hätte; aber Lattantio wär ihr gewiss so verhaßt geworden, daß sie ihn nie wieder hätte sehen, noch nennen hören mögen, und dann durft ich hoffen, Lattantios Liebe wieder zu erwerben.

Frau Pippa konnte sich nicht enthalten über diese Rede Nicuolens zu lächeln: Meine Tochter, hub sie an, suche dein Herz zu beruhigen. Wenn es Gott gefällt, daß Catella Lattantios Gattin werden soll, so hilft dir weder List noch Klugheit, noch alle Kunstgriffe, deren du dich bedienen möchtest diese Ehe zu hintertreiben. Du bist noch jung, du bist schön, du bist reich, denn wenn dein Bruder Paolo noch lebte, so würde man gewiss etwas von ihm gehört haben; aber der arme Junge ist todt (Gott sei seiner Seele gnädig), so daß du, wenn du dich klug beträgst, die einzige Erbin deines Vaters werden wirst, und als solcher kann es dir an den reichsten und edelsten Jünglingen zu Bewerbern nicht fehlen. Darum schlage dir diese Grillen aus dem Kopf, die dir mehr Kummer und Verdruß machen als sie dir Nutzen bringen können.

Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, hatte Paolo beschloßen, ohne Begleitung eine Unterredung mit Catellen nachzusuchen. Er gieng also gegen Abend an ihrem Hause vorüber: da er ihrer aber nicht ansichtig werden konnte, kehrte er zu seiner Herberge zurück und mochte an diesem Tage nicht wieder ausgehen.

Lattantio, welcher Romulos Rückkunft schmerzlich erharrte, verwunderte sich sehr, als die Nacht zu dunkeln begann ohne daß Romulo nach Hause kam ihm den Erfolg seiner Bewerbung bei Catellen mitzutheilen. Als er aber einige Stunden der Nacht

vergebens gewartet hatte, ward er sehr bestürzt über sein Ausbleiben, denn er fürchtete, irgend ein Unfall möchte seinen Diener betroffen haben. Da er sich aber durchaus nicht vorstellen konnte was es wohl sein möchte, so brachte er die ganze Nacht unter mancherlei Gedanken, die seine Seele durchkreuzten, fast gänzlich schlaflos zu. Er liebte den Romulo sehr, weil er gut von ihm bedient wurde und ihn als einen verschwiegenen und wohlgesitteten Jüngling kennen gelernt, der nie im Hause mit irgend Jemand ein Wort gewechselt hatte, sondern nur auf Ausrichtung seiner Befehle bedacht gewesen, daher sein Verlust ihn unmäßig betrübte.

Von der andern Seite wünschte Catella, die den Romulo leidenschaftlich liebte, und schon seine süßen Küsse gekostet hatte, gar sehr eine vertrautere Vereinigung mit ihm; da sie ihn aber nach Gerardos Nachhausekunft heute nicht mehr gesehen hatte, denn sie hatte den Paolo für den Romulo gehalten, so begab sie sich sehr mißvergnügt zu Bette.

Nicuola unterhielt sich fast die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattantio, so daß sie vor Seufzen und unruhigem Umherwälzen weder selbst schlafen konnte noch die Pippa schlafen ließ.

Als der Morgen anbrach und Romulo nicht nach Hause kam, schickte Lattantio nach allen Seiten Boten aus, ihn aufzusuchen und überall hinzuhorchen ob man nicht wiße was aus ihm geworden sei. Bei diesen Nachforschungen fand sich Einer, welcher den Romulo genau beschrieb und versicherte, er habe gestern gesehen, daß er in das Haus der Pippa, neben der Hauptkirche, gegangen sei. Lattantio, welcher die Pippa kannte, machte sich auf diese Anzeige gegen Mittag auf den Weg und klopfte an ihre Hausthüre. Frau Pippa trat an ein Fenster, und als sie den Jüngling erkannte, verwunderte sie sich sehr, denn sie vermuthete, Lattantio habe den Aufenthalt Nicuolens in ihrem Hause in Erfahrung gebracht. Sie fragte ihn also: Was sucht ihr hier, junger Herr? Frau Pippa, antwortete er, wenn es euch nicht ungelegen wäre, so möcht ich gern zehn Worte mit euch reden. Fünf und zwanzig, entgegnete Frau Pippa, sagte Nicuolen, Lat-

tantio sei unten und stieg eilends hinab die Hausthüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein und nahm neben Pippa Platz an einem Orte, wo Nicuola ohne gesehen zu werden ihn sehen und sprechen hören konnte. Hierauf begann Lattantio: Frau Pippa, obgleich ich nie Gelegenheit gehabt habe euch einen Dienst zu leisten, der mich berechtigte von euch einen Gegendienst zu heischen, so giebt mir doch meine Bereitwilligkeit Jedermann zu dienen und eure eigene Gefälligkeit, um derentwillen ihr, wie ich weiß, von vielen angesehenen Leuten geschätzt werdet, den Muth, euern Beistand in Anspruch zu nehmen, in der Hoffnung, daß ihr meinen Wunsch erfüllen werdet, und um nicht länger bei schönen Worten stehen zu bleiben, ersuch ich euch mir zu sagen was aus dem weißgekleideten Knaben geworden ist, der euch gestern besucht hat. Er heißt Romulo, mag etwa siebzehn Jahre alt sein und hat ein hübsches, gefälliges Aeußere: er war mein Page und ist seit gestern nicht nach Hause gekommen. Ich bitt euch um die Gefälligkeit, mir Nachricht von ihm zu geben, wodurch ihr mich höchlich erfreuen und auf ewig verbinden würdet. Mein Sohn, versetzte Frau Pippa, ich dank euch für die gütige und freundliche Gesinnung, die ihr mir bezeigt und welche mir gewiss lieb und werth ist; auch schätz ich es mir zur Ehre, daß ihr mein schlechtes Haus eures Besuchs gewürdigt habt, denn ich habe mir schon lange Gelegenheit gewünscht mit euch zu sprechen und da sich jetzt diese durch eure Güte mir darbietet, so will ich sie nicht unbenutzt laßen. Um aber zuerst auf eure Anfrage zu kommen, so muß ich euch sagen, daß ich von diesem Knaben nichts weiß, noch euch Rechenschaft geben kann, denn weder gestern noch seit langer Zeit ist meines Wißens ein Knabe oder Jüngling in meinem Hause gewesen, und doch müst ich es wißen, wenn ein Solcher hier gewesen wäre. Ihr fürchtet vielleicht, versetzte Lattantio, ich möchte meinen Pagen wegen seines gestrigen Ausbleibens zur Rechenschaft ziehen; aber ich geb euch mein Wort, daß ihm nicht das Geringste zu Leide geschehen soll, wenn er mir nur sagt warum er gestern ausgeblieben ist. Bemüht euch deshalb nicht vergebens, erwiderte Frau

Pippa, denn kein männliches Wesen ist in meinem Hause, noch ist gestern eines hier gewesen; es thut mir unendlich leid, daß ich euch in dieser Sache keinen Dienst leisten kann wie ich es gerne thun würde. Während dieses Gesprächs mit Frau Pippa stieß Lattantio schwere Seufzer aus. Junger Herr, fuhr die Amme fort, ihr scheint sehr leidenschaftlich ergriffen, und Niemand würde diese heißen Seufzer sehen ohne zu glauben, daß ihr in euern Pagen mehr als billig verliebt wärt; aber da ich neulich gehört habe, daß ihr ein schönes Fräulein liebtet, so kann ich euch nicht für einen so argen Feind des schönen Geschlechts halten. Ach, entgegnete Lattantio, wollte Gott daß ich nicht liebte: ich würde heiterer und vergnügter sein als ich es jetzt sein kann; glaubt aber nicht, daß ich von meinem Pagen rede, daran denk ich nicht: ich spreche von einem Mädchen, das ich mehr als das Licht meiner Augen liebe, ja mehr als meine Seele. Und bei diesen Worten füllten ihm die heißen Thränen wider seinen Willen die Augen und einige netzten ihm die Wangen, während er selbst sich in Seufzern erschöpfte. Frau Pippa hielt dieß für eine willkommene Gelegenheit, die Ausführung eines schon längst gefaßten Vorhabens zu versuchen.

Ich weiß sehr wohl, mein Sohn, hub sie an, daß es wahr ist was ihr sagt: euer Benehmen zeigt deutlich genug wie verliebt ihr seid, und ich glaube wohl, daß eure Qualen um so heftiger sein müßen, da es keine so bittere, herbe Qual mehr auf Erden giebt als lieben und nicht geliebt werden. Denn ich weiß, daß das Mädchen, das ihr liebt, euch nicht wieder liebt, vielmehr haßt sie euch um der Liebe willen, die sie zu einem Andern trägt. Und woher wißt ihr dieß, Frau Pippa, fragte Lattantio voller Verwunderung. Fragt nicht, entgegnete sie, woher ich es weiß: genug, ich weiß sie liebt euch nicht, und erst vor wenig Monden liebtet ihr eine Andere, viel schönere; ich weiß auch, daß diese euch leidenschaftlich liebte und kann euch versichern, daß sie euch jetzt noch zärtlicher liebt als je zuvor; ihr aber liebt sie darum nicht mehr noch weniger, und gedenkt ihrer just so viel als hättet ihr

ſie nie geſehen. Wahrhaftig, ich weiß nicht was ich ſagen ſoll, erwiderte Lattantio, daß ihr die Wahrheit ſo richtig getroffen habt und in meinen Angelegenheiten ſo gut Beſcheid wißt; aber ich bitt und beſchwör euch, mir zu ſagen woher ihr wißt, daß dieſe, die ich jetzt liebe, nicht mich ſondern einen Andern liebt. Das kann ich euch nicht ſagen, verſetzte Frau Pippa, denn es ſcheint mir nicht räthlich; wohl aber muß ich euch erinnern, daß euch Recht geſchieht, da ihr Die verſchmähtet die euch liebte, und eine Andere liebt die euch nicht liebt: denn Gott läßt dieß geſchehen um euch für ſo große Sünde und Undankbarkeit zu beſtrafen, und wenn euch nichts Schlimmeres betrifft, ſo dürft ihr euch nicht beklagen. Ach, arme, unglückliche Nicuola, Wen liebſt du, Wen haſt du geliebt? Du haſt die gröſten Opfer von der Welt gebracht um die Gunſt deines Geliebten zu erwerben, und Alles war vergebens. Ihr aber, Lattantio, liebt Catellen mehr als euch ſelbſt, und ſie kümmert ſich nicht um euch. Wohlan denn, verfolgt euern Plan: ihr werdet ſchon zuletzt euern Irrthum gewahr werden und vielleicht wenn es zu ſpät iſt ihn wieder gut zu machen.

Bei dieſen Worten gerieth der Jüngling faſt außer ſich und wuſte nicht was er antworten ſollte. Nicuola ihrerſeits, die ihn ſah und hörte, wäre gern hervorgetreten um auch einige Worte über dieſen Gegenſtand hinzuzufügen, allein ſie beſchloß den Ausgang dieſes Geſprächs abzuwarten und verhielt ſich ruhig. Frau Pippa wartete eine Weile auf die Antwort des Jünglings, der ſich jetzt wie aus einem ſchweren Traum erhob und ſprach: Frau Pippa, ich will ausführlicher mit euch reden, da ich ſehe, daß ihr meine Umſtände beßer kennt als ich ſelbſt. Es iſt wahr, daß ich in Nicuola Nanni verliebt war, von der ich überzeugt war geliebt zu werden. Sie ward nachher von ihrem Vater aus der Stadt geſchickt, ich weiß nicht wohin. In der Zwiſchenzeit begann ich mich in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, zu verlieben, welche mir in den erſten Tagen geneigt zu ſein ſchien, ſich aber hernach, ich weiß nicht weshalb, ſpröde und meinen Wünſchen völlig zuwider erwies, denn ſo oft ſie an der Thüre oder ihren Fenſtern

ſteht, wenn ich durch die Straße komme, zieht ſie ſich, ſobald ſie mich ſieht, plötzlich zurück, und will weder Briefe noch Boten mehr von mir annehmen. Erſt geſtern ſchickt ich meinen Pagen hin, um eine Unterredung mit ihr nachzuſuchen; aber er iſt nicht nach Hauſe gekommen, mir Antwort zu ſagen, ſo daß ich zugleich eine Geliebte und einen guten und angenehmen Diener verloren habe. Wär er zurückgekehrt und hätte mir die Nachricht gebracht, daß ſie in ihrer gewohnten Härte verharre, ſo hätt ich mich wohl entſchloßen, ihr nicht länger zur Laſt zu ſein und mich einer Andern zuzuwenden, welcher meine Dienſte willkommener wären: denn in Wahrheit, mir ſcheint es eine große Thorheit, Der zu folgen die mich flieht, Die zu lieben die mich verſchmäht und Die zu wollen die mich nicht will.

Das iſt ein wahres Wort, hub Frau Pippa an, und gewiſs wär auch ich nicht ſo thöricht daß ich Den liebte, der mir nicht wohl wollte. Aber ſagt mir doch eure Meinung: wenn Nicuola euch noch gut wäre, ja euch mehr liebte als je vorher, was würdet ihr ſagen? Würdet ihr glauben, ſie verdiene es von euch geliebt zu werden? In der That, antwortete der Jüngling, dann verdiente ſie es wohl, daß ich ſie mehr als mich ſelber liebte; aber es kann nicht ſo ſein wie ihr ſagt, denn ſie muß nothwendig, wie ſie auch Recht dazu hat, über mich zürnen: denn da ſie mir nach ihrer Rückkunft nach Eſi mehrmals geſchrieben, kümmerte ich mich gar nicht um ſie und weiß jetzt nicht einmal wo ſie ſich aufhält, ſo lange iſts her daß ich ſie nicht geſehen habe. O, fiel Frau Pippa ein, ich weiß, daß ihr ſie noch in den letzten Tagen unendlich oft geſehen und ſehr vertraulich mit ihr geſprochen habt. Da irrt ihr euch, Frau Pippa, entgegnete Lattantio. Ich irre mich nicht, verſetzte ſie, ich muß wißen was ich ſage und ſpreche nicht aufs Gerathewohl in den Wind. Aber ſagt mir doch, wenn es wahr wäre was ich behaupte und ich es euch mit Händen greifen ließe, daß euch Nicuola mehr als jemals liebt, was würdet ihr thun? Und wenn ſie in euerm Hauſe geweſen wäre, euch gedient und Alles gethan hätte was der geringſte

Knecht thun muß, ohne je von euch erkannt zu werden, was würdet ihr davon denken? Laßt es euch nicht befremden, was ich sage und zeigt euch nicht so verwundert und erstaunt, denn die Sache verhält sich wirklich so und kann sich nicht anders verhalten als wie ich euch sage. Und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit sage, so erbiet ich mich, euch einen so unwidersprechlichen Beweis davon zu geben, daß ihr selbst meiner Meinung sein werdet. Doch zuerst antwortet mir: wenn Nicuola Alles das gethan hätte was ich euch sage, was meint ihr daß sie verdient habe?

Ihr erzählt mir Märchen und Träume, antwortete Lattantio; wenn es aber wahr wäre, so wüst ich vor Staunen nichts zu sagen als daß ich verbunden sei, sie ewig zu lieben und sie zur Gebieterin meiner Selbst zu erheben. Wohlan denn, sprach Frau Pippa und rief Nicuolen, welche sie anwies, ihre Pagenkleider mitzubringen. Nicuola, die Alles mit angehört hatte, ergriff sogleich ihre männliche Kleidung und trat mit glutübergoßenem Antlitz vor die Amme und den Geliebten. Hier, Lattantio, sprach Frau Pippa, ist eure Nicuola; hier euer Romulo, euer so heißersehnter Page, der Tag und Nacht bei euch zubrachte und aus Liebe zu euch Ehre und Leben der gröſten Gefahr aussetzte. Die ganze Welt hat sie geringgeschätzt, nur um euch sich bekümmert und ihr habt sie in so langer Zeit nicht wiedererkannt. Hierauf erzählte sie ihm die ganze Geschichte der Verwandlung des Mädchens in einen Pagen und fragte dann: Was sagt ihr nun? Lattantio stand wie besinnungslos da, starrte Nicuolen an und glaubte zu träumen: er wuste nicht was er davon sagen solle, daß sie in Knabentracht so lange bei ihm gewesen sei: endlich aber faßte er sich, erwog die Grausamkeit Catellens (die sich mit Nicuolen in der Schönheit nicht vergleichen durfte), die Liebe und Güte der Andern, die Gefahr, welcher sie sich im Uebermaß der Leidenschaft ausgesetzt, und sprach fast zu Thränen gerührt: Nicuola, ich will mich nicht in den Irrgarten der Entschuldigungen und Märchen verlieren; aber wenn ihr so gesinnt seid wie Frau

Pippa versichert, so bin ich bereit, so bald es euch beliebt euer Gatte zu werden.

Nicuola, die auf der Welt nichts sehnlicher wünschte und eine Wonne empfand, für die ihr Busen kaum Raum hatte, stürzte sich zu seinen Füßen und sprach: Mein Gebieter, da ihr geruhen wollt, mich für die eurige anzunehmen, so bin ich bereit euch ewig zu dienen, denn in allen Dingen soll mein Wille der eurige sein. Hierauf zog Lattantio einen Ring vom Finger und erklärte Nicuolen in Gegenwart der Pippa für seine rechtmäßige Gemahlin. Damit aber, fügte er hinzu, unsere Vermählung mit mehr Anstand und Feierlichkeit begangen werde, will ich gleich nach Tische zu deinem Vater gehen und dich zum Weibe begehren und ich darf hoffen, daß er ohne Widerspruch einwilligen wird: dann wollen wir unsere Hochzeit festlich begehen.

Hierauf entfernte sich Lattantio und gieng zu Tische. Nach der Malzeit begab er sich zu Nicuolens Vater. Nicuola aber verfügte sich mit Frau Pippa nach ihrem elterlichen Hause, wo sie von ihrem Vater fröhlich empfangen ward.

Paolo hatte kaum zu Mittag gespeist als er die Herberge verließ und sich ganz allein nach dem Hause Catellens aufmachte. Schon aus der Ferne sah er den Gerardo das Haus verlaßen und ich weiß nicht wohin gehen. Kaum war Gerardo fort als Catella sich an dem Fenster zeigte und den Paolo erblickte. Sie hielt ihn für Romulo und winkte ihm, da er näher gekommen war, einzutreten. Um sich über diese seltsamen Dinge Aufklärung zu verschaffen, betrat er das Haus und sogleich stieg Catella die Treppe herab, küßte und umarmte ihren vermeintlichen Romulo auf das Zärtlichste und sprach: Mein süßes Leben, aller meiner Gedanken einziges Ziel, du machst dich auch gar so selten. Du bist mir so gut nicht als ich dir bin: ich habe dir erst vor zwei Tagen mein Herz erschloßen und daß ich keinen andern Gemahl als dich begehre. Laß uns hierunten in diese Kammer treten. Hierauf befahl sie dem Mädchen, auf die Rückkunft des Herrn Acht zu haben und ihr Nachricht davon zu geben.

Dann überhäufte sie den Paolo mit heißen Küssen, flüsterte ihm die süßesten Worte zu und schien, indem sie ihn neckend und scherzend auf die Lippen biß, in seinen Armen vergehen zu wollen. Er, der eben nichts weniger als albern war und wohl sah, daß er mit einem Andern verwechselt werde, zeigte sich ganz entbrannt vor Begierde, verstummte im Uebermaß der Liebesglut und küßte sie vielmals unter tiefen Seufzern. Süßes Leben, sprach Catella, ich wollte du entledigtest dich ganz deines Herrn, damit wir so oft es uns beliebte beisammen sein könnten. Sorgt deshalb nicht, antwortete Paolo, ich will schon Mittel finden mich von ihm los zu machen. Wohl, süßes Leben, sprach Catella und schloß ihn unter Küssen immer fester an ihr Herz. Paolo, der ein feuriger Jüngling und nicht übel geneigt war, ihre Wünsche zu befriedigen, drückte die Hände zärtlich an ihre Brüste, und als er sah, daß sie sich nicht spröde zeigte, begann er dem letzten Ziel aller verliebten Wünsche allgemach näher zu dringen. Darüber kam Gerardo zurück und trat in das Haus. Als er an der Kammer vorbeikam, wo die vom Turnier ermüdeten Liebenden sich auf eine Bank niedergelaßen hatten und sich in süßen Gesprächen ergiengen, hörte er drinnen reden und rief: Wer ist da? Dieß rufen und mit dem Fuß wider die Thür stoßen, daß sie aufflog, war Eins.

Als er den Paolo bei der Tochter erblickte, hielt er es auf den ersten Blick für entschieden, daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in welche er, wie bereits erwähnt, heftig verliebt war. Alsbald verließ ihn der Zorn, in welchen er gerathen war, da er einen Mann bei Catellen zu finden geglaubt hatte: er faßte den Paolo ins Auge und je mehr er ihn betrachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß er Nicuolen vor sich habe. Catella, die beim Erscheinen ihres Vaters fast vor Schrecken gestorben war, und Paolo, der an allen Gliedern zitterte, warteten, als sie sahen, daß der Alte sich beruhige und ohne ein Wort zu sprechen dastehe, mit gefaßterm Muthe den Ausgang der Sache ab. Es ist schon bemerkt worden, daß Paolo und Nicuola, seine Schwester,

sich so ähnlich sahen, daß es selbst Dem, der sie näher kannte, die gröste Mühe kostete das Mädchen von dem Jüngling zu unterscheiden. Nachdem Gerardo den Paolo eine Zeitlang mit der gröſten Verwunderung betrachtet hatte, hielt er sich, da er wuste Ambrogios Sohn sei verschollen, völlig überzeugt, daß Nicuola sich als Mann gekleidet habe und sprach zu Paolo: Nicuola, wenn ich nicht wüste wer du bist, so versichere ich dich, daß es dir übel ergehen sollte. Dann wandte er sich zu Catella und befahl ihr hinaufzugehen, Nicuolen aber unten zu laßen: er werde eine beßere Gesellschaft für sie abgeben. Catella entfernte sich und schätzte sich glücklich, noch so davon gekommen zu sein, da sie der Vater weder geschlagen noch gescholten hatte; aber sie wuste es sich gar nicht zu erklären, warum er ihren Geliebten Nicuola nenne. Paolo seinerseits fürchtete, der Alte beabsichtige ihm zu thun wie Er seiner Tochter gethan hatte und sprach bei sich selbst: Dieser thörichte Alte möchte wohl gern auf Holzwegen wandeln, aber er wird übel ankommen. Als sich Catella entfernt hatte, hub Gerardo an: Meine süße Nicuola, was ist das für eine Tracht, in der ich dich erblicke? Wie erlaubt es dein Vater, daß du so allein gehen darfst? Sage mir doch was du hier gewollt hast? Kamst du vielleicht zu sehen wie ich das Haus in Ordnung halte und wie ich lebe? Erst vor zwei Tagen sprach ich mit deinem Vater, da er just nach Esi zurückkam, und als ich ihn bat, sich zu entscheiden ob er mir deine Hand zusagen wolle oder nicht, sagte er, er werde darüber nächstens mit mir sprechen. Ich versichere dich, du sollst es gut bei mir haben: das ganze Haus soll unter deinen Befehlen stehen.

Während dieser Anrede des Alten dachte Paolo bei sich selbst: Sonderbar, das ist nun das zweite Mal, daß ich mit einem Andern verwechselt werde. Die Tochter dieses Alten hält mich für ihren Geliebten, Namens Romulo, und Er denkt, ich sei meine Schwester. Aber wenigstens ist seine Tochter nicht ganz im Irrthum. Gerardo wiederholte ein Mal über das andere: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sage mir was du beschließest, so will

ich für das Uebrige sorgen. Hiemit wollte er sie küssen, aber Paolo stieß ihn zurück und sprach: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater und laßt mich gehen, denn ich weiß selbst nicht wie ich hieher gekommen bin. Der Alte, der ihn noch immer für Nicuola hielt, entgegnete: Wohlan denn, so geh, ich werde mit deinem Vater sprechen und schon Alles ins Reine bringen.

Paolo entfernte sich und begab sich sofort in das Haus seines Vaters, wo er den Lattantio antraf, der bereits um Nicuolen angehalten, welche ihm Ambrogio, der ihn als einen reichen und edeln Jüngling kannte, auch sofort zugesagt hatte. Als Paolo in das Haus trat, meinte Lattantio bei seinem Anblick zu erstarren, und hätt Ambrogio nicht in demselben Augenblicke seine Hand in die seiner Tochter gelegt, so würd er geschworen haben, es sei Nicuola. Es ist unmöglich, die grenzenlose Freude zu beschreiben, die den Ambrogio bei der unerwarteten Zurückkunft des längst todt geglaubten Sohnes beglückte, und seine Wonne war um so lauterer als er nicht bloß ihn wieder gewonnen, sondern auch die Tochter ehrenvoll vermählt hatte. Die Liebkosungen und Freudenbezeugungen des glücklichen Doppelpaars wollten nicht enden. Als die Abendmalzeit aufgetragen ward, kam noch Gerardo hinzu. Als er Nicuolen mit Lattantio scherzen und den Paolo, den er für Nicuola gehalten hatte, mit dem Vater sprechen sah, sprach er wie außer sich: Gott steh mir bei! Ich weiß nicht ob ich träume oder was mit mir vorgeht. Er faltete die Hände und blieb eine Weile vor Verwunderung stehen. Paolo, dem Catellens süße Küsse das gröste Vergnügen gewährt hatten, bat seinen Vater, daß er ihm die Gnade erweise, ihn mit Gerardos Tochter zu vermählen. Ambrogio, dem diese Verschwägerung sehr vortheilhaft schien, erklärte hierauf dem Gerardo, daß er seine Nicuola dem Lattantio zur Ehe gegeben, und bat ihn, Catellen mit seinem Sohne Paolo zu vermählen, so daß auch dieses zweite Bündniß sogleich zu Stande kam, und Ambrogio die Freude hatte, den Sohn gegen alle Erwartung reich und gut versorgt wiederzufinden

und zugleich die Tochter glücklich vermählt zu sehen. Paolo ließ seine Dienerschaft und sein Gepäcke aus dem Gasthause abholen, behielt einige der Diener für sich und befriedigte die Uebrigen, welche er verabschiedete, vollkommen. Alle waren voller Freuden außer Gerardo, der Nicuolen zu besitzen gewünscht hatte; indes beruhigte er sich zuletzt. Die beiden Liebenden lebten mit ihren Frauen noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

3. Zur Sagenvergleichung.

Wir nehmen dieſe Stücke, die beiden Veroneſer und Was ihr wollt, hier zuſammen, weil die Novelle Bandellos, welcher Shakſpeare in Was ihr wollt folgte, dem Spanier Montemayor den Stoff zu einer Epiſode ſeines Schäferromans von der verliebten Diana geliehen hat, welche wiederum von Shakſpeare in den beiden Veroneſern benutzt wurde, ſo daß Bandellos Novelle als Grundlage zweier Stücke Shakſpeares zu betrachten iſt.

Bandellos Novellen waren ſchon 1554 erſchienen: Montemayors Diana, die 1560 in ſieben Büchern gedruckt ward, konnte alſo die Erzählung des Italieners benutzt haben. Daß und wie dieß geſchehen iſt wird dem Leſer die eigene Vergleichung der Felismene (XII) mit Bandellos Novelle (XIII) ergeben. Wie es ſcheint, beabſichtigte Montemayor ſich ſeinem Vorbilde noch näher anzuſchließen als es geſchehen iſt, wenigſtens deutet die Einleitung der Erzählung Felismenens darauf, daß ihr Zwillingsbruder, deſſen Name uns nicht genannt wird, die übelangebrachte Leidenſchaft Celiens für die unter dem Namen Valerio verkleidete Felismene befriedigen ſollte wie Paolo bei Bandello Catellen entſchädigt. Zwar läßt Montemayor Celien in Verzweiflung über die Unempfindlichkeit des Pagen ſterben; aber vielleicht hatte er dabei eine andere Novelle Bandellos (Vgl. X. zu Viel Lärmens um Nichts) im Sinn und wollte ſie wie Fenicien wieder aufleben laßen und dann mit dem Zwillingsbruder Felismenens vereinigen. Allerdings gedenkt Montemayor der Aehnlichkeit der Zwillingsgeſchwiſter nicht; vermuthlich aber wollt er aus Gründen nicht zu früh darauf hinweiſen: auch wird ſie ja ſchon ſtillſchwei-

gend bei Zwillingen vorausgeſetzt. Montemayors Diana ward zuerſt von dem Arzt Alonſo Perez von Salamanca (1564) und dann von Gil Polo (1574) fortgeſetzt, welchem letztern Cervantes noch größere Lobſprüche ertheilt als dem Montemayor ſelbſt. Keiner von dieſen Fortſetzern hat aber die Intention Montemayors aufgegriffen, Celia bleibt todt und Felismenens Bruder erfüllt die Beſtimmung nicht, um derentwillen Montemayor ihn eingeführt zu haben ſcheint.

Wenn Montemayor hienach durch ſeinen frühen Tod genöthigt ward, dem Leſer einen wichtigen Theil der Erfindung Bandellos vorzuenthalten, ſo gieng Shakſpeare (der wohl ſchwerlich die erſt im November 1598 im Druck erſchienene vollſtändige engliſche Ueberſetzung Montemayors anders als in der Handſchrift benutzt haben wird, da ſelbſt Malone die beiden Veroneſer ins Jahr 1595 ſetzt) in dieſem Luſtſpiel noch weiter, indem er zwar die Geſchichte Felismenens (Juliens) von dem Briefe des Don Felis (Proteus) und ihrem Streit mit dem Kammermädchen an bis zu der Untreue des Felis (dem Felismene als Page verkleidet dient und für ihren Geliebten und Herrn um eine Andere wirbt) nach Montemayors Epiſode wiedergiebt, dagegen aber noch mehr von der Erzählung Bandellos unterdrückt, da Silvia (Celia, Catella), deren Herz ſchon für Valentin eingenommen iſt, ſich nicht in den Pagen verliebt. Aber gerade der hier unterdrückte Theil der Novelle Bandellos iſt es, welcher den Hauptgegenſtand ſeines ſpätern Was ihr wollt ausmacht, wogegen hier der erſte Theil von Bandellos Erzählung mangelt, indem wir von der frühern Liebe des Herzogs zu Viola nichts erfahren. Bei dem ſchon an ſich ungerechten Tadel, womit die engliſchen Kritiker den Dichter wegen dieſes Verſchweigens belegen, ſollte wohl auch in Betracht kommen, daß Shakſpeare ſich zu wiederholen vermeiden muſte.

1) In den beiden Veroneſern hat Shakſpeare die Epiſode Montemayors mit einer andern davon völlig verſchiedenen Handlung höchſt kunſtreich zu verbinden gewuſt, indem Proteus, da er ſeiner Geliebten untreu wird, zugleich an einem Freunde

Verrath übt. Das Verhältniſs der beiden Freunde zu einander und zu Silvia, die ſchon in ſeinem Namen angedeutete Wandelbarkeit des Proteus, der einer unerwiederten Neigung willen den Freund hintergeht, im Gegenſatze mit der großmüthigen Treue Valentins, der ſelbſt dem als treulos erkannten Freunde ſeine zärtlichſt erwiederte Liebe noch zum Opfer bringen will, bildet den Hauptgegenſtand dieſes Luſtſpiels, welchem die Liebe Juliens zu Proteus nur zur epiſodiſchen Nebenhandlung dient. Die Quelle, welcher Shakſpeare jenes Hauptthema entlehnte, war vermuthlich eine der zahlreichen Behandlungen der Freundſchaftsſage, die in ihrer deutſchen Geſtaltung immer die Colliſion der Freundſchaft mit der Liebe zum Gegenſtand hat. Welche derſelben ihm zunächſt vorſchwebte, können wir nicht entſcheiden, da die Quelle dieſes Theils ſeines Luſtſpiels noch nicht entdeckt iſt. Tieck vermuthet ſie (Deutſches Theater I. S. XXVII) ohne gewichtige Gründe in einem ältern engliſchen Schauſpiel, wovon ſich in einer altdeutſchen Tragödie von „Julie und Hypolito" eine Nachahmung erhalten haben ſoll. Es könnte auch ſein, daß Shakſpeare hiebei keinem beſtimmten Vorbilde gefolgt wäre und nur aus ſeiner allgemeinen Bekanntſchaft mit dieſem Ideenkreiſe angehörigen Dichtungen und Volksbüchern, noch mehr aber aus ſeinem eigenen Buſen, geſchöpft hätte; indeſſen erinnert der Anfang des Luſtſpiels, wo Valentin an den Hof des Kaiſers ziehen will (wofür freilich nachher immer der Herzog von Mailand genannt wird) und ſich dann in die Tochter ſeines Herrn verliebt, ſehr beſtimmt an Amicus und Amelius, eine der berühmteſten Freundſchaftsſagen, die vielleicht der von Shakſpeare benutzten Novelle zum Grunde lag. Ich habe ſie in meinem Armen Heinrich (Berlin 1830) S. 57—76 nach den bewährteſten Quellen mitgetheilt. Die Rolle des falſchen Harderich, an deſſen Stelle zuerſt Thurio ſteht, führt aber hier Proteus weiter, bei dem von nun an die Liebe über die Freundſchaft ſiegt, während Valentin nicht aufhört, ſich als das Muſter aller Freunde zu betragen. Vermuthlich hat Tieck in ſeinem zweiten Theil des Dichterlebens (Novellenkranz

auf das Jahr 1831) besonders an dieses Lustspiel gedacht, da er den Dichter mit seinem Freunde Southampton eben so Schmerzliches erleben läßt, als dem Valentin dort mit Proteus begegnet. Wohl mochte Shakspeare in den beiden Veronesern Erlebtes dargestellt haben; die Dichtung dieses Lustspiels fällt aber in eine frühere Periode als das Erlebniss mit dem Grafen. Wie sehr indes Shakspeare in dem Gedanken- und Gefühlskreise der Freundschaft heimisch war, beweist sein herrlicher Kaufmann von Venedig, der uns für das Schönste gilt was je von Freunden gedichtet worden.

Malone gedenkt in einer Note zu Was ihr wollt einer 1563 erschienenen Ekloge des Barnaby Googe und vermuthet, daß sie Shakspeare in diesem Stücke benutzt habe. Allein dieß ist nicht viel mehr als eine versificierte Nachahmung der Episode Montemayors, wie man aus den Versen:

> He had a page, Valerio named,
> Whom so much he did truste *etc.*

deutlich ersieht, denn Felismene nannte sich als Don Felis Page Valerio. In Was ihr wollt hielt sich aber Shakspeare mehr an die Novelle Bandellos.

Wie schon Steevens und später Dunlop (III. 219) bemerkten, hat denjenigen Scenen der beiden Veroneser, wo Valentin sich mit den Räubern verbindet und ihr Anführer wird, eine Stelle in Sidneys Arcadia zum Vorbild gedient, wo dem Pyrocles ein Gleiches begegnet. Die Aehnlichkeit schien uns indessen nicht erheblich genug, um noch einen zweiten Abschnitt dieses Schäferromans aus dem Zusammenhang zu reißen, wozu wir bei König Lear wichtigere Veranlaßung haben werden.

2) Unsere Novelle des Bandello (II. 36) lernte Shakspeare nach der gemeinen Meinung seiner englischen Erklärer aus einer wieder verloren gegangenen englischen Bearbeitung der siebenten Erzählung im vierten Buch von Belleforests Histoires tragiques extraites des oeuvres du Bandel, kennen. Die Existenz

einer solchen ist aber wieder nicht nachzuweisen. Wenn Dunlop II. 464 vermuthet, Bandello habe aus Cinthios achter Novelle der fünften Decade geschöpft und III. 171 hinzufügt, auch Montemayor habe nächst unserer Novelle Bandellos jene des Cinthio benutzt, so muß man dagegen einwenden, daß Cinthios Hecatommithi, wenn auch früher als Bandellos Novellen geschrieben, doch später im Druck erschien, und daß sich in Montemayors episodischer Erzählung Felismenens nicht die geringste Spur einer Bekanntschaft mit Cinthios Novelle verräth. Wohl aber möchte Shakspeare dieselbe gekannt und benutzt haben. Diese Novelle, deren Verwickelung ebenfalls auf der Aehnlichkeit zweier Zwillingsgeschwister beruht, spielt wie Was ihr wollt in Illyrien und beginnt mit einem Schiffbruch, in welchem ein aus Neapel flüchtiger Edelmann und seine Frau von einander und von ihren beiden Kindern getrennt werden. Nachher ereignen sich mit den letztern, welche sich bald in Frauen- bald in Mannestracht kleiden, ähnliche Verwechselungen wie die bei Bandello und Shakspeare. Der Schiffbruch in dieser Einleitung der Novelle Cinthios dauchte Shakspearen mit Recht ein geschickteres und poetischeres Vehikel, die Trennung der beiden Geschwister herbeizuführen, als die Einnahme Roms bei Bandello. Auffallend ist es aber, daß er auch in den Irrungen, einem frühern, nach Plautus bearbeiteten Stücke, einen Schiffbruch zum Mittel gebraucht hat um die ähnlichen Zwillingsbrüder von einander und von ihren Eltern zu trennen. Wir haben indes Cinthios Novelle dieser geringfügigen Aehnlichkeit wegen nicht mittheilen wollen, da Shakspeare sich in allem Uebrigen ganz an Bandello gehalten hat und nur noch Antonios Mißgriff, da er von Violen den Beutel zurückfordert, den er dem Sebastian gegeben hat, eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Momente in Cinthios Novelle darbietet, wo der Veloneser seinen entlaufenen Pflegesohn in dessen verkleideter Schwester zu erkennen glaubt und diese zur Haft bringen läßt. Was Bandellos Novelle betrifft, so wird man über die Freiheit der italienischen Sitten erschrecken, die einem Bischof, denn das war Bandello seit 1550,

solche Schilderungen erlaubte wie die, welche wir S. 150 unterdrückt haben. Davon abgesehen hat aber die reiche Erfindung der Novelle große Verdienste, obgleich die Darstellung mangelhaft und der erste lange Besuch der verkleideten Nicuola bei Frau Pippa völlig müßig ist.

Wenig scheint Shakspeare der Novelle des Barnabe Riche: Apolonius und Silla, welche Delius auszieht und Payne Collier als Shakspeares Quelle in seiner Shakespeares Library abdrucken ließ, entnommen zu haben. Doch ist Apolonius Herzog wie Orsino bei Shakspeare, Julina seine Geliebte Wittwe wie Olivia ihren Bruder betrauert; im Uebrigen geht offenbar auch Riche von Bandellos Novelle oder einer ähnlichen Erzählung aus. Der Name Silvio, den bei Riche sowohl Viola als ihr Bruder Sebastian führt, kehrt in den beiden Veronesern als Silvia wieder, aber nicht bei der entsprechenden Person. Ueber die beiden italienischen Lustspiele, die Inganni und die Ingannati, welche Shakspeare außerdem noch benutzt haben mag, findet man nähere Auskunft Blätter für lit. Unterhaltung 1842 Nr. 34.

Eine epische Grundlage ist der Novelle nicht ganz abzusprechen, obgleich sie nicht gleich in die Augen fällt. Der Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht zu gedenken, ist Lattantios Vergeßen Nicuolens ein ganz sagenhafter Zug, der in Märchen und Volksdichtungen unendlich oft wiederkehrt, wobei wir nur an Sigurd und K. Duschmanta erinnern. Meistens wird in der Sage ein solches Vergeßen, wenn nicht durch einen Kuss durch einen Trank bewirkt, welcher hier fehlt, den aber Montemayor mit umgekehrter Wirkung wieder eingeführt hat, indem Don Felis durch einen Zaubertrank von der Leidenschaft zu Celien geheilt und seiner Felismene zurückgegeben wird. Derselbe Trank kann aber wie in Montemayors Diana auch lethéisch wirken, wie ja auch Don Felis nur Celiens zu vergeßen braucht um sich Felismenens wieder zu erinnern. Der häufige Gebrauch, welcher in der Diana von diesem Trank gemacht wird, erinnert lebhaft an Shakspeares Sommernachtstraum, wo der auf die Augenlieder des Schla-

senden geträufelte Saft einer Blume in das erste Wesen verliebt macht, das dem Erwachenden ins Auge fällt, auf welcher Bezauberung die ganze Mechanik des Lustspiels beruht. Viel stärker klingen aber die deutschen und italienischen Märchen hier an, wo die vergeßene Braut den verschwundenen Geliebten wieder aufzusuchen die Welt durchmißt und bei Sonne, Mond und Sternen nach ihm fragt, wie Felismenen auferlegt ward von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So sucht auch im Malegis, M. Volksbücher XII, 245 ff., Oriande nach dem Geliebten bis sie endlich am Grabe des h. Patricius in dessen Fegefeuer Auskunft über ihn erhält, was an die aus der Unterwelt zu erholenden Orakelsprüche, deren früher gedacht wurde, erinnert. Es braucht kaum angemerkt zu werden, daß Freyjas oder Holdas Suchen nach dem verschwundenen Gemahl, dem sie goldene Thränen nachweint, hier zu Grunde liegt. Vgl. Handb. der d. Mythologie S. 197 (§. 73) S. 370 (§. 114).

Auch der Entschluß Nicuolens, bei dem untreuen Geliebten als Page verkleidet Dienste zu nehmen, begegnet nicht selten in Märchen in genauer Verbindung mit jenem Vergeßen. In dem deutschen Märchen von den zwölf Jägern (Grimm I. Nr. 67) tritt die vergeßene Braut des Königssohns mit eilf andern Mädchen als Jäger verkleidet in dessen Dienst: „Nun geschah es, daß sie auf der Jagd waren und die Nachricht kam, die neue Braut des Königssohns wär im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that es ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und wie er ihr recht ins Gesicht sah, erkannte er sie.“ Ganz so fällt in den beiden Veronesern Julie in Ohnmacht als der großmüthige Valentin sich erbietet, dem Proteus, dem sie als Page dient, Silvien abzutreten. Als sie befragt wird was ihr fehle, spricht sie von dem Ringe, den Proteus sie beauftragt hatte, Silvien zu geben, zeigt

aber statt dessen jenen andern, den ihr einst Proteus geschenkt hatte. Da Proteus diesen Ring erblickt, erkennt er sie, wird von ihrer Treue gerührt und wendet ihr sein Herz wieder zu, so daß diese Episode des Lustspiels ganz wie das Märchen schließt. Weder bei Bandello noch bei Montemayor fand Shakspeare diesen Schluß, und es wäre höchst wunderbar, wenn er ohne das Märchen zu kennen den alten Ausgang der Geschichte wieder neu erfunden hätte. Wahrscheinlicher ist aber, daß sowohl ihm als dem Bandello dieß Märchen bekannt war, und wie dieser von ihm ausgieng, jener zu ihm zurückkehrte. Schwerer würde es sein, dem Bandello die Quelle des Zuges nachzuweisen, daß die neue Geliebte des untreuen Liebhabers sich in die verkleidete erste Braut ihres Anbeters vergafft und durch den Zwillingsbruder des verkleideten Mädchens entschädigt wird. In den beiden Veronesern ließ aber Shakspeare diese Erfindung Bandellos weg und daher kommt es, daß die Geschichte von Proteus und Julien in diesem Lustspiel dem Märchen so täuschend ähnlich sieht.

Bei Montemayor haben auch die drei Nymphen der Diana, welchen Felismene ihre Geschichte erzählt, und welche sich dann ihrer annehmen, die ursprünglich mythische Natur noch nicht ganz abgestreift: sie waren wohl mit den drei Schwestern der deutschen, den tria fata der keltischen Mythologie ursprünglich identisch. Eine jener drei Nymphen, Dorida, bringt am Schluß den Zaubertrank herbei, der dem bethörten Felis Leben und Gedächtnifs wiedergiebt. Vielleicht war sie die zu Grunde liegende Göttin, die sich in jenen Nymphen nur verdreifachte; neben ihr erscheint aber noch Felicia, die wir der deutschen Frau Saelde vergleichen dürfen, die als „Felicia Sibyllenkind" im Wartburgkrieg vorkommt (vgl. auch Handb. der d. Myth. 286 §. 90) und neben ihr Juno, für die bei Montemayor Diana eintritt. Wenn aber im Wartburgkrieg Juno, Felicia und Sibylle an jene drei Schwestern erinnern könnten, von denen in unserm Auszug aus Montemayor nur eine (Dorida) mit Namen genannt wird (die beiden andern heißen Cintia und Polidora), so tritt hier Felicia neben ihnen als ihre Gebieterin auf, und zwar in

dem Tempel der Diana, die wohl nur wieder die zu Grunde liegende, in jenen dreien vervielfältigte Göttin bedeuten wird, die bald Venus, bald Juno, bald Diana genannt iſt. Juno und Felicia Sibyllenkind erſcheinen im Wartburgkrieg im hohlen Berge, alſo in der Unterwelt, die, wie wir wißen, Orakelſprüche zu ſpenden pflegte. Erſt jetzt erklärt ſich aber der Name Sibyllenkind, ſeit wir aus Hrn. v. Reumonts Aufſatz: „Der Venusberg in Italien“ (Beil. zur Allg. Zeitung 1870 Nr. 100) wißen, daß die dem deutſchen Venusberg entſprechenden Berge von Norcia Sibyllenberge heißen.

XIV.

Zu

Pericles Fürſt von Tyrus.

1. Gesta Romanorum 1497. cap. 153.
2. Ein ſchöne Hiſtory, vom König Appolonius, wie er von ſeinem Lande vertrieben, Schiffbruch und mancherlei unglück erlitten, und doch endlich durch Glück wider in ſein Landt kommen iſt. 1556.

1. Apollonius von Tyrus.

König Antiochus regierte in Antiochia, welche Stadt von ihm den Namen hat, und zeugte mit seiner Gemahlin eine Tochter von wunderlieblicher Gestalt, welche, da sie ihre mannbaren Jahre erreicht und an Schönheit immer zugenommen hatte, von vielen Prinzen königlichen Geblüts unter Anerbietung unschätzbarer Morgengabe zur Ehe begehrt wurde. Während aber der Vater mit sich zu Rathe gieng, welchem er seine Tochter am Liebsten zum Weibe geben wolle, weiß ich nicht von welchen unnatürlichen Gelüsten und scharfen Flammen er entzündet ward seine Tochter mehr zu lieben als einem Vater geziemt; jedoch loderte diese sträfliche Begierde so mächtig in ihm auf, daß sie mit der Scham in einen harten Kampf gerieth, in welchem die Begierde den Sieg davon trug.

Eines Tages trat er in die Kammer seiner Tochter und befahl ihrer Dienerschaft, sich zu entfernen, indem er eine geheime Unterredung mit ihr zu haben wünsche. Als er sich hierauf mit ihr allein befand, reizte ihn die Wuth seiner Begierde so kräftig, der Tochter Gewalt anzuthun, daß sie dem bösen Willen des Vaters nicht widerstehen konnte, sondern gezwungen ward ihm zu willfahren.

Als sie wieder allein war und ihrer That nachdachte, trat ihre Meisterin ein und fand sie mit weinenden Augen. Warum, meine Theure, frug sie, trauerst du so? O Allerliebste, versetzte die junge Königin, in dieser Stunde sind zwei edle Namen von mir entwichen. Welche meinst du? frug die Meisterin. Keuschheit, versetzte die Königin, und kindliche Liebe, die ich beide verloren hab eh ich einem Gemahl getraut bin. Da gerieth die

Meisterin außer sich vor Schrecken und frug zitternd: Und welcher Teufel war so verwegen, dein königliches Bette zu schänden? Die Gottlosigkeit, entgegnete die Königstochter. Und warum entdeckst du es nicht deinem Vater? frug die Meisterin wieder. Wenn du mich recht verstehen kannst, versetzte die junge Königin, so ist der väterliche Name an mir zu Schanden geworden; mir bleibt keine andere Hülfe als der Tod. Da die Meisterin dieß hörte und sah wie ihr Pflegling im Bewustsein der begangenen Sünde sich selbst zu tödten begehre, bestrebte sie sich ihr Trost zuzusprechen um sie vor Selbstmord zu bewahren.

Der gottlose König bemühte sich indes vor seinem Hofgesinde den zärtlichen Vater gegen die Tochter zu spielen, damit sein öfteres Aus- und Eingehen zu ihr keinen Argwohn errege. Während er ihr aber zwischen seinen vier Pfählen heimlich einen Gemahl verschafft hatte, sann er auf eine neue Bosheit, womit er die Freier seiner Tochter vertreiben möchte, um selbst ihres ungestörten Besitzes genießen zu können. Er ließ daher bekannt machen, Wer seine Tochter zum Gemahl begehre, der müße zum Beweise, daß er Weisheit und Einsicht genug besitze um dereinst nach seinem Tode sein Nachfolger im Reiche zu werden, ein Räthsel lösen, das er ihm vorlegen werde; wer sich aber dessen unterfange und die Lösung nicht finde, des Haupt sei dem Schwerte verfallen. Dieß ließ er mit großen Buchstaben ans Thor schreiben.

Die unerhörte Schönheit der Prinzessin verleitete viele stolze Fürsten und Königssöhne um sie zu werben; wenn sie aber auch durch ihre Weisheit die Lösung des Räthsels fanden, ließ ihnen der König, als hätten sie den rechten Sinn verfehlt, das Haupt abschlagen und auf die Zinnen der Thore stecken, damit die ankommenden Freier das Bild des Todes erblickten und von Furcht ergriffen, von der Werbung abständen.

Während er diese Grausamkeiten verübte, erhub sich ein Jüngling, Apollonius geheißen, ein gewaltiger König von Tyrus und Sidon, dem viel Kunst und Wißenschaft von seinen weisen Meistern überliefert worden. Ohne Ahnung von der Bosheit und

Treulosigkeit des Antiochus, fuhr er über Meer nach Antiochia, trat hinein zu dem Könige, grüßte ihn und warb um seine Tochter. Als der König hörte was er nicht zu hören wünschte, sah er den Jüngling an und frug: Kennst du nicht die Bedingungen der Werbung? Ich kenne sie und las sie an der Pforte, gab Apollonius zur Antwort. Wohlan denn, sprach der König zornig, so vernimm das Räthsel und lös es, wenn dir dein Leben lieb ist:

Vom Fleisch der Mutter speis ich mich
Mir selber Mutter sicherlich;
Mein Vater ist zugleich mein Sohn
Und buhlt um meinen Minnelohn.
Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
Doch wie er kose meinen Leib,
Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir würd und Enkel sein.

Der Jüngling vernahm die Frage des Königs und gieng eine Weile bei Seite, sich zu bedenken: sein Scharfsinn und die Gnade Gottes standen ihm bei, daß er die wahre Auslegung fand; darauf trat er zu dem Könige und sprach: Großer König, du gabst mir das Räthsel; vernimm nun die Lösung: Vater, Mann und Sohn in einer Gestalt und Mutter, Tochter und Weib in der andern, deutet auf eine Todsünde, deren Urheber ich aus Schonung zu nennen vermeide; willst du aber, daß ich deutlicher sprechen soll, so bin ich auch dazu bereit.

Als der König die Lösung des Räthsels vernahm und fürchtete, der Jüngling werde seine Schande kund machen, sah er ihn mit zornglühenden Blicken an und sprach: O wie weit ist deine Auslegung von der Wahrheit! Du bist auf ganz falscher Spur und hast das Leben verwirkt; doch will ich dir noch dreißig Tage Bedenkzeit geben. Kehr in deine Heimat zurück, und wenn du dann die rechte Auslegung gefunden hast, so komm wieder hieher und ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; wo nicht, so fällt dein Haupt unterm Schwerte.

Ueber diese Worte bestürzt gieng Apollonius mit seinem Gefolge zurück nach dem Schiffe und segelte heim nach Tyrus. Aber kaum war er abgefahren, so berief Antiochus seinen Hofmeister Thaliarchus und sprach zu ihm: O getreuer Thaliarchus, einziger Vertrauter meines Herzens und meiner geheimsten Gedanken, wiße, daß Apollonius von Tyrus die Lösung meines Räthsels gefunden hat. Besteig also schleunigst ein Schiff, verfolge ihn so lange bis du ihn findest, und richte ihn mit Schwert oder Gift vom Leben zum Tode. Wenn du zurückkehrst, sollst du reichlichen Lohn empfangen. Thaliarchus gehorchte, bemannte ein Schiff, versah sich mit Gold und großem Gut und fuhr nach der Heimat des Jünglings.

Apollonius kam aber früher an, gieng in sein Haus, erschloß einen Schrein und schlug alle seine Bücher nach, konnte aber keine andere Auslegung finden als die er dem Könige gesagt hatte. Da sprach er zu sich selbst: Der König brennt in unkeuscher Liebe zu seiner Tochter; ich habe sein Räthsel gelöst und doch den Lohn nicht erhalten: er wird mir vielmehr nach dem Leben stehen, weil ich seine Schande durchschaute. Darum beßer vor ihm geflohen als gestorben. Er ließ also seine Schiffe bereiten und mit hunderttausend Malter Korns beladen; auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und kostbaren Gewändern mit und fuhr mit wenigen seiner getreusten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus der offenen See entgegen.

Am andern Morgen ward er von seinen Bürgern gesucht und nirgend gefunden; allgemeine Klage erscholl über das Land, weil der geliebte Fürst und Gebieter verschwunden war. Die ganze Stadt ergriff Unmuth und Verzweiflung, denn die Tyrier hatten ihn so sehr geliebt, daß sie ein Verbot ausgehen ließen, daß Niemand sich den Bart scheren solle; die öffentlichen Schauspiele wurden eingestellt, die Bäder geschloßen, Niemand betrat die Tempel und die Tabernen.

Während dieser Landestrauer kam Thaliarchus, den Antiochus gesandt hatte den jungen Fürsten zu tödten, in Tyrus an,

und da er Alles geschloßen fand, fragte er einen Jüngling, der ihm begegnete: Warum ist die Stadt in solches Leid versetzt und alle Freude von dem Volke gewichen? Der Jüngling antwortete: Weist du das nicht was Jedermann kund ist? Unser König Apollonius, der von Antiochien zurückgekommen war, ist plötzlich verschwunden und Niemand kann sagen ob er todt oder lebendig sei. Als Thaliarchus dieß hörte, ward er wohlgemuth, bestieg sein Schiff, fuhr nach Antiochia heim und trat fröhlich vor den König: Freue dich, sprach er, o Herr, denn Apollonius ist aus Furcht vor dir aus seinem Lande geflohen und Niemand weiß wo er sei. Da sprach der König: Er mag wohl fliehen, aber nicht entrinnen. — Darum ließ er öffentlich ausrufen: Wer den Apollonius von Tyrus, der Se. Majestät beleidigt und das Leben verwirkt habe, ihm gefänglich ausliefere, der solle funfzig Pfund Goldes haben; wer ihm aber sein Haupt bringe, dem verheiße er die doppelte Summe. Da wurden nicht nur seine Feinde, sondern auch die Freunde, die er vormals gehabt hatte, durch Goldgier gereizt, ihm nach dem Leben zu trachten. König Antiochus ließ ganze Flotten ausrüsten, den Jüngling zu verfolgen so weit das Meer Schiffe tragen möchte. Da ward nach ihm gesucht auf dem Meer, auf dem Land, in Wäldern und Bergen und in allen heimlichen Höhlen und Schlüften; doch nirgend fand man ihn.

Eh aber noch die Flotte des Antiochus ins Meer lief, landete Apollonius bei der Stadt Tharsus und als er im Hafen auf- und abgieng, begegnete ihm einer seiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elinatus, der in derselben Stunde in den Hafen von Tharsus gesegelt war. Dieser trat zu ihm und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius. Apollonius aber that wie die Mächtigen gewöhnlich gegen die Geringen und verschmähte seinen Gruß. Das erzürnte den alten Elinatus, er grüßte ihn abermals und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius, und grüße mich wieder, verachte mein Alter und meine Armut nicht, denn Rechtschaffenheit zieren sie. Wüsteſt du was ich weiß, du würdeſt mehr auf deiner Hut sein. Da sprach Apollonius: So sage mir was du

weist. Du bist in der Acht, antwortete Elinatus. Wer hat Gewalt, antwortete Apollonius, einen König in die Acht zu thun? König Antiochus, fuhr Elinatus fort, hat einen Preis auf dein Haupt gesetzt, weil du sein Tochtermann werden wolltest. Und wie hoch ist der Preis? frug Apollonius. Wer dich ihm lebendig ausliefert, sprach jener, dem verheißt er funfzig Pfund Goldes zum Lohne, und das Doppelte ist auf dein Haupt gesetzt: deshalb warn ich dich, auf deine Sicherheit bedacht zu sein. Mit diesen Worten wollt er von ihm scheiden; aber Apollonius rief ihn zurück und gebot ihm zu folgen: er woll ihm hundert Pfund Goldes geben, die er durch seine Warnung an ihm verdient habe. Wo nicht, so solle er ihm das Haupt abschlagen und den König damit erfreuen: dann hab er wieder hundert Pfund Goldes und keine Schuld, da er selbst ihn bitte, dem König Antiochus diese große Freude zu machen. Da antwortete der Greis: Das wende Gott, daß ich jemals um solcher Ursache willen Gold nehmen sollte: unter guten Menschen läßt sich rechte Liebe und Freundschaft mit Gold und Silber nicht erkaufen. Ich habe dich gewarnt aus Treue und Zuneigung und nicht um Gaben; damit scheid ich von dir.

Mit traurigem Herzen gieng Apollonius noch immer am Ufer hin und her, als er einen Menschen in großem Unmuth auf sich zu kommen sah, den er wohl erkannte; sein Name war Stranguilio. Als er in seine Nähe gelangte, grüßte ihn Apollonius. Stranguilio antwortete: Sei gegrüßt, König Apollonius: welcher Kummer hält dich hier in dieser traurigen Oede? Ich bin geächtet, gab er zur Antwort, und landflüchtig vor König Antiochus und möcht in eurer Stadt eine Zuflucht suchen, wenn ihr sie gewähren könnt. O mein Herr Apollonius, antwortete Stranguilio, diese Stadt ist die allerärmste von der Welt und mag dich nicht nach königlichen Ehren erhalten: denn wir leiden große Hungersnoth, Mißwachs und Theurung; die Bürger selbst verzweifeln an Rath und Hoffnung und haben den grausamsten Tod vor Augen.

Da sprach Apollonius: So danket Gott, der mich Landflüchtigen an eure Küste führte: denn wollt ihr mich hier verborgen halten, so geb ich euern Bürgern hunderttausend Malter Korns zur Steuer ihres Hungers. Als Stranguilio dieß hörte, warf er sich zur Erde vor ihm und sprach: Mein König Apollonius, wenn du der Hungersnoth dieser Stadt zu Hülfe kommst, so wollen wir nicht allein deine Flucht verborgen halten, sondern im Nothfall für dich streiten bis in den Tod. Darauf bestieg Apollonius die Bühne auf offenem Markt und sprach zu der versammelten Volksmenge: Ihr Bürger von Tharsus, die der Misswachs drückt und aufreibt, vernehmt meinen Rath: ich bin Apollonius, der Beherscher von Tyrus, der bei euch Zuflucht und Sicherheit sucht, denn die Bosheit des Königs Antiochus vertreibt und verfolgt mich: wollt ihr meine Flucht verhehlen und mein Leben schützen, so geb ich euch hunderttausend Malter Korns für den Preis, den sie in meinem Lande kosteten, das Malter zu acht Schilling.

Als die Bürger hörten, daß sie das Korn so wohlfeil kaufen sollten, wurden sie wohlgemuth, verhießen ihm Schutz und Sicherheit und sagten ihm tausend Dank. Sofort ließ er Jedermänniglich das Korn nach seiner Nothdurft zumeßen, und die Bürger zahlten ihm williglich und mit Freuden ein Jeder nach dem Maße, das ihm gemeßen worden.

Als aber das Korn ausgegeben war, gedachte Apollonius, daß Kaufmannschaft und königliche Würde nicht zusammen stimmten und wollte lieber milder Geber als Verkäufer heißen. Er berief also von Neuem das Volk und schenkte ihm das Geld, das er für das Korn empfangen hatte. Durch so viel Wohlthaten wurden ihm die Bürger zu Lieb und Dank entzündet und ließen ihm eine Säule auf offenem Markt errichten, und darauf stand sein Bild, wie er mit der rechten Hand das Korn austheilte und mit dem linken Fuß das Geld von sich stieß. Und an dem Fuß der Säule las man die Inschrift: Die Stadt Tharsus dem Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniss seiner Milde, die sie vom grimmen Tod erlöste.

Nicht lange darauf gieng Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades insgeheim zu Apollonius und sprach also: Herr, wir fürchten, du liegst zu lang an einem Ort und könntest leicht ausgekundschaftet werden: wir rathen dir, dich eine Zeitlang hinwegzubegeben um die Späher zu täuschen, und dann wiederzukommen wenn sie dich anderswo suchen. Apollonius folgte ihrem Rath, ließ seine Schiffe bereiten, segnete das Volk, das ihn mit großen Ehrenbezeigungen trauernd zum Gestade geleitete und fuhr von dannen nach Pentapolis, wo er unerkannt und friedlich zu leben hoffte. Günstige Winde förderten seine Fahrt drei Tage und drei Nächte; aber fern von dem Gestade der Stadt Tharsus erhob sich plötzlich ein ungestümes Wetter, daß sich die Bläue des Himmels verbarg und die Nacht dicht über dem Meere lag. Darauf heulten alle Winde im Sturme durcheinander: Aquilo von Mitternacht, Eurus von Mittag brachten Nebel, Regen und Hagel; die Wolken ergoßen sich in Strömen, das Meer schwoll auf und die Schiffe tanzten von Welle zu Welle, bald in den Grund des Meeres, bald hoch empor in die Lüfte geschleudert. Africus und Zephirus kämpften wider einander, zerrißen die Segel und zerbrachen die Schiffe, daß sie auseinander barsten und alle Mannschaft in die Tiefen des Meeres versenkten. Da ward viel königliche Zierde, Gold, Silber und Edelgestein und reiches Gewand ein Raub der Wellen, des Königs Diener verdarben, er selbst rang mit den Fluten; aber das Glück und seine Jugendkraft standen ihm bei, daß er ein Brett ergriff und sich darauf fristete bis ihn der Sturm an das Gestade warf.

Nun stand er am Ufer und sah auf das Meer, das sich allmählich beruhigte und sprach bei sich selbst: O ungetreues, verrätherisches Meer, noch boshafter als jener grausame König, wie hast du mich aller meiner Ehren und Güter beraubt, daß ich nackend und zitternd hier stehen muß? Wie soll ich die Heimat wiederfinden, wer wird dem Unbekannten Nahrung und Hülfe reichen? Während er so sprach, sah er einen jungen Fischer auf sich zukommen, dessen rüstige Glieder halbzerrißene Leinwand be-

deckte. Von der Noth gezwungen warf er sich weinend zu seinen Füßen. Wer du auch seist, sprach er, erbarme dich des nackten Schiffbrüchigen, den nicht niedre Geburt, sondern Ingrimm des Geschicks so entblößte. Und daß du wißest, wessen du dich annimmst: es ist Apollonius von Tyrus, der Fürst seines Landes, der zu dir flieht, daß du sein Leben erhaltest. Als der Fischer die gute Gestalt des Bittenden betrachtet und seine Worte vernommen hatte, führte er ihn mitleidig in seine elende Hütte, theilte sein Bischen Armut willigsich mit dem Hungernden und setzte ihm vor was er nur aufbieten mochte. Ja, um ihm völlig seinen guten Willen kund zu geben, zog er seinen schlechten Rock aus, theilte ihn in zwei Theile und gab ihm den einen, daß er seine Blöße damit bedecke. Dann sprach er zu ihm: Nimm hin was ich hab und geh in die Stadt Pentapolis, die hier nahe bei liegt: vielleicht findest du dort Erbarmen, denn da ist königlicher Reichthum; wo nicht, so kehre zu mir zurück und laß dir an meiner Armut genügen. Solltest du aber je wieder in deine frühere Herrlichkeit zurückkehren, so gedenke des Armen und verschmäh ihn nicht. Da antwortete Apollonius: Wenn ich dein vergeße, so wolle mir Gott abermals Schiffbruch senden und mich Niemand finden laßen, der sich meiner erbarmt wie du gethan hast. Darauf ließ er sich den Weg zeigen und machte sich auf nach dem Thore.

Als Apollonius in die Stadt kam und überlegte wo er Hülfe suchen solle, sah er einen Knaben mit einem Becken durch die Straßen laufen, der an alle Thüren klopfte und mit lauter Stimme rief:

Hört Reich und Arm,
Das Bad ist warm:
Wer sich waschen will und salben
An Haupt und Fuß und allenthalben,
Herr oder Knecht, Mann oder Weib,
Es ist gesund für Seel und Leib.

Da er dieß hörte, gedachte Apollonius, in Badestuben und Tabernen möge man leicht Bekanntschaften anknüpfen, trat also in

das Bad, zog seinen Rock ab, wusch sich in dem klaren Waßer rein und schaute sich dann um ob er Jemand fände, der ihm gleich sei und dem er zu dienen Willen habe. Doch alsbald erscholl der Ruf: Der König kommt zu baden, und Apollonius gieng herfür um ihn zu schauen. Da sah er den König Archistrates, der das ganze Land umher beherschte, mit großer Dienerschar in das Bad treten und zur Kurzweil den Ball schlagen. Da gedachte Apollonius: Dieses Spiels weiß ich mich Meister, und konnte sich nicht enthalten, dem Ball entgegen zu laufen, welchen er so gewandt zurück und dem Könige zuschlug, daß er dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Weicht zurück, hier ist ein Jüngling, der es mir gleich thun mag. Als Apollonius sich loben hörte, faßte er Muth, folgte dem Könige in die Badestube und nahte sich, ihm zu dienen. Er ergriff die Büchse mit wohlriechenden Oelen und wusch und salbte ihn mit so linder und gefügiger Hand, daß der König ein besonderes Wohlgefallen daran hatte. Darauf wärmte er ihn auf weichen Pfühlen, half ihn bekleiden und wich bescheiden zurück als der König die Badestube verließ. Auf dem Heimwege sprach der König zu seinen Gefährten und Dienern: Wahrlich, ich schwöre euch, nie hat mich das Bad so erquickt wie heute durch den Dienst dieses unbekannten Jünglings. Darum geh Einer von euch und berufe ihn zu meinem Tisch, denn sein Betragen verrieth zur Genüge, daß er solcher Ehre wohl würdig ist.

Als der Diener des Königs zu Apollonius kam, fand er ihn in seinem zerrißenen Rocke, der ihn nothdürftig bekleidete. Es ist des Königs Wille, sprach er zu ihm, daß du mit ihm bei Hofe das Mal nehmest. Du siehst, antwortete Apollonius, daß ich meinen Leib nicht bekleiden mag: darum bin ich unwürdig am Hof zu erscheinen und an des Königs Tisch auf dem Stuhl der Ehren zu sitzen, denn aller meiner Habe hat mich das Meer beraubt. Das bitt ich dich dem König zu sagen; jedoch sei ich bereit nach seinem Gebote zu thun. Der Diener gieng zu dem Könige zurück und sprach: Herr, der Jüngling ist unbekleidet, er

hat einen Schiffbruch erlitten und trägt nichts als einen halben, zerrißenen Rock um seine Glieder, der ihm aus Barmherzigkeit geschenkt worden ist: darum schätzt er sich unwürdig in deinem Saal zu sitzen. Darauf ließ ihn der König in kostbare Gewande kleiden und an seine Tafel führen. Apollonius ward wohlgemuth und trat mit adligen Gebärden und gutem Anstande vor den König, der ihn wohl empfieng und ihm gegenüber an seinem Tische sitzen hieß. Darauf ward ein köstliches Mal nach königlichen Ehren aufgetragen, Gold- und Silbergeschirre bedeckten die Tafel, der Saal war mit reichgestickten Teppichen wohl verziert, zahlreiche Diener trugen Speisen und Weine herbei, eine herrliche Musik erscholl und alles Hofgesinde lebte in Jubel und Freude. Nur Apollonius freute sich nicht, sondern blickte mit Wehmuth und Trauer auf das königliche Mal: die goldenen und silbernen Kleinodien erinnerten ihn an seine eigenen Schätze, die er auf dem Meer eingebüßt, und wie er aus seinem Königreiche vertrieben sei, und darüber verfiel er in solchen Unmuth, daß er weder eßen noch trinken mochte. Da fragte ihn Einer von den Tischgästen, warum er so unfroh sei und nicht eßen möge? Ob er das Glück des Königs beneide, daß er seine Kleinodien so unverwandt anstarre? Da strafte ihn der edle König Archistrates seines bösen Argwohns und sprach: Er beneidet meinen Reichthum nicht, sondern gedenkt der eigenen verlorenen Güter. Dann wandte sich der König heitern Angesichts zu Apollonius und ermahnte ihn fröhlich zu sein: Faße dich, Jüngling, iß und trink und vertraue Gott, er wird dich nicht verlaßen und dir Alles ersetzen.

Während der König dem Jüngling zuredete, trat die Tochter des Königs mit ihrem Hofgesinde in den Saal und küßte erst den Vater und dann seine nächsten bei ihm sitzenden Freunde. Dann gieng sie wieder zu dem König und sprach: Lieber Vater, wer ist der Jüngling, dem du den Ehrenplatz an deinem Tische eingeräumt hast und der so traurig ist? Da sprach der König: Liebe Tochter, dieser Jüngling hat einen Schiffbruch erlitten und mir heute im Bade so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch

berufen habe; wer er sein mag weiß ich nicht. Doch willst du es wißen, so ziemt dir nicht übel ihn zu fragen und wenn du es weist, so sei ihm gütig und barmherzig. Da wandte sich die junge Königin zu Apollonius und sprach: Edler Jüngling, deine Gestalt und Gebärde verräth Adel und Zucht: wenn es dir nicht zuwider ist, so sage mir deinen Namen und welche Unfälle dich betroffen haben. Da antwortete der Unbekannte: Fragst du nach meinem Namen, den verlor ich im Meere; fragst du nach meinem Stande, den ließ ich in Tyrus. Da sprach die Jungfrau: Ich bitte dich, rede deutlicher, denn dein Unglück dauert mich. Da sprach Apollonius: So wiße denn, ich bin von hohem Geschlecht in Tyrus geboren und verließ der Feindschaft des Königs Antiochus halber die Heimat mit großem Gut, das mir alles sammt den Schiffen im Meere versunken ist; ich selbst bin nackend auf einem Brett mit großer Mühe dem Tod entronnen. Bei diesen Worten konnte er sich der Thränen nicht länger erwehren.

Als das der König ersah, sprach er zu der Tochter: Hör auf, liebes Kind, du hast ihn genug gefragt, du erneust ihm nur die vergangenen Schmerzen. Da er dir aber seinen Namen und sein Unglück offenbart hat, so ziemt dir wohl, daß du ihn wieder froh machst und deine königliche Milde an ihm erzeigest. Da gehorchte die Jungfrau dem Willen des Vaters und sprach zu dem Jüngling: Tröste dich, Apollonius, und faße Muth: du sollst unser Hofgesinde sein und von meinem Vater Reichthum empfahen. Apollonius dankte ihr mit Scham und Seufzer für alle Güte.

Darauf sprach der König: Tochter, daß der Jüngling und alle Tischgenoßen wieder wohlgemuth werden, so erfreu uns mit deinem Gesange zur Harfe und anderm Saitenspiel. Da ließ Lucina die Harfe bringen und spielte und sang so wonniglich, daß Jedermann, der sie hörte, davon entzückt ward und Alle sie lobprieſen und sagten, sie hätten nie beßern und süßern Gesang vernommen. Nur Apollonius schwieg und lobte sie nicht. Da sprach der König zürnend: Du thust unhöflich, Apollonius: meine Tochter wird von Männiglich als die allerbeste in der Musik und vielen

Saitenspielen gerühmt; du allein schweigst und verachtest sie. Guter König, antwortete der Jüngling, wenn du erlaubst, so red ich wie ich denke: deine Tochter hat in der Kunst einen Anfang, aber die rechte Meisterschaft fehlt ihr, und willst du das bewiesen haben, so gebeut deiner Tochter mir die Harfe zu leihen, so will ich dir singen und die rechte Kunst hören laßen. Da sprach der König: Ich sehe, Apollonius, daß du in allen Künsten erfahren bist: ziere dein Haupt mit diesem Kranze und ergetze uns mit deinem Gesang und Saitenspiel. Der Jüngling nahm die Harfe, erhob sich in fröhlicher Gestalt und sang so süß zu den Tönen der Saiten, daß der ganze Saal von Wohllaut erklang, und der König und das gesammte Hofgesinde ihn priesen vor allen Sängern, die sie je gehört hatten. Lucina, die Königstochter, ward sonderlich bewegt von den Wundern seiner Kunst, die Niemand beßer zu würdigen verstand; Erstaunen und Entzücken wechselten in ihren Mienen bis er geendet hatte und ihr die Harfe zurückgab.

Du heißest Apollonius, rief sie aus, billiger wärst du Apollo geheißen, dem die Harfe geeignet ist: selbst Orpheus hätte dich nicht in der Kunst der Töne gemeistert. Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubniss, den Jüngling nach seinen Künsten und Würden zu belohnen. Da es der König bewilligte, sprach sie zu Apollonius: So empfange denn durch die Gnade meines Vaters zweihundert Mark Goldes und vierhundert Pfund Silbers, dazu reiches Gewand, zwanzig Knechte und zehn Mägde. Darauf befahl sie diesen: Geht hin und holt herbei was ich dem Jüngling verheißen. Und sogleich ward ihrem Befehl gehorcht, und alle die Schätze vor dem Jüngling und den Tischgenoßen ausgebreitet. Da priesen Alle die Güte der Jungfrau.

Hierauf erhob sich das Hofgesinde und nahm Urlaub von dem Könige: auch Apollonius erhob sich und sprach: Guter König, du Erbarmer der Dürftigen, und du junge Königin, Pflegerin der Künste, ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Dann sprach er zu den Knechten und Mägden, die man ihm geschenkt hatte: Nehmt auf die Gaben und laßt uns Herberge suchen.

Aber die Königstochter fürchtete den Geliebten zu verlieren, sah den König zärtlich an und sprach: Liebster Vater, du hast den Jüngling heute reichlich begabt: so leide nicht, daß ihm die Bosheit raube was ihm die Milde geschenkt hat. Da befahl der König, ihm sogleich ein Gemach in seinem Palast zu bereiten, wo er nach Standes Würden die Nacht verbringen möge.

Die Königstochter, welche die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen konnte, trat schon am frühen Morgen in die Kammer des Königs. Was ist dir, fragte dieser, daß du gegen deine Gewohnheit so früh aufstehst? Liebster Vater, erwiderte die Jungfrau, ich kann nicht schlafen bis du mir den Apollonius zum Meister versprichst, daß er mich in der Musik und andern Künsten unterweise. Hierüber freute sich der König, ließ den Jüngling berufen und sprach: Apollonius, meine Tochter bittet dich, sie in deiner Kunst zu unterrichten: darum unterweise sie und zeige ihr Alles was du kannst; ich werde dich nach Verdienst zu belohnen suchen. Der Jüngling erklärte sich bereit, allen seinen Willen zu leisten und unterwies die Königstochter mit allem Fleiß in seiner Kunst, daß sie in Kurzem wohl darin geübt ward.

Nicht lange darnach ward Lucina krank und nahm von Tag zu Tag ab. Der König berief seine Aerzte, die sie befragten und ihre Adern begriffen, doch keine Krankheit an ihr zu entdecken, noch Heilmittel zu finden wusten. Da gieng der König in großem Kummer zu der Tochter und sprach: Liebes Kind, sage mir doch was dir fehlen mag, da die Aerzte deine Krankheit nicht erkennen noch Rath dafür wißen: Weh mir, solltest du sterben ohne Hülfe! Sage mir doch, wovon du meinst, daß dein Uebel rühre. Allerliebster Vater, antwortete Lucina, ich kann dir nicht sagen was mir fehlt; doch thut mir dein Kummer weh: darum so laß mich allein, ich will mich bedenken wie ich dir den Grund meiner Krankheit eröffne.

An demselben Tage kamen drei Jünglinge von hohem Geschlecht, die vor längerer Zeit um die Königstochter geworben hatten, in Pentapolis an, giengen vor den König, grüßten ihn,

und auf seine Frage was ihr Begehren sei, sprachen sie also: Herr, du hast uns oftmals versprochen, Einem von uns deine Tochter zur Ehe zu geben: darum sind wir gekommen, dich an deine Verheißung zu erinnern, auf daß du unter uns einen Eidam erkiesest nach deinem Wohlgefallen. Ihr mahnt mich zu ungelegener Zeit, entgegnete der König, denn meine Tochter hat sich seither den Künsten ergeben und leidenschaftliche Liebe zur Musik wirft sie nun aufs Siechbette. Doch damit ihr nicht denkt, daß ich Ausflüchte suche, so schreibe ein Jeder seinen Namen und Stand und die übliche Morgengabe und Heimsteuer, die er meiner Tochter verheißt, auf einen Zettel: so mag sie selber wählen welchen sie will. Die Jünglinge gehorchten und gaben dem Könige die Schrift, welcher sie überlas und mit seinem Ringe versiegelte. Darauf berief er den Apollonius und sprach: Nimm, Meister, diesen Brief und bring ihn deiner Schülerin. Apollonius empfieng ihn und trat in die Kammer der jungen Königin. Als die Jungfrau ihn sah, den sie liebte, sprach sie: Was bedeutet das, Meister, daß du allein in meine Schlafkammer kommst? Es geschieht auf Befehl deines Vaters, entgegnete Apollonius, der dir diese Schrift zum Durchlesen sendet.

Lucina erbrach den Brief, und als sie die Namen der drei Werber gelesen hatte, warf sie ihn von sich und sprach zu Apollonius: Meister, und ist dir nicht leid, daß man mich einem Andern zum Weibe geben will? Nein, antwortete er, denn Alles was dir zu Nutz und Ehre gereicht, ist mir ein Wohlgefallen. O Meister, seufzte die Königstochter, liebtest du mich, du würdest anders sprechen.

Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und schickte sie ihm versiegelt durch Apollonius. Der Inhalt war folgender: Liebster König und Vater, da Deine Güte mir zu wählen befiehlt welchen ich zum Manne begehre, so antworte ich Dir schriftlich nach deinem Willen, daß ich keinen andern als den Schiffbrüchigen zum Gemahl haben will. Der König las die Antwort und den Entschluß der Tochter und da er nicht wuste, Wen sie unter

dem Schiffbrüchigen verstehe, wandte er sich zu den Jünglingen und frug: Welcher von euch hat Schiffbruch erlitten? Das bin ich, sprach Einer von ihnen mit Namen Ardonius. Hol dich die Pest, fiel ein Anderer ein, du bist allzeit mein getreuer Gefährte gewesen und meines Wißens nie vor die Stadt gekommen: wie willst du denn Schiffbruch erlitten haben?

Da der König nicht ausmitteln konnte wer unter ihnen der Schiffbrüchige sei, gab er dem Apollonius den Brief und sprach: Nimm und lies, vielleicht verstehst du was mir unverständlich ist, denn du bist dabei gewesen als sie dieß schrieb. Apollonius durchflog den Brief und erröthete, da er sich geliebt sah. Nun, Apollonius, hub der König wieder an, kennst du den Schiffbrüchigen? Er mochte aber vor Scham wenig Antwort geben. Als nun der König merkte, daß seine Tochter den Apollonius meine, sprach er zu den Jünglingen: Ziehet heim und wenn die Zeit kommt, so werd ich nach euch schicken. Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Jetzt begab sich der König in die Kammer seiner Tochter und begann: Lucina, sag an Wen du zum Manne gewählt hast? Die Tochter fiel ihm zu Füßen und sprach unter Thränen: Gnädigster Vater, da du meinen Willen zu wißen begehrst, so sag ich dir, daß ich keines Andern als des schiffbrüchigen Apollonius, meines Meisters, begehre und soll mir Der nicht werden, so verlierst du deine Tochter. Als er sie so bitterlich weinen sah, hob er sie zärtlich auf von der Erde und sprach zu ihr: Liebes Kind, betrübe dich nicht länger, denn dein Verlangen gilt Dem, nach dem auch ich verlange seit ich ihn sah. Die Liebe hat mich zum Vater gemacht und als ein liebevoller Vater will ich deinen Hochzeittag so bald als möglich anberaumen. Da ward die Jungfrau erfreut, alles Leid war zumal sammt ihrer Krankheit verschwunden und dankbar küßte sie den Vater, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Am folgenden Tage berief der König allen seinen Adel und seine nächsten Freunde und als sie versammelt waren, redete er sie an: Werthe Herrn und Lehnsleute, meine Tochter

Lucina ist Willens, sich ihrem Meister Apollonius zu vermählen. Darum bitt ich, laßt es euch allen wohlgefällig sein, denn meine Tochter wird einem weisen Manne verbunden. Darauf bestimmte er den Hochzeittag und lud sie alle zu dem Feste ein. Da ward ein großes Hofgelage nach königlichen Ehren und Würden begangen, das gar manchen schönen und lustigen Tag währte und in lauter Freuden zu Ende gieng. Darauf ward Apollonius gekrönt und ein gewaltiger König an seines Schwähers Seite geheißen.

Nach einiger Zeit, als sich Lucina schon schwanger fühlte, geschah es, daß sie mit Archistrates am Meeresstrand spazieren giengen und ein schönes Schiff erblickten, welches Apollonius sogleich für eins aus seiner Heimat erkannte. Von wannen kommst du? rief Apollonius dem Patron zu. Aus Tyrus, antwortete dieser. Da nennst du mein Vaterland, sprach Apollonius. So bist du ein Tyrier? frug der Schiffspatron: vielleicht kennst du dann auch den Fürsten dieses Landes mit Namen Apollonius, den wir seit Langem verloren haben. Ich kenne ihn so wohl als mich selber, versetzte Apollonius. So bitt ich dich, fuhr der Patron fort, wenn du ihn wieder siehst, so verkünd ihm große Freude und sag ihm, der Blitz des Himmels habe den König Antiochus sammt seiner Tochter getroffen; die Gemeine der Stadt Antiochia und die Großen seines Landes hätten sich aber vereinigt, *ihn*, unsern König Apollonius, auch zu *ihrem* Herrn und König zu wählen und Boten in alle Lande gesandt um ihn aufzusuchen und heimzuführen. Es soll uns doch wundern, sprach Archistrates, wo der verborgen liegen mag, da er das oberste Haupt der Welt werden soll. Aber Apollonius freute sich höchlich und sprach zu seinem Schwäher: Herr und Vater, als mein Glück meiner Geburt nicht gleich war, wollt ich euch meine Würde nicht zu erkennen geben; nun sich aber das Glücksrad gewendet hat, so wißt, daß ich derselbe Apollonius bin, den man sucht. Sage mir also was dein Wille ist, so will ich ihn vollbringen. Soll ich das Königreich einnehmen, so thu ich es, und mache dich gewaltig über Alles was mein wird.

denn du hast mich Armen erhöht und aus Nichts zum Fürsten gemacht, du hast mich beseligt mit einem Weib und Schwäher, du hast mich mit königlichen Ehren geziert: wie sollt ich das jemals vergeßen? König Archistrates ward sehr froh und sprach zu der Tochter: Du freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Ehren gelangst. Auch Apollonius redete ihr zu; aber Lucina weinte bitterlich und sprach: O Herr, und wäreſt du fern von mir in fremden Landen, so solltest du jetzt heim eilen da ich dem Tag so nahe bin, an dem ich niederkommen soll. Wenn du aber nicht bleiben willst, so will ich mit dir: darum, lieber Vater, flehentlich bitt ich dich, vergönne mir mit meinem Manne zu fahren. Der König antwortete: Auf meinen Willen darfst du nicht harren, dein Mann hat dir zu gebieten nach seinem Wohlbefinden. Gestern war er mir gleich, heut ist er der Herr der Welt. Erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er.

Darauf ließ Archistrates Schiffe vorführen und mit allen königlichen Gütern reichlich beladen; Gold, Silber, Edelgestein und reiches Gewand und alle fürstliche Zierde wurden hineingebracht, damit sie würdiglich in Antiochien unter Krone gehen möchten, und weil die Königin täglich ihre Niederkunft erwartete, führten sie Hebammen und Wärterinnen und was sonst einer Kindbetterin Noth ist, mit sich nach Antiochien, worunter auch Licorides, Lucinens Amme war, die in solchen Dingen große Erfahrung besaß. Dann nahmen sie freundlich Urlaub von dem Könige und fuhren hinweg. Sie waren aber nur wenige Tage gefahren, als sich widrige Winde erhoben und das Meer ungestüm bewegten: davon ward das Geblüt der Königin verwandelt, sie fiel in Unkräfte und gebar eine schöne Tochter in so großen Wehen und Nöthen, daß sie von allen Lebensgeistern verlaßen für todt in die Arme ihrer Wärterinnen sank. Als Apollonius ihr Schreien und Jammern vernahm, lief er hinzu, und da er sein Weib entseelt liegen sah, zerriß er seine Kleider, zerraufte sein Haar, warf sich laut schreiend über ihren Leichnam und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie soll ich ohne dich leben, und was kann ich deinem Vater antworten,

wenn er nach dir fragt? Während er sich in solchen Wehklagen erschöpfte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, das Meer leidet im Schiff keinen Leichnam: darum wirf ihn über Bord, daß wir entrinnen mögen.

Wie, du fühlloser Mensch, rief Apollonius zürnend, ich soll diesen theuern Leib ins Meer versenken, der mich von Meeresnöthen erlöst, gespeist und gekleidet hat? Ich wäre schuldig, zur Vergeltung des Guten, das sie mir erwiesen hat, mit ihr zu sterben, wenn es sein möchte. Da sprach der Patron: Herr, es ist beßer, der Leichnam werde in das Meer geworfen, denn daß wir Alle verderben.

Da berief der König seine Diener und sprach: Da es nicht anders sein mag, so richtet mir einen stattlichen Sarg zu, der wohl verpicht und waßerfest sei, damit sie nicht versinke, sondern von den Wellen ans Land geworfen und nach königlichen Ehren bestattet werde. Der Sarg ward bereitet, die Königin in herrlichen Gewanden hineingelegt, und viel Goldes und Silbers und eine bleierne Tafel zu ihren Häupten, worauf geschrieben stand: Wer diesen Sarg findet, der wiße, daß er den Leichnam einer Königin enthält, bestatte sie nach Würden und nehme des Goldes, das bei ihr liegt, zehn Pfund zum Lohn; das Uebrige verwende er dem obersten Gott und dem Leichnam zu Ehren. Thut er anders als was ihn der Schmerz des trauernden Königs zu vollbringen beschwört, so möge ihn zur Strafe ein früher Tod ereilen und Niemand sein, der ihm die letzten Ehren erweise. Damit ließen sie den Sarg mit großem Leidwesen in die See.

Die Truhe schwamm auf dem Meere bis an den dritten Tag; da schlugen sie die Wellen an die Küste von Ephesus, nicht fern von dem Hause eines Arztes, mit Namen Cerimon, der just am Gestade mit seinen Schülern lustwandelte. Auf sein Geheiß zogen die Diener den Sarg ans Land, eröffneten ihn und erblickten den Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen Gewanden. Alle die ihn sahen, verwunderten sich über ihre stralende Schönheit, denn sie war ein Inbegriff aller Reize, an dem die

Natur nichts versäumt hatte, als ihn mit Unsterblichkeit zu begaben. Ihre Haare glänzten wie gesponnenes Gold und die silberweiße Stirne darunter schimmerte rein und eben, nicht von dem leisesten Fältchen bewölkt. Die jetzt erloschenen Augen glichen zwei leuchtenden Himmelsgestirnen, deren Stral versengen und blenden muste, wenn die langen seidenen Wimpern ihre Glut nicht bescheiden verschleiert hätten; doch von den Bogen der Augenbraunen schoßen junge Liebesgötter verwundende Pfeile in alle Herzen. Die Nase glich einer Gebirgskette, welche die Rosenauen ihrer Wangen in zwei gleiche Hälften schied, und wer den würzigen rothen Mund erblickte, dem ward wie einem Kinde zu Muth, wenn es einen Anger reifer Erdbeeren gewahrt. Der alabasterne Hals, der das Licht der Sonne an Weiße übertraf, war wie eine Tempelsäule mit kostbaren Kleinodien behängt, und alle Herzen wurden beseligt bei seinem Anblick. Der Leib war ein Verzeichniss aller Reize und Vollkommenheiten, an dem die erfahrensten Kenner weiblicher Schönheit keine Auslaßung hätten entdecken können; die Arme giengen wie zwei Aeste aus ihm hervor und verzweigten sich auf das Lieblichste in die zierlich gebildeten Finger. Das Ganze schien ein Wunder der Welt, das den Urheber aller Dinge beredter pries als alle die bunten Gestalten seiner Schöpfung. Staunen ergriff den Arzt und seine Schüler, als sie den Inhalt des Sarges erblickten, und nur die Trauer um den Tod der schönen Frau kam dem Entzücken gleich, das ihr Anblick gewährte. Sie fanden das Gold und die Tafel unter ihrem Haupte und Cerimon sprach zu den Dienern: Tragt den Sarg in mein Haus, daß Alles gewißenhaft erfüllt werde was diese Tafel verlangt und wir Barmherzigkeit an dieser Leiche üben, denn ohne Zweifel hat sie ihrem königlichen Gemahl viel Seufzer und Thränen gekostet. Bereitet also ein köstliches Begräbniss mit allem Gepränge wie es einer Königin gebührt, denn wahrlich ich sage euch, nie ist mein Herz durch den Tod eines Geschöpfs inniger bewegt worden. Darüber kam ein Jünger des Meisters, der vor allen seinen Schülern in der Arznei erfahren war, und sah den prächtig geschichteten Scheiter-

haufen, worauf sie nach der Sitte des Landes verbrannt werden sollte. Zu diesem sprach Cerimon: Du kommst zur gelegenen Stunde, ich bitte dich, diesen Leichnam mit den köstlichsten Oelen zu salben, damit das Feuer Wohlgeruch verbreite wie es ihrem königlichen Stande geziemt.

Der Jünger nahm die Salben, entkleidete den Leichnam und tränkte ihn mit den wohlriechenden Oelen: als er aber zu dem Herzen kam, dauchte ihn ihre natürliche Wärme nicht ganz erloschen. Der Jüngling erstaunte, fuhr fort ihr Herz mit seinen Salben einzureiben, begriff ihre Adern, legte ihr gezupfte Baumwolle vor die Oeffnungen der Nase, fügte seine Lippen an die ihren und erkannte deutlich, daß Tod und Leben in ihr um die Herschaft kämpften: dann befahl er den Dienern, die Kräutersäcklein zu bereiten, damit die wohlthätige Wärme ihr stockendes Blut wieder in Wallung bringe. Herr, sprach er zu seinem Meister, der herbeigerufen ward, das junge Weib lebt, das du todt schätzest, und damit du mir glaubst, so hilf mir, dir den Beweis zu geben. Hierauf ward sie in ein Bette gebracht, mit den Kräutersäcklein gewärmt und mit zerlaßenen Oelen um das Herz eingerieben bis ihr starrendes Blut wieder aufthaute, die schlummernden Lebensgeister erwachten und von Haupt und Herzen durch die Adern und das Mark in alle Glieder drangen. Da schlug sie die Augen auf und erblickte den Jüngling, der ihr Herz salbte. Heftig erschrocken schöpfte sie Athem und sprach: Hinweg, Jüngling, wer du auch seist und berühre mich nicht unziemlich, denn ich bin eines Königs Tochter und eines Königs Gemahl; doch für die Hülfe, die du mir geleistet hast, sollst du mit Gold begabt werden.

Als der Jünger sie reden hörte, lief er voller Freuden in das Gemach seines Meisters und verkündete ihm, daß sie zum Leben zurückgekehrt sei. Der Meister gieng hinaus, erkannte die Wahrheit, rühmte seine Kunst und seinen Fleiß und verhieß ihm reichliche Belohnung. Dann sprach er der Wiedererweckten Muth zu: er wolle sie vor allem Schaden bewahren und wie seine leib-

liche Tochter halten. Lucina dankte ihm und ſprach weinend: Ich begehre nicht mehr als daß du mich in guter Hut halteſt, damit ich nicht wieder von einem Manne berührt werde. Da ſprach der Meiſter: Herrin, wenn du ſolchen Wunſch haſt, rein zu leben, ſo iſt hier der Tempel der Göttin Diana, wo viel prieſterliche Frauen wohnen, bei welchen du ein geiſtliches Leben führen und vor allen Anfechtungen ſicher ſein magſt. Dahin ward die Königin gebracht und in kurzer Zeit in Lehre und Gottesdienſt unübertrefflich und als ein Haupt aller Tugenden in Griechenland geſchätzt.

Unterdeſſen war Apollonius in großer Trauer und Betrübniſs gefahren und auf Geheiß der Götter an das Geſtade der Stadt Tharſus gelangt, die er von tödlichem Hunger erledigt hatte. Er ſtieg von dem Schiffe und trat in das Haus ſeines Gaſtfreundes Stranguilio, welchem er alle ſeine Schickſale erzählte und wie ihm ſein junges Weib auf dem Meere in Kindesnöthen erſtorben ſei, das Kindlein jedoch durch die Pflege ſeiner Amme Licorides am Leben erhalten worden. Weil es aber die Beſchwerden der Reiſe in ſo zartem Alter nicht wohl ertragen möge, bitte er ihn und ſein Gemahl Dionyſiades, daß ſie das Kindlein mit ihrer Tochter Philomancia wie ihr eigenes nähren und erziehen wollten und Niemand davon ſagen: ſo werde er ſie dafür nach ihrem Willen belohnen. Stranguilio und ſein Weib betrauerten ſein Unglück, empfiengen das Töchterlein, das nach jener Stadt Tharſia genannt wurde, willigliſch, und verſprachen, es wie ihr eigenes Blut zu halten und zu pflegen. Er gab ihnen an Gold, Silber und Gewand großen Reichthum und ließ die Amme Licorides zur Wartung des Kindes bei ihnen zurück. Dann begab er ſich wieder zu Schiffe und fuhr in ſein Königreich Tyrus. Hier ward er von ſeinen Bürgern mit großem Jubel empfangen, blieb aber nicht lange bei ihnen, ſondern verſtärkte ſeine Mannſchaft und ſeine Flotte und fuhr gen Antiochia, wo er mit feſtlichen Ehren eingeholt und zum König über weite Reiche erhoben wurde. Er regierte ſie in gutem Frieden und erwarb bei Männiglich Ruhm und Preis.

Unterdessen ward Tharsia wohl erzogen von Stranguilio mit seiner Tochter Philomancia, die im gleichen Alter mit ihr war. In ihrem fünften Jahre begann man sie in den freien Künsten zu unterrichten, und Tharsia lernte so wohl, daß sie binnen Kurzem Alle übertraf, die mit und vor ihr Lehre empfangen hatten. Als sie aber das zwölfte Jahr erreichte, ward ihre Amme Licorides plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen, und da sie ihr Ende herannahen fühlte, wandte sie sich zu Tharsia, die an ihrem Bette saß, sie zu pflegen und zu trösten und sprach: Liebe Tochter, vernimm meine Worte und verschließe sie wohl in deinem Herzen. Weißt du auch, wie deine Eltern heißen und welches dein Vaterland ist? Sie antwortete: Stranguilio ist mein Vater, Dionysiades meine Mutter und Tharsus meine Vaterstadt. Da seufzte die Wärterin und sprach: Mit Nichten, liebes Kind, die du für deine Eltern hältst, sind es nicht; du bist auch nicht aus Tharsus geboren, noch von Stranguilios Geschlecht. Damit du aber deinen Ursprung kennest und wißest wie du dich nach meinem Tode zu halten hast, daß dir von Niemand Leides geschehe, so vernimm: dein Vater ist Apollonius, der König von Tyrus, Sidon und Antiochia; deine Mutter Lucina, des Königs Archistrates von Pentapolis Tochter, starb auf dem Meere, da sie dich geboren hatte und ward in einer Truhe mit Gold, Silber und königlicher Zierde in die See gelaßen, du selbst von deinem Vater in das Haus Stranguilios gebracht, wo er mich zu deiner Pflege zurückließ. Nun warne ich dich, wenn deine Pflegeeltern, da ich nicht mehr bin, dir irgend Untreue oder bösen Willen erzeigen sollten, so geh auf den Markt: da findest du eine hohe Säule, die das Volk deinem Vater zu Ehren errichtet hat für die Wohlthaten, die er an ihm gethan; zu der flüchte dich und sprich: Ich bin die Tochter Dessen, dem diese Säule erhaben ist; dann werden die Bürger, der Wohlthaten deines Vaters eingedenk, dir zu Hülfe kommen und deine Unbilden rächen.

Nach diesen Worten starb Licorides in den Armen ihres Pfleglings. Tharsia ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten und

weinte und klagte ein ganzes Jahr lang an ihrem Grabe und wenn sie aus der Schule zurückkehrte, nahm sie nicht eher Speise oder Trank bis sie Wein und Brot vor ihrem Grabmale geopfert hatte, wobei sie ihrer leiblichen Eltern mit sehnlichem Herzen gedachte.

Eines Tages gieng sie mit ihrer Pflegemutter Dionysiades und ihrer Tochter Philomancia über den Marktplatz und die Bürger, welche Tharsiens Schönheit und glänzenden Schmuck erblickten, blieben stehen und flüsterten sich zu: Glücklich der Vater, der Tharsien seine Tochter nennt. Philomancien aber achteten sie für Spreu und sprachen: O wie hat sich Schönheit und Misgestalt hier schwesterlich zusammen gesellt! Als Dionysiades hörte wie Tharsia gelobt und ihre Tochter gescholten ward, faßte sie einen Haß zu ihrem Pflegekinde und gedachte sie zu tödten, damit ihrer Tochter Tharsiens Zierde und Kleidung zu Theil würden.

Da gieng sie zu ihrem Manne und sprach: O liebster Stranguilio, unsere Tochter wird verschmäht von dem Volke und Tharsia gepriesen, weil sie so wohl geziert geht. Wenn unsere Tochter gienge wie sie, so würde sie auch schön geheißen. Auch ist ihr Vater nun vierzehn Jahre von dannen gefahren: lebte er noch, er hätte sie längst abgeholt. Dazu ist ihre Pflegerin Licorides gestorben, daß wir sie wohl ohne Sorge tödten mögen und ihre Kleider und Kleinodien unserer Tochter geben, damit sie keine Nebenbuhlerin mehr habe, die sie in Schatten stellt. Aber Stranguilio wollte seinen Rath nicht dazu geben und strafte sie wegen ihrer Untreue.

Da berief Dionysiades einen ihrer Knechte, mit Namen Theophilus, und sprach zu ihm: Theophilus, du bist arm: wenn du mir folgen willst, so sollst du reichlich begabt werden: tödte mir Tharsien. Was hat sie verbrochen, frug Theophilus, daß ich sie tödten soll? Ihre Hochfahrt, antwortete Dionysiades, ist ohne Ende, darum vollbringe mein Gebot, so erwirbst du reichlichen Lohn; wo nicht, so hast du Uebles von mir zu gewärtigen. Wie soll ich das vollbringen, versetzte Theophilus, daß es verborgen

bleibt? denn wenn es auskommt, so hab ich den Tod verwirkt. Sie hat die Gewohnheit, entgegnete Dionysiades, wenn sie von der Schule kommt, nicht eher Speis und Trank zu genießen bis sie in dem Tempel Neptuns am Meeresufer dem Grabe ihrer Wärterin geopfert hat. Dort laure ihr auf mit einem Dolch, ergreif sie hinterrücks bei den Haaren und wenn du sie getödtet hast, so beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf ihn ins Meer. Damit hast du deine Freiheit und große Schätze erworben.

Der Knecht gieng mit leidvollem Herzen nach dem Tempel und harrte der Jungfrau. Weh mir, sprach er bei sich selbst, soll ich meine Freiheit mit dem Blute des unschuldigen Kindes erkaufen! Darüber kam die Jungfrau aus der Schule zurück und gieng, die Opferschale in der Hand, nach dem Grab ihrer Pflegerin. Theophilus schlich sich hinter eine Säule und als sie vor dem Grabmal niederkniete, trat er plötzlich hervor, ergriff sie bei den Haaren, zuckte den Dolch und warf sie zur Erde; doch als er zustoßen wollte, sprach Tharsia: O Theophilus, was hab ich wider dich gesündigt, daß du mich tödten willst? Du hast nichts gesündigt, sondern dein Vater hat gefehlt, daß er dich mit großem Reichthum und königlichem Schmucke zurückließ. Wenn ich denn sterben muß, sprach Tharsia, so sei barmherzig und laß mich Gott anrufen, daß er meiner Seele gnädig sei. Da sprach der Knecht: Knie nieder und verrichte dein Gebet: Gott weiß selbst, daß ich dich nicht tödten würde, wenn ich nicht müßte.

Während Tharsia betete, landeten Seeräuber, welche die Schätze des Tempels zu entwenden kamen, und sahen die Jungfrau knieen und einen Mann mit gezucktem Dolch neben ihr stehen. Halt ein, grausamer Mörder, riefen sie ihm zu, dieß ist unsere Beute, kein Opfer deiner Blutgier. Da floh Theophilus und verbarg sich in einem Schlupfwinkel, während die Seeräuber Tharsien ergriffen, sie auf ihr Schiff brachten und schleunig davon segelten. Als Theophilus dieß sah, freute er sich, der blutigen That überhoben zu sein, gieng zu der Herrin und sprach: Dein Befehl ist

vollbracht und die Jungfrau den Wellen übergeben. Lege nun Trauerkleider an, vergeuß erheuchelte Thränen vor dem Volk und beklage ihren Tod, so will ich mit dir weinen und sprechen, sie sei an plötzlicher Krankheit gestorben.

Als Stranguilio vernahm was geschehen sei, ergriff ihn Furcht und Schrecken, er sprach: Gebt mir Trauerkleider, so will ich trauern, und nicht wie ihr mit erzwungenen Thränen, sondern aufrichtig, daß ihr ein so großes Verbrechen in unser Haus gebracht habt. O ich Unseliger, der Vater dieser Jungfrau hat die Stadt von Todesgefahr befreit; er hat um ihretwillen Schiffbruch gelitten, seine Güter verloren, mit dem Hunger gekämpft und so wird ihm Gutes mit Bösem vergolten! Seine Tochter, die er unserer Pflege vertraut, hat diese reißende Wölfin verschlungen. Dann wandte er seine Augen gen Himmel und sprach: Gott, du weist, daß ich an diesem Blute unschuldig bin! Nicht mich, sondern Dionysiades frage nach Tharsien. Sein Weib aber schalt er ein Ungeheuer, den Göttern verhaßt und den Menschen ein Greuel. Sie nun und ihre Tochter kleideten sich in Trauergewänder und vergoßen falsche Thränen vor den Bürgern der Stadt: Liebe Bürger, sprachen sie, wir rufen euch an, daß ihr mit uns trauert, denn Tharsia, das Licht unserer Augen, ist von plötzlicher Krankheit weggerafft und hat uns nichts als Jammer und Noth zurückgelaßen, da Die gestorben ist, von der wir Glück und Reichthum empfangen haben. Als die Bürger hörten, Tharsia sei die Tochter ihres Retters Apollonius gewesen, gedachten sie der empfangenen Wohlthaten mit Dankbarkeit und ließen ein köstliches Grabmal aus Messing gießen und zu Ehren der Jungfrau und ihres Vaters öffentlich aufstellen und die Inschrift besagte, von wem und zu wessen Ehren es sei errichtet worden.

Inzwischen waren die Seeräuber mit Tharsien nach Mitylene gekommen, wo der mächtige König Athanagoras regierte. Hier führten sie die Jungfrau mit andern Sclaven auf den Markt um sie öffentlich feil zu bieten. Als der König sie sah, erstaunte er über ihre Schönheit und adlige Gestalt, beschloß sie zu kaufen

und bot zehn Goldgülden für ihren Besitz. Aber ein unreiner Kuppler, der oberste Vorsteher aller feilen Sünderinnen der Stadt, den Unkeuschheit reich gemacht hatte, war ihrer kaum ansichtig geworden, so hoffte er großes Gut mit ihr zu verdienen und nahm sich vor, sie um jeden Preis zu kaufen. Er überbot also den König um das Doppelte. Athanagoras schlug nun das Dreifache seines ersten Gebots auf sie, aber der Kuppler überschlug ihn so lange bis der König abließ und gedachte, wenn sie der Kuppler öffentlich Preis gebe, so werde er doch der Erste sein, der ihrer genösse als ob er sie selbst gekauft hätte. Der Kuppler führte sie in das gemeine Haus der Sünden in ein zierliches Gemach; darin hatte er den Gott Priapus mit Gold und Edelgestein wohl verziert und sprach zu ihr: Diesen sollst du anrufen und verehren. Die Jungfrau antwortete: O Herr, solchen Gott hab ich nie angebetet; bist du denn von Lampsacus, daß du Diesem dienst? Da sprach der Kuppler: O du arme Dirne, weist du nicht, daß du mitten in seinem Tempel bist? Durch diesen Gott will ich mit dir große Schätze gewinnen.

Als Tharsia diese Worte vernahm, erschrak sie heftig, fiel lautschreiend zu seinen Füßen und sprach: O Herr, sei barmherzig, schone meiner Keuschheit und gieb meinen Leib solcher Schande nicht Preis. Aber der Kuppler antwortete: Hast du denn nie gehört, daß bei dem Henker und dem Kuppler weder Bitten noch Weinen frommen?

Da berief er seine Knechte und sprach zu ihnen: Ziere diese Dirne mit köstlichen Kleidern und Gebänden und schreib einen Zettel und schlag ihn an das Thor dieses Hauses: Wer der Erste sein wolle zu dieser Jungfrau, der zahle einen Goldgülden, der Zweite einen halben, darnach solle sie Jedem für einen Gulden feil sein. Der Knecht gehorchte und alsbald kamen viele edle und reiche Wüstlinge aus der Stadt in das Haus des Kupplers. Aber König Athanagoras hatte schon bestellt, daß er der Erste sein wolle und kam heimlich und verhüllten Haupts in Tharsiens Gemach. Als Tharsia das ersah, fiel sie ihm zu Füßen, umklam-

merte seine Kniee und sprach flehentlich: O Herr, erbarme dich meiner, ich beschwöre dich bei dem obersten Gotte und bei allen Tugenden, widerstehe deinen bösen Gelüsten und berühre mich nicht: du bist ein König, der aus angeborenem Edelmuth die Hülflosen beschützen, die Bedrängten schirmen und alle Tugenden in sich leuchten laßen sollte: wie steht es dir an mich Elende, Verwaiste, die nichts hat als ihr Magdthum, ihres einzigen Kleinods zu berauben und zu schänden? Können meine Thränen dich nicht rühren, so vernimm mein Misgeschick und du wirst mit mir weinen. Ich bin von königlichem Geschlecht von väterlicher und mütterlicher Seite, auf dem Meer bin ich geboren, meine Geburt war meiner Mutter Tod, mein Vater gab mich seinem Gastfreund Stranguilio und seinem Weib Dionysiades zu erziehen und zu pflegen; aber diese wollten mich tödten laßen und von der Hand meines Mörders befreiten mich Seeräuber, die mich in dieß sündliche Leben verkauften, dem ich tausend martervolle Tode vorziehen wollte. Das laß dich erbarmen, o König, denn wohl ist es ziemlich, daß königliches Geschlecht von Königen geehrt und geschirmt werde. Sei großmüthig uud hilf mir, daß ich morgen wie heute meine Keuschheit behalte: dafür wirst du gepriesen und gerühmt werden in alle Zeiten.

Da ergriff den König Erbarmen und Rührung, Thränen standen ihm in den Augen und mitleidig sprach er: Dein Unglück geht mir zu Herzen: könnte doch einst auch meiner Tochter wie dir geschehen! Er stand ab von seinem Vorhaben, gab ihr zwanzig Goldgülden und sprach: Nimm dieß von mir, es ist mehr als du mit dem Werk der Sünden von mir verdient hättest. Sprich zu den Andern wie du zu mir gesprochen, so wirst du deine Keuschheit erhalten. Die Jungfrau vergoß Freudenthränen und dankte ihm inniglich. Da schied der König weinend aus ihrem Gemache.

Vor der Thüre begegnete ihm einer seiner Diener, welcher der Zweite sein wollte, und frug den König: Wie behagte dir die Jungfrau? So gut als möglich, antwortete er; sie war sehr

traurig. Der Jüngling trat hinein und die Jungfrau verschloß nach Gewohnheit die Thüre. Wie viel hat dir der König gegeben? fragte der Gast. Zwanzig Goldgülden, antwortete sie. Der König, fuhr der Jüngling fort, gieng unzufrieden von dir; sei mir freundlicher, so will ich dir das Doppelte zahlen. Das hörte der König an der Thüre und sprach für sich: Jemehr du zahlst, jemehr wird sie weinen. Die Jungfrau nahm das Geld, fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen; darauf erzählte sie ihm ihre Unfälle, wie sie zuvor dem König gethan hatte und beschwor ihn unter strömenden Thränen sie unbefleckt zu laßen. Als das der Jüngling vernahm, entsetzte er sich und sprach: Steh auf und laß ab zu flehen, wir sind auch Menschen und haben täglich gleichen Unglücks zu gewärtigen. Mit diesen Worten gieng er weinend hinaus. Als der König dieß sah, lachte er und sprach: Du bist jung und stark und schämst dich nicht, daß du lachend zu einer Jungfrau eingehst um mit ihr Freude zu haben und weinend von ihr scheidest? Darauf gaben sie sich das Wort, Niemand zu sagen wie es ihnen ergangen sei, und warteten vor der Thüre wie es den Andern gelingen würde, die nach ihnen zu ihr giengen. Aber sie sahen sie Alle fröhlich zu ihr eintreten und weinend herauskommen.

Am Abend gab sie dem Kuppler das Geld und sprach: Hier ist der Lohn meiner Keuschheit. Der Kuppler nahm das Geld, zählte es und sprach: Sieh zu, daß du mir täglich so viel einbringst. Als er aber am andern Morgen hörte, daß sie noch Jungfrau sei, ergrimmte er, berief einen Knecht, der dazu geordnet war, und sprach: Geh hin und zerbrich den Schooß ihrer Keuschheit. Er trat in ihre Kammer und sprach zu ihr: Sag an ob du noch Jungfrau bist. Ja, antwortete Tharsia, und will es bleiben so lange Gott mir beisteht. Wie hast du denn deine Keuschheit vor so viel Männern behalten, hub der Knecht an, und doch so großes Gut gewonnen? Tharsia antwortete: Ich hab Allen unter Thränen mein Unglück erzählt und sie gebeten sich meines Magdthums zu erbarmen. Da weinten sie und

ließen ihren schändlichen Vorsatz fahren. So will ich auch dich bitten, daß du mir gütig und barmherzig seist. Damit stürzte sie sich zu seinen Füßen und benetzte sie mit Thränen. Habe Mitleid, sprach sie, mit der gefangenen Tochter eines Königs und schände mich nicht. Da sprach der Knecht: Wenn ich das auch gern thäte, so ist der Meister so giftig auf das Gut, daß du nicht Jungfrau bleiben kannst: denn er hat dich um Gewinnes willen theuer erkauft und darf keinen Schaden leiden. Weist du andere Wege Geld zu gewinnen, so will ich dir helfen.

Da antwortete Tharsia: Ich bin der sieben freien Künste mächtig und eine Meisterin auf der Harfe, womit ich das Gemüth des Volkes wohl bewegen will; auch bin ich im Sprechen geübt und weiß sinnreiche Räthsel aufzugeben und zu lösen: führe mich auf den Markt, so will ich vor dem Volke meine Künste bewähren und täglich mehr Geld und Gut gewinnen als durch Sünden und Schande.

Da ward sie mit dem Saitenspiel auf den Markt geführt und alles Volk lief zusammen, die Jungfrau zu sehen. Sie ergriff die Harfe und spielte so schön und sang so zauberisch darein, daß die Menge Staunen und Verwunderung ergriff. Darauf sang sie ein Räthsel zu den Tönen des Saitenspiels, das gar künstlich gereimt und gedichtet war und mit der Aufforderung an die Zuhörer schloß, den verborgenen Sinn zu enthüllen. Auch ließ sie sich selber Fragen vorlegen, die sie durch Gesang mit großem Scharfsinn beantwortete und löste. Darauf fieng sie an zu erzählen und alle Zuhörer folgten mit lauschendem Entzücken dem Goldfaden ihrer Märchen. Zuletzt verband sie Tanz mit Gesang und erfüllte die Luft mit dem Beifallrufen des begeisterten Volkes, das Gold und Kleinodien wie Spreu wegwarf um sie zu hören und zu sehen. Alles das ward ihrem Meister zu Theil, der den Tag segnete, wo er sie erstanden hatte.

Während dieß geschah, fuhr Apollonius, da vierzehn Jahre vergangen waren, nach der Stadt Tharsus, um seine Tochter nach Antiochien abzuholen. Als Stranguilio seine Ankunft erfuhr, lief

er eilends zu seinem Weibe und sprach: Dionysiades, du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sei längst gestorben; sieh, nun kommt er, seine Tochter zurückzufordern. Was sollen wir ihm sagen? O du Tropf, sprach Dionysiades, was wir ihm sagen sollen? Zieh deine Trauerkleider an, ich thu ein Gleiches: wir wollen ihm entgegengehen und ihn mit Thränen und Jammer empfangen. Als Apollonius sie in schwarzen Gewändern, mit naßen Augen und falschen Zähren ihm entgegenkommen sah, erschrak er und sprach: O, was bedeutet das, daß ihr mich weinend empfangt: ich sorge, diese Zähren sind mein und nicht euer. Da sprach Dionysiades: O Herr, möchte es deinen Ohren ein Anderer als ich verkünden was ich dir sagen muß: deine Tochter Tharsia ist eines jähen Todes gestorben. Als das Apollonius vernahm, erzitterte er an allen Gliedern und stand lange wie vom Donner gerührt, daß er vor Schrecken nicht sprechen mochte. Endlich, als er die Sprache wiederfand, sprach er ergrimmt: O Weib, wie übel hast du sie gehütet! Wenn denn meine Tochter gestorben ist, wie du sagst, wo ist denn ihr Schmuck, wo sind denn ihre Schätze geblieben? Sie entgegnete: Ein Theil ist vorhanden, ein Theil abhanden, und damit du mir glaubst, so hab ich ein Zeugniss an den Bürgern dieser Stadt, welche ihr, deiner Wohlthaten eingedenk, ein ehernes Denkmal am Gestade des Meeres errichtet haben, das du selber sehen magst. Da sprach Apollonius: Ich will hingehen und ihr Grabmal schauen. Als er aber die Inschrift gelesen hatte, wüthete er ungestüm wider sich selbst, verfluchte seine Augen und sprach: O ihr fühllosen, hartsinnigen Augen, warum weint ihr nicht, da ihr das Grab meiner Tochter gesehen habt?

Damit schied er von dannen und kam zu seinen Schiffen. Werft mich in die Tiefen des Meeres, sprach er zu seinen Dienern, denn das Licht des Tages ist mir verhaßt. Damit wollte er sich über Bord stürzen; aber seine Gefährten verhinderten ihn daran, führten ihn von dem Verdecke und hielten Wache bei ihm, daß er sich kein Leid thun mochte. Da ergrimmte er und that

einen hohen Schwur und rief alle Götter zu Zeugen, daß er nicht eher seinen Bart scheren noch seine Kleider wechseln wolle bis sie seine Tochter Tharsia wiedererweckten. Er begab sich in den untersten Schiffsraum, warf sich zu Boden und ließ ein Gesetz ausgehen, daß ihn Niemand stören solle bei Strafe des Todes, außer dem Schiffspatron, wenn er seines Rathes bedürfe; denn der Menschen Anblick war ihm zuwider und Trostworte ein Greuel in seinen Ohren.

Die Schiffe fuhren bei günstigen Winden von Tharsus gen Antiochia; als sie aber vier Tage gefahren waren, erhob sich ein Sturm und verschlug sie fern von ihrem Ziele, daß sie Wochen und Monate brauchten um sich zurecht zu finden. Dann musten sie in einem Hafen anlegen um Mundvorräthe und Waßer zu faßen und die lecken Schiffe auszubeßern. Nicht beßer ergieng es ihnen bei der zweiten Fahrt, denn sie kamen durch die Widerwärtigkeit der Winde und das Ungestüm des Meeres noch weiter von Antiochien ab, und ihre Schiffe waren in noch schlechterm Zustand als nach der ersten Fahrt. Als sie zum Drittenmale ausfuhren, warf sie ein neuer Sturm aus ihrer Bahn und wüthete so heftig, daß sie Alle an der Rettung verzagten. Apollonius aber hauste noch immer in dem untersten Schiffsraum und rührte und regte sich nicht, kaum daß er Antwort gab auf die Berichte und Fragen des Patrons und von Zeit zu Zeit ein wenig Speise verschluckte. Unterdes lagen die Schiffsleute auf den Knieen und baten Gott Neptun um einen sichern Hafen. Da legte sich der Sturm und ein günstiger Wind trieb sie in den Port von Mitylene, wo sie geborgen waren.

Als sie aber an das Gestade kamen, sahen sie große Feierlichkeiten und festliche Freude, denn man begieng den geheiligten Tag Neptuns des Meergottes. Die Schiffsleute, die viel Noth und Beschwerden ausgestanden hatten, erhoben ein Freudengeschrei, da sie ans Land stießen und stimmten ein in den Jubel des Inselvolkes. Da gieng der Schiffspatron hinunter zu Apollonius, der ihn grimmig empfieng und frug: Welcher Jubelschall hat meine

Ohren beleidigt? Der Schiffspatron antwortete: O Herr, dieſe Stadt iſt erfüllt mit Freuden: das Feſt Neptuns wird begangen: freue dich mit uns, daß wir gerettet ſind. Da ſeufzte der König und ſprach: Ich vergönne Jedermann ſeine Freude, aber mich laßt trauern. Nimm zwanzig Goldgülden und begeht dieſes Feſt nach langen Beſchwerden in Luſt und Wonne; wer aber mich zu Freuden beruft, dem ſoll man die Schienbeine zerſchlagen. Der Schiffspatron nahm das Gold, kaufte ſeinem Volk was ihm Noth that zur Begehung der Freudenfeier und ließ den König in ſeinem Kummer allein.

Athanagoras, der König von Mitylene, kam mit ſeinem Gefolge in den Hafen, um die eingelaufene Flotte zu beſchauen, und als er das Schiff des Königs erblickte, das ſchöner und größer war als alle die übrigen, erſtaunte er über ſeine Pracht und ſprach zu ſeinen Gefährten: Seht, Freunde, dieſes Schiff iſt eine Freude zu ſchauen: nie hab ich ein ſo herrliches Fahrzeug geſehen. Als die Mannſchaft hörte wie ihr Schiff belobt wurde, ſprachen ſie: O Herr, kommt herein zu uns, und beſeht das Innere dieſes Schiffes, denn es iſt ſo ſchön von innen als außen. Der König trat hinein, ließ ſich Alles zeigen, hielt Wirthſchaft mit ihnen und ſchenkte ihnen auch zwanzig Goldgülden, damit ſie ihn nicht umſonſt geladen hätten. Dann ſprach er: Sagt mir doch wer der rechte Herr dieſes Schiffes iſt und aller der Uebrigen, die mit ihm gelandet ſind. Da ſprach der Patron: Ihr Herr iſt ein reicher König und liegt am Boden dieſes Schiffes, denn er hat das Licht der Sonne verſchworen, weil ihm ſein Weib zur See und ſeine Tochter in fremden Landen geſtorben iſt. Da ſprach Athanagoras zu einem Knecht, Ardalio geheißen: Ich ſchenke dir zwei Gulden, wenn du zu ihm gehſt und ihn heraufführſt. Der Knecht antwortete: Für zwei Gulden kann ich mein Schienbein nicht wieder ganz machen laßen, denn der König hat befohlen, wer ihn zu Freuden berufe, dem ſolle ſein Schienbein zerſchlagen werden. Da ſprach Athanagoras: Dieß Geſetz hat er mir nicht gemacht: ich will hinunter und ſehen ob ich ihn tröſten kann.

Er kam hinab auf den Boden des Schiffs und sah ihn mit dem rauhen, wildverwachsenen Bart an der Erde liegen. Er nahte sich ihm und sprach mit bescheidener Stimme: Sei gegrüßt, Apollonius. Der König gedachte es sei einer der Seinen und hob sein Antlitz zürnend empor; als er aber einen Mann in königlichem Staate vor sich stehen sah, verschluckte er seinen Zorn und schwieg. Da sprach Athanagoras: Herr, wundere dich nicht, daß ich unbekannt zu dir komme: ich bin der Fürst dieser Stadt und kam in den Hafen, die fremden Schiffe zu schauen; als ich aber deines erblickte, ward ich begierig dich kennen zu lernen. Deine Leute luden mich ein und sagten mir von deinem Leide, das mir inniglich weh thut: deswegen bin ich gekommen dich zu trösten und zu bitten, mir aus der Finsterniss ans Licht zu folgen und auf Gott zu vertrauen, der deine Trauer in Freude verkehren wird.

Apollonius erhob sein Antlitz und sprach: Herr, zieh hin in Frieden und habe Dank für deine Güte; nach meinen Unfällen kann ich nicht wieder froh werden und tafeln und zechen, noch begehr ich der Gesellschaft der Menschen. Hier in diesem Schiffsraum will ich liegen bis der Tod meinem Elend ein Ende macht. Darum überlaß mich meinen Schmerzen.

König Athanagoras, der wohl sah, daß er nichts ausrichte, gieng zurück zu den Fröhlichen und sagte, er hab es vergebens versucht, ihren Herrn dem Lichte wiederzuschenken; aber nichts könne ihn seinen Todesgedanken abwendig machen. Doch entsann er sich noch eines Weges und sprach zu einem Diener: Geh hin zu dem Frauenwirth und bitt ihn, mir Tharsien zu senden, denn Die hat Weisheit und liebliche Rede: vielleicht kann ihn ihr Zuspruch vor dem Tode bewahren. Als Tharsia kam, sprach Athanagoras: Ich bitte dich, nimm alle deine Kunst zusammen, den Herrn dieses Schiffs zu erheitern, der in dem untersten dunkeln Bodenraum liegt und den Verlust seiner Gattin und seines Kindes bejammert. Wenn du ihn trösten und bewegen kannst, an das Licht hervorzugehen, so will ich dich von dem Kuppler loskaufen und reichlich ausstatten.

Tharsia gieng kühnlich hinab zu dem Trauernden, grüßte ihn mit sanfter Stimme und sprach: Wer du auch seist und welche Unfälle dich niederbeugen mögen, sei getrost: dich grüßt eine reine Jungfrau, die schon im zarten Alter den Grimm des Schicksals erfuhr und sich doch unter Stürmen und tausend Gefahren hohen Muth und Reinheit der Seele wie des Leibes zu erhalten wuste. Darauf nahm sie ihre Harfe und sang zu ihren Tönen so meisterlich, daß Apollonius aufmerksam ward und sich wider Willen genöthigt sah, ihrem süßen Gesang zu horchen:

Im Haus der Schanden muß ich sein,
Doch bleib ich unbefleckt und rein;
So steht beim Dorn das Röselein:
Mit List entgeht es aller Pein
Und kehrt sich zu der Sonne Schein:
Von Sünden wird mich Gott befrein
Inmitten in den Sünden.
Mir hat zum Mörder sich verkehrt
Der erst mir Hülf und Schutz gewährt;
Mich löste Feind von Feindes Schwert,
Mein Leid von Tag zu Tag sich mehrt,
Das Glück mich immer mehr versehrt,
Die Sünde meines Leibs begehrt;
Mehr will ich dir verkünden:
Das Waßer ist mein Vaterland,
Den Vater hab ich nie gekannt,
Doch wird sein Name weit genannt;
Gott laße mich ihn sehen!
Ins Elend bin ich nun verbannt,
Wo mancher Knecht mit frecher Hand
Beschmitzen will mein rein Gewand:
Dann rettet mich mein Flehen.
Mein Herz hab ich auf Gott gewandt:
So thu auch du, Herr auserkannt:
So wird dir Hülf und Trost gesandt
In deinen Herzenswehen.

In dieser Weise fuhr sie fort zu singen und ihm Trost in die Seele zu flößen mit ihrer lieblichen Stimme, aber Apollonius

unterbrach sie mit Seufzen und sprach: Dich hat Gott Mercurius selber gelehrt und mit Künsten begabt: komm ich zurück in mein Königreich, so will ich deiner gedenken und dich loskaufen aus dem Hause der Schande. Jetzt aber geh hin, überlaß mich meinen Gedanken und nimm dieß zum Lohn deiner Mühe. Damit wollte er ihr Gold reichen, aber Tharsia sprach: Ich bin nicht gekommen deine Gabe zu verdienen, sondern dich zu trösten und dem Leben wieder zu eignen, denn es ist unrühmlich und unmännlich dem Schmerz zu erliegen. Kannst du aber meine Fragen lösen, die ich dir vorlege, so will ich gehen und dich allein laßen, wenn ich dich nicht erheitern kann. Wiße jedoch, daß es Gott und den Menschen nicht wohlgefällig ist, wie du dich dem Kummer ergeben und Dein selber vergeßen hast.

Der König sah nun wohl, daß er sie nicht verscheuchen könne und gedachte: Ich will ihren Willen thun und ihre Räthsel lösen, damit sie mich allein läßt und nicht länger meiner Trauer entzieht. Er richtete also sein Haupt empor, ließ sie neben ihm sitzen und sprach: Wiewohl mir in meinem Leide nichts geziemen mag als Weinen und Stöhnen, so will ich dir doch gestatten deine Räthsel zu sagen, um dir zu zeigen, daß ich deine Kunst und Weisheit zu würdigen und zu erwidern verstehe. Dann aber laß mich allein und raube mir nicht länger den Genuß der Einsamkeit. So höre denn, sprach Tharsia, mein erstes Räthsel; du bist ein König und billig weiser als ich:

Ich kenn ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut,
Du hörst von Fern sein Rauschen.
Viel Gäste spielen drin umher:
Von diesen wirst du nimmermehr
Nur einen Ton erlauschen.
Es wandelt stäts von Ort zu Ort,
Die Gäste wandeln mit ihm fort:
Dieß Haus sollst du mir nennen.

Da sprach Apollonius: Damit du siehst, daß ich nicht ge-

pralt habe, so wiße, das Haus ist das Waßer mit seinen rauschenden Wellen und seine Gäste die stummen Fische, die mit den Wellen ewig von Ort zu Ort wandeln. Doch wundert mich deine Vernunft bei so jungen Jahren und dein englischer Sinn, den menschliche Weisheit nicht begreifen mag. Doch jetzt laß mich und geh. Aber Tharsia legte ihm ein anderes Räthsel vor und sprach:

Ein Ries erwächst in einem Wald,
Von hoher, mächtiger Gestalt,
Zwar stark und schön, doch wild und alt;
Um ihn Genoßen mannigfalt.
Mit diesen zieht er auf die Fahrt
Zu schaun der fremden Länder Art:
Sprich wie der Riese so gebahrt,
Daß Niemand seine Spur gewahrt.

Wär ich vor Leid nicht krank, sprach Apollonius, ich wollte deine Räthsel lösen und dir andere vorlegen, die dir unbekannt sind. Der Riese ist der Mast- oder Segelbaum auf den Schiffen, die ganz von Holz erbaut sind: die Winde führen ihn schnell dahin auf den Wellen, an vielen Ländern vorbei; doch läßt er keine Spur seiner Fahrt zurück. Da sprach Tharsia:

Von außen glatt, von innen rauch;
Sie stoßen mir in meinen Bauch
Mit einem Stecken grobes Haar
Bis ich erfüllt bin ganz und gar.
Manch harter Schlag wird mir gegeben,
Daß ich muß auf und nieder schweben
Ich armer Tropf, wie ist mir weh:
O läg ich tief in einem See!

Da erneust du mir meine alten Schmerzen, sprach Apollonius, denn du mahnst mich an meinen Schwäher, der mich durch das Ballspiel lieb gewann: denn der Ball ist die Lösung deines Räthsels. Er ist von Leder, inwendig mit Haaren gefüllt und wird auf und nieder geschlagen.

Noch viel andere Fragen beantwortete ihr Apollonius, denn die hohen Gaben der Jungfrau hielten seine Gedanken gefeßelt, daß er eine Weile seines Leides vergaß. Als aber Tharsia merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, meinte sie ihn an das Licht hervorzuziehen, setzte sich auf seinen Schooß, küßte seine Lippen zärtlich und sprach: Höre die Bitten der flehenden Jungfrau und entschließ dich zu leben, denn es wäre Sünde, wenn ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen sollte. Es steht bei den Göttern, dir deinen Verlust zu ersetzen: sie können dein Gemahl dir wiederschenken, deine todtgeglaubte Tochter beleben: darum ermanne dich und folge mir.

Bei diesen Worten umschlang sie seinen Leib und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Apollonius ergrimmte und stieß sie mit solcher Gewalt von sich, daß sie niedertaumelte und einen schweren Fall wider einen Pfosten that. Ihre Stirne war verletzt, sie wälzte sich in ihrem Blute, jammerte und sprach:

O Gott, Schöpfer und Erhalter, wie verfolgst du mich Unselige; von der Geburt bis zu dieser Stunde häufst du Trübsal und Noth auf mich Schuldlose: womit hab ich dich beleidigt? Auf stürmischem Meere ward ich geboren, der Augenblick, der mich ins Leben rief war meiner Mutter Tod, ein enger Sarg übergab sie den fühllosen Wellen, der eine königliche Bestattung geziemt hätte. Mein Vater gab mich falschen Freunden zu erziehen, den Gottlosen, die mir nach dem Leben standen, ein niederer Knecht zuckte den Dolch über mir, da befreiten mich Seeräuber von dem sichern Tode und verkauften mich hieher in das gemeine, sündliche Leben; durch Jammer und Thränen erhielt ich meine Reinheit, mit blutendem Herzen muß ich Andere froh machen, ein nichtswürdiger Kuppler wucherte mit meinen Künsten und Reizen. Diesem Greis vertraute ich mein Herz, hoffte ihn dem Leben wiederzuschenken und Ungemach und Schmerzen sind mein Lohn. O mein Vater Apollonius, wie hast du mein vergeßen! O Tharsia, warum mußtest du geboren werden!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Als Apollonius alle diese Wahrzeichen vernahm, that er einen mächtigen Freudenschrei, warf sich zu ihr an den Boden, hob sie auf seinen Schooß und bedeckte sie mit Küssen: O barmherziger Gott, rief er aus, dir sind Himmel und Erde und alle Tiefen der Meere durchschaulich, dein Name werde gepriesen! Mit welcher Freude begabst du mein Alter, da ich die Tochter lebend finde, die ich todt und begraben wähnte! Ein Strom von Thränen unterbrach seine Rede, er küßte und herzte sie und wiegte sie in seinen Armen, um ihren Schmerz zu beschwichtigen. Auch Tharsien durchzuckte die Freude, sie erholte sich und umschlang den wiedergefundenen Vater und hieng an seinem Halse mit Schluchzen und Thränen. Nun will ich nicht sterben, sprach Apollonius, da die Götter unverhofft mich meines Gelübdes entbunden haben. Um deinetwillen entsagte ich dem Leben, um deinetwillen, du Hälfte meiner Seele, gehör ich ihm jetzt wieder an. Darauf rief er mit lauter Stimme: Herbei, ihr Diener, und schaut meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, die ich wiedergefunden: die Jungfrau ist es, die ihr sandtet mich zu trösten. Da liefen die Diener und König Athanagoras hinunter zu ihm und fanden ihn weinend vor Freude an dem Halse der Tochter. Da erhob er sich und sprach: Seht hier die Verlorene, schmerzlich Beweinte, um derentwillen ich sterben wollte; jetzt aber bin ich dem Leben wiedergeschenkt.

Da war Niemand, dem seine Augen nicht übergiengen vor freudiger Rührung über das Glück des Königs und seiner Tochter. Nun warf Apollonius seine Trauerkleider ab und kleidete sich königlich, in so köstliches Gewand, daß sich Männiglich darüber verwunderte. Da sprachen Alle, die ihn sahen: O Herr, wie gar hat diese Jungfrau deine Bildung und Gestalt, wie gleichen dir ihre Züge! wenn du nicht wüßtest, daß sie deine Tochter sei, so bewiese es euer beider Angesicht: ihr könnt euch nicht verläugnen.

Die Tochter fiel ihrem Vater um den Hals, herzte und küßte ihn zärtlich und sprach: Gelobt sei Gott, dessen Gnade mir die Freude gegönnt hat, dich zu schauen: nun will ich hinfort mit

dir leben, mit dir sterben! Dann erzählte sie ihm nochmals ihre Schicksale und ihre Unfälle, wie sie in das Haus der Schande verkauft worden, und wie sie Gott durch seine Gnade vor dem sündlichen Leben bewahrt und ihre Ehre erhalten habe.

Athanagoras, der in ihre Liebe entzündet war, besorgte, sie würde einem Andern zu Theil werden, fiel Apollonius zu Füßen und sprach: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dem Vater seine Tochter wiederschenkte, daß du Tharsien keinem Andern zum Gemahl gebest als mir, denn ich bin ein König gleich dir, sie ist durch mich eine reine Magd geblieben, ich habe sie zu dir geführt, ohne mich hätte sie den Vater nicht wiedergefunden: darum begehr ich sie zum ehelichen Gemahl. Da sprach Apollonius: Ich kann sie dir nicht weigern, du hast meiner Tochter viel Gutes erzeigt, ich verheiße sie dir zum Weibe. Doch bitt ich dich vor Allem, daß du mir Recht verschaffest über den gottlosen Frauenwirth.

Da gieng Athanagoras in die Stadt, berief die Bürger und sprach: Laßet die Stadt nicht verderben um Einen Verworfenen: Apollonius, der König von Antiochien und Tyrus liegt mit einer mächtigen Flotte in unserm Hafen und hat seine Tochter Tharsia in dem Hause des schändlichen Kupplers gefunden, der sie zu Sünden nöthigen und ihren königlichen Leib gemeiner Unzucht Preis geben wollte; doch hat sie ihm mit der Hülfe des allmächtigen Gottes widerstanden. Nun begehrt er Recht über ihn; wo nicht, so zerstört er mit Feuer und Schwert eure Stadt.

Da liefen die Bürger und alles Volk mit Weib und Kindern in Scharen an den Hafen, den König Apollonius zu sehen und seine Barmherzigkeit anzuflehen. O Herr, riefen sie, es geschehe was du begehrst. Der Kuppler ward gefangen und gebunden vor den König geführt. Apollonius in königlichem Staat festlich geschmückt, bestieg an der Hand seiner Tochter die Rednerbühne und sprach zu dem Volke: Ihr seht meine Tochter Tharsia, die heute ihrem Vater wiedergegeben ward. Ein schändlicher Kuppler stellte ihrer Ehre nach und sparte kein Mittel ihren reinen

Leib zu beflecken; weder Bitten, noch die erworbenen Schätze konnten sie aus seiner Gewalt befreien. An euch ist es, ihr Recht zu verschaffen.

Da sprachen Alle einstimmig: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und alle sein Reichthum deiner Tochter zu Theil werden. Tharsia aber berief den Knecht, welchem der Kuppler befohlen hatte, sie zu schänden und sprach: Weil du menschlich warst und meinen Bitten Gehör liehest, schenk ich dir die Freiheit und zweihundert Goldgülden. Auch befreite sie alle die Mägde des Kupplers und beschenkte sie reichlich. Nun sprach Apollonius zu dem Volke: Ich sag euch Dank für die Ehre, die ihr mir und meiner Tochter erzeigt habt und vergelte sie euch mit einer bescheidenen Gabe. Hierauf ließ er funfzig Pfund Goldes unter die Bürger vertheilen.

Wenige Tage darauf gab Apollonius seine Tochter Tharsia dem König Athanagoras zu seinem ehelichen Gemahl zur großen Freude der ganzen Bürgerschaft und in Gegenwart vieler Könige, Fürsten, Grafen und Herren, und vieler schönen Jungfrauen, welche die Hochzeit verherrlichten. An demselben Tage ließen die Bürger von Mitylene eine köstliche Säule auf dem Markt errichten mit der Inschrift: Dem Könige Apollonius und seiner frommen Tochter Tharsia, zum ewigen Gedächtniss ihres reinen Lebens.

Darauf ließ Apollonius seine Schiffe bereiten und fuhr mit der Tochter und seinem Eidam Athanagoras gen Tharsus, Rache zu nehmen an Stranguilio und seinem Weibe. Aber eines Nachts erschien ihm im Traume eine englische Gestalt und befahl ihm, den Göttern dankbar zu sein für die Wiedererweckung der Tochter. Im Tempel der Diana zu Ephesus solle er mit ihr und seinem Eidam das Opfer vollbringen und dann alle seine Schicksale mit lauter Stimme erzählen. Hernach möge er Rache nehmen für seine Tochter.

Sogleich wandten sie ihre Fahrt gen Ephesus und betraten den geweihten Tempel Dianens. Als die Königin Lucina, die noch in diesem Tempel ein priesterliches Leben führte, von der Ankunft

eines fremden Königs vernahm, schmückte sie ihr Haupt mit königlichem Geschmeide, hüllte sich in purpurne Gewänder und trat im Geleit ihrer Jungfrauen in den Tempel. Sie war noch so schön wie vor achtzehn Jahren: der reine Dienst Dianens hatte ihre Blüthe frisch erhalten, daß sie vor allen ihren Jungfrauen herrlich stralte. Als Apollonius sie sah, glaubte er die Göttin Diana zu erblicken, ließ sich mit Tochter und Eidam auf die Kniee vor ihr nieder, weihte dem Tempel köstliche Geschenke und sprach mit laut erhobener Stimme: Ich Apollonius, ein geborener König von Tyrus, empfieng als Jüngling Lehre und Weisheit, und da ich mich reif fühlte, alle Räthsel zu lösen, kam ich zu dem bösen König Antiochus und beantwortete seine Frage, um seine Tochter zu gewinnen. Aber er brach sein Wort und stellte mir nach dem Leben, daß ich flüchten muste vor seinen Söldlingen. Auf dem Meer verlor ich alle meine Habe und kam elendiglich zu dem König Archistrates, der mich gütig aufnahm und mir seine Tochter Lucina zum Weibe gab. Als aber Antiochus vom Blitzstral getroffen wurde, fuhr ich aus, sein Königreich in Besitz zu nehmen. Da starb mein Weib auf dem Meere an der Geburt einer Tochter; ein wohlverwahrter Sarg übergab ihre Leiche den Wellen; die Tochter ließ ich mit großen Schätzen meinen Gastfreunden in Tharsus bis sie heranwüchse, und fuhr gen Antiochien. Nach vierzehn Jahren kehrte ich nach Tharsus zurück, die Tochter heimzuholen und vernahm, sie sei jählings gestorben. Verzweifelnd gelobte ich um sie zu trauern bis ein Wunder sie wiedererwecke. Dieß Wunder hat sich unverhofft begeben, die Gnade der Götter hat mir die Tochter wiedergeschenkt, und nun komm ich zu ihrem Tempel, das Opfer des Danks zu vollbringen.

Während er also sprach, wuste Lucina ihre Freude kaum zu mäßigen, doch als er endete stieg sie die Stufen des Altars herab, fiel dem knieenden Apollonius um den Hals und wollte ihn küssen. Apollonius, sprachlos vor Verwunderung, erkannte sie nicht und sträubte sich gegen ihre Umarmung; aber Lucina sprach mit weinenden Augen: O mein Herr und Trost meiner Seele,

wie thust du also? Ich bin dein Weib Lucina, König Archistrates Tochter; so bist du Apollonius von Tyrus, mein Herr und Gemahl, mein Meister in den Künsten, mein Schiffbrüchiger, den ich liebte und wählte nicht um leibliche Begierde, sondern um seine Weisheit und Kunst. Da erkannte sie Apollonius, fiel ihr um den Hals und vergoß Thränen der Freude. Gelobt sei der Höchste, rief er aus, der mir die Gattin zu der Tochter wiederschenkt! Wo ist meine Tochter? frug Lucina. Da zeigte er ihr Tharsien und sprach: Hier ist sie. Da küßte sie Lucina mit mütterlicher Zärtlichkeit und die Freude war groß und das Gerücht flog durch die Stadt, daß König Apollonius sein Gemahl im Tempel Dianens wiedergefunden habe.

Darauf fuhr Apollonius mit einem königlichen Heere gen Tharsus. Dort ließ er den Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades fahen, führte sie vor die Bürger und Herren der Stadt und sprach: Ihr Bürger von Tharsus, sprecht, ob ich euch beleidigt habe? Sie sprachen alle einstimmig: Du bist unser gütiger Herr, wir sind bereit für dich zu sterben und haben dir diese Säule zum Gedächtniss deiner Wohlthaten gesetzt: womit solltest du uns beleidigt haben? Da sprach Apollonius: So klage ich euch, daß mir diese eure Mitbürger meine Tochter Tharsia, die ich ihnen befohlen, nicht wiedergeben wollen. Da sprach das unselige Weib: Herr, hast du nicht selber ihr Grab gesehen und die Inschrift gelesen? Apollonius antwortete: Die Meinung der Bürger, die das Grabmal machen ließen, ist gut; aber deine Werke sind sträflich gewesen. Hiemit berief er seine Tochter und zeigte sie dem Volke. Da sprach sie mit sanfter Stimme:

Ihr Bürger, Tharsia, die von den Todten auferstanden ist, entbietet euch ihren Gruß. Da erschrak Dionysiades und bebte wie ein Laub im Winde; aber die Bürger der Stadt jubelten. Tharsia ließ darauf den Knecht herbeiholen, der sie hatte ermörden sollen und sprach zu ihm: Wenn du gestehst wer dich gedungen hat mich umzubringen, so soll dir das Leben geschenkt werden. Der Knecht antwortete: Das war Dionysiades, meine Herrin. Da

ergriffen die Bürger von Tharsus das böse Weib, schleppten sie vor die Thore und steinigten sie. Doch Stranguilio ward unschuldig befunden und dem Knechte schenkte Tharsia Leben und Freiheit, weil er ihr Zeit gegönnt hatte, zu Gott zu beten. Apollonius beschenkte die Stadt königlich und verweilte drei Monate in ihrer Mitte.

Darauf fuhr er gen Pentapolis zu Archistrates, seinem Schwäher, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Als der Greis Tochter und Enkelin mit ihrem königlichen Gatten erblickte, ward seine Freude unbeschreiblich groß. Er vermachte ihnen sein Reich, lebte ein ganzes Jahr mit ihnen unter Jubel und Festen und starb in hohem Alter in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt Apollonius am Gestade des Meeres und sah den Fischer, welcher seinen Rock mit ihm getheilt hatte. Er ließ ihn fahen und nach dem Palaste führen. Da der Fischer sich von den Kriegern ergriffen sah, wähnte er es gehe ihm an sein Leben. Apollonius ließ ihn vorführen und sprach: Dieß ist mein Schutzgeist, der mich nach dem Schiffbruche gespeist und gekleidet hat. Dann redete er ihn an und sprach: Ich bin Apollonius von Tyrus, der deiner Wohlthaten nicht vergeßen hat. Darauf ließ er ihm zweihundert Pfund Goldes reichen und machte ihn zu seinem Hofgesinde so lange er lebte. Auch den Elinatus, der ihn vor Antiochus gewarnt hatte, belohnte er für seine Treue und gab ihm eine reiche Grafschaft zu Lehen. Bald gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er Antiochien und Tyrus übergab; Pentapolis und Tharsus überwies er seinem Eidam Athanagoras.

Darnach lebte Apollonius mit seinem Gemahl vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit. Sein Leben ließ er in zwei Büchern beschreiben, wovon das eine im Tempel zu Ephesus niedergelegt, das andere in seinem Schatze bewahrt wurde.

2. Pericles Fürst von Tyrus.

Zur Sagenvergleichung.

Die englischen Kritiker, welche dem Shakspeare dieses Stück entweder ganz absprechen oder ihm nur einen geringen Antheil daran zuschreiben, leiten den Beifall, welcher demselben seit seiner ersten Aufführung auf der englischen Bühne zu Theil ward, von dem großen Interesse der zum Grunde liegenden Geschichte ab und gewiss nicht mit Unrecht, denn wenn wir auch Shakspeare für den Verfaßer hielten, so bliebe es doch eins seiner frühesten (?) und schwächsten Werke, und jener Beifall läßt sich kaum anders erklären. Selbst daß sich der Dichter so genau an seine Quelle hielt, deutet darauf, daß sie ihm, wenn auch nur ihrer Popularität willen, ehrwürdig war.

Der Roman von Apollonius ist in alle Sprachen übersetzt worden und die große Menge von Handschriften, Ausgaben und Bearbeitungen desselben, die sich bei allen Nationen finden, verstattet einen Rückschluß auf seinen innern Werth, den wir selbst fast höher anschlagen als den des Schauspiels. Er ward auch unter die deutschen Volksbücher aufgenommen.

Den Bemühungen so ausgezeichneter Gelehrten wie Velser, Fabricius, Douce u. A. hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, den Verfaßer dieses Romans zu entdecken; doch stimmten Alle bis vor Kurzem darin überein, daß er zuerst im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. griechisch geschrieben wurde. Wie F. Liebrecht (zu Dunlop S. 545) nachweist, wird eine lateinische Uebersetzung schon in einem Bücherverzeichniss des neunten Jahrhunderts aufgeführt. Gottfried von Viterbo, der in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, scheint ihn für bare Geschichte ge-

halten zu haben, denn er erzählt ihn seinem ganzen Inhalte nach in seinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die sich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet habe. Bemerkenswerth ist die Form seiner versificierten Darstellung: zwei aufeinander reimende Hexameter werden von einem Pentameter begleitet. Theils aus Gottfrieds Erzählung theils unmittelbar aus dem griechischen (?) Original scheinen die lateinischen Prosaversionen geflossen zu sein, von welchen sich eine in den Gestis Romanorum findet, eine andere, ohne jene zu kennen, Velser abdrucken ließ, und eine dritteeinzeln ohne Jahreszahl und Druckort in den letzten dreißig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts erschien. Diese drei Recensionen weichen nur in Worten, nicht in Thatsachen von einander ab; doch hält Eschenburg die erste für das Vorbild der beiden Andern. Ein altdeutsches Gedicht von Apollonius von Tyrland durch Heinrich von der Neuenstadt (zu Wien) wurde schon um 1400 gedichtet, wahrscheinlich nach den Gest. Rom. Vgl. Hagens und Büschings Grundr. S. 206. Die spätern Bearbeitungen in deutscher Prosa, welche lange Zeit beliebte Volksbücher waren, scheinen aus Gottfried von Viterbos Pantheon geflossen zu sein; wenigstens giebt die Ausgabe zu Augsburg durch Günther Zainer 1471 Fol. und die nach den Proben bei Eschenburg sehr verdorbene zu Straßburg 1516 kl. 4. diese Quelle an. Correcter scheint die von 1556 12., deren wir uns bedienten. Wir haben daraus Tharsiens Lied, offenbar ein altes Meisterlied mit Auf- und Abgesang (der Aufgesang zerfällt in zwei, der Abgesang in drei künstlich gereimte Stollen) getreu übersetzt; doch durften wir dieß nur mit der ersten Strophe des Liedes thun, weil die zweite seltsam genug in der Erzählung fortfährt, was unsere Ansicht, daß hier ein alter Meistergesang eingeschaltet worden, zu bestätigen scheint. Mehr Freiheit glaubten wir uns bei den Räthseln nehmen zu müßen, die in dem Volksbuch weniger gut behandelt waren. Ein Verzeichniss der Handschriften und Drucke dieses Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II. p. 140 sqq.

Auch in England ward der Roman von Apollonius von Tyrus frühzeitig in Verſen und Proſa bearbeitet. Der Zeitgenoße Chaucers, John Gower, der in Shakſpeares Pericles als Chorus auftritt, flocht ihn in dem 8. Buch ſeiner Confessio amantis ein, die ſchon vor dem Jahre 1332 vollendet war. Sein Gewährsmann iſt, wie er ſelbſt angiebt, Gottfried von Viterbo. Dr. Farmer beſaß aber ein Fragment eines engliſchen Gedichts über denſelben Gegenſtand, das der Handſchrift und der Sprache nach älter als Gower ſchien. In engliſcher Proſa kam der Roman von Apollonius ſchon 1510 bei Wynkyn de Worde nach dem Franzöſiſchen des Robert Copland heraus. Im Jahre 1576 hatte William Howe ein Privilegium für eine Ausgabe dieſes Volksromans, von der die 1607 zu London bei Valentin Simmes erſchienene Ueberſetzung des Lawrence Twine nur ein Wiederabdruck ſein ſoll. Letztere hat Payne Collier in ſeiner Shakespeares Library I. 183 zugleich mit Gowers ſchon erwähntem Gedichte als Quellen des Pericles abdrucken laßen. Sie führt den Titel: The patterne of painefull Adventures: containing the most excellent, pleasant and variable Historie of the strange accidents that befell vnto Prince Apollonius, the Lady Lucina his wife and Tharsia his daugther. Wherein the vncertaintie of this world, and the fickle state of mans life are described. Gathered into English by Lavrence Twine Gentlemen. Imprinted at London by Valentine Simmes for the Widow Newman. Im Uebrigen vergl. man über dieſen ſo allbeliebten und ſo oft wiederholten Roman Ferd. Wolf Studien zur Geſchichte der ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalliteratur, Berlin 1859, S. 51 Note 2 und F. Liebrecht Heidelb. Jahrb. 1864 S. 217.

Für Shakſpeares nächſte Quelle hält man Gowers Confessio amantis, weil dieſer alte Dichter im Pericles redend eingeführt wird. Allein aus den Noten der engliſchen Erklärer, welche ſehr häufig Stellen aus dem Volksbuche anführen, erſieht man, daß der Dichter öfters von Gower abwich und ſich an jenes hielt, wie denn Go-

wers Darstellung mangelhaft ist.*) Auch ergiebt sich aus diesen Stellen, daß das englische Volksbuch mit dem deutschen genau übereinstimmt, und dieß rechtfertigt uns, wenn wir uns zunächst an dieses und die Gesta Romanorum hielten. Wir würden uns der letztern allein bedient haben, wenn der Erzählung ein alterthümlicher, volksmäßiger Anstrich, den ihr auch Shakspeare oder Wer der Dichter war durch die Einführung des alten Gower zu geben beflißen war, nicht überaus wohl anstände; diesen konnte sie aber durch Anschließung an das deutsche Volksbuch am Ungezwungensten erhalten. Auch glaubten wir, die Lieder und Räthsel nach Anleitung des Volksbuchs in Reimen, nicht in Hexametern, geben zu müßen. Eine etwas freiere Behandlung als wir uns sonst erlauben, wird man uns hier, wo wir zwei verschiedene Vorbilder zu vereinigen hatten, zu Gute halten. Doch beschränkten wir uns bei dieser nothwendigen Freiheit auf die Darstellung ohne an Thatsachen willkürlich zu ändern.

Viel sagenhafte Züge begegnen in unserm Roman, obgleich er schwerlich ganz auf einem Märchen beruht. Die blutschänderische Liebe des Antiochus zu seiner Tochter leitet auch das deutsche Volksbuch von der Helena und Straparolas verwandtes Märchen von dem Mädchen im Schrein ein. Vgl. Valentin Schmidts Märchensaal, S. 115, nebst den Anmerkungen S. 303, und Pentamerone II. 6. (16). Aehnliches in Legenden z. B. Deutsche Sagen II. S. 182, Fischarts Gargantua Bl. 31a. Doch ist sie hier, namentlich in den Märchen, sehr schön motiviert, während sie im Apollonius ganz unbegründet bleibt. Die Erhaltung Lucinas in dem Kasten erinnert wieder an die Doralicens in dem

*) An die Stelle des Ballspiels, wodurch Apollonius die Gunst des Königs von Pentapolis gewinnt, setzte Shakspeare ein Turnier; es ist nicht nachzuweisen, daß er diese Aenderung irgend einem Vorbilde verdanke. Zweifelhafter ist, ob nicht eine englische Erzählung dieses Romans mit den veränderten Namen vorhanden war, deren Shakspeare sich bediente, etwa die S. 213 erwähnte Novelle des G. Wilkins.

Schrein. Das Räthsel, von dessen Lösung der Besitz der Prinzessin abhängig gemacht wird, ist ein tausendmal wiederkehrender Zug. Der Aufenthalt Tharsiens in dem Hause des Kupplers erscheint ähnlich in vielen kirchlichen Legenden wieder, z. B. in der von der heiligen Agnes, und der Fischer, welcher seinen Rock mit dem schiffbrüchigen Apollonius theilt, ist ganz der heilige Martin. Doch wird dieser Erzählung Poesie und anziehende Erfindung nicht abgesprochen werden können, und gewiss werden uns die Leser für ihre ausführliche Mittheilung Dank wißen.

Schon unter XI. ist bemerkt worden, daß die Wiederfindung Lucinas als Priesterin der Diana zu Ephesus vermuthlich das Vorbild der Erhaltung Hermionens im Wintermärchen war; weit mehr aber erinnert in Shakspeares Irrungen die Erhaltung und Wiederfindung Emiliens, der Aebtissin zu Ephesus, an Apollonius und Pericles, so wie andererseits die Katastrophe der Irrungen mit dem Ausgange der unter XIII. erwähnten Novelle Cinthios große Aehnlichkeit hat. Auch an Hero in Viel Lärmens um Nichts wird man denken.

Das Shakspeare mit Recht oder Unrecht zugeschriebene Schauspiel von Pericles ist späterhin wieder selbst die Quelle einer gleichnamigen Novelle des George Wilkins geworden, welche 1608 zuerst gedruckt wurde, die neuerdings aber Tycho Mommsen wieder auflegen ließ. Pericles Prince of Tyre. A Novel by George Wilkins, printed in 1608 and founded upon Shakespeares play. Edite by Professor Tycho Mommsen. With a preface by the editor, and an introduction by J. Paine Collier Esq. Oldenburg 1857. Delius im Jahrbuch der Shakspeare-Gesellschaft III, 192 hält Wilkins, den Verfaßer der Novelle Pericles, zugleich für den ursprünglichen Verfaßer des Dramas Pericles, dessen zweiten Theil Shakspeare für die Kings Players umzuarbeiten unternahm. Uebrigens bezweifelt Mommsen den griechischen Ursprung des Originals, obwohl doch die Abenteuer des Apollonius sehr in der Art der griechischen Romane sind, worin Seefahrten und Seeräuber die gröste Rolle spielen. Sonst hät-

ten auch wir lieber auf deutſchen Urſprung gerathen: erſtens wegen der großen Rolle, welche Räthſel in der Erzählung ſpielen, zweitens wegen des Gelübdes des Apollonius, den Bart nicht zu verſchneiden und die Kleider nicht zu wechſeln, was an die deutſchen Rachegelübde und des Teufels ruſſigen Bruder erinnert. Vgl. Handb. der d. Myth. 77. 463.

XV.

Zu

König Lear.

1. König Leir.

Nach Holinshed.

Leir, der Sohn Baldubs, wurde Herscher der Britanner im Jahre der Welt 3105. zu welcher Zeit Joas in Juda regierte. Dieser Leir war ein Prinz von edelm Betragen und Land und Leute befanden sich unter ihm in großem Wohlstande. Er baute die Stadt Caerleir, die jetzt Leicester heißt und am Ufer des Sore liegt. Es ist geschrieben, daß er von seiner Gemahlin drei Töchter hatte und weiter keine Nachkommen: ihre Namen waren Gonorilla, Regan und Cordeilla. Diese Töchter liebte er sehr, aber vorzüglich die jüngste, Cordeilla, die er den beiden ältern noch vorzog.

Als dieser Leir zu hohen Jahren gekommen war und das Alter ihn mürrisch machte, gedachte er die Gesinnungen seiner Töchter gegen ihn zu prüfen und die, so er am meisten liebte, zur Nachfolge im Königreiche zu befördern. Er fragte also die älteste, Gonorilla, zuerst, wie sehr sie ihn liebe. Diese rief ihre Götter zu Zeugen an und schwur, daß sie ihn mehr liebe als ihr eigenes Leben, das nach Recht und Vernunft ihr das Theuerste sein müste. Solche Antwort erfreute den Vater, er wandte sich daher zur zweiten und fragte sie, wie sehr sie ihn liebe, worauf diese, indem sie ihre Worte mit hohen Eiden bekräftigte, versetzte, sie liebe ihn mehr als die Zunge auszudrücken vermöge und weit über alle andern Geschöpfe in der Welt.

Dann rief er seine jüngste Tochter Cordeilla vor sich und fragte sie wie hoch sie ihn halte, worauf sie eine Antwort gab wie folgt: Ich kenne die große Liebe und die väterliche Sorgfalt,

die ihr immer zu mir getragen habt und deshalb kann ich euch nicht anders antworten als wie ich denke und mir mein Gewißen erlaubt. Ich schwöre, daß ich euch immer geliebt habe und daß, so lange ich lebe ich fortfahren werde euch als meinen Herrn Vater zu lieben; wollt ihr mehr von der Liebe wißen, die ich zu euch trage, so seit versichert, daß ihr so viel werth seid wie ihr habt, und so viel lieb ich euch und nicht mehr.

Der Vater war keineswegs mit dieser Antwort zufrieden; er verheirathete die beiden ältern Töchter, die eine an den Herzog von Cornwall, der Henninus hieß, die andere an den Herzog von Albania, dessen Name Maglanus war, und befahl und verordnete, daß zwischen ihnen, nach seinem Tode, sein Land getheilt werden solle, dessen eine Hälfte er sogleich ihren Händen übergab; für die dritte Tochter Cordeilla aber behielt er sich nichts vor.

Doch trug es sich zu, daß Einer von den Fürsten Galliens (das jetzt Frankreich heißt), dessen Name Aganippus war, von der Schönheit, der Jungfräulichkeit und den guten Eigenschaften genannter Cordeilla Kunde erhielt und sie sich zur Ehe wünschte. Er sandte daher herüber zu ihrem Vater und ließ um sie anhalten. Der Vater gab zur Antwort, daß er seine Tochter haben könne; was aber eine Mitgift oder ein Wittthum angehe, so könne ihr kein solches ausgesetzt werden, da Alles schon ihren Schwestern versprochen und zugesichert sei.

Trotz dieser Antwort, die ihm jede Mitgift für Cordeilla versagte, nahm Aganippus sie dennoch zum Weibe, lediglich in Berücksichtigung ihrer selbst und ihrer liebenswürdigen Tugenden. Dieser Aganippus war einer von den zwölf Königen, die zu der Zeit über Gallien herschten.

Da Leir aber sehr alt wurde, währte es den beiden Herzogen, die seine ältern Töchter gefreit hatten, zu lange bis die Herschaft über das Land vollends in ihre Hände kam; sie erhoben sich daher gegen ihn in Waffen und beraubten ihn alles Regimentes unter Bedingungen, die Zeit seines Lebens gelten sollten. Nach diesen ward ihm eine Summe ausgesetzt, von der er seinen Hof

unterhalten sollte; aber im Fortgange der Zeit ward sie sowohl von Maglanus wie von Henninus verkürzt.

Der gröste Kummer aber, den Leir hatte, war die Schändlichkeit seiner Töchter ansehen zu müßen, denn die schienen zu denken, wie wenig auch ihr Vater bekomme, so sei es immer noch zu viel. So muste er von einer zur andern ziehen und gerieth in solches Elend, daß er nur noch einen Diener halten konnte. Zuletzt wurde die Schändlichkeit und Unnatürlichkeit seiner Töchter so groß und sie vergaßen so ganz der schönen und gefälligen Worte, die sie in früherer Zeit gebraucht hatten, daß sie ihn zwangen aus dem Lande zu fliehen und nach Gallien zu schiffen, um bei der jüngsten Tochter, bei Cordeilla, die er zuvor gehaßt, einigen Trost zu suchen.

Sobald Cordeilla vernahm, daß er in ärmlichem Zustande angekommen sei, sandte sie ihm zuerst heimlich eine Summe Geldes, daß er sich mit dem Nöthigen versehen und eine Anzahl Diener suchen möge, die ihm in ehrenhafter Weise aufwarteten wie es sich für den Rang, den er einst eingenommen hatte, geziemte. Dann lud sie ihn ein, in dieser Begleitung an den Hof zu kommen, was er that und so freudig, ehrenvoll und freundlich von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Aganippus aufgenommen wurde, daß sein Herz großen Trost gewann. Denn man hätte ihn nicht mehr ehren können, wenn er König des ganzen Landes gewesen wäre. Darauf unterrichtete er seinen Schwiegersohn und seine Tochter, wie seine andern Töchter an ihm gehandelt hätten. Aganippus ließ, um seinen Schwiegervater Leir wieder in sein Reich eingesetzt zu sehen, sogleich eine mächtige Armee zusammenziehen und eine große Flotte ausrüsten, um nach Britannien überzusetzen.

Man kam überein, daß Cordeilla ihren Vater begleiten solle, um von dem Lande Besitz zu nehmen, das er ihr, als seiner rechtmäßigen Erbin, nach seinem Tode zu hinterlaßen und alle frühern Vergebungen an seine andern Töchter oder ihre Ehemänner für null und nichtig zu erklären versprach. Als Flotte und Mann-

ſchaften bereit waren, ſtach Leir mit ſeiner Tochter Cordeilla und ihrem Gemahl in See, landete in Britannien, focht mit ſeinen Freunden und ſchlug ſie in einer Schlacht, in der Maglanus und Henninus umkamen. Leir ward in ſein Königreich wieder eingeſetzt und beherſchte es noch zwei Jahre lang; dann ſtarb er vierzig Jahre nachdem er zum erſten Male den Thron beſtiegen hatte. Sein Leichnam wurde zu Leiceſter in einem Gewölbe unter dem Canale des Sore unweit der Stadt beigeſetzt. Cordeilla, ſeine jüngſte Tochter, folgte ihm als Königin von Britannien im Jahre der Welt 3155, vier und funfzig Jahre vor Erbauung Roms. Sie regierte das Land in löblicher Weiſe fünf Jahre lang, in welcher Zeit ihr Gemahl ſtarb, und dann am Ende dieſer fünf Jahre erhuben ihre zwei Neffen, Margan und Cunedag, die Söhne ihrer vorbenannten Schweſtern, die es für unwürdig hielten, ſich von einem Weibe beherſchen zu laßen, einen Krieg gegen ſie, nahmen ſie endlich gefangen und warfen ſie in einen Kerker, worüber ſie ſolchen Kummer empfand, daß ſie, als eine Frau von männlichem Muthe in der Verzweiflung an der Wiedererlangung ihrer Freiheit, ſich ſelbſt umbrachte.

2. Der Bastard.

Nach Sidneys Arcadia..

Es war im Königreich Galacien; die Kälte war äußerst heftig und plötzlich in einen solchen Sturm ausgeartet, daß kein Winter je ein wilderes Kind geboren hatte. Der Hagel und der übermüthige Wind, der ihnen ins Gesicht blies, zwang die Prinzen einen schützenden Ort zu suchen. Sie gewahrten eine Felsenhöhle und machten sie zu ihrem Schilde gegen die Wuth des Sturmes. Als die Heftigkeit des Wetters nachließ, vernahmen sie die Stimmen von zwei Leuten, die, in der Nähe verborgen, einen seltsamen und höchst mitleidswürdigen Streit führten. Die Fürsten traten hervor, doch so, daß sie ungesehen sehen konnten.

Sie gewahrten einen alten Mann und einen jungen, der kaum das Mannesalter erreicht hatte. Beide waren ärmlich gekleidet und von Wind und Wetter übel zugerichtet; der alte war blind, der junge sein Führer. Aber durch alles dieses Elend sah man in beiden einen Adel, der nicht zu ihrer kümmerlichen Lage paßte. Zuerst sagte der Alte: Wohl denn, Leonatus, wenn ich dich nicht überreden kann mich dahin zu leiten, wo ich meinem Kummer und meinen Leiden ein Ende machen wollte, so laß dich jetzt erbitten mich zu verlaßen. Fürchte nichts, mein Unglück kann nicht größer werden als es ist und nichts als Unglück schickt sich für mich. Fürchte nicht die Gefahr meiner blinden Tritte, ich kann nicht tiefer fallen als ich schon gefallen bin. Laß mein Unglück, ich bitte dich, nicht auch auf dich übergehen; flieh, flieh aus dieser schrecklichen Gegend, die nur mir angemeßen ist.

Theurer Vater, sprach der Andre, nimm nicht noch den

letzten Rest meines Glückes von mir: so lang ich dir dienen kann, bin ich noch nicht ganz unglücklich.

Ach, mein Sohn, sprach er und seufzte, als ob sein Herz brechen wolle, wie wenig verdien ich, solchen Sohn zu haben; wie hebt deine Güte meinen Unwerth hervor!

Diese und ähnliche traurige Reden, die zeigten, daß sie in höherm Stande gelebt hatten, bewogen die Fürsten, auf sie zuzugehen und den Jüngling zu fragen wer sie wären.

Ihr Herren, sprach er mit vielem Anstande, der durch einen edeln Kummer noch erhöht wurde, ich sehe wohl, daß ihr Fremde seid, da ihr unser Unglück nicht kennt, das hier von Jedermann gekannt ist. Unser Zustand ist in der That so, daß wir Mitleid sehr bedürfen, und doch ist uns nichts gefährlicher als uns so weit zu erkennen zu geben, daß wir Mitleid erregen. Eure Gegenwart verheißt uns aber nichts Böses, und thäte sie es auch, so ist unser Zustand längst über alle Furcht hinausgerückt. Der alte Mann, den ich hier führe, war vordem rechtmäßiger Fürst des Landes Paphlagonia; die hartherzige Undankbarkeit eines Sohnes hat ihn nicht allein seines Königreichs, aus dem auswärtige Macht ihn nie hätte vertreiben können, sondern auch des Augenlichts beraubt, eines Gutes, das die Natur den armseligsten Creaturen nicht versagt hat. Hiedurch und durch andre unnatürliche Behandlung ist er in einen solchen Kummer gebracht, daß er jetzt eben von mir verlangte, ich solle ihn zum Gipfel dieses Felsens leiten, daß er sich von da in den Tod stürze. So wollte er mich, der ich mein Dasein von ihm empfieng, zum Werkzeuge seines Todes machen. Aber edle Ritter, wenn einer von euch einen Vater hat und weiß, welche Gefühle in das Herz eines Sohnes eingegraben sind, so laßt euch durch meine Bitten bewegen, diesen kummervollen Fürsten an einen Ort der Ruhe und Sicherheit zu bringen: unter euern glorreichen Thaten wird es keine der letzten sein, daß ein König von solcher Macht und solchem Ruhme, der so ungerecht unterdrückt ward, von euch Trost und Hülfe empfieng.

Bevor sie antworten konnten, begann der Vater zu sprechen: Ach mein Sohn, sagte er, welch ein schlechter Erzähler bist du, daß du die Haupturſache der ganzen Begebenheit verſchweigſt. Mein ſchändliches Treiben iſt es, mein ſchändliches Treiben, das du verſchweigſt, um den einzigen Sinn, durch den ich noch vernehmen kann, um meine Ohren zu ſchonen; aber ſei verſichert, du verkennſt mich. Zum Zeugen ruf ich die Sonne an, die ihr da ſeht (dabei riß er ſeine blinden Augen auf als ob er das Licht erfaßen wollte), ja, ich will mir noch mehr Unglück wünſchen als ich mir wünſche, und das iſt das Schrecklichſte was es giebt, wenn es nicht in Wahrheit das Angenehmſte für mich iſt, meine Schande zu verkünden. Möge es euch, Ritter, kein böſes Vorzeichen ſein, daß ihr mit einem Elenden wie ich bin zuſammengetroffen ſeid; hört mich an. Wißet denn zuerſt, daß Alles wahr iſt, was euch ſo eben mein Sohn (o Gott, daß die Wahrheit mich zwingt, ihn mit dieſem Namen zu entehren) geſagt hat. Aber außerdem iſt auch noch das wahr: Von einer Mutter, die fähig war, königliche Kinder zu gebären, hatt ich in geſetzlicher Ehe den Sohn, den ihr hier ſeht und den euch meine Erzählung noch ſchätzbarer machen wird. Ich hegte die freudigſten Erwartungen von ihm bis die Zeit kam, wo er ſie erfüllen ſollte; ſo lange durft ich keinen Vater um den ſchönſten Troſt der Sterblichkeit, ein anderes Selbſt zu hinterlaßen, beneiden. Da aber überredete mich ein Baſtardſohn (o gewiſs, das ſchlechte Weib, ſeine Mutter, hat ihn mir untergeſchoben), dieſen Sohn erſt gleichgültig zu behandeln, dann zu haßen, dann zu Grunde zu richten oder wenigſtens mein Beſtes zu thun um ihn zum Aeußerſten zu bringen. Sollt ich euch ſagen wie er mich dazu verleitete, ſo würdet ihr euch entſetzen über ſo viel giftige Heuchelei, ſchändlichen Trug, überzuckerte Bosheit und verſteckten Hochmuth in einem menſchlichen Weſen. Ich will nicht davon ſprechen: an keine Schlechtigkeit mag ich denken als an meine eigene; wenn ich ihn anklagte, könnte es ſcheinen als wollte ich mich entſchuldigen. Kurz, einigen meiner Knechte, die ich für eben ſo ruchlos hielt

als ich selbst war, gab ich Befehl, meinen Sohn in den Wald zu führen und zu tödten. Aber diese Mörder hatten mehr Mitleid als ich, sie ließen ihn in das Elend ziehen und schonten seines Lebens. Er wurde Kriegsknecht in einem Nachbarlande und lernte Armut ertragen. Grade als er wegen wichtiger Dienste bedeutend befördert werden sollte, vernahm er wie es mir ergangen war. In blinder Zuneigung zu meinem unnatürlichen Bastardsohne hatte ich mich so von ihm leiten laßen, daß Gnade und Strafe nur von ihm ausgieng und alle wichtigen Plätze und Stellen in den Händen seiner Creaturen waren; wie ich zu Bewußtsein kam, war mir nichts mehr als der Name des Königs übrig. Aber auch den gönnte er mir nicht; mit vielfachen Unwürdigkeiten, wenn ich so nennen darf was mir angethan wurde, vertrieb er mich von meinem Sitze und ließ mir die Augen ausstechen. Dann schickte er mich im Trotze auf seine Tyrannei fort, kerkerte mich nicht ein und tödtete mich nicht, sondern erfreute sich an meinem Elende, einem Elende selbstverschuldet wie keins. Wie er aber durch Ungerechtigkeit zur Krone gekommen war, mußt er sie auch durch Ungerechtigkeit behaupten, durch den Zwang ausländischer Soldaten in den Burgen, diesen Nestern der Tyrannei, diesen Mördergruben der Freiheit. Die Bürger wurden alle entwaffnet, keiner durfte sich mir günstig zeigen, und die Wahrheit zu sagen, ich glaube, wenige waren es, wenn sie meine Grausamkeit gegen meinen guten Sohn und die thörichte Liebe zu meinem Bastard betrachteten. Hatte das Mitleid über meinen schrecklichen Fall bei irgend Einem noch einen Funken von Pflichttreue erhalten, so wagte er kaum sie so weit zu zeigen, daß er mir Almosen gab, die einzige Quelle meines Lebensunterhaltes: Keiner wagte meine dunkeln Schritte zu leiten. Da eilte dieser mein Sohn herbei um mich zu erhalten. Gott weiß wie er einen glücklichern und tugendhaftern Vater verdiente! Er vergaß mein schändliches Unrecht, er achtete keine Gefahr, er gab das Glück, das sich ihm darbot, auf. O was schafft er mir für Sorgen, seine Güte zeigt selbst meinen blinden Augen meine Schlechtigkeit; aber was mich am Meisten bekümmert,

für mein verfluchtes Dasein wagt er sein wohlverdientes Glück, sein tugendhaftes Leben. Denn wie Der, der jetzt herscht, mich auch verachtet und wie guten Grund er auch dazu hat, so wird er sich doch keine Gelegenheit entgehen laßen, Den aus dem Wege zu räumen, dessen rechtmäßige Ansprüche und dessen allbekannte Tugenden einst den Thron der Tyrannei erschüttern könnten. Deshalb bat ich ihn, mich zum Gipfel dieses Felsen zu leiten, in der That, um ihn von der Gesellschaft der Schlange, die ihm beständig Tod droht, zu befreien. Er sah aber was ich wollte, und war, das erste Mal in seinem Leben, mir ungehorsam. Jetzt, Ritter, wißt ihr die Wahrheit; wenn ihr Verdienst ehrt, so verbreitet sie in alle Welt, auf daß mein schändliches Verfahren das Lob seiner kindlichen Liebe werde. Versagt Ihr mir nicht was mein Sohn mir versagt: noch nie hat, der einem Menschen das Leben erhielt, mehr Erbarmen gezeigt als der es mir nehmen wird; meine Leiden werden dann enden und ihr werdet diesen vortrefflichen Jüngling erhalten, der sonst absichtlich in sein Verderben geht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß der alte blinde Mann die Sache auf so rührende Weise erzählt hätte: sie war in sich selbst schrecklich und mitleidenswerth genug, um die Fürsten auf das Heftigste zu bewegen und auf das Eifrigste auf Hülfe für die Unglücklichen sinnen zu laßen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. In demselben Augenblicke sprengte Plexirtus, der Bastard, mit vierzig Reitern heran, um seinen Bruder zu morden, von dessen Aufenthalte ihm Kunde zugekommen war. Damit sich nicht das Frühere wiederhole, kam er selbst, um mit Augen zu sehen und mit zu handeln. Daß zwei Ritter bei seinem Bruder standen, achtete er nicht: er befahl seinem Gefolge, mit ihm seinen Bruder zu tödten. Aber der junge Fürst glaubte sich selbst nicht verrathen zu dürfen, und obgleich er keine andere Waffe als ein Schwert hatte, warf er den Ersten, der ihn angriff, so schnell nieder, daß die Andern vorsichtiger wurden. Die fremden Fürsten, Pyrocles und Musidorus, hielten sich für verpflichtet, Partei

zu nehmen und zeigten sich so gegen die Rotte, daß von den mehr gewaltthätigen als tapfern Knechten viele für ihren verruchten Herrn das Leben verloren.

Doch hätte vielleicht die Zahl zuletzt gesiegt, wäre der König von Pontus seinen Wohlthätern nicht unverhofft zu Hülfe gekommen. Ein Traum hatte ihm gesagt, daß den Fürsten eine große Gefahr bevorstehe, und da er den Weg, den sie zu nehmen hatten und die Treulosigkeit des Plexirtus betrachtete, so folgte er ihnen schnell mit hundert Pferden.

Nun stand die Sache für Plexirtus so schlecht, daß sein schändliches Leben und seine gestohlene Krone in der größten Gefahr waren; aber Tydeus und Telenor eilten mit vierzig bis funfzig Lanzen zu seinem Beistande herbei.

Diese Brüder, aus dem edelsten Hause des Reiches, waren mit Plexirtus aufgezogen; sie waren die tapfersten Ritter, wollten aber lieber für treue Freunde als gute Menschen gelten, und wenn sie auch nicht das Böse beschützten, so beschützten sie doch Den, der es that.

Sie hatten vernommen, daß Plexirtus plötzlich mit so geringer Begleitung in das Land, das voll von heimlichen Feinden war, ausgezogen sei: sie waren ihm schnell gefolgt und fanden ihn in einer Lage, wo sie ihr Leben für das seine wagen mußten. Und so sehr sich auch die fremden Fürsten mühten es zu verhindern, gelang es ihnen durch ihre unvergleichliche Tapferkeit doch, mit dem Bastard zu entfliehen und ihn in Sicherheit zu bringen.

Da aber die Sache so weit gediehen war, glaubten die Fürsten ihrer Ehre schuldig zu sein, sie auch zu Ende zu bringen. Sie sammelten in Hast Mannschaften in Pontus und Phrygien und in wenigen Tagen war dem Bastard nur noch die eine Burg, in die er sich geflüchtet hatte, übrig: denn Furcht war das einzige Band, das seine Unterthanen mit ihm verknüpfte: sobald dieß gelöst war, eilten sie von ihm, wie Vögel aus einem zerbrochenen Käfig.

Der blinde König aber setzte unter Thränen der Freude und

des Kummers in der Hauptſtadt ſeines Reiches die Krone auf das Haupt ſeines Sohnes Leonatus. Als er das ganze Volk von ſeinen Fehlthaten und von ſeines Sohnes Tugenden unterrichtet, ihn geküſst und ihm als ſein erſter Unterthan gehuldigt hatte, ſtarb er in demſelben Moment. Es ſcheint, daß ſein Herz, von Kummer und Unglück gebrochen, ſolches Uebermaß von Freude nicht mehr bergen konnte, und daß ſo alles Leben daraus entfliehen muſte.

3. König Lear.

Zur Sagenvergleichung.

Bekanntlich giebt es ein älteres Schauspiel von König Lear, welches Tieck in seinem altenglischen Theater Bd. 2 übersetzt hat. Der Verfaßer desselben hat ohne Zweifel aus Holinshed oder dessen Vorgänger Galfred von Monmouth geschöpft. Die Episode von Gloster und seinen Söhnen Edmund und Edgar, als deren Quelle wir das Abenteuer aus Sidneys Arcadia mitgetheilt haben, kommt aber hier noch nicht vor, und der Anschluß an die Chronik ist viel enger. Tieck schreibt dieß ältere Stück, von welchem die Engländer viel zu absprechend urtheilen (noch ungerechter Voss in den Anm. seiner Uebers.), ebenfalls Shakspeare zu, was vor ihm nie einem Engländer in den Sinn gekommen ist. Man weiß, daß Tieck noch eine große Menge anderer Schauspiele für Jugendarbeiten Shakspeares ausgab; die Beweise ist er schuldig geblieben. Bei diesem ältern König Lear, der manche Schönheiten hat, finden wir seine Behauptung weniger verwegen als bei manchen andern.

Der Verfaßer des ältern Stückes hat offenbar die alte Ballade von König Leir und seinen drei Töchtern, welche Percy mitgetheilt und Eschenburg übersetzt hat, nicht benutzt; das neuere Stück hat aber einige Züge, z. B. Lears Raserei, Cordeliens Tod u. s. w. mit der Ballade gemein, und so entsteht die Frage, ob der Balladenmacher aus dem Schauspiele oder Shakspeare aus der Ballade geschöpft habe. Wir entscheiden uns für das Erstere, theils wegen des modernen Tons dieses geistlosen Machwerks, theils weil der Dichter, dem das ältere Stück oder doch Holinsheds Chronik zugänglich war, alle die Behandlung des

Stoffes bestimmenden Ideen in seinem eigenen Geiste finden konnte, in welchem Falle der Balladenschreiber nicht war. Daß in der Ballade nichts von dem nächtlichen Ungewitter vorkommt, kann nicht für Johnsons Ansicht beweisen, daß sie älter als das Schauspiel sei, denn offenbar beabsichtigte der Balladenmacher nicht, einen Auszug aus dem Stücke zu geben: er wollte sich, wie der Name Aganippus beweist, nach der Chronik richten, wuste sich aber von dem Einfluß des Schauspiels nicht frei zu erhalten.

Holinshed schöpfte aus Galfred von Monmouth, wie dieser wieder aus der Königschronik Tysilios, der gegen das Ende des 7. Jahrh. Bischof von Wales war, wo Lyrs Tochter Gorenilla bei Himmel und Erde schwört, sie liebe den Vater mehr als ihre Seele, die andere, Regan, unaussprechlich, während Cordeilla sagt, sie liebe ihn wie ihren Vater, und hinzusetzt, er werde nicht mehr geachtet als er Macht und Muth habe. Dafür wird sie dem Könige Aganippus von Frankreich ohne Erbe gegeben, während die beiden ältern den Fürsten von Cornwal und Schottland vermählt und mit der Hälfte des Reichs ausgestattet werden.

Seltsam und auf ungenauem Auszug der Königschronik beruhend, sind Cordeliens Worte bei Galfred: quantum habes, tantum vales, tantumque te diligo, und bei Holinshed: so much as you have, so much you are worth, and so much I love you, and no more. Beßer die alte Ballade: my love shal be the duty of a child, und in dem alten Schauspiel:

Die Liebe, die das Kind dem Vater schuldig u. s. w.

In Spensers Feenkönigin, wo Lears Schicksal in wenig Worten berichtet wird, sagt Cordelia, sie liebe den Vater so sehr als sich zieme, und in den Gestis Romanorum (s. u.) so viel als er werth sei. Dieß letzte ist vielleicht auch bei Monmouth und Holinshed gemeint, aber die ersten Worte stören.

Eine sinnreiche Wendung nimmt die Sage in der Geschichte Inas, des Königs der Westsachsen, welche Camden (Remains p. 306. ed. 1674) erzählt: „Dieser König hatte drei Töchter, welchen er einst die Frage vorlegte, ob sie ihn auch über Alles

Andere liebten und immer lieben wollten? Die beiden ältern bejahten dieß unter hohen und theuern Schwüren, die jüngste und klügste aber sagte ihm offen und ohne Schmeichelei, sie schätze und verehre ihn zwar so sehr als die Natur und Kindespflicht nur gebieten könne, und werde dieß thun so lange sie lebe; sie glaube aber, es müße eine Zeit kommen, wo sie einen Andern zärtlicher lieben werde als ihn. Hierunter verstand sie ihren künftigen Gatten, dem sie nach Gottes Gebot zu folgen und Vater, Mutter und Brüder um seinetwillen zu laßen schuldig sei." Auch diese Wendung ist Shakspeare nicht fremd:

> Was nahmen meine Schwestern Männer, wenn sie euch
> Nur lieben? Nein, wenn ich mich je verbinde,
> Empfängt der Mann, der meinen Schwur empfängt,
> Halb auch mein Herz, halb meine Pflicht und Sorgfalt.
> Nie werd ich mich vermählen so wie sie
> Nur euch allein zu lieben.

Camdens Buch war kurz vor 1605, wo der zweite Lear gedichtet ist, erschienen, und Malone glaubt daher, dem Dichter habe diese Erzählung bei Cordeliens Antwort vorgeschwebt. Man kann dieß weder verneinen noch bejahen, doch wird man Shakspeare wohl zutrauen müßen, er habe diese Antwort selbst erfinden können. Darum können wir auch mit Steevens nicht annehmen, daß er aus dem Buche The mirror of Magistrates 1587 das Benehmen Oswalds entlehnt habe.

Die englischen Gesta Romanorum enthalten c. 21 (Gräße II. 227) eine hieher gehörige Geschichte, die vermuthlich die Quelle Monmouths war, der seine fabelhafte Chronik mit beliebigen Märchen ausschmückte. Zwar sind die Gesta Romanorum später gesammelt als Monmouth schrieb oder vielmehr dichtete; aber das hier mitzutheilende Märchen ist offenbar weit älter als die Sammlung:

Theodosius, ein mächtiger Kaiser von Rom, hatte drei Töchter. Einst fragte er sie wie sehr sie ihn liebten? Die älteste sagte: Mehr als mich selbst; die zweite: Wie mich selbst;

die dritte: So viel als ihr werth seid und nicht mehr. Hierauf vermählte er die erste einem Könige, die zweite einem Herzoge, die dritte einem Grafen. Nun geschah es, daß der Kaiser dem Könige von Egypten eine Schlacht lieferte, und der König vertrieb den Kaiser aus seinem Reiche, so daß er nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte. In dieser Noth wandte er sich an seine älteste Tochter und bat sie um Hülfe. Diese berieth sich mit dem Könige, ihrem Gemahl, welcher dem Kaiser mit einem großen Kriegsheer zu Hülfe kommen wollte. Aber die Tochter meinte, es werde genügen, ihm fünf Ritter zu schicken, die ihm in der Verbannung von seinem Reiche Gesellschaft leisteten, und so geschah es. Als dieß der Kaiser vernahm, ward er sehr leidmüthig, denn er hatte allen seinen Trost auf diese älteste Tochter gesetzt, weil sie versichert hatte, sie liebe ihn mehr als sich selbst. Nun wandte er sich an die zweite, die gesagt hatte, sie liebe ihn wie sich selbst, und bat sie, ihm zu helfen. Diese that aber nichts als ihm Speise und Trank und anständige Kleidung schicken. Da entschloß er sich auch die dritte zu versuchen, bat sie um Hülfe und erzählte ihr, wie ihre Schwestern ihn abgefunden hätten. Da wandte sich die dritte Tochter, die ihren Vater nach seinem Werth liebte, an ihren Gemahl und bat ihn, ihr in dieser großen Noth beizustehen: ihr Vater sei aus seinem Reich und Erbe vertrieben. Und was soll ich dazu thun? fragte der Graf. Eiligst ein mächtiges Kriegsheer aufbringen, antwortete die Tochter, und ihm beistehen gegen seine Feinde. Das that der Graf und trug den Sieg davon und setzte den Kaiser wieder in sein Erbreich ein. Da sprach der Kaiser: Die Stunde sei gesegnet, die mir meine jüngste Tochter schenkte. Ich liebte sie weniger als ihre Schwestern und nun hat sie mir in der Noth geholfen, wo mich die Andern verließen: darum soll ihr auch nach meinem Tode das Reich zu Theil werden.

In Paulis Schimpf und Ernst enthält das 435. Cap. eine verwandte Erzählung von einem reichen Manne, der seinen drei Töchtern all sein Gut übergab und das erste Jahr auch wohl von ihnen gehalten wurde; im zweiten aber, wenn er zu einer Tochter

öfter kam als zu den andern, sprach sie: Vater, ihr liegt mir stäts auf dem Halse: geht auch zu den andern: sie haben ebensoviel empfangen als ich. Der gute Vater sah wohl, daß er unwerth geworden sei und berieth sich mit einem Bürger, der ihm einen alten Trog voll Sand und Steine gab: den ließ er in sein Haus tragen und sprach zu der Tochter, sie sollt ihm ein Vierlein (Simri = Mäßlein) und drei Lichter leihen: er hätt etwas zu rechnen. Da saß der Vater die halbe Nacht und klingelte als obs Gulden wären. Morgens ließ er mit Fleiß eine böhmische Münze in dem Scheffel und gab ihn der Tochter. Da sprach sie: Vater, ihr habt nächten geklingelt als ob ihr Gulden zähltet: ich hab es wohl gehört. Er sprach: Ich hab in einem Trog mir noch selber Geld behalten, und welche von euch mir am Freundlichsten thut, der will ich es laßen. Da sie das hörten, da wollt ihn eine Jegliche haben und kriegten um ihn: so ward er wohl gehalten. Und da er sterben sollte und sie meinten, es wär kein Bleibens mehr da, giengen sie über den Trog: da lag Sand und Steine darin, und ein Kolben; daran stand geschrieben in englischer Sprache: Kund und zu wißen, daß man den erschlagen soll mit dem Kolben, der seinen Kindern soviel giebt, daß er selber darben muß. Da sahen sie einander an und schämten sich. Vgl. die Varianten in Osterleys Ausgabe S. 435. Ausführlicher aber abweichend ist dieß erzählt in dem mittelhochd. Geschichte Rüdgers des Hunthovers, das V. d. Hagen Gesamtab. II. 49 (unter dem Titel der Schlegel) mittheilt. Hier sind es aber zwei Töchter und drei Söhne; statt des alten Trogs erscheint eine große eisenbeschlagene mit fünf Schlößern versehene Kiste, an welcher zwanzig Mann zu tragen haben. Die Nutzanwendung bleibt dieselbe. Kräftiger drückt sie der Volksspruch aus:

Wer seinen Kindern giebt das Brot,
Und leidet selber dabei Noth,
Den schlage man mit dieser Keule todt.

Mit dieser Inschrift hieng eine Keule am Stadtthor mehrerer schlesischen und sächsischen Städte; in Osnabrück steht sie in niederdeutscher Sprache vor einem Hause; in England aber hieng nach Zeitschr.

VI. 72 hinter dem Kirchenthor der heilige Hammer (the holy mawle), womit der Sohn den 70jährigen untüchtigen Vater erschlagen mochte, und an dem Kirchenportal zu Großenlinden ist unter vielen andern abgeschafften, vom Christenthum überwundenen und vor die Kirche verwiesenen Heidenthümern auch dieß Tödten der lebensmüden Greise mittels des Hammers, hier aber durch den Priester vollzogen, dargestellt. Vgl. Bonner Winckelmannsprogramm vom J. 1859. Der Hammer Thors, auf welchen schon Grimm a. a. O. die Erzählung vom Kolben oder Schlegel zurückgeführt hat, vergleicht sich dem Sper Odins, mit dem sich strohtodscheue Greise zeichnen ließen, weil nur Wundtodten Walhall offen stand. Vgl. Handb. der d. Mythologie S. 233 (§. 79). Man darf auch vermuthen, daß jene deutschen Stadtthore an die Stelle älterer dem Donar gewidmeter Heidentempel getreten sind. Die Erzählung in Schimpf und Ernst scheint aber nach der Inschrift auf dem Kolben englischen Ursprungs, was einen Zusammenhang mit dem dortigen Gebrauch des heiligen Hammers nicht unwahrscheinlich macht.

In der Faßung wie die Sage bei Shakspeare und seinen nächsten Quellen erscheint, ist von Hammer, Kolben oder Schlegel keine Rede so wenig als in dem Grimmschen Kindermärchen Nr. 179, wo die älteste Königstochter ihren Vater so lieb hat wie den süßesten Zucker, die mittlere so lieb wie ihr schönstes Kleid, während die jüngste ihre Liebe mit nichts zu vergleichen weiß, weil aber der Vater ein Gleichniss verlangt, gezwungen sagt: Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum hab ich den Vater so lieb wie Salz. Der erzürnte Vater theilt darauf das Reich unter die beiden ältesten und läßt der jüngsten einen Sack mit Salz auf den Rücken binden. Offenbar gehört hiezu der fehlende Ausgang, daß der von den beiden ältern Töchtern vertriebene König in einer Hütte die Gastfreiheit der jüngsten Tochter in Anspruch nimmt, die ihn wohl erkennt, von ihm aber nicht erkannt wird. Sie bewirthet ihn mit einer köstlichen Speise ohne Salz, über deren Unschmackhaftigkeit der Gast Klage führt,

was dann die Wiedererkennung und damit auch die Rechtfertigung der Tochter herbeiführt, ähnlich wie Karl der Gr. seine verbannte Tochter Emma an seiner Lieblingsspeise wiedererkennt, wie das vielfach erzählt wird. Der hier vermißte Ausgang findet sich nun wirklich in Ernst Meiers deutschen Volksmärchen in Schwaben S. 99 und in der spanischen Volksromanze la hija minor, welche Ferd. Wolf Proben Portugiesischer und spanischer Volksromanzen, Wien 1856 S. 46 (Sitzungsberichte der phil. und hist. Classe XX.) mittheilt; doch hat ihn Reinhold Köhler Weimarische Beiträge 1865 auch in M. Mila y Fontanals observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853 S. 131, nachgewiesen. Damit vgl. man die mährische Romanze bei Wenzig Westslaw. Märchenschatz: Die drei Töchter, wo die jüngste Tochter, welche die geringste Mitgift erhalten hat, sich des Vaters annimmt, den die beiden ältern auf Strick und Bettelsack verwiesen haben. Dagegen sind es bei Luzel (Gwerziou Breiz-Izel Chants populaires de la Basse Bretagne I. 1868) wieder drei Königstöchter, von denen die jüngste, durch den Vater verjagt und enterbt, ihm dennoch, als er von einer Krankheit nur durch jungfräuliche Milch geheilt werden kann und die zwei ältern Schwestern ihn zurückweisen, das Leben zu retten sucht und dabei das ihrige verliert, obgleich sie es durch ein Mirakel wiedererhält. Vgl. Liebrecht G. g. A. 1869 S. 521 ff.

In dem neuen König Lear erinnert das Betragen der beiden ältern Töchter und ihre Wahlverwandtschaft mit Edmund an die beiden Töchter des Servius Tullius, von welchen die gute dem bösen und die böse dem guten Tarquinius vermählt ward bis die guten weggeschafft wurden und die bösen sich zusammengesellten. Am Meisten tritt diese Aehnlichkeit im Verhältniss Gonerils zu Albanien hervor: er ist der gute Tarquinius, der die böse Tullia gefreit hat; sie will ihn aber aus dem Wege räumen, nicht um des bösen Manns ihrer Schwester, sondern des bösern Edmunds willen. Die Erzählung des Livius konnte dem Dichter nicht unbekannt sein.

XVI.

Zu

Macbeth.

1. Macbeth.

Nach Holinshed.

Die Erblichkeit der Krone war von Edeln und Gemeinen bei der Thronbesteigung König Malcolmes von Neuem ausgesprochen und bestätigt worden. Es folgte diesem daher sein Enkel Duncane, der Sohn seiner Tochter Beatrice, denn Malcolme hinterließ keine Söhne und nur zwei Töchter, von denen die eine diese Beatrice war, die den Abbanath Crinen geheirathet hatte, einen Mann von hohem Adel, der Thane der Inseln und der westlichen Theile von Schottland war und mit ihr den schon genannten Duncane zeugte. Die andere, Doada, heirathete Sinell, den Thane von Glammis, mit dem sie den Macbeth erzeugte, einen kräftigen Ritter, den man gewiss für den würdigsten Regenten gehalten haben würde, wenn seine Natur nicht eine so starke Neigung zur Grausamkeit gehabt hätte. Auf der andern Seite war Duncane von Natur so sanft und milde, daß Jedermann wünschte, die Neigungen und Sitten dieser beiden Vettern möchten durch wechselseitige Ausgleichung, der Sanftmuth von der einen und der Grausamkeit von der andern Seite, sich mäßigen, und die Tugend, welche zwischen diesen Gemüthsstimmungen in der Mitte liegt, beiden in gleichem Maße zu Theil werden: dann würde sich Duncane als ein würdiger König und Macbeth als ein ausgezeichneter Feldherr erwiesen haben. Der Anfang von Duncanes Regierung war still und friedlich, ohne irgend bemerkenswerthe Vorfälle; sobald man aber sah wie nachläßig er in der Bestrafung von Unruhestiftern war, nahmen unruhige Köpfe Gelegenheit den Frieden und glücklichen Zustand des Staats durch aufrührerische Bewegungen zu stören. Dieß fieng also an: Banquho,

der Thane von Lochquhaber, von dem das Haus der Stuarts abstammt, das nun der Erbfolge nach seit langer Zeit die Krone von Schottland besetzen und bis auf diese unsere Tage besitzt. wurde, als er die dem Könige schuldigen Gelder einzog und weiter auch die offenkundigen Aufrührer etwas hart bestrafte, von einer Anzahl im Lande ansäßiger Rebellen überfallen und alles Geldes und sonstigen Besitzes beraubt, so daß er kaum noch mit dem Leben davonkam, nachdem er mehrere schwere Wunden empfangen hatte. Doch entkam er ihnen, und nachdem er sich von seinen Wunden soweit erholt hatte, daß er zu Pferde sitzen konnte, erschien er wieder am Hofe, brachte dem Könige seine Klagen in der ernstesten Weise vor, und erlangte soviel, daß ein gewappneter Constabler abgeschickt wurde die Rebellen aufzufordern, daß sie erscheinen und sich gegen die Anklage vertheidigen sollten; sie aber vermehrten ihre schändlichen Handlungen durch eine noch verruchtere That und nachdem sie sich an dem Boten mit Worten vielfach vergriffen, endigten sie damit, ihn zu erschlagen.

Da sie nicht zweifeln durften, daß für ein so übermüthiges Verfahren gegen des Königs oberherrliches Ansehen dieser sie mit aller Macht, die ihm zu Gebote stände, angreifen würde, so stiftete Macdowald, ein unter ihnen hochgeachteter Mann, zuerst eine Verbrüderung unter seinen nächsten Freunden und Verwandten und warf sich dann zum Oberbefehlshaber aller Rebellen auf, die gegen den König zu fechten gesonnen wären, um sich wegen der neulich begangenen Thathandlungen gegen ihn zu vertheidigen. Dieser Macdowald stieß auch viel unglimpfliche Worte und Spottreden gegen den König aus und nannte ihn ein schwachköpfiges Milchgesicht: er sei wohl fähig, eine Anzahl einfältiger Mönche in einem Kloster, aber nicht solch kräftige und kühne Kriegsmänner, wie die Schotten wären, zu regieren. Dabei bediente er sich seiner Ueberredungskünste und solcher künstlichen Lockmittel, daß er in kurzer Zeit eine mächtige Zahl von Leuten zusammengebracht hatte. Denn von den westlichen Inseln kam eine große Menge Volks zu ihm, um ihn in dieser Rebellion zu unterstützen, und aus Irland

kam in Hoffnung auf Raub keine kleine Anzahl von Kernen und Galloglaſſen, die ſich kühnlich anboten ihm zu dienen, wohin ſie zu leiten ihm belieben möge.

Als Macdowald eine ſo mächtige Mannſchaft um ſich verſammelt ſah, ſtieß er auf die königlichen Truppen, welche gegen ihn nach Lochquhaber geſandt waren, ſchlug ſie, nahm ihren Anführer Malcolme gefangen und ließ ihm, als die Schlacht beendigt war, das Haupt abſchlagen. Als dem König dieſer Verluſt gemeldet wurde, gerieth er wegen ſeiner geringen Erfahrung in Kriegsangelegenheiten in die ſeltſamſte Furcht: er berief daher ſeine Edeln zu einer Verſammlung und fragte ſie um ihren beſten Rath bei der Unterwerfung Macdowalds und der übrigen Rebellen. Hier zeigten ſich nun, wie es immer geht, in vielen Köpfen viele Meinungen und Jeder brachte die ſeine mit ſo viel Kunſt vor als er beſaß. Zuletzt ſprach Macbeth viel gegen des Königs Güte und übermäßige Langmuth bei der Beſtrafung von Verbrechern, wodurch er ihnen Zeit gegeben habe ſich zuſammenzurotten, verſprach aber trotz dem, wenn man ihm und Banquho den Oberbefehl anvertrauen wolle, die Rebellen binnen Kurzem zu ſchlagen und gänzlich niederzuwerfen, und zwar ſo daß auch nicht Einer übrig bleiben ſolle, der fähig ſei Widerſtand zu leiſten.

Und ſo kam es auch. Denn als er mit einem neuen Heere vorrückte und in Lochquhaber ankam, ſetzte der Ruf von ſeinem Andringen die Feinde ſo in Furcht, daß ein großer Theil derſelben ihren Hauptmann Macdowald heimlich verließ; dieſer lieferte aber, trotz ſeiner Ohnmacht, mit dem Ueberreſte, der ihm geblieben war, dem Macbeth eine Schlacht. Er wurde gänzlich geſchlagen und floh in ein Schloß, in welches er ſein Weib und ſeine Kinder ſchon früher gebracht hatte, und da er zuletzt ſah, daß er den Platz nicht länger gegen ſeine Feinde vertheidigen könne, erſchlug er erſt ſein Weib und ſeine Kinder und dann ſich ſelbſt, weil man ihn, wenn er ſich ergeben hätte, Andern zum Beiſpiel, höchſt grauſamer Weiſe hingerichtet haben würde. Macbeth drang durch die Thore, welche nun geöffnet wurden, in das Caſtell ein und

fand den Leichnam des entleibten Macdowald unter andern Leichen am Boden liegen; aber dieser jämmerliche Anblick besänftigte seine grausame Natur nicht: er ließ dem Anführer der Rebellen das Haupt abschlagen, es auf einen Pfahl stecken und schickte es als ein Geschenk an den König, der damals zu Bertha sein Hoflager hielt. Den kopflosen Rumpf ließ er an einen hohen Galgen knüpfen.

Die von den westlichen Inseln, welche um Verzeihung baten, daß sie Macdowald bei seinem verrätherischen Unternehmen unterstützt hatten, strafte er um große Summen Geldes und die, welche er in Lochquhaber mit den Waffen in der Hand antraf, ließ er hinrichten. Darüber faßten die Inselbewohner einen tödlichen Haß gegen ihn und nannten ihn einen Meineidigen, einen blutgierigen Tyrannen und einen grausamen Mörder derer, welchen des Königs Gnade das Leben geschenkt habe. Macbeth, den solche Worte zum wüthendsten Zorne aufreizten, würde mit einem Heere nach den Inseln hinüber gegangen sein, um sich an ihnen wegen ihrer freien Reden zu rächen, wenn nicht einige Freunde ihn eines Andern beredet und die Insulaner ihn mit Geschenken besänftigt hätten, um seinen Zorn zu vermeiden. So wurde durch Macbeths kräftige Mittel Recht und Gerechtigkeit wieder in den alten, gewohnten Lauf hergestellt.

Unmittelbar darauf kam Botschaft, daß Sueno, König von Norwegen, mit einer mächtigen Armee in Fife gelandet sei, um sich das ganze Königreich Schottland zu unterwerfen. Dieser Sueno war ein Bruder Harolds und Canuts und wollte den Tod seines Oheims Camus und anderer Dänen, die zu Barre, Crowdane und Gemmer gefallen waren, rächen. Seine Grausamkeit war so groß, daß er nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind, kein Alter, keinen Rang oder Stand verschonte. Als König Duncane dieses vernahm, schob er alle Vergnüglichkeiten der Muße und des Wohllebens bei Seite und begann in rascher Weise ein Heer zu sammeln wie ein gar tüchtiger Feldherr: denn oft trägt es sich zu, daß ein träger, unmuthiger und langsamer Mann,

wenn die Nothwendigkeit ihn bedrängt, plötzlich tapfer und thätig wird. Als nun seine ganze Macht beisammen war, theilte er sie in drei Treffen. Das erste ward von Macbeth geführt, das zweite von Banquho und der König selbst befehligte ein Mitteltreffen oder Centrum, wohin er den gröſten Theil des noch übrigen schottischen Adels stellte um seine Person zu schützen und zu begleiten.

Das Heer der Schotten kam in dieser Ordnung nach Culros, wo sie auf die Feinde stieſen und nach einer langen und blutigen Schlacht blieb Sueno siegreich, Duncane aber mit seinen Schotten wurde geschlagen. Indes waren doch auch die Dänen durch diese Schlacht so geschwächt, daß sie ihre Feinde nicht weit zu verfolgen vermochten: sie hielten sich die ganze Nacht in Schlachtordnung, weil sie fürchteten, daß die Schotten sich wieder sammeln, einen Vortheil ersehen und sie angreifen möchten. Am andern Morgen, als sie das Feld überschauen konnten und gewahrten, daß weit und breit kein Feind mehr zu erblicken sei, sammelten sie die Beute und theilten sie unter sich nach dem Kriegsgesetze. Dann ward auf Befehl Suenos verordnet, daß die Soldaten von nun an Niemanden mehr misshandeln sollten, ausgenommen solche, die sie mit den Waffen in der Hand beträfen und die Widerstand leisten wollten: denn er hoffte jetzt ohne ferneres Blutvergieſen das Reich in Besitz zu nehmen.

Als aber Nachricht kam, daß Duncane nach dem Schloße von Bertha geflohen sei und daß Macbeth ein neues Heer sammle, um sich dem Einfalle der Dänen zu widersetzen, ließ Sueno sein Lager abbrechen, rückte vor besagtes Schloß und legte sein Heer rund um dasselbe herum. Duncane, der sich so von seinen Feinden eingeschloßen sah, sandte auf Banquhos Rath einen heimlichen Boten an Macbeth und befahl ihm, bis auf weitere Nachricht in Inchcuthill zu warten. In der Zwischenzeit ließ sich Duncane mit Sueno in trügerische Unterhandlungen ein als ob er ihm die Burg unter gewissen Bedingungen überliefern wolle, und dieß that er um Zeit zu gewinnen und um seine Feinde ganz sorglos zu

machen bis er sich seine Zeit ersehen könne. Zuletzt, als er sie so weit gebracht hatte, daß sie kaum noch Wachen aufstellten, erbot er sich, ihnen eine Menge von Lebensmitteln vom Schloße in das Lager zu schicken, welches Anerbieten die Dänen freundlich annahmen, denn sie waren schon längere Zeit in großer Noth.

Die Schotten nahmen hierauf den Saft von Mekilwoortbeeren und mischten ihn in ihr Bier und Brot, das sie so zubereitet und gewürzt in großem Ueberfluße ihren Feinden zuschickten. Diese, erfreut daß sie endlich Speise und Trank in hinreichender Menge hatten, fielen so gierig über beides her, daß sie zu wetteifern schienen, wer sich am Besten vollstopfen und das Meiste verschlingen würde. Nun blieb aber auch die Wirkung der Beeren nicht lange aus: sie ergoß sich durch alle Theile ihres Körpers und senkte sie in einen so festen Schlaf, daß es in aller Weise unmöglich war, sie zu erwecken. Da sandte Duncane schnell zu Macbeth und befahl ihm eiligst heranzurücken und die Feinde anzugreifen, die er jetzt leicht würde überfallen können. Macbeth zögerte nicht, kam mit seinem Volke an die Stelle, wo die Feinde gelagert waren, tödtete zuerst die Wache, kam sodann in das Lager und richtete ohne den mindesten Widerstand nach allen Seiten solche Verwüstungen an, daß es furchtbar anzusehen war. Denn die Dänen schliefen so fest, daß der größte Theil erschlagen wurde und nicht einmal aufwachte; Andere, die durch den Lärm oder auf sonst eine Weise erweckt wurden, waren beim Erwachen so schwerköpfig und betäubt, daß sie nicht fähig waren, den mindesten Widerstand zu leisten: so daß von der ganzen Anzahl allein Sueno mit zehn Andern entkam, durch deren Hülfe er zu seinen Schiffen gelangte, die in der Mündung des Taie vor Anker lagen.

Da die meisten Seeleute in das Lager geeilt waren, als sie vernommen hatten welch eine Menge von Lebensmitteln dort angekommen sei, so hatten sie da ihr Leben verloren und Sueno war nur im Stande ein einziges Schiff zu bemannen, auf welchem er nach Norwegen heimkehrte und den Tag verfluchte, an dem er dieß Unternehmen begonnen hatte. Die Schiffe, welche er

zurückließ, wurden nach drei Tagen von einem heftigen Sturme so aneinander geworfen, daß sie versanken und sie liegen noch alldort zur großen Gefahr anderer Schiffe, die sich dieser Küste nähern, denn wenn die Flut kommt, bedeckt sie das Meer, aber bei der Rückkehr der Ebbe erscheint ein Theil derselben über dem Waßer. Der Ort, wo die Schiffe liegen, wird jetzt die Dünen von Drownelow genannt.

Dieser Verlust war Sueno und seinen Dänen so empfindlich, daß noch lange Zeit nachher in Norwegen Niemand zum Ritter geschlagen wurde, der nicht vorher geschworen hatte, die Ermordung seiner Landsleute und Verwandten an den Schotten zu rächen. Die Schotten sammelten nach einem so bedeutenden Siege zuvörderst die Beute und theilten sie; dann ordneten sie feierliche Processionen im ganzen Reiche an und dankten Gott für einen so vollkommenen Sieg über ihre Feinde. Während aber das Volk so mit Feierlichkeiten beschäftigt war, lief Nachricht ein, daß eine neue dänische Flotte bei Kingcorne gelandet sei, die König Canute von England sende, um die Niederlage seines Bruders Sueno zu rächen. Um diesen Feinden, die schon gelandet waren und das Land verwüsteten, zu widerstehen, rückten Macbeth und Banquho, versehen mit des Königs Vollmacht, an der Spitze hinlänglicher Mannschaft aus, trafen mit den Dänen zusammen, erschlugen einen Theil derselben und trieben die andern zu den Schiffen zurück. Die entkamen und wieder zu ihren Schiffen gelangten, erhielten für eine große Summe Geldes von Macbeth die Erlaubniß, ihre in dem letzten Treffen erschlagenen Freunde auf der St. Colmes-Insel begraben zu dürfen.

Es ward auch zur selbigen Zeit ein Friede zwischen Schotten und Dänen geschloßen und wie einige sagen in folgender Weise ratificiert: es sollten in Zukunft die Dänen nie wieder nach Schottland kommen, oder in irgend einer Art und Weise Krieg gegen die Schotten unternehmen. Und dieß sind die Kriege, welche Duncane mit auswärtigen Feinden bis zum siebenten Jahre seiner Regierung führte.

Kurz darauf trug sich ein seltsames und unerhörtes Wunder zu, das später die Ursache vieler Verwirrung im Reiche Schottland wurde, wie ihr nachdem hören sollt. Macbeth und Banquho ritten zusammen ohne weitere Begleitung nach Fores, wo der König damals sein Lager hielt, und kamen durch Wälder und Felder als ihnen plötzlich in der Mitte einer großen Grasflur drei Weiber von fremdem und seltsamem Aussehen begegneten, die Geschöpfen einer frühern Welt glichen.

Während die Feldherrn, über diese seltsame Erscheinung verwundert, sie aufmerksam betrachteten, näherten sie sich Macbeth und die erste sprach: Heil, Heil Macbeth, dem Thane von Glammis! (denn er hatte diese Würde vor Kurzem durch den Tod seines Vaters Sinell geerbt.) Die zweite: Heil Macbeth, dem Thane von Cawder! Die dritte: Heil, alles Heil Macbeth, der einst König von Schottland sein wird!

Was für Weiber seid ihr, sprach Banquho im höchsten Erstaunen, die ihr mir so wenig günstig scheint? Meinem Gefährten versprecht ihr nicht nur hohe Ehren, sondern auch das Königreich; mir aber verheißt ihr gar nichts.

Wohl, sagte Die, welche zuerst gesprochen hatte, wir versprechen dir noch höhere Vortheile als ihm: er selbst wird freilich herschen, aber sein Ende wird unglücklich sein, auch wird er keinen Sohn, der nach ihm die Krone trage, hinterlaßen; was dich anbetrifft, so wirst du selbst nicht König sein, aber deine Nachkommen werden viele Menschenalter über Schottland herschen.

Nicht sobald waren diese Worte gesprochen als sie Alle verschwanden.

Beide Feldherrn hielten diese Begebenheit zuerst für eine Täuschung ihrer Einbildung, so daß Banquho oft in Scherz den Macbeth König von Schottland und dieser den Banquho Vater von Königen nannte. Nachher aber glaubte man allgemein, diese Weiber wären entweder die drei Göttinnen des Schicksals oder doch Nymphen oder Feen gewesen, die durch Nekromantie Kenntniß der

Zukunft erlangt hätten: denn es geschah Alles wie sie es vorher gesagt hatten.

Der Thane von Cawder wurde kurz darauf zu Forres wegen Hochverraths verurtheilt und der König belehnte Macbeth mit seinen Titeln, Besitzungen und Würden.

Denselben Abend beim Nachtessen scherzte Banquho mit ihm und sagte: Jetzt, Macbeth, hast du die Dinge erreicht, welche die beiden ersten Schwestern dir prophezeiten; nur was die Dritte versprach hast du noch zu erlangen. Da bedachte Macbeth dieß bei sich und begann sich nach Mitteln umzusehen wie er die Krone gewinnen könne; doch entschloß er sich, wie seine erste Erhebung unerwartet und ohne sein Zuthun gekommen war, auch im Uebrigen der Vorsehung zu überlaßen, ihn zu der Würde, nach der seine Wünsche trachteten, zu erheben.

Duncane aber hatte von seinem Weibe, der Tochter Siwards, des Herzogs von Northumberland, zwei Söhne; den ältesten, Malcolme, ernannte er zum Prinzen von Cumberland, wodurch er ihn zu seinem Nachfolger im Königreiche erklärte und dieser unmittelbar nach seines Vaters Tode den Thron besteigen konnte, während in den alten Gesetzen vorhergesehen war, daß wenn der zur Nachfolge berufenene Prinz beim Tode seines Vorgängers noch nicht regierungsfähig wäre, der nächste Verwandte auf den Thron erhoben werden sollte.

Da begann Macbeth, dem durch diese Anordnung des Königs alle Aussicht auf den Thron genommen war, auf Mittel zu sinnen wie er die Krone mit Gewalt an sich reißen könne, denn er glaubte, Duncane habe ihm großes Unrecht gethan, indem er seinen minderjährigen Sohn zum Thronfolger ernannt und so alle andere Ansprüche vernichtet habe. Auch die Worte der Schicksalsschwestern ermuthigten ihn zu seinem Vorhaben; vorzüglich aber ließ seine Frau, ein hochmüthiges und stolzes Weib, die nach dem Namen einer Königin mit der glühendsten Begierde verlangte, nicht nach bis sie ihn in seinem Vorsatze vollkommen bestärkt hatte.

Er theilte daher den Freunden, welchen er am Meisten ver-

traute und unter denen Banquho der vorzüglichſte war, ſeine Abſichten mit und im Vertrauen auf ihren Beiſtand ermordete er den König zu Enverns, oder, wie andre ſagen, zu Botgoſwane, im ſechſten Jahre ſeiner Regierung.

Dann umgab er ſich mit den Leuten, auf die er ſich am Meiſten verlaßen konnte und ließ ſich zum Könige ausrufen, worauf er eilig nach Scone zog und ohne Widerſpruch in der üblichen Weiſe mit der Königswürde bekleidet wurde.

Malcolme Cammore und Donald Blane, die beiden Söhne Duncanes, fürchteten, daß Macbeth, um ſich den Beſitz des Throns zu ſichern, ihrem Leben nachſtellen möchte und flohen nach Cumberland, wo Malcolme blieb bis der heilige Edward, der Sohn König Ethelreds, England den Dänen wieder entrißen hatte. Dieſer nahm ihn dann in ſeinen Schutz und ſorgte für ſeinen ſtandesmäßigen Unterhalt. Donald Blane, ſein Bruder, floh nach Irland und wurde vom Könige des Landes mit großer Liebe behandelt.

Macbeth ſuchte nach der Abreiſe der beiden Prinzen ſich die Gunſt der ſchottiſchen Edeln und Ritter durch große Freigebigkeit zu gewinnen, und als er ſich im friedlichen Beſitze des Thrones ſah, begann er die Geſetze zu reformieren und alle Unregelmäßigkeiten und Miſsbräuche, die ſich unter dem ſchwachen und trägen König Duncane in die Verwaltung eingeſchlichen hatten, auszurotten. Er befreite das Land auf viele Jahre von allen Räubern und verfuhr hiebei ſo ohne Anſehen der Perſon, daß er ſelbſt viele Thane, wie die von Cathnes, Sutherland, Stranaverne und Ros, und den Beherſcher von Galloway, Makgill, hinrichten ließ. Dagegen beſchützte er die Kirche und die Geiſtlichen auf das Sorgſamſte und wurde, um kurz zu ſein, wie der Vertheidiger und Schild jedes Unſchuldigen angeſehen. Er erließ auch viele gute Geſetze und regierte zehn Jahre lang das Reich mit der gröſten Klugheit und Gerechtigkeit.

Aber dieſer Schein von Billigkeit und Eifer für das allgemeine Beſte war nur erheuchelt; er ſollte nur die Gunſt des

Volkes gewinnen helfen. Tyrannen sind immer mißtrauisch, sie fürchten immer, daß Andere sie ihrer Macht durch dieselben unrechtmäßigen Mittel berauben werden, durch welche sie selbst sie erlangt haben. Sobald Macbeth irgend Pläne gegen sich gewahrte, verhehlte er seine Neigungen nicht länger, sondern übte und gestattete jede Art von Grausamkeit: die Worte der drei Schicksalsschwestern lagen ihm beständig in Gedanken. Sie hatten ihm das Königreich versprochen und er besaß es; aber sie hatten es auch der Nachkommenschaft Banquhos versprochen und diese Prophezeiung konnte auf gleiche Weise in Erfüllung gehen.

Um Dem zuvor zu kommen, beschloß er, Banquho und seinen Sohn zu ermorden und lud sie in dieser Absicht zu einem Abendeßen auf dem Schloße ein, um sie bei der Rückkehr außerhalb des Palastes ermorden zu laßen, damit auf ihn kein Verdacht fallen könnte. So geschah es auch: Banquho ward von Mördern, die auf Macbeths Befehl am Wege lagerten, ergriffen und getödtet; Fleance aber, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, entkam und floh nach Wales.

Nach der Ermordung Banquhos schien das Glück Macbeth verlaßen zu haben: keine seiner Unternehmungen gelang, Jedermann bangte für sein Leben und wagte kaum vor dem Könige zu erscheinen; er fürchtete Jeden und Jeder fürchtete ihn, so daß er beständig Gelegenheit suchte, verdächtige Personen hinrichten zu laßen. Sein Mißtrauen und seine Grausamkeit wuchsen mit jedem Tage, sein Blutdurst war nie zu stillen. Die eingezogenen Güter der Edeln, die er so ermorden ließ, füllten seinen Koffer und setzten ihn in Stand, zahlreiche Haufen zu seinem Schutze zu unterhalten.

Zur größern Sicherheit seiner Person erbaute er, während er die grausamste Tyrannei gegen seine Unterthanen übte, ein festes Schloß auf dem Gipfel eines hohen Berges, der Dunsinane heißt und in Gowry, zehn Meilen von Perth, liegt, und zwar auf solcher Höhe, daß Wer oben stand fast alle die Lande von Angus, Fife, Stermond und Ernedale, die dort herum liegen, über-

sehen konnte. Dieser Bau kostete dem Lande ungeheure Ausgaben, indem das Heraufbringen der Materialien unendlich viel Arbeit und Zeit erforderte. Macbeth aber, der das Werk schnell gefördert wißen wollte, befahl den Thanen aller Grafschaften im ganzen Reiche, daß Jeder der Reihe nach hinkommen und seinen Theil bauen solle.

Als so an Macduffe, den Thane von Fife, die Reihe kam sein Theil zu bauen, sandte er Werkleute mit allem nöthigen Material und befahl ihnen, die Arbeit mit der größten Sorgfalt und Emsigkeit zu verrichten, damit sie dem Könige keine Gelegenheit gäben an ihm zu rächen, daß er nicht wie die andern Thane in Person erscheine. Er wuste wohl, daß Macbeth ihn fürchte und haße und beschloß deshalb, ihm nicht in den Weg zu kommen.

Kurz darauf kam Macbeth hin um zu sehen, wie das Werk fortschreite und gerieth in die größte Wuth, als er Macduffe nicht da fand, so daß er sagte: Ich sehe wohl, dieser Mann wird meinen Befehlen nicht gehorchen, wenn man ihn nicht auf die Treuse reitet; aber ich will schon für ihn sorgen. Auch sah er Macduffe nachher immer mit Haß an, entweder, weil er ihn für zu mächtig hielt oder weil Zauberer, auf die er wegen der Erfüllung der Prophezeiungen der drei Hexen oder Schicksalsschwestern ein großes Vertrauen setzte, ihn vor Macduffe gewarnt hatten, der, wie sie sagten, nur auf eine Gelegenheit warte ihn zu ermorden. Diese Prophezeiung würde ihn bestimmt haben, Macduffe sogleich hinrichten zu laßen, wenn ihn nicht eine Hexe, auf die er ebenfalls viel Vertrauen setzte, versichert hätte, daß nie ein Mensch, der vom Weibe geboren sei, ihn ermorden würde und daß er nicht besiegt werden könne bevor der Wald von Birnam nach Dunsinane komme.

Diese angenehmen Weißagungen verbannten alle Furcht aus seinem Sinne; er gab sich ohne Rückhalt seiner natürlichen Grausamkeit hin, unterdrückte seine Unterthanen auf das Elendigste und erlaubte sich jede Schandthat. Macduffe aber, der sein Leben in Gefahr

sah, entschloß sich nach England zu entfliehen, um Malcolme Cammore zu bewegen, seine Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Da Macbeth im Hause jedes Edeln einen Diener als Spion im Solde hatte, wurde er bald von Macduffes Absicht unterrichtet. Er rückte also schnell mit einem Heere in Fife ein und belagerte das Schloß, worin Macduffe wohnte und in dem er ihn zu finden hoffte. Zwei Diener, die keine Gefahr ahnten, öffneten sogleich die Thore, aber Macbeth gerieth in die größte Wuth daß er Macduffe, der schon nach England entflohen war, nicht mehr antraf und ließ dessen Frau und Kinder, sammt Allen, die sich im Schlosse befanden, niedermachen.

Der Thane von Fife war schon in Sicherheit am englischen Hofe, als die Nachricht von dieser Grausamkeit ihn erreichte. Zu dem Wunsche, seinem unglücklichen Vaterlande zu helfen, kam nun noch die Hoffnung, das ihm selbst angethane Unrecht zu rächen. Er lag also Malcolme auf das Eifrigste an, die Wiedererlangung seines Rechtes zu versuchen; er stellte ihm in den beweglichsten Ausdrücken die fürchterliche Lage vor, in die Schottland durch Macbeths unmenschliche Grausamkeiten gebracht sei: er schilderte ihm wie das Volk den Tyrannen wegen seiner abscheulichen Mordthaten an Gemeinen und Edeln verabscheue, und nichts mehr wünsche als das Joch abzuwerfen. Malcolme, dessen Seele mit Mitleiden für seine unglücklichen Landsleute erfüllt war, seufzte tief auf, als Macduffe so sprach; der Thane, der das bemerkte, bat ihn von Neuem, die Befreiung Schottlands zu versuchen und versicherte ihn, daß er das Unternehmen nicht schwer finden werde in Betracht der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche an die Krone und des eifrigsten Wunsches aller Schotten, sich bei der ersten Gelegenheit an ihrem verhaßten Tyrannen zu rächen.

Malcolme, obgleich ihm Macduffes Rede außerordentlich gefiel, zweifelte doch, ob er nicht um ihn zu verlocken von Macbeth geschickt sei: er beschloß also seine Aufrichtigkeit bevor er einwillige zu prüfen und sprach daher so zu ihm: Wahrlich, Macduffe, das Elend, unter dem mein unglückliches Vaterland schon so lange

seufzt, geht mir sehr zu Herzen; aber wenn meine Neigung ihm zu helfen auch so heftig wäre wie eure Wünsche, so erlauben doch unheilbare Laster, die in meiner Natur liegen, mir nicht, mich an die Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen: denn erstlich bin ich ganz aufgegangen in Wollust und Sinnlichkeit, dem abscheulichen Ursprung aller andern Laster: wär ich im Besitz der königlichen Gewalt, so würde die Keuschheit eurer Weiber und Töchter in beständiger Gefahr und solche unmäßige Wollust euch unerträglicher sein als Macbeths blutige Tyrannei.

Wollust, erwiderte Macduffe, ist gewiss ein sehr großer Fehler; viel edle Fürsten haben Königreich und Leben verloren, weil sie sich ihr ergeben hatten; aber nichtsdestoweniger sind in Schottland Weiber genug um eurer Lust zu dienen. Folgt nur meinem Rathe und macht euch zum Könige: ich will die Sorge, eurer Leidenschaft für Weiber genug zu thun, auf mich nehmen und Alles so geheim ausführen, daß euer Ruf nicht darunter leiden soll.

Aber, erwiderte Malcolme, ich bin auch der habsüchtigste Mann von der Welt und wär ich König von Schottland, so würd ich den größten Theil des Adels umbringen laßen, um mich in den Besitz großer Schätze zu setzen. Damit ihr seht wohin euch euer Begehren führen würde, will ich euch eine Fabel erzählen: Es war einmal ein Fuchs, der hatte eine wunde Stelle, auf die ließ sich eine Menge Fliegen nieder und saugte ihm beständig sein Blut aus. Als nun Jemand, der vorbei kam, dieß sah und ihn fragte ob er die Fliegen fortgejagt haben wolle, sagte er: Nein, denn wenn diese Fliegen, die schon satt sind und also nicht mehr stark saugen, fortgejagt werden, so werden andere kommen, die noch frisch und durstig sind, mir den Rest meines Blutes aussaugen und mich mehr beschweren als diese. Also, fuhr Malcolme fort, laßt mich bleiben wo ich bin, denn wenn ich das Regiment bekäme, würde meine unersättliche Habsucht euch so schwer fallen, daß ihr die jetzige Regierung zurück wünschtet.

Dieser Fehler, sagte Macduffe, ist viel schlimmer als der

andere: die Habsucht ist die Quelle alles Uebels. Wegen dieses Lasters wurden die meisten unserer Könige ermordet, und doch beharre ich dabei, daß ihr die Krone ansprechen sollt: es sind in Schottland Reichthümer genug um eurer Gier zu genügen.

Aber, fuhr Malcolme fort, ich bin auch sehr zur Verstellung und jeder andern Art von Betrug geneigt: nichts erfreut mich mehr als die zu täuschen, die mir vertraut haben. Da nun dem Charakter eines Fürsten nichts beßer ansteht als Beständigkeit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so seht ihr wie unfähig ich bin zu herschen, da ich mich ganz den gerade entgegengesetzten Lastern ergeben habe. Doch habt ihr alle meine übrigen Laster zu verdecken gewust und so bitt ich euch, bemäntelt auch dieses.

Verstellung, versetzte Macduffe, ist das schlimmste aller Laster: hiemit verlaß ich dich. Weh euch, unglückliche, elende Schotten, fügte er hinzu, daß so mannigfaches unabwendbares Unglück über euch einbricht! Der verfluchte Tyrann, der jetzt ohne Recht und Anspruch über euch herscht, unterdrückt euch mit der blutigsten Grausamkeit, und dieser hier, der gerechten Anspruch an die Krone hat, ist so mit allen Lastern der Engländer erfüllt, daß er sie nicht verdient: denn nach seinem eigenen Geständnisse ist er nicht allein im höchsten Grade habsüchtig, sondern auch der unersättlichsten Lust hingegeben und ist zuletzt noch ein so falscher Verräther, daß man keinem seiner Worte Glauben schenken darf. Leb wohl denn, Schottland, für immer! Jetzt betracht ich mich als einen Verbannten, alle Hoffnung auf Trost und Rache ist dahin! So sprach er und weinte bitterlich.

Als Malcolme sah, daß er fortgehen wollte, faßte er ihn bei der Hand und sagte: Tröstet euch, Macduffe, mich bewältigt keins von den Lastern, die ihr beklagt: nur um eure Aufrichtigkeit zu prüfen hab ich so mit euch gescherzt. Schon seit langer Zeit sucht Macbeth mich durch dergleichen Anträge zu fangen; aber jemehr ich gezaudert habe in euer Verlangen einzuwilligen, um so mehr werd ich mich jetzt bemühen euch zufrieden zu stellen.

Darauf umarmten sie sich und versprachen sich unverbrüchliche Treue, worauf sie über die beste Weise, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, beriethen.

Macduffe kehrte bald an die Grenzen von Schottland zurück und schickte heimlich Briefe an die Edeln des Königreichs, in denen er ihnen mittheilte, daß Malcolme plötzlich nach Schottland zu kommen und die Krone anzusprechen beabsichtige, und daß er sie also, da dieser Prinz der wahre und gesetzliche Erbe des Königreichs sei, bitte, ihm mit aller ihrer Macht beizustehen um dem Usurpator die Krone zu entreißen.

In der Zwischenzeit gewann Malcolme so sehr die Gunst König Edwards, daß der alte Siward, Earl von Northumberland, beauftragt wurde, an der Spitze von zehntausend Mann mit ihm zu ziehen und ihn in seinen Ansprüchen auf die Krone zu unterstützen.

Als sich die Nachricht von einem beabsichtigten Einfalle in Schottland verbreitete, bildeten sich unter den Edeln zwei Parteien: die eine hielt es mit Macbeth, die andere mit Malcolme. Zwischen diesen beiden Parteien fielen häufige Scharmützel vor; aber die von Malcolmes Partei wollten sich nicht eher in eine entscheidende Schlacht einlaßen bis Malcolme und die englischen Truppen unter dem Befehle Northumberlands zu ihnen gestoßen wären.

Macbeth, der sich nicht getraute, den Engländern Widerstand zu leisten, zog sich nach Fife zurück und befestigte ein Lager bei dem Schloße von Dunsinane, entschloßen keine Schlacht zu wagen wenn seine Feinde ihm nicht dahin folgten. Zwar riethen ihm einige seiner Freunde, er solle entweder sich mit Malcolme vertragen oder sogleich nach den Inseln entfliehen und seine Schätze mit sich nehmen, damit er einige der großen Fürsten des Reiches an sich ziehen und fremde Truppen anwerben könne, denen er immer mehr vertrauen dürfe als seinen Unterthanen, die ihn alle Tage verließen. Aber er vertraute so fest auf seine Prophezeiungen, daß er überzeugt war, er werde nicht eher besiegt werden

als bis der Wald von Birnam nach Dunſinane komme, und kein vom Weibe Geborener werde ihn tödten können.

Malcolme, der den Macbeth raſch verfolgte, kam die Nacht vor dem Tage der Schlacht im Walde von Birnam an und als ſein Heer da geruht hatte, befahl er, daß Jedermann einen Zweig abbrechen und ſich beim Vorrücken damit bedecken ſolle, damit der Feind, ohne ihre Zahl zu kennen, mit ihnen handgemein würde. Den nächſten Tag, als Macbeth ſie erblickte, erſtaunte er ſehr: es kam ihm wieder in den Sinn was ihm lange vorher prophezeit worden war und er zweifelte nicht, daß es erfüllt werden würde, da er den Wald von Birnam nach Dunſinane kommen ſah. Nichtsdeſtoweniger ſtellte er ſeine Leute in Schlachtordnung und ermahnte ſie tapfer zu kämpfen; doch hatten die Feinde kaum ihre Zweige fortgeworfen, als Macbeth ihre Zahl gewahrte und zu fliehen begann.

Macduffe, den Haß und Rachedurſt anſpornten, ließ nicht nach ihn zu verfolgen bis ſie nach Cunſannaine kamen, wo Macbeth, der wohl ſah, daß er erreicht werden würde, ſein Pferd umwandte und ihm zurief: Verräther, was verfolgſt du mich ſo vergebens? Mich wird kein Mann erſchlagen, der vom Weibe geboren iſt! Aber komm heran und empfange den Lohn, den deine Thorheit verdient! Darauf holte er mit dem Schwerte nach ihm aus und glaubte ihn ſchon getödtet zu haben; aber Macduffe ſchwenkte ſein Roſs, vermied den Hieb und ſprach, das entblößte Schwert in der Hand haltend: Das iſt wahr, Macbeth; jetzt aber ſoll deine unerſättliche Grauſamkeit enden, denn wiße, ich bin der, von dem deine Hexen dir geſagt haben, den kein Weib geboren hat und den man aus dem Leibe ſeiner Mutter hat ausſchneiden müßen. Dann drang er raſch auf ihn ein, erſchlug ihn auf dem Platze, hieb ihm das Haupt von den Schultern, befeſtigte es auf einem Stabe und brachte es Malcolme.

Dieß war das Ende Macbeths, nachdem er ſiebenzehn Jahre über Schottland geherſcht hatte. Im Anfange ſeiner Regierung verrichtete er viel würdige Thaten und erließ Geſetze, die dem

Gemeinwohl sehr zuträglich waren; nachher aber täuschte ihn der Teufel, daß er durch die abscheulichste Grausamkeit allen Ruhm seiner frühern Tage vernichtete. Er wurde erschlagen im Jahre Christi 1057, im sechszehnten Jahre der Regierung König Edwards von England.

2. Macbeth.

Zur Sagenvergleichung.

Wie Shakſpeare dem Holinſhed folgte, ſo dieſer dem Hector Boethius. Buchanan will dagegen in ſeiner ſchottiſchen Geſchichte (Rerum Scoticarum historia. Edimburgi MDXXVIII. fol. 60 sqq.) nichts von den Wundern und Erſcheinungen wißen, die den Kern der Sage von Macbeth bilden, und doch kann er ſie nicht los werden. Die erſte Erſcheinung der Hexen und ihre prophetiſche Begrüßung verwandelt er in ein nächtliches Traumgeſicht, das ſich nachher erfüllt; die verheißene künftige Größe der Nachkommen Banquos hält er für ein böswillig (per malefícos) ausgeſtreutes Gerücht, das den Macbeth gereizt, ihn ermorden zu zu laßen; die Zweige, welche Malcolmes Soldaten in der Hand trugen, ſind ihm ein Zeichen ihrer freudigen Hoffnung zu ſiegen, durch welche Zuverſicht erſchreckt Macbeth die Flucht ergriff (ea perterritus hostium fiducia Macbethus confestim in fugam se dedit); alles übrige Wunderbare übergeht er ganz, quia theatris aut milesiis fabulis sunt aptiora quam historiae.

Malone hat bemerkt, daß in dieſen Worten Buchanans eine Andeutung liege, die Sage von Macbeth eigne ſich für die theatraliſche Darſtellung. Er fügt aber vorſichtig hinzu, zu Shakſpeares Zeiten ſei keine engliſche Ueberſetzung von Buchanans Werk vorhanden geweſen. Obgleich wir nicht ſeiner Meinung ſind, daß Shakſpeare der lateiniſchen Sprache unkundig geweſen, ſo glauben wir doch, daß er keiner ſolchen Hinweiſung Buchanans bedurft habe, um dieſen Stoff poetiſch und dramatiſch zu finden. Noch ärger macht es aber Farmer. Dieſer vermuthet nämlich nicht unwahrſcheinlich, Shakſpeare möge wohl mit dieſem Stoffe durch

ein kleines Stück gleiches Inhalts bekannt geworden sein, welches im Jahre 1605 (Shakspeares Macbeth soll nach Malone im Jahre 1606 geschrieben sein) zu Oxford vor dem König Jacob aufgeführt wurde. Wake in seinem Rex platonicus erzählt davon: „Der Stoff des Schauspiels war eine alte Sage der Schotten von ihrem Königshause, wonach einst den beiden schottischen Großen, Macbeth und Banquo, drei Sibyllen erschienen seien und ihnen geweißagt hätten, jener werde König werden, aber keinen König zeugen, dieser nicht König werden, aber viele Könige zeugen. Der Ausgang habe diese Prophezeiung bestätigt, denn aus Banquos Geschlecht sei der glorreiche König Jacob entsprossen.*)" Später fügte nun Farmer hinzu, man habe ihm vorgeworfen, daß er dem Shakspeare Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache beimesse, denn das erwähnte kleine Schauspiel sei in dieser Sprache vor dem Könige aufgeführt worden. Er ersehe aber aus einem alten Buche von Anthony Nixon 1605, daß jenes Stück zuerst vor dem Könige in lateinischer Sprache, hernach aber in englischer vor der Königin und den Prinzen gespielt worden sei, und so erkläre sich Alles. Wir führen dieß nur zur Ergetzung unserer Leser an.

Die Erzählung des Boethius ist schwerlich in der Geschichte, aber tief in der Sage begründet. Offenbar hat man auch hier die Lücken der Geschichte durch Volksmärchen ausgefüllt. Schon Grimm hat in der Anmerkung zu dem Märchen von dem Fischer unn siner Fru die Lady Macbeth mit der etruriſchen Tanaquil verglichen, die auch, wie Eva, ihren Mann zu hohen Würden reize. In der Erzählung des Livius wiederholt sich diese Erscheinung in der Tullia, der Gemahlin des gutmüthigen Tarquinius, von welcher bei König Lear gesprochen worden ist. Der

*) Halliwell theilt S. 127 der Uebersetzung dieser Nachweisungen die Stelle wörtlich aus Wake mit. S. 131 giebt er auch aus Gwynnes Vertumnus, 4. 1607 dieselbe Erzählung in lateinischen Hexametern, ja er hängt zum Ueberfluß noch aus »Wintownis Cronykil« eine Darstellung der Macbethsage an, bei der aber Shakspeare schon benutzt scheint.

Zug von dem wandelnden Walde findet sich in den Sagen vielfältig anders gedeutet. Uebereinstimmend ist aber die Sage von König Grunewald, welche Prof. Schwarz in seinen hessischen Denkwürdigkeiten aus dem Munde alter Leute aufbewahrt hat: „Ein König hatte eine einzige Tochter, die wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hieß Grunewald, und belagerte ihn in seinem Schloße, und als die Belagerung lange dauerte, so sprach dem König im Schloße seine Tochter immer noch Muth ein. Das währte bis zum Maientag. Da sah auf einmal die Tochter das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen: da wurde es ihr angst und bange, denn sie wuste daß Alles verloren war und sagte ihrem Vater:

Vater, gebt euch gefangen:
Der grüne Wald kommt gegangen."

Vgl. Grimms deutsche Sagen I. 148. Hier ist der Zusammenhang mit der Sage von Macbeth nicht zu verkennen. Die Tochter spielt hier eine ähnliche Rolle wie dort die Hexen. Sie weiß, kraft ihrer wunderbaren Gaben, daß ihr Vater nicht besiegt werden kann bis der grüne Wald gegangen kommt; weil sie dieß aber für unmöglich hält, spricht sie ihm Muth ein, und erst als das Unmöglichgeglaubte sich begiebt, räth sie ihm zur Uebergabe. Dagegen ist keine Prophezeiung der List Fredegundens vorausgegangen, welche den Pferden Schellen anhieng und ihren Kriegern befahl, Jeder einen Baumzweig in die Hand zu nehmen und so den Feinden entgegen zu rücken, wodurch die Wächter des feindlichen Lagers getäuscht wurden indem sie glaubten, ihre Pferde weideten im nahen Walde, bis die Franken die Laubzweige fallen ließen und der Wald leer dastand an Blättern, aber dicht von den Stämmen schimmernder Spieße (vgl. Grimms deutsche Sagen II. 91). Es ist eben eine Kriegslist, wie ja auch Malcolme, als er seinen Leuten befahl sich beim Vorrücken mit Zweigen zu bedecken, nichts Anderes im Sinne hatte,

denn er wuſte nicht was dem Macbeth prophezeit worden war. Merkwürdig iſt aber folgende Stelle bei Joh. Weyer De praestigiis, Frankf. 1586. S. 329: „Wil Jemands, daß es ſich anſehen laße als ob er bei tauſend Menſchen oder Pferde umb ſich hab, ſo brauche er einen jährigen Weidenaſt, in eim Streich abgehauen, mit etwas Beſchwörung, barbariſcher Worten Erzählung und groben Charaktern." Einem einzelnen Menſchen möchte es nun wohl ſchwerlich gelingen, ſich durch das angeprieſene Zaubermittel den Schein eines ganzen Heeres zu geben; der Erfinder deſſelben gieng indes wohl von einer Sage aus, wonach ein muthiges Kriegsheer einem an Zahl überlegenen Feinde durch dieſe Liſt ſeine Schwäche verborgen hatte. Bei Holinſhed ſoll aber Malcolmes Heer dem des Macbeth an Zahl überlegen geweſen ſein, und die Bedeckung mit den Zweigen geſchah nur, damit beim Wegwerfen derſelben der plötzliche Anblick der Uebermacht deſto mehr Schrecken errege. In meinem Handbuch der deutſchen Myth. S. 557 f. (§. 145) iſt ausgeführt, daß ſich die Sage von dem wandelnden Walde aus einem deutſchen gottesdienſtlichen Gebrauch entwickelt hat, nämlich dem des Mairitts oder Sommerempfangs: „Wenn der Maikönig, Mai- oder Blumengraf nach der Einholung aus dem Walde heimkehrte, war er und ſein ganzes Gefolge mit grünen Reiſern und Maien ſo überdeckt, daß es ſchien als käm ein ganzer Wald gegangen". Jener „König Grunewald" iſt aber urſprünglich ein Winterrieſe, deſſen Herſchaft zu Ende geht, wenn das Maifeſt beginnt und der grüne Wald gegangen kommt: das iſt der mythiſche Grund der Macbethſage. Bei Saxo Gr. VII, 132 begegnet dieſelbe Sage und auch hier erkennt der Rieſenkönig, dieſes Wunder bedeute ſeinen Tod. Vgl. Uhlands Schriften III, 221 ff. Ich müſte mich ſelber ausſchreiben, wenn ich alle die Sagen, wozu die Sitte mit grünen Reiſern vom Sommerempfang aus dem Walde heimzukehren, Veranlaßung geboten hat, hier aufzählen wollte: ich verweiſe auf jene Stelle des Handbuchs und bemerke nur noch, daß zu unterſcheiden iſt zwiſchen jenen Fällen, wo der urſprünglich gottesdienſtliche Gebrauch des wandelnden Wal-

des wie bei Saxo V, 86 und Fredegundens Einbruch in Childeberts Lager nur zur Kriegsliſt verwendet wird, und den andern, wo ſich, wie bei Macbeth, König Grunewald und Saxo VII, 132 der Mythus dahinter verbirgt. Halliwell hat in der Ueberſetzung meiner Nachweiſungen S. 130 in einem altengliſchen Alexanderliede dieſelbe Kriegsliſt aufgedeckt.

Die zweite Prophezeiung, daß kein vom Weibe Geborener den Macbeth umbringen werde, können wir jetzt auch in „Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde", Leipzig 1819, nachweiſen, wo dem Helden Tugarin, dem Sohn der Schlange, an der Wiege geſungen iſt, daß er nicht überwunden werden könne als von Einem, den kein Weib geboren habe. Ein ſolcher iſt der tapfere Rogdai, der aus dem Schooß der Mutter geſchnitten worden. Tugarin fällt von ſeiner Hand. Dieß iſt der Inhalt des Buchs Rogdai. Im Heldenbuch von Iran wird Rudabeh ſo ſchwanger, daß ihr zu Muthe iſt als wär ihr die Haut mit Steinen erfüllt oder Eiſen. Noch blieben fünf Monate bis zur Niederkunft, und ſchon war ihr das Kind in ihren Eingeweiden wie ein Schwert; einem Bienenſchwarm gleich bewegte es ſich unaufhörlich ihr innen. Simurg, der Vogel Rock, räth, ſie trunken zu machen und ihr das Kind mit einem Dolch aus dem Leibe zu ſchneiden. So ſah Ruſthem das Tageslicht, der Held Irans. Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firduſi von J. Görres I. S. 110 ff. Häufig kommen noch ſonſt Männer und Halbgötter vor, die wie Macduff aus dem Leib der Mutter geſchnitten worden. Immer bedeutet dieß Kraft und Heldenſtärke. So einer war Völſung, Sigurds Ahn (Völſungaſaga cap. 3. 4.) Nicht ſo bei dem ungeborenen Burkart, Burchardus ingenitus Gr. S. II. 258, deſſen Haut immer ſo fein blieb, daß jeder Mückenſtich Blut daraus ſaugte, und den ſeine Meiſter deswegen gänzlich mit der Ruthe verſchonen muſten. Doch ward er ein gelehrter, tugendhafter Mann. Vgl. mein Handb. der d. Myth. S. 288 (§. 90).

Shakſpeare läßt den Geiſt des gemordeten Banquo bei dem Gaſtmal erſcheinen, zu dem Macbeth den lebenden gela-

den hatte. Die Sage von Macbeth weiß hievon nichts, denn nach Holinshed geschieht der Mord erst nach dem Gastmal. Hier hat aber der Dichter die einzelne Sage wieder ganz in dem eigenen Sinne der Sage überhaupt verbeßert und ergänzt, denn bekanntlich halten die Todten nach der Sage noch über das Grab hinaus Wort und verlangen, daß man auch ihnen Wort halte, was den Lebenden oft verderblich wird. Wir erinnern an Lenore und die Braut von Korinth. Daß Banquo nur dem Macbeth sichtbar erscheint, thut hier nichts zur Sache. Große Aehnlichkeit hat dieser Zug bei Shakspeare mit Don Juans Einladung des steinernen Gastes.

Holinshed bezeichnet jene drei Weiber anfangs nur als women in strange and wild apparell, resembling creatures of elder world, und hernach wieder als former sisters; der Ausdruck weirdsisters kommt aber hernach wiederholt bei ihm vor. Nach Handb. der d. Myth. S. 331 §. 105 geht er von der ältesten der Dreie auf ihre Schwestern über: von dieser ältesten, der Todesgöttin, welche nordisch Urdh, im Deutschen Wurth und Wurd, im Angelsächsischen Vyrd heißt, sind sie bei ihm und so auch bei Shakspeare alle drei Weirdsisters, Schicksalsschwestern genannt, dieselben Wesen, die sonst auf keltisch-römischem Boden tria fata, im Norden Nornen, in Deutschland die drei Schwestern heißen. Holinshed hatte so Unrecht nicht, indem er sie als Geschöpfe einer frühern Welt bezeichnete, da die Phantasie der heidnischen Zeit sie geschaffen hat.

XVII.

Zu

Wie es euch gefällt.

1. Rosalinde.

Nach Thomas Lodge.

In der Nähe von Bordeaux wohnte ein bejahrter Ritter von hochedelm Geschlecht, großen Glücksgütern und nicht geringern persönlichen Vorzügen, der in der Jugend viel Schlachten gegen die Türken geschlagen und durch Muth und Kriegserfahrenheit den ersten Rang in dem Orden der Maltheserritter erworben hatte. Als dieser tapfere Ritter, der Sir John von Bordeaux genannt wurde, sein Ende herannahen fühlte, rief er in Gegenwart aller Bundesbrüder seine drei Söhne vor sein Siechbette, ergriff den ältesten bei der Hand und sprach also: O meine Kinder, das Schicksal setzt meinen Tagen ein Ziel, mich erwartet das Grab, das aller Mühen entbindet: Euch aber laß ich in der Welt, die der sorglosen Unerfahrenheit mit tausend Gefahren droht. Darum vernehmt meinen letzten Willen und vergeßt nie der Lehren eures sterbenden Vaters. Dir, Saladin, meinem Aeltesten, als dem Hauptpfeiler meines Hauses, geb ich vierzehn Pflug Landes nebst meinem Stammhaus und Prunkgeschirre. Dem Zweiten, Fernandin, vermache ich zwölf Pflug Landes, aber Rosader, dem Jüngsten, laß ich mein Pferd, meine Rüstung und meine Lanze mit sechszehn Pflug Landes, denn wenn der äußere Schein den innern Werth abspiegelt, so wird euch Rosader einst Beide durch Tapferkeit und Edelsinn übertreffen. So hab ich mein Vermögen unter euch, meine Söhne vertheilt; aber ein kostbares Vermächtniss harrt eurer noch: die goldenen Regeln der Weisheit und Ehre, die ich für das theuerste von allen Gütern schätze, die mir ein langes mühseliges Leben erwarb. Hierauf begann er die Grundsätze echten Ritterthums und die Lehren der Weisheit und Klug-

heit, deren leuchtendes Musterbild er im Leben gewesen war, mit eindringlichen Worten den Söhnen ans Herz zu legen, übergab ihnen dann eine Rolle, worauf diese Vorschriften in kurzen Sprüchen verzeichnet standen, sank auf sein Kissen zurück und verschied.

Als Sir John von Bordeaux gestorben war, wurde er von seinen Söhnen bejammert und von seinen Freunden beklagt, vornehmlich von seinen Waffenbrüdern, den Maltheserrittern, welche seiner mit großer Pracht begangenen Bestattung beiwohnten. Saladin ließ die Vorschriften der Rolle auf seinem Grabmale aushauen, hieng manches leidvolle Klaggedicht auf des Vaters Sarg, kleidete sich und seine Brüder in Schwarz und vollzog jeden äußerlichen Brauch der Trauer um einen geliebten Verstorbenen. Aber unter der Hülle des Schmerzes verbarg er ein unempfindliches, selbsüchtiges Gemüth, das nur auf den eigenen zeitlichen Vortheil bedacht war und den letzten Willen des Vaters mit schelsüchtigen Blicken betrachtete. Seinen jüngern Brüdern, Fernandin und Rosader, dem Schooßkinde des Vaters, hatte sein Testament ein größeres Erbtheil als ihm selber vermacht; jetzt aber standen dieselben unter seiner Vormundschaft und er hoffte diese so verwalten zu können, daß er nicht nur dieses Unrecht wieder gut mache, sondern sich auch durch Verkürzung jener Vermächtnisse für die erfahrene Zurücksetzung räche.

In dieser Absicht machte er seinen Bruder Rosader zu seinem Lakaien und hielt ihn zwei bis drei Jahre lang in einer so knechtischen Unterwürfigkeit als wär er der Sohn eines geringen Vasallen gewesen. Den mittlern Bruder Fernandin aber schickte er auf eine gelehrte Schule, wohin ihn seine eigenen Neigungen riefen.

Lange Zeit trug Rosader sein Schicksal in Geduld; eines Tages aber, da er sich im Garten ergieng, erwog er bei sich, daß er der Sohn des Sir John von Bordeaux sei, eines durch seine Siege und Tugenden berühmten Ritters, und daß es ihm nicht gezieme, die Knechtschaft zu ertragen, die gegen den Willen seines seligen Vaters über ihn verhängt werde. Weh mir, sprach er zu

sich selbst, soll ich, der als ein Edelmann geboren ward, in so unnatürlicher Sclaverei mein Leben verbringen? Wär ich nicht beßer zu Paris ein Schüler, oder ein gemeiner Krieger im Felde geworden? Die Natur hat mir Gaben verliehen, aber der Neid meines Bruders wehrt mir sie auszubilden; ich habe Muth und Kraft, jede ehrenvolle Unternehmung zu wagen, aber keine Freiheit, die Pflichten eines Ritters zu erfüllen. Dabei strich er mit der Hand über sein Gesicht und da er seinen Bart keimen fühlte, erröthete er über und über vor Zorn und schwur, sich der Schmach solcher Knechtschaft nicht länger zu fügen.

Ueber diesem Selbstgespräche Rosaders trat Saladin, von seinen Leuten begleitet, in den Garten und da er seinen Bruder in so düstere Gedanken versenkt die gewöhnliche Ehrerbietung vergeßen sah, dachte er ihn aus seiner Zerstreuung zu wecken. He, junger Bursche, redete er ihn an, ist euer Geist mit euern Dreiern beschäftigt, oder betet ihr eine Litanei für eures Vaters Seele? Ist mein Eßen bereit? Bei dieser Frage erhob sich Rosader, heftete einen durchdringenden Blick seiner feurigen Augen auf Saladin und entgegnete: Fragst du mich nach deinem Tisch? Frag einen deiner Knechte, welchen diese Sorge geziemt: ich bin dir gleich von Natur, obwohl du von Geburt der ältere bist, und zählst du auch mehr Jahre als ich, so ist doch meine Hand so stark und rasch wie die Deinige. Laß mich dich fragen: Wie hast du meine Wälder ausgehauen, meine Landgüter beraubt und die Geräthschaften verschleudert, die mein Vater mir hinterließ? Ich sage dir, Saladin, antworte mir als ein Bruder, oder ich stehe dir als ein Feind gegenüber.

Wie über seine Anmaßung lächelnd, entgegnete Saladin spöttisch: Ich sehe wohl, was ein Dorn werden will fängt früh an zu stechen. Hat dich meine Herablaßung so kühn gemacht, daß du mir Güte mit Nichtachtung vergiltst, so weiß ich wohl ein Mittel gegen solch einen Fehler: ich will den Baum biegen, da er noch ein Sprößling ist. Greift zu, ihr Herrn, und knebelt ihn, daß wir ihm ein niederschlagendes Pulver gegen seinen Koller

beibringen. Darüber ward Rosader so wüthend, daß er zu einer mächtigen Harke griff, die im Garten stand, mit welcher er seines Bruders Leuten so zusetzte, daß er einige derselben niederstreckte und die übrigen in die Flucht schlug. Als Saladin den Rosader so entschloßen und tapfer sah, gab er Fersengeld und flüchtete sich auf einen Boden neben dem Garten, wohin Rosader ihn hitzig verfolgte. Erschreckt über die Wuth seines Bruders, rief ihm Saladin zu: Laß ab und vergreif dich nicht an deinem ältern Bruder: wenn ich dir Unrecht gethan habe, so will ich es wieder gut machen. Sage, worüber du dich beklagst und du sollst zufrieden gestellt werden. Räche nicht Verdruß mit Blut, um das Andenken unseres Vaters nicht zu besudeln, sondern laß uns Freunde sein und beßere als wir je waren.

Dieß besänftigte den Zorn des gutherzigen Rosader: er legte die Waffe aus der Hand und sicherte dem Bruder, unter Verpfändung seines Ehrenworts, Frieden zu. Saladin kam nun herab und versprach Rosadern die Rückgabe seiner Ländereien, worauf sich die Brüder küßten und zur größten Freude der alten Bedienten Sir Johns von Bordeaux Arm in Arm ins Haus zurückkehrten.

Bald darauf begab es sich, daß Thorismund, der König von Frankreich, ein Turnier und Ringspiel veranstaltete theils zu seinem eigenen Vergnügen, theils um die Gedanken seiner Großen zu beschäftigen, damit sie nicht auf einen ernstern Gegenstand, das Andenken an Gerismund, ihren rechtmäßigen König, verfielen, der sich als ein Verbannter im Ardennerwalde aufhielt. Bei dem Ringen sollte ein Kämpe allen Streitlustigen die Spitze bieten: es war ein Normann von ungemeiner Kraft und Tapferkeit, der schon in vielen ähnlichen Wettkämpfen den Sieg davon getragen und manchen Gegner nicht bloß überwältigt, sondern durch die Wucht seines Leibes erdrückt hatte.

Als Saladin dieß vernahm, gedachte er die Gelegenheit beim Schopfe zu faßen und nach genommener Abrede mit dem gewinnsüchtigen Normannen, welchen er durch reiche Geschenke bestochen

hatte, begab er sich zu Rosader, dem alle Gedanken nur auf Ehre standen, und erzählte ihm von dem Turnier und Ringen, bei welchem der König, alle Pairs von Frankreich und die schönsten Damen des Landes zugegen sein würden. Jetzt, mein Bruder, fuhr er fort, kannst du zeigen Wer du bist und die Ehre des alten Sir John von Bordeaux, unsers erlauchten Vaters so wie unseres ganzen Hauses aufrecht erhalten, dem es nie an Männern zu ritterlichen Großthaten gebrach. Was mich selbst betrifft, so weist du, daß ich, obgleich der Aeltere, mich nie in den Waffen versucht habe. Ich versteh es beßer, meine Ländereien zu verwalten als die Lanze zu schwingen. Unser Bruder Fernandin ist zu Paris, wo er sich den Wißenschaften ergeben und alle ritterliche Uebungen verschworen hat; du aber, Rosader, der Jüngste an Jahren aber der Aelteste an Tapferkeit, bist ein Mann von Kraft und Gewandtheit und darfst der Stimme der Ehre Gehör geben. Nimm du unseres Vaters Lanze, sein Schwert und sein Roß, reit zu dem Turnier und brich da entweder ritterlich deinen Sper, oder ring mit dem Normannen um die Palme des Siegs.

Diese Worte Salabins wirkten wie die Sporen auf ein übermüthiges Pferd, denn er hatte sie kaum gesprochen, als Rosader zu den Waffen griff, indem er dem Bruder für seinen Rath dankte und seine Güte nach Kräften zu vergelten versprach. Das Turnier war auf den nächsten Morgen anberaumt und Rosader war so begierig seine heldenmüthigen Vorsätze zu bewähren, daß er die Nacht fast schlaflos zubrachte und sobald der Tag anbrach, von seinem Bruder Abschied nahm, um dem Orte zuzureiten, wo das Turnier Statt haben sollte.

Schon hatte der König in Begleitung der zwölf Pairs von Frankreich seinen Platz eingenommen. Seine Tochter Alinde, die schöne Rosalinde, des verbannten Gerismund Tochter, und alle edeln Damen des Landes, denen ihre Schönheit einen Namen erworben hatte, schmückten die Sitzreihen und gewährten den Zuschauern und Großen des Hofes jenen entzückenden Anblick, der sie mit der angemaßten Herschaft des neuen Königs versöhnen sollte.

So kämpften hier Liebe und Streit Hand in Hand, denn die Verliebten fanden Gelegenheit, ihre Augen an der Schönheit zu weiden, und die Streitlustigen durften ihre Lanzen gebrauchen. Allein nicht ganz erreichte der König seinen Zweck bei diesem Aufgebot von Lockungen und Reizen, denn alle Augen und Herzen nahmen Partei für die schöne Rosalinde, die Tochter seines Feindes, auf deren Wangen sich die Grazien zu streiten schienen, welcher von ihnen sie die meisten Vorzüge verdanken solle.

Vor dieser Versammlung brachen die Ritter ihre Schäfte zu Ehren ihrer Damen mit stolzem Muth, manche heldenmüthige That ward an diesem Tage vollbracht und mancher ritterliche Dank von schönen Händen ausgetheilt. Als aber nach dem Turnier das Ringen begann und der Normann sich zeigte, um Allen, die es wagen würden, sich mit ihm zu meßen, den Handschuh hinzuwerfen, da verbreitete seine Riesengestalt solchen Schrecken unter den Anwesenden, daß sich Niemand an ihm versuchen wollte. Zuletzt aber zeigte sich ein alter Landeigenthümer mit seinen beiden Söhnen, deren wohlgefälliges Aeußere Muth und Kraft verkündigte. Der Aeltere trat in die Schranken und stellte sich dem Normann gegenüber, welcher sich im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft so ingrimmig in den Kampf mit ihm einließ, daß er ihn nicht nur zu Falle brachte, sondern auch seinem Leben durch das Gewicht seines Leibes ein frühes Ziel setzte. Als der jüngere Bruder dieß sah, eilte er rachbegierig in die Schranken, griff den Normann tapfer an und warf ihn beim ersten Gange auf seine Kniee. Aber bald erholte sich dieser, die Furcht vor der Niederlage verdoppelte seine Kraft und mit übermächtiger Gewalt umschloß er den jungen Ringer mit beiden Armen, hob ihn in die Höhe und schlug ihn dann so heftig wider den Boden, daß er das Genick zerbrach und gleich seinem Bruder den Geist von sich hauchte.

Beim Anblick dieses Blutbads murrte das Volk und überließ sich dem anwandelnden Mitleide; aber der Vater der Erschlagenen verlor keinen Augenblick seine gemeßene Haltung, sondern ergriff als ein Mann die Leichen seiner Söhne und trug

sie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Mißbilligung aus den Schranken.

Rosader, der zeitig genug angekommen war, um Zeuge dieses Schauspiels zu werden, bewunderte die Gemüthsstärke des alten Mannes, klopfte ihm, indem er sich vom Pferde schwang, auf die Schultern und sprach: Wackerer Mann, dessen Söhne das Ziel ihres Lebens ehrenvoll erreicht haben, ich sehe wie du dem Glücke durch Geduld trotzest; aber verzieh noch eine Weile, um Zeuge zu sein wie ich entweder ihr Looß als der Dritte theilen, oder ihren Tod durch einen glorreichen Sieg rächen will. Für diesen tröstlichen Zuspruch dankte ihm der Landmann, indem er zu bleiben und für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu beten versprach. Jetzt verbeugte sich Rosader grüßend gegen den König und trat in die Schranken, wo er mehr auf die Versammlung als auf seinen Gegner achtend sein Auge durch den Kreiß der Damen schweifen ließ, die wie die Sterne des Himmels schimmerten. Aber der Liebesgott, der ihn eben so verliebt machen wollte als er tapfer war, zeigte ihm Rosalinden, deren wundervolle Schönheit sein Auge so bezauberte, daß er wie selbstvergeßen stehen blieb um sich an ihren Reizen zu weiden. Als Rosalinde dieß bemerkte, erröthete sie, und die Glut der Scham, die ihr Antlitz übergoß, verdoppelte den Glanz ihrer Schönheit.

Als der Normann den jungen Ritter so in den Anblick der Damen versunken sah, entriß er ihn seiner Zerstreuung durch einen Schlag auf die Schulter, und Rosader, der wie aus einem süßen Traum erwachte, zeigte alsbald durch seine stolze Haltung den hohen Flug seiner Gedanken. Seine Jugend und die einnehmende Schönheit seiner Gestalt gewannen ihm die Gunst aller Anwesenden, die es nur bedauerten, daß ein Jüngling von so edelm Wesen einen so erniedrigenden Kampf bestehen sollte. Indes wollten sie ihn nicht an der Ausführung seines Vorsatzes hindern, weil seine Ehre dabei gelitten hätte, und begnügten sich, ihm Glück und Sieg zu erflehen.

Als Rosader durch die Erinnerung seines Gegners aus

seiner Selbstvergeßenheit erwacht war, rannte er ihm mit solcher Gewalt entgegen, daß Beide rückwärts auf den Boden fielen und eine Weile Zeit gebrauchten, um neuen Athem zu schöpfen. In der Zwischenzeit besann sich der Normann, daß er es jetzt mit dem Jüngling zu thun habe, für dessen Tod ihm große Schätze versprochen waren, und dieß reizte ihn, seine Kraft zu verdoppeln. Von der andern Seite warf Rosader einen Blick auf Rosalinde, welche denselben, um den Jüngling zu ermuthigen, mit einem so gewogenen Gegenblick erwiderte, daß so viel Gunst hingereicht hätte, einen Feigling in einen Helden zu verwandeln. Von diesem Blicke befeuert, griff Rosader den Gegner in einem heftigen Anlauf an; dieser empfieng ihn mit gleicher Tapferkeit und nun entstand ein hartnäckiger Kampf, der es lange zweifelhaft ließ, auf wessen Seite das Glück sich neige. Zuletzt erwog Rosader die Schönheit seiner neuen Herrin, den Ruhm seines Vaters und den Glanz seines Hauses und dieser Gedanke verlieh ihm neue Stärke: er schleuderte den Normann vor sich auf den Boden und stürzte sich mit solcher Gewalt über ihn hin, daß der furchtbare Feind der Natur den Zoll entrichtete und Rosader den Sieg ließ.

Der Tod des Ringers, welcher den alten Landmann höchlich erfreute, indem er ihm für den Verlust seiner Söhne vollkommene Rache gewährte, erfüllte den König und alle seine Pairs mit Staunen über die Tapferkeit und Kraft eines so jungen und schönen Ritters. Als sie aber erfuhren, daß er der Sohn des alten Sir John von Bordeaux sei, erhob sich der König von seinem Sitze um ihn zu umarmen, und alle Pairs priesen seine Kühnheit, Gewandtheit und Stärke und ermahnten ihn, die glorreich betretene Bahn zu verfolgen, so werde er dereinst den Ruhm seines Vaters erreichen.

Während der König und die Pairs unserm Helden Glück wünschten, gönnten ihm die Damen huldvolle Blicke, vor Allen Rosalinde, deren Herz Rosaders Schönheit und Tapferkeit gerührt hatte. Aber noch hielt sie Liebe für Tand und ihre Neigung für eine augenblickliche Anwandlung, die aus einem Blick entsprungen

auf einen Wink vorübergehen werde. Deshalb stand sie nicht an, mit dem Feuer zu spielen und Rosader ihre Neigung zu erkennen zu geben, indem sie ein Kleinod von ihrer Brust nahm und es durch einen Pagen dem jungen Edelmann zusandte. Dieß Geschenk entzückte den Jüngling mehr als wenn ihm das Glück die Herschaft der ganzen Welt zugeschworen hätte. Er konnte es nicht durch ein Gegengeschenk von gleichem Werthe vergelten, doch gieng er bei Seite und schrieb ein zärtliches Sonett zum Preise der Schönen, das er ihr zusandte. Sie erröthete, da sie es las; aber ein süßes Genügen erfüllte ihr Herz, als sie sah, welchen zärtlichen Verehrer die Liebe ihrem Dienste gewidmet habe.

Von einer Schar junger Leute begleitet, die seine Freunde zu werden wünschten, kehrte Rosader triumphierend zu seinem Bruder Saladin zurück, welcher eben das Haus verlaßen hatte, um über den Tod seines Bruders gewisse Nachrichten einzuziehen. Als er ihn aber an der Spitze seiner Gefährten und mit dem Siegeskranze geschmückt heimkehren sah, erschrak er heftig, kehrte um und schloß das Thor vor ihm zu. Als Rosader dieß sah, verbarg er seinen Schmerz hinter einem Lächeln, wandte sich zu seinen Freunden und bat sie seinen Bruder zu entschuldigen: er habe weder aus Neid noch aus Kargheit ihren Anblick gemieden, sondern weil er die Gesellschaft so junger Leute für sich unpassend finde. Es gelang ihm indessen nicht, Saladins Betragen zu rechtfertigen, denn das Thor war und blieb verschloßen, er muste es zuletzt durch einen Fußtritt sprengen, worauf er sein Schwert zog und mit seinen Gefährten in die Halle drang. Diese fand er aber leer, denn Alle waren entflohen, außer Adam Spencer, einem alten Engländer und getreuen Diener seines Vaters, der stäts aus Liebe zu seinem seligen Herrn Rosaders Partei gehalten hatte und ihn jetzt mit seinen Freunden, so gut er konnte, empfieng. Rosader hieß seine Begleiter willkommen in seinem Hause und bat sie fröhlich zu sein und mit der Bewirthung vorlieb zu nehmen: sein Bruder habe fünf Tonnen Wein im Keller, welche sie sich wohlschmecken laßen wollten. Hierauf bereitete er mit Hülfe des guten

Adam Spencer die Tiſche und ſetzte ihnen vor was nur das Haus vermochte, und was an Speiſen abgieng, das erſetzte der Wein und ſo hielten ſie eine königliche Malzeit: denn die Freundlichkeit des Wirths würzte auch die unſcheinbarſten Gerichte.

Als Roſaders neue Freunde ſich beurlaubt hatten, zog er ſein Schwert und wollte einen theuern Eid ſchwören, die Unfreundlichkeit ſeines Bruders nicht ungerächt zu laßen; aber durch die Fürſprache Adam Spencers, der das gute Vernehmen der Brüder zu erhalten wünſchte, und Saladins ſchmeichelnde Unterwürfigkeit ſöhnten ſie ſich noch einmal aus und lebten eine Zeitlang in brüderlicher Eintracht miteinander. Saladin hatte aber ſeinen Haß noch nicht aufgegeben, ſondern verbarg ihn nur unter dem Schleier erheuchelter Neigung, indem er eine günſtigere Gelegenheit abwartete, ſeinen Anſchlag auszuführen.

Unterdeſſen verfolgte Roſaders Bild die ſchöne Roſalinde, die ſich umſonſt dem Eindrucke zu widerſetzten verſuchte, welchen die edeln Eigenſchaften des Jünglings in ihrem Herzen zurückgelaßen hatten. Während ſie aber zwiſchen ihrer Neigung und dem widerſtrebenden Stolz ihrer Jungfräulichkeit unentſchieden ſchwankte, trat Thorismund mit ſeiner Tochter Alinde und einigen der Pairs von Frankreich in ihr Gemach. Der Erſtere fürchtete, der verlockende Einfluß ihrer Schönheit möchte ihm die Herzen ſeiner Großen abwendig machen, oder einer ſeiner Pairs um ihre Hand werben und dann die Rechte ſeiner Gemahlin auf den Thron geltend machen. Dieſem zuvorzukommen kündigte er ihr jetzt in Gegenwart ſeiner Hofleute ihre Verbannung an und befahl ihr ſeinen Hof noch heute zu meiden, denn er habe, fügte er hinzu, von ihren vermeßenen Reden und hochverrätheriſchen Abſichten vernommen. Roſalinde wollte ſich rechtfertigen, aber Thorismund wollte ſich auf keine Gründe einlaßen und auch ſeinen Großen, die es gern unternommen hätten ihre Unſchuld zu behaupten, verbot er bei ſeiner Ungnade, ſich für ſie zu verwenden. Alle verſtummten, zitternd ſtand Roſalinde da; aber Alinde, welche die Freundin mehr als ſich ſelbſt liebte, warf ſich mit betrüb-

tem Herzen und weinenden Augen ihrem Vater zu Füßen und sprach:

Wenn ich euch, mein Vater, durch die Vertheidigung Rosalindens beleidige, so mag das Gesetz der Freundschaft meine Kühnheit entschuldigen. Ich bin mit ihr aufgewachsen und seit meiner Kindheit an ihren Umgang gewöhnt, und die Gleichartigkeit unserer Gemüther hat mit der frühern Gewohnheit vereint unsern Bund so fest geschloßen, daß wir in zwei Leibern nur eine Seele sind. Wundert euch also nicht, mein König, wenn das Unglück meiner Freundin mir wie mein eigenes nahe geht, und wenn ich, der jedes Fältchen ihres Herzens bekannt ist, mich mit meinem Leben dafür verbürge, daß sie sich nie, auch nur mit einem Gedanken, wider euch vergangen hat. Ihr selbst müßt ihr das Zeugniss geben, daß sie seit ihres Vaters Verbannung alles Leid mit Geduld ertragen und euch wie ihren leiblichen Vater geehrt und nie mit einem Worte beleidigt hat, und ich kann hinzufügen, daß ihr ganzes Bestreben nur darauf gerichtet war, euch zu gefallen und sich meine Gunst zu erhalten. Wenn aber der Neid irgend einen Verräther bewogen hat, sie des Verraths wider euch zu beschuldigen, so möge er hervortreten und seine Anklage durch Zeugen bewähren. Gelingt ihm der Beweis, so ist Alinde bereit, das Urtheil mit eigener Hand zu vollstrecken; wird sie aber unschuldig befunden, so seit gerecht, mein Vater, wie es einem König geziemt. Denn verbannt ihr sie ohne Beweis, so bin ich entschloßen, als der Genoße ihres Unglücks ihre Verbannung zu theilen.

Bei diesen Worten Alindens ergrimmte der König, fuhr die Tochter zornig an und verwies ihr die Kühnheit ihrer Rede und die Anmaßung ihrer Jugend, es beßer verstehen zu wollen als sein reifes erfahrenes Alter. Er gebot ihr Stillschweigen und befahl Rosalinden noch einmal, sich entweder zu ihrem Vater in den Ardennerwald, oder wohin sie sonst wolle, zu begeben; seinen Hof aber müße sie meiden.

Aber diese Härte erschreckte Alinden nicht, sie fuhr fort,

Rosalindens Vertheidigung zu führen und bat ihren Vater, wofern er bei seinem Entschluß beharre, möge er ihr vergönnen, die Verbannung ihrer Freundin zu theilen; wo nicht, so werde sie sich heimlich hinwegstehlen um ihr zu folgen, oder ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ziel setzen. Als Thorismund seine Tochter diese Sprache führen hörte, gerieth er in Wuth und erklärte seinen unwiderruflichen Entschluß, daß sie Beide verbannt sein sollten; und obgleich seine Edeln zu Gunsten seiner Tochter Einsprache thaten, so beharrte er doch unerschütterlich bei seinem Willen: beide Mädchen sollten ohne den geringsten Verzug und ohne alle Begleitung seinen Hof räumen.

Hiemit entfernte er sich sammt seinen Begleitern und ließ die beiden Freundinnen allein. Rosalinde setzte sich traurig nieder und weinte; aber Alinde lächelte, ließ sich neben ihrer Freundin nieder und tröstete sie: Sei standhaft, sprach sie, theure Rosalinde, und erschrick nicht vor dem Stirnrunzeln des Glücks. Wie oft hast du andern Unglücklichen die Geduld als die beste Salbe für die Wunden des Geschicks angepriesen, und willst du nun selbst verzweifeln, da dir ein so treffliches Heilmittel zu Gebote steht? Und gehst du nicht zu deinem Vater, hast du nicht deine Freundin Alinde zur Gefährtin, die dein Misgeschick theilen will und ihren Vater verläßt, um der Freundin ins Elend zu folgen? Wir waren Bettgenoßinnen im Glück und Königsglanz, wir wollen es auch in der Armut und Verbannung sein; ich bin auf ewig deine Alinde, bleib du meine Rosalinde und die Welt soll unsere Freundschaft heilig sprechen, und einst von Rosalinden und Alinden erzählen wie jetzt von Pylades und Orestes.

Diese Worte trösteten Rosalinden, sie weinte noch einige Thränen in den Busen ihrer Alinde und dankte ihr dann zärtlich für ihre Liebe und Treue. Hierauf beriethen sich die Freundinnen über die Weise wie sie ihre Wanderschaft antreten sollten. Alinden schmerzte nichts so sehr als daß sie keine männliche Begleitung hätten, denn, sagte sie, es ist gefährlich, daß zwei junge Mädchen so ohne Schutz und Bedeckung in der Welt umherreisen

sollen. Still, entgegnete Rosalinde, bist du ein Mädchen und weist keinen Rath gegen solch einen Uebelstand? Ich bin, wie du siehst, von schlankem Wuchs und würde mich in der Tracht eines Pagen nicht übel ausnehmen: du sollst also meine Gebieterin sein und ich will deinen Diener so gut spielen, in welche Gesellschaft wir auch gerathen, daß mich Niemand erkennen soll. Ich werde mir Mannstracht verschaffen und meinen Degen recht manierlich an der Seite führen, und wenn dir Jemand ein Leid thun will, so soll er erst die Bekanntschaft meiner Klinge machen.

Aliude lächelte und genehmigte den Vorschlag. Sogleich schritten sie ans Werk, rafften ihre Juwelen zusammen, welche sie in einem Kästchen verbargen und Rosalinde verschaffte sich die nöthigen Kleidungsstücke, nannte sich Ganymed und ihre Herrin Aliena, worauf sie ihre Reise antraten, indem sie sich durch die Weingärten schlichen und auf mancherlei Nebenwegen dem Walde zueilten. Zwei bis drei Tage waren sie gewandert ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, als sie gegen die Nachmittagsstunde an einen Brunnen kamen, den einige Cypressen beschatteten. Hier ließen sie sich nieder und tafelten so fröhlich aus ihrer tragbaren Vorrathskammer als jemals zuvor in Paris bei den kostbarsten Leckerbißen der königlichen Küche. Aliena bedauerte nur, daß ihnen nicht irgend ein Schäfer begegne, der ihnen den Weg zu einer Herberge zeige, wo sie einige Tage ausruhen könnten. Aber Ganymed sah in der Rinde eines Baums einige Verse eingegraben und rief: Sei getrost, Herrin, hier seh ich einige Reime in der Rinde eines Baums, die vermuthlich von Schäfern herrühren, die diese Gegend bewohnen. Bei dieser freudigen Botschaft erhob sich Aliena um die Verse zu lesen, welche die Unterschrift Montanus führten. So viel ich aus dem Inhalt dieser Zeilen schließen kann, sprach Aliena, ist dieß der Name eines verliebten Hirten, der sich über die Grausamkeit einer schönen Schäferin beschwert.

Daraus könnt ihr sehen, Herrin, versetzte Ganymed, was ihr Weiber für wunderliche Geschöpfe seid. Bald sind eure Herzen

hart wie Diamant, für keinen Eindruck empfänglich, bald so weich wie Wachs, dem man jede beliebige Gestalt geben kann. Es ergetzt sie, wenn man ihnen den Hof macht, aber jemehr sie umworben werden, desto spröder zeigen sie sich und dieser Fehler ist dem ganzen Geschlecht gemein. Ich bitte dich, entgegnete Aliena, aus welchem Stoffe bist denn du geschaffen, daß du so auf die Weiber schmähten darfst? Es ist ein Glück, daß Rosader dich nicht hört, er würde sich sonst schwer entschließen, ein Geschlecht zu lieben, das du mit so schwarzen Farben schilderst. Ich darf nicht aus der Rolle fallen, versetzte Ganymed, ich spreche jetzt als Alienas Page, nicht als Gerismunds Tochter; aber steck mich nur wieder in einen Weiberrock und du sollst hören wie ich es zu behaupten weiß, daß die Frauen edel, standhaft, tugendhaft und was nicht Alles sind. Genug, fiel Aliena ein, denn sieh, auch in der Rinde jener Buche sind einige Zeilen eingegraben. Laß uns sehen was es sein mag, sprach Ganymed, gieng hinzu und las folgende Verse:

Eh wird der Himmel sternlos sein,
Eh fehlt dem Meer die salzge Flut,
Dem Tage Licht, der Sonne Schein,
Dem Winter Frost, dem Sommer Glut,
Eh fehlt dem Mai der Blüthen Zier
Eh meine Treue wankt zu dir u. s. w.

Montan.

Der dieß geschrieben hat, sprach Ganymed, war gewiss bis über die Ohren verliebt. Vielleicht war er es, versetzte Aliena, da er es schrieb; wer weiß aber wie lang er es bleiben wird? Die Männer sind alle treulos und unbeständig. Das kommt daher, entgegnete Ganymed, weil sie vom Weibe geboren werden: sie erben diesen Fehler von ihren Müttern, denn kämen die Männer von Männern, wie Adam aus Erde gebildet ward, so würden sie nichts mit dem Unbestand zu schaffen haben. Aber laß uns jetzt unsere Reise fortsetzen, denn da uns diese Reime beweisen, daß sich Schäfer in der Nähe aufhalten, so finden wir vielleicht bald eine Hütte, in der wir uns ausruhen können.

Da Aliena einwilligte, ſtanden ſie auf und wanderten weiter bis ſie gegen Abend in ein reizendes Thal gelangten, in welchem zwei Heerden Schafe weideten und ein alter Schäfer mit einem jungen Hirten ſich unter einem ſchattigen Obdach ſehr anmuthig gelagert hatte. Der Boden um ſie her war mit duftigen Blumen überſäet, ein Fichtenwäldchen, mit Limonen und Citronen untermiſcht, bildete einen Halbkreiß um ihr Lager und während ſie ihre Schafe weiden ließen, entlockten ſie ihren ländlichen Schalmeien bald fröhliche, bald klagende Töne. Die letztern mochten dem jungen Hirten angehören, deſſen Züge Gram und Sehnſucht ausdrückten, denn ſeine Augen hiengen ſo voll Liebesweh, daß er lebendig zu verſchmachten ſchien. Jetzt begannen ſie einen Wechſelgeſang, worin Corydon, ſo hieß der alte Schäfer, ſeinen jungen Gefährten, der Montanus genannt wurde, zur Fröhlichkeit aufforderte, und dieſer ihm die Grauſamkeit ſeiner Phöbe klagte.

Als die Schäfer ihre Ekloge beſchloßen, trat Aliena mit Ganymed aus dem Gebüſch hervor, hinter welchem ſie ſich verborgen gehalten hatten. Bei ihrem plötzlichen Anblick erhoben ſich die beiden Hirten, Aliena grüßte ſie freundlich, klagte ihnen ihr Unglück, das ſie zwinge, allein, nur von einem Pagen begleitet, durch die Welt zu ſtreifen und bat um Herberge für ſich und ihren Pagen. Die Schäfer empfiengen ſie mit zuvorkommender Freundlichkeit und Corydon bot ihnen ſeine Hütte zu ihrer heutigen Nachtherberge an. Hierauf ließen ſie ſich bei den Schäfern nieder und nach einigen Wechſelreden äußerte Aliena den Wunſch, eine Schäferei mit einer Heerde zu kaufen und eine Schäferin zu werden. Wenn ihr das wollt, unterbrach ſie Corydon, ſo kommt ihr eben zur rechten Zeit, denn mein Herr will das Pachtgut verkaufen, das ich beſtelle, ſo wie die Heerde, die ich hüte: ihr könnt ſie zu geringem Preiſe erſtehen, und wenn ihr erſt das Schäferleben kennt, werdet ihr einräumen, daß der Hof nur ein Aufenthalt der Sorgen, nicht der Zufriedenheit iſt.

Wohlan denn, fiel Aliena ein, ſo ſchicke nach deinem Herrn: ich will die Hütte und die Heerde kaufen und dich zum Aufſeher

über Beide ſetzen; nur zum Vergnügen werd ich mit meinem Pagen dir dienen, die Heerde auf die Triften führen und weiden laßen, und ſo will ich ruhig, unbekannt und zufrieden leben. Corydon war über die Nachricht, daß er ſeine Meierei nicht zu räumen brauche, ſo erfreut, daß er ſeine Schäfermütze lüftete und ſich vor ſeiner neuen Herrin ehrerbietig verneigte.

Die beiden Schäfer pferchten nun ihre Heerden in die Hürden ein, worauf Corydon Alienen und Ganymed in ſeine Hütte führte. Unterwegs unterhielt Montanus die Fremdlinge von ſeiner Liebe und der Unempfindlichkeit Phöbens, welche er für die ſchönſte Schäferin in ganz Frankreich erklärte. Ganymed, dem das Andenken Roſaders immer gegenwärtig war, fand Vergnügen an der Leidenſchaft des armen Schäfers, und bewunderte die Liebe, die ſich in allen ſeinen Gebärden ſo gebieteriſch geltend machte. Vor Corydons Hütte beurlaubte ſich Montanus, die Uebrigen traten ein, und nach einem kargen aber ſchmackhaften Nachtmal begaben ſie ſich zur Ruhe. Am andern Morgen ward der Kauf abgeſchloßen und Aliena Herrin der Meierei und der Heerde. Sie kleidete ſich als eine Schäferin und Ganymed als ein junger Hirte und täglich trieben ſie ihre Heerde auf die Felder mit ſolcher Luſt, daß ſie ihre Verbannung glücklich prieſen und die Seligkeit des Landlebens jedem andern Looße vorzogen.

Saladin hatte unterdes ſeinem Haß gegen Roſader Luft gemacht. Eines Morgens erhob er ſich in aller Frühe, weckte einige ſeiner Diener und trat mit ihnen in Roſaders Kammer. Dieſen fanden ſie noch ſchlafend, legten ihm Fußſchellen an und banden ihn dann an einen Pfoſten inmitten der Halle. Betroffen über dieſe Begegnung fragte Roſader, was er verbrochen habe; aber Saladin würdigte ihn keiner Antwort, ſondern gieng ſeines Weges und überließ ihn ſeinem Kummer. Zwei bis drei Tage brachte er in dieſer Lage ohne Nahrung zu und ſchon verzagte er an ſeinem Leben, da er ſeinen Bruder geſonnen ſah, ihn verſchmachten zu laßen. Aber Adam Spencer fühlte Mitleid mit dem Sohn ſeines alten Herrn, und obgleich Saladin allen Hausgenoßen bei

Todesstrafe verboten hatte, seinem Bruder Nahrung zu reichen erhob er sich heimlich in der Nacht, löste Rosaders Feßeln und brachte ihm Brot und Wein. Sobald er sich gestärkt hatte, wollte er seine Freiheit gebrauchen, um an seinem Bruder Rache zu nehmen. Aber Adam Spencer bat ihn, sie noch aufzuschieben, so werde er seine Treue vergelten und das Leben eines alten Dieners erhalten. Für diese Nacht solle er sich noch einmal den Feßeln bequemen, doch wolle er sie ihm so anlegen, daß er sich ihrer nach Belieben entledigen könne. Saladin habe zu morgen viele Gäste beschieden, bloß um ihn zu sehen, denn er wolle vorgeben, sein Bruder Rosader sei rasend geworden und müße gefeßelt werden. Sobald die Gäste kämen, solle er sie anreden und sich über Saladins Verfahren beschweren: wenn sie ihm dann Recht verschafften, könne er sich damit beruhigen; hielten sie es aber mit seinem Bruder, so solle er auf seinen Wink losbrechen, eine Axt ergreifen, welche er dazu bereit halten werde, die Feinde mit seinem Beistande aus dem Hause treiben und dieß so lange beseßt halten bis der König ihm gegen den Bruder Beistand schicke. Rosader willigte in den Vorschlag, stellte sich wieder an seinen Pfosten und erwartete den Morgen. Zur bestimmten Stunde erschienen Saladins Gäste, welche dieser mit wirthlicher Höflichkeit empfieng und in die Halle führte. Hier zeigte er ihnen seinen Bruder, den er wegen Mondsucht in Ketten gelegt habe. Rosader entgegnete, er sei gesund, beschwerte sich über die Unbill seines Bruders und bat sie, ihn zu befreien. Aber er sprach in den Wind, sie achteten seiner Rede nicht und seßten sich sorglos zu Tische, wo sie wacker tafelten und zechten, und als ihnen der Wein zu Haupte stieg, sich in Spottreden gegen Rosader ergiengen. Jeßt gab Adam Spencer das verabredete Zeichen, Rosader zerriß seine Ketten, ergriff die Axt und hieb mit solcher Wuth und Heldenkraft unter die Gäste, daß er Manchen verwundete, Einige erschlug und die Uebrigen sammt seinem Bruder aus dem Hause, trieb. Darauf verschloß er die Thüre, seßte sich mit Adam Spencer

und einigen getreuen Knechten zu Tisch und verzehrte das Mal, das Saladin für seine Freunde bereitet hatte.

Inzwischen gieng dieser mit einem Theil seiner Gäste zu dem Landvogt und erhob Klage gegen seinen Bruder. Der Landvogt glaubte ihm, erließ einen Verhaftsbefehl gegen Rosader und beorderte eine fünfundzwanzig Mann starke Wache, ihn zu ergreifen. Als diese das Thor besetzte, gieng Rosader mit Adam Spencer zu Rathe was er thun solle. Wenn ich mich unterwerfe, sprach er, so entehre ich mich, und das ist schlimmer als der Tod. Wage ich einen Ausfall um mich durchzuschlagen, so begünstigt mich vielleicht das Glück, daß ich mit dem Leben davon komme und im schlimmsten Falle sterb ich ehrenvoll, während ein so ungleicher Kampf meinem Bruder nur Schande bringt. Wohlan denn, rief Adam Spencer, so laß uns hinaus, Meister, und zwischen sie fahren, und wenn Adam Spencer nicht zu euern Füßen stirbt, so scheltet ihn eine feige Memme. Sofort rüsteten sie sich und thaten einen Ausfall auf Saladins Leute und die Wache des Landvogts, schlugen Etliche davon zu Boden und verjagten die Uebrigen, so daß sie Sieger blieben und den Weg nach dem Ardennerwalde einschlugen. Die Niederlage des Landvogts erzürnte diesen so sehr, daß er die ganze Gegend aufbot und ein großes Geschrei hinter ihnen her machte. Sie aber, die mit den Nebenwegen wohl bekannt waren, entgiengen allen Nachstellungen und erreichten glücklich den Ardennerwald. Aber das Unglück ließ sie auf einen Pfad gerathen, der sie immer tiefer in den Wald führte, so daß sie fünf bis sechs Tage ohne Speise zubrachten und nirgend einem Schäfer noch einer Hütte begegneten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, ließ sich Adam Spencer am Fuß eines Hügels nieder und ein Blick auf seinen Herrn überzeugte ihn, daß es diesem nicht beßer gehe. Darüber brach er in Thränen und Klagen aus, die weniger ihm als Rosader galten; dennoch sprach er ihm Muth zu und ermahnte ihn, sein Unglück standhaft zu ertragen und auch dem Tod als ein Mann entgegenzusehen. Ach Adam, entgegnete Rosader, der Tod würde mich nicht schrecken,

wenn er mir auf dem Bette der Ehre begegnete, oder wenn ich im Kampfe mit einem wilden Thier erläge um deſſen Beute zu werden; aber der Hungertod iſt der grauſamſte von allen. Herr, entgegnete Adam, ihr ſeht wir ſind Beide in gleicher Noth, aber der Tod des Einen könnte des Andern Leben erhalten. Ich bin alt und abgelebt, ihr ſeid jung und in der Blüthe eurer Jugend: ſo laßt mich ſterben, ich will mir die Adern öffnen und mit meinem warmen Blute eure ermatteten Geiſter erquicken. Schon wollt er ſein Meßer hervorziehen, als Roſader entſchloßen aufſprang und Adam bat, ſeine Zurückkunft abzuwarten, denn er hoffe ihm Nahrung zu bringen. Damit lief er hinweg und rannte mit gezogenem Schwert durch die Wälder, ob er ein wildes Thier fände, um mit deſſen Fleiſch ſeinen Freund zu ſpeiſen, oder ihm ſelber zum Raube zu werden.

Es begab ſich an dieſem Tage, daß Gerismund, der rechtmäßige, von Thorismund vertriebene König von Frankreich, der mit einer Schar ſeiner verbannten Anhänger in dieſem Walde lebte, zur Feier ſeines Geburtstages ein fröhliches Feſt gab. Unter ſchattigen Limonen ſaß der König mit ſeinen Getreuen zechend und frohlockend an einer langen, reichbeſetzten Tafel als Roſader des Weges kam und die edle Geſellſchaft erblickte, die das im Ueberfluß hatte, deſſen Mangel ihn und Adam verſchmachten ließ. Kühnlich trat er an den Rand der Tafel und ſprach:

Wer du auch ſeiſt, dem dieſe edle Geſellſchaft dient, ich grüße dich ſo höflich als ein Mann in der äußerſten Noth es vermag. Ich und mein Geſelle verſchmachten in dieſem Walde vor Mangel an Speiſe; wir müßen umkommen, wenn deine Güte uns nicht beiſteht. Wenn du ein Edelmann biſt, ſo hilf Männern, die wohl werth ſind erhalten zu werden: und ſoll ich das beweiſen, ſo laß die beſten Ritter, die an deiner Tafel ſitzen, aufſtehen und mich in einem beliebigen Kampfſpiel verſuchen und wenn ich nicht als ein Mann beſtehe, ſo ſende mich ohne Hülfe von hinnen. Verweigerſt du dieß aus ſchnöder Kargheit, ſo will ich mit meinem

Schwerte unter euch schlagen, denn es ist beßer, daß ich ehrenvoll sterbe als ein so klägliches Ende nehme.

Als Gerismund, der ihm fest ins Auge geblickt hatte, einen so einnehmenden, jungen Ritter in dieser bittern Nothdurft erblickte, ward er so von Mitleid gerührt, daß er sich von der Tafel erhob, ihn bei der Hand nahm und willkommen hieß, indem er ihn bat, seinen Platz einzunehmen und an seiner Stelle nicht nur seinen Hunger zu stillen, sondern Herr des Festes zu sein. Großen Dank, entgegnete Rosader, aber mein Gefährte, der aus Altersschwäche dem Hunger nicht wie ich Trotz bieten kann, verschmachtet hier in der Nähe und es wäre Schande, wenn ich nur einen Brosamen genößе eh ich ihn zum Theilnehmer meines Glückes gemacht hätte. Ich will gehen und ihn herholen und dann euer Anerbieten mit Dank annehmen.

Hiemit lief er zurück zu Adam Spencer, der über seine Botschaft höchlich erfreut, aber so schwach war, daß er nicht gehen konnte. Rosader nahm ihn also auf den Rücken und trug ihn zu der Stelle. Als Gerismund und seine Leute dieß sahen, zollten sie ihm lauten Beifall. Rosader wollte aber Gerismunds Sitz nicht einnehmen, sondern setzte Adam Spencer darauf nieder.

Da sich die Hungrigen erquickt hatten, wünschte Gerismund Kunde von den Schicksalen seiner Gäste, und Rosader, der ihm gern willfahrte, erzählte ihm Alles ausführlich was sich bis auf diesen Tag mit ihm zugetragen hatte. Als Gerismund hörte, wessen Sohn Rosader sei, fiel er ihm um den Hals, gab sich ihm als den verbannten König zu erkennen, rühmte seinen Vater, mit dem er stäts innigst befreundet gewesen, und sicherte ihm und seinem Gefährten eine so gnädige Aufnahme zu als er sie in seiner gegenwärtigen Lage zu gewähren vermöge. Zum Pfande dessen übertrug er ihm das Amt eines Aufsehers der Wälder. Rosader erschrak, da er hörte, es sei der König, bat um Verzeihung für seine Kühnheit und dankte ihm ehrerbietigst für seine Gunst und Gnade.

Gerismund erkundigte sich nun nach seiner Tochter Rosa-

linde, worauf Rosader zuerst vor Seufzen und Weinen nicht antworten konnte, bald aber faßte er sich und berichtete dem König von ihrer Verbannung, von Alindens zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Gespielin und wie Thorismund sie Beide vertrieben und in die Welt hinausgestoßen habe, so daß Niemand um ihren Aufenthalt wiße. Diese Nachricht versetzte den König in solche Betrübniß, daß er die Gesellschaft verließ und die Einsamkeit suchte. Auch wir beurlauben uns von ihr und kehren zurück zu Thorismund.

Als dieser von Rosaders Flucht Kunde erhielt und hörte, daß Saladin nun allein im Besitz der Güter des alten John von Bordeaux verblieben sei, reizten ihn die reichen Einkünfte derselben, an Saladin Streit zu suchen, wozu ihm dessen Unrecht gegen seinen Bruder einen schicklichen Vorwand darbot. Er ließ ihn also durch einen Herold an den Hof entbieten und Saladin, der sich keiner Schuld gegen den König bewust war, säumte nicht, sich einzustellen. Bei seiner Ankunft ward er aber sofort gefangen genommen und in enges Gewahrsam gebracht, wo man ihm Zeit ließ, sich mit seinem Gewißen abzufinden, das ihm nichts so sehr vorwarf als sein grausames Verfahren gegen Rosader.

Als er sich diese Schuld eingestanden und von aufrichtiger Reue ergriffen, den festen Vorsatz gefaßt hatte, sie um jeden Preis wieder gut zu machen, ward er vor den König geführt, der ihn mit einem Blick voll Todesdrohung empfieng und fragte, wo sein Bruder sei? Saladin antwortete, er sei nach einem Angriff auf den Landvogt entwichen, wohin wiße er nicht. Niederträchtiger, unterbrach ihn der König, ich weiß wie du deinem Bruder seit deines Vaters Tod mitgespielt hast: an ihm hab ich durch deine Bosheit einen meiner kühnsten und tapfersten Ritter verloren. Zur Strafe sollst du zwar aus Rücksicht für die Verdienste deines Vaters das Leben behalten, aber auf ewig von Frankreichs Hof und Gebiet verbannt sein, welche du, so lieb dir dein Leben ist, binnen zehn Tagen zu räumen hast. Hiemit eilte er hinweg und überließ den armen Saladin seiner Bestürzung. Dieser beschloß indes, sein Unglück in Geduld zu tragen und zur Strafe seiner

frühern Verirrungen so lange umherzuschweifen bis er seinen Bruder gefunden habe.

Als Rosader unter die Amtleute des Königs aufgenommen war, vergaß er bald die Beleidigungen, die er von seinem Bruder erfahren hatte, indem er fleißig die Wälder und wüsten Haiden durchstrich, theils um sich an dem süßen Gesang der Vögel zu ergetzen, theils um seinen Eifer im Dienste seines Herrn darzuthun. Aber was er auch that und wohin er auch gieng, immer umschwebte ihn das liebliche Bild Rosalindens. Wie der Adler nicht ermüdet, seinen Blick in die Sonne zu richten, so konnte er nicht aufhören, sich an dem Andenken ihrer Reize zu weiden. Eines Tages, da er sich an einem Lieblingsplatze solchen Gedanken überließ, dichtete er ein Lied zum Preise seiner Geliebten, das er in die Rinde eines Baumes grub. Es begann mit den Worten:

Es herscht der Phönix in der Lüfte Reich,
Dem Löwen ist kein Thier an Stärke gleich,
Die Ros an Dust wie keine Blume reich,
Wie nie ein Mädchen schön ist Rosalinde u. s. w.

Mit solchen Liedern pflegte er täglich Rosalindens Namen zu verewigen; dießmal aber belauschten ihn Aliena und Ganymed, welche in einem nahen Gebüsch Schatten vor der Sonne gefunden hatten. Sie waren Zeugen seiner verliebten Selbstgespräche, seiner zärtlichen Seufzer und dichterischen Ergießungen, und hörten ihn zu öftern Malen den Namen jener Rosalinde ausrufen, die nicht weniger verliebt als er selbst sich doch mehr zu beherschen wuste. Jetzt aber trat Ganymed mit Aliena aus dem Versteck hervor und weckte ihn durch seine Anrede aus seinen tiefen Träumen.

Was ist dir, Förster? Hast du ein Wild geschoßen, das dir entlaufen ist? Traure nicht um einen so geringen Verlust. Nur die Haut, die Brust und das Gehörn waren dein Antheil: vergebenes Harren und eitle Mühe ist Jägerglück.

Du bist auf falscher Spur, Ganymed, versetzte Aliena, seine Seufzer deuten auf einen schmerzlichern Verlust. Vielleicht hat er

in diesen Wäldern eine schöne Nymphe erblickt und sich verliebt. Wohl möglich, meinte Ganymed, denn er hat so eben ein Lied in diese Rinde geschnitten, komm nur und sieh wie unser Förster dichtet. Sie lasen und bei dem Namen Rosalinde sah Aliena Ganymed an und lachte; Ganymed aber blickte nach dem Förster und da sie sah, es sei Rosader, erröthete sie: indes glaubte sie sich in ihrer Pagentracht vor dem Erkennen geschützt, kehrte zu Rosader zurück und sprach:

Sag mir doch, Förster, wer ist diese Rosalinde, um welche du seufzest? Ist es eine Nymphe aus Dianens Gefolge, oder eine Schäferin dieser Triften? Ist es vielleicht jene Rosalinde, von welcher wir sagen hörten, daß sie die Tochter Gerismunds sei, der einst unser König war und jetzt als ein Verbannter in den Ardennen lebt? Bei diesen Worten stieß Rosader einen schweren Seufzer aus und sprach: Sie ist es, guter Hirte, sie ist die Heilige, der ich diene, die Gottheit, vor deren Altar ich meine Andacht verrichte, die Schönste aller Schönen, die Krone ihres Geschlechts, der Gipfel aller irdischen Vollkommenheit.

Und wenn sie so schön ist, frug Ganymed wieder, und du so verliebt, warum trauerst du so? Gleicht sie vielleicht der Rose, die süß duftet, aber voller Dornen ist? Oder jener Schlange mit gleissender Haut und giftigem Athem? Ist sie liebenswerth aber lieblos, reichbegnadet aber ungnädig, stolz ohne Grund und höhnisch ohne Empfindung?

Mehr als dieser Frage bedurfte es für Rosader nicht, um einen Hymnus zum Preise Rosalindens anzustimmen und sich selbst der Vermeßenheit anzuklagen, daß er, der nur ein Bauer sei, es gewagt habe, seine Augen zu einer so erhabenen Prinzessin zu erheben. Ganymed sprach ihm Trost zu und fragte, wo sich Rosalinde jetzt aufhalte, worauf Rosader von ihrer Verbannung erzählte. Als aber Ganymed noch mehr von ihren Eigenschaften zu erfahren wünschte, las ihm Rosader ein Gedicht vor, das eine von sehnsüchtiger Leidenschaft eingegebene Beschreibung ihrer Reize und Vollkommenheiten enthielt.

Wahrlich, sagte hierauf Ganymed, entweder unser Förster ist ein vortrefflicher Zeichner, oder Rosalinde ein Wunder von Schönheit: ich erröthe zu denken, daß Frauen so vollkommen sein können und Pagen so unvollkommen. Bei diesen Worten schaute ihm Rosader ins Gesicht und sagte: Gewiss, guter Page, du darfst dich nicht beschweren, denn du siehst ihr ähnlich und es ist Vollkommenheit genug, dem Wunder der Schöpfung zu gleichen. Es ist genug für Pagen, fügte Aliena hinzu, schönen Mädchen zu dienen, sie brauchen selbst nicht schön zu sein. O Herrin, entgegnete Ganymed, ihr seid parteiisch: wer weiß nicht, daß alle Mädchen nach der Alleinherschaft trachten? Aber sage mir doch, Förster, in wessen Diensten versiehst du dieß Amt? In Gerismunds, antwortete Rosader, des vertriebenen Königs, der nach dem Verlust seiner Krone ein Reich des Friedens in diesen Wäldern gestiftet hat. Hast du aber, frug Ganymed weiter, nicht noch mehr Lieder zum Preise deiner Herrin gedichtet? Wohl, guter Hirt, versetzte Rosader, ich habe sie aber nicht hier; wenn ihr morgen früh hier eure Heerden weidet, so will ich sie mitbringen. Somit wünschte er Ganymed und Aliena freundlich gute Nacht und gieng heim.

Nun, Ganymed, sagte Aliena, als der Förster sich entfernt hatte, du wirst ja mächtig gefeiert, die Männer dichten Lieder zu deinem Preise, seufzen und schmachten nach dir und machen ein Idol aus deiner Schönheit. Wahrlich, es schmerzt mich nicht wenig, den armen Mann so traurig und dich so fühllos zu sehen. Ach, Aliena, entgegnete sie, sei nicht zu voreilig in deinem Urtheil, nur Ganymed hat seine Seufzer vernommen; wär ich Rosalinde, ich hätte sie mit den meinen aufgewogen. Doch es wird Zeit sein, unsere Heerden einzupferchen, daß Corydon nicht schmählt, wenn wir nach Hause kommen.

Hierauf trieben sie ihre Schafe in die Hürden und giengen heim zu der Hütte ihres Freundes Corydon, Aliena so fröhlich als möglich, denn sie war ja bei ihrer Rosalinde, aber diese so versunken in Gram und Liebesweh, daß sie die halbe Nacht schlaf-

los zubrachte. Der Morgen dämmerte kaum, als Ganymed Aliena weckte und sagte, es sei Zeit aufs Feld zu gehen und ihre Schafe zu enthürden. Aber Aliena, der es gefiel, Ganymed zu necken, versetzte: Wo denkst du hin? Es ist noch nicht Tag, die Sonne hat den Thau noch nicht von den Halmen geküsst und so lange ist es gefährlich die Lämmer weiden zu laßen: Corydon sagt, sie bekämen die Lungenfäule. Aber ich sehe wohl, daß das Sprichwort wahr ist, wen der Teufel treibt, der hat Eile, und wen die Liebe kitzelt, dem ist Tod nicht verhaßter als Aufschub. Ach, mein armer Page, was hat sie aus dir gemacht? Geh zu, erwiderte Ganymed, das ist nur ein Vorwand noch im Bette zu liegen: vielleicht ist dir der Morgen zu kalt, oder willst, wenn ich weg bin, noch ein Schläfchen halten. Und was die Liebe betrifft, so spotte du nicht, es möchte dich gereuen, denn Cupidos Pfeil ist scharf und kann dich lehren, Peccavi zu sagen. Darum auf und davon.

Aliena stand auf und sobald sie sich angekleidet hatten, nahmen sie ihr Morgenbrot zu sich und giengen in die Felder, vergnügter als je an Thorismunds Hofe. Kaum hatten sie ihre Hürden erreicht, als sie den armen Förster schon in tiefen Gedanken auf- und abgehen sahen. Aliena lächelte und sagte zu Ganymed: Gewiss bittet er die Götter, dein Herz so mitleidig zu machen als seines verliebt ist. Komm, laß uns ein wenig mit ihm scherzen.

Als sie sich gegenseitig guten Morgen geboten hatten, ergieng sich Rosader von Neuem im Preis Rosalindens, worauf Aliena den Wunsch äußerte, wenn sie sich je verlieben sollte, einen so treu ergebenen Liebhaber zu finden als er sei. Hieraus seht ihr klärlich, versetzte Ganymed, daß die schöne Schäferin, die so reiche Heerden besitzt, euch gut ist. Laßt eure Rosalinde fahren und werft eure Augen auf meine Herrin, die, wenn auch weniger hochgeboren, doch gewiss nicht minder schön ist.

Ich sage dir, fiel Rosader ein, mein Herz ist Rosalinden so ergeben, wäre deine Herrin so schön, daß sie die erhabenen

Götter zwänge vom Himmel hernieder zu steigen, so könnten ihre Reize mich nicht rühren. Ein Blick auf Rosalinden würde mich mehr entzücken als der vollkommene Besitz jeder Andern.

Ganymed erinnerte nun an Rosaders Versprechen, ihnen die übrigen Lieder mitzutheilen, die er zum Ruhme seiner Geliebten gedichtet habe. Da dieser bereit war, ihm zu willfahren, ließen sie sich auf einer Rasenbank nieder und Rosader las mehrere Gedichte, die Rosalinden Gelegenheit gaben, die Wahrheit seiner Empfindung neuen Prüfungen zu unterwerfen. Wir wollen nur eins auslesen:

Heb ich mein Auge himmelwärts,
So trifft Cupidos Pfeil mein Herz;
Senk ich es nieder auf den Grund
Sitzt er im Gras und schießt mich wund;
Lieg ich im Schatten unterm Baum
So ist für ihn wohl auch noch Raum;
Flieh ich dem stillen Haine zu,
Die Liebe läßt mir keine Ruh;
Erfrisch ich mich im kühlen Quell,
Im Schilf tönt Amors Stimme hell;
Such ich vertraute Einsamkeit,
So theilt' er gern mein Liebesleid;
Wenn ich mich härme, seufzt er drein
Und wo ich bin, da will er sein.
Beginn ich dann von Rosalind,
Gleich schmilzt und weint er wie ein Kind
Als fühlt er gleicher Flammen Glut
Und wär wie ich dir Holden gut.
Schön Rosalind, erhöre mich;
Mehr als Cupido lieb ich dich:
Bald regt er seiner Schwingen Gold;
Ich bin dir todt und lebend hold.

Unterdessen hatte die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, und Ganymed bat Rosader an ihrem ländlichen Mal Theil zu nehmen, worauf auch Aliena ihn einlud, ihr Gast zu sein. Er nahm die Einladung an und als sie fröhlich zusammen gespeist hatten,

dankte ihnen Rosader für gute Bewirthung und wollte sich entfernen, aber Ganymed, dem der Abschied schwer ward, bat ihn zu bleiben wofern er nicht dringendere Geschäfte habe. Da du so verliebt bist, fuhr er fort, so laß uns auch sehen wie du zu werben verstehst. Ich will deine Rosalinde vorstellen und du sollst, wie du auch bist, Rosader sein und uns in einem Wechselgesang zeigen, wie du, wenn Rosalinde gegenwärtig wäre, sie um Liebe bitten würdest. Aliena soll ihre Flöte nehmen und uns Musik machen. Rosader war es zufrieden und Aliena, die sich ihnen gern gefällig zeigte, zog ihre Hirtenflöte hervor und blies, worauf Rosader die Ekloge begann, indem er Rosalindens Reize und seine Liebe schilderte und die Geliebte beschwor, nicht länger grausam zu sein. Ganymed antwortete in Rosalindens Namens, schalt auf die Falschheit der Männer, bezweifelte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und ließ sich nur nach und nach überzeugen und erweichen, worauf denn der Wechselgesang lebhafter ward und mit zärtlichen Betheuerungen gegenseitiger Neigung schloß.

Als die verliebte Ekloge dieses fröhliche Ende genommen hatte, fragte Ganymed: Nun, Förster, hab ich meine Rolle nicht gut gespielt? Hat dich deine Rosalinde nicht zufriedengestellt und hast du jetzt noch zu klagen? Freilich, guter Hirt, antwortete Rosader, ich habe meine Rosalinde; aber es ist nur ein Trugbild und wenn meine verliebten Träume sich nicht bald verwirklichen, so werd ich beim Jahresschluß nicht viel gewonnen haben. Doch will ich auch dieses Spiel für ein Glück rechnen und als eine gute Vorbedeutung betrachten. Und deswegen, fiel Aliena ein, will ich den Priester machen. Von heut an soll Ganymed dich Gatte nennen und Rosaders Weib heißen: so haben wir eine Heirath. Topp, sagte Ganymed und erröthete gleich einer Rose: Rosader legte seine Hand in die seinige und Aliena gab sie zusammen. Aber eine Hochzeit, fuhr sie fort, die nicht durch eine Malzeit gefeiert und ein Kauf, der nicht mit einem Glase Wein befestigt wird, sind keinen Pfifferling werth. Sie hieß also Ganymed seine Flasche hervorholen und die besten Gerichte auftischen, die

er bei der Hand habe und bat den Förster, seiner Rosalinde zuzutrinken, und da er doch einmal auf seine Einbildung angewiesen sei, sich einzubilden er wohne einem köstlichen Bankett bei.

Unter solchen Scherzen tändelten sie den Tag hinweg und als der Abend die Freunde trennte, sagte Aliena zu Rosader: Obgleich ihr nun Mann und Frau seid, muß ich doch die Braut mit nach Hause nehmen, aber ich verspreche sie euch morgen wieder auszuliefern und so jungfräulich als ich sie finde. Gut, sprach Rosader, dieß reicht hin für mich, die ganze Nacht von Liebe zu träumen. Somit boten sie sich gute Nacht und schieden.

Der verbannte Saladin, der über Lyon durch Deutschland und Italien zu reisen gedachte, war unterdes in den Ardennen hin- und hergeirrt ohne sich zurechtfinden zu können. Von langer Wanderung müde, hatte er sich eines Tages, nicht weit von der Gegend, wo Gerismund und sein Bruder Rosader sich aufhielten, in einem Dickicht niedergestreckt, wo er bald in den tiefsten Schlaf versank. Darüber kam ein hungriger Löwe, der seinem Raube nachjagte, des Weges, erblickte Saladin und sprang auf ihn zu; da er aber sah, daß er regungslos dalag, berührte er ihn nicht, denn die Löwen enthalten sich aller Leichname.

Um sich aber seine Beute nicht entgehen zu laßen, legte er sich nieder und wartete ob er sich bewegen werde. Während dieß vorgieng, begann das Glück zu lächeln und fügte es, daß Rosader auf der Verfolgung eines Wildes, das Fangeisen in der Hand, eiligst des Weges gerannt kam. Als er den schlafenden Mann und den Löwen neben ihm erblickte, stutzte er und glaubte einen seiner Freunde zu erkennen. Er trat näher, um ihm ins Gesicht zu blicken und als er seinen Bruder Saladin erkannte, erstaunte er über einen so unerwarteten Zufall und begriff nicht, welches Schicksal ihn in solchen Zustand und ohne Gefolge in diese Wüste versetzt habe. Unschlüßig ob er sein Leben an seine Rettung wagen, oder ihn der Raubgier des Löwen überlaßen solle, gieng er eine Weile mit sich selbst zu Rathe, und schon hatte sein beßeres Selbst den Sieg davon getragen, als sein Bruder sich im Schlaf

bewegte und der Löwe sich emporrichtete. Sogleich fuhr Rosader mit dem Fangeisen auf ihn los und brachte ihm beim ersten Streich eine mächtige Wunde bei. Als der Löwe die tödliche Verletzung empfand, sprang er auf Rosader zu und gab ihm mit der Tatze einen Schlag auf die Brust, der ihn fast niedergeworfen hätte; aber als ein tapferer Jüngling, in dessen Adern Sir Johns Blut kreißte, ermannte er sich und erschlug den Löwen nach kurzem Kampf. Bei seinem Verscheiden brüllte er so laut, daß Saladin erwachte und da er um sich blickte, war er nicht wenig erstaunt, ein so fürchterliches Unthier erschlagen und einen so edeln Ritter verwundet zu sehen. Eine Weile betrachtete er sie Beide ohne seinen Bruder in dieser Verkleidung zu erkennen, dann sprach er: Wer du auch seist, ich sehe, du hast mein Unglück durch deinen Muth gewendet und mein Leben mit Gefahr des eigenen gerettet. Ich kann dir in meiner jetzigen Lage nur danken, nicht vergelten; doch bin ich erbötig, dir als dein getreuer Diener jeden Dienst zu verrichten, den du mir auftragen willst.

Als Rosader sah, daß sein Bruder ihn nicht erkenne, war er sehr verwundert, so freundliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen; aber erfreut über diese Veränderung seines Wesens erwiderte er: Ich bin ein Förster und Aufseher dieser Wälder und kam auf der Fährte eines flüchtigen Wildes hieher, wo ich dich liegen sah und einen Löwen neben dir, der dein Erwachen erwartete. Ich hielt es für Pflicht dein Leben zu retten, was mir, wie du siehst, mit Verlust meines Blutes gelungen ist. Bist du nun ein Mann von so edler Geburt als deine Gesichtszüge verrathen, so vertraue mir die Ursache deines jetzigen Missgeschicks, denn die Sorgen, die deine Stirn durchfurcht haben, zeigen, daß du nicht glücklich bist.

Saladin, der seinem Retter eine so theilnehmende Bitte nicht abschlagen konnte, ließ sich mit ihm im Schatten nieder und begann die Erzählung seiner Schicksale. Er sprach mit Rührung von dem Ruhme seines Vaters und von den goldenen Regeln brüderlicher Eintracht, die er seinen Kindern sterbend gegeben, und

verwünschte den Leichtsinn, mit welchem er selbst sie in den Wind geschlagen. Als er aber seines Bruders Rosader gedachte, brach er in Thränen aus und hielt inne. Rosader bat ihn, sich männlich zu fassen, worauf er fortfuhr, sein Unrecht gegen seine Brüder eingestand, die Tugenden Rosaders mit lebhaften Farben schilderte und sich selbst anklagte, durch gottlosen Verrath dessen Unglück herbeigeführt zu haben. Die Götter, fuhr er fort, konnten solche Untreue nicht ungerächt lassen, und so fügten sie es, daß der König, welchem nach meinen Besitzungen gelüstete, einen Vorwand an mir suchte, mich auf ewig aus Frankreich zu verbannen. Mein Unglück ist doppelt groß, da mein Gewißen mir sagt, daß ich auch diese Ungerechtigkeit durch meine Grausamkeit gegen Rosader wohl verdient habe. Diesen aufzusuchen und zu versöhnen wandere ich nun umher, und wenn ich seine Vergebung erlangt habe, will ich nach dem gelobten Lande pilgern um die Verbrechen meiner Jugend zu büßen.

Als Rosader diesen Entschluß seines Bruders vernahm, ward er vom tiefsten Mitleid ergriffen, gab sich ihm zu erkennen, verzieh ihm alle frühern Beleidigungen, führte ihn zu Gerismund und stellte ihn dem König als seinen Bruder vor. Als Gerismund hörte was sich ereignet habe, freute er sich über die Aussöhnung der Brüder, empfieng ihn gnädig und versprach alles für ihn zu thun, was seine gegenwärtige Lage gestatte. Dann erkundigte er sich, ob von Alinde und seiner Tochter Rosalinde keine Nachrichten am Hofe Thorismunds eingegangen seien, und da dieß Saladin verneinte, überließ er sich seinem Schmerze, worauf Rosader seinen Bruder in seine Wohnung führte, wo der alte Adam Spencer, der über Saladins Anblick erst erschrocken und dann freudig erstaunt war, die versöhnten Brüder mit einem Wildbraten und einer Flasche Wein köstlich bewirthete. Nach Tische nahm er seinen Bruder bei der Hand und führte ihn durch den Wald, um ihm zu zeigen wie er und die übrigen Verbannten hier lebten. So gieng er zwei bis drei Tage mit Saladin auf und nieder, um ihn mit allen Einrichtungen bekannt zu machen, die

getroffen waren um den Aufenthalt in dieser Einöde erträglich zu machen.

Unterdes ward er von Ganymed schmerzlich vermisst, der mit Aliena hin- und herrieth, was wohl aus ihrem Förster geworden sei. Sein langes Ausbleiben hatte dem armen Ganymed schon viel Kummer verursacht, als er ihn eines Tages, seine Waldaxt an der Seite, ruhig auf sie zuschreiten sah. Bei seinem Anblick wechselte er die Farbe und sagte zu Aliena: Sieh, Herrin, da kommt unser hübscher Förster. Da bist du wohl recht froh, sagte Aliena, und als Rosader näher kam, stellten sie ihn zur Rede wie er als ein Neuvermählter so wenig Sorge für seine Rosalinde zeigen und so manchen Tag ausbleiben könne. Ist das die Leidenschaft, fuhr sie fort, die ihr in euern Liedern und Sonetten schildertet? Eure Liebe ist schnell erkaltet wie ich sehe; Männertreue gleicht einer Feder, die der Hauch jedes Windes in die Lüfte bläst. Nach einigen Scherzen entschuldigte sich Rosader und erzählte von der Ankunft seines Bruders, dessen Verbannung vom Hofe Thorismunds und ihrer Aussöhnung, über welche letztere Ganymed großes Vergnügen empfand, während Aliena sich über ihres Vaters Grausamkeit und Tyrannei schmerzlich betrübte.

Allein das Glück, das seine Macht von diesen noch allzuglücklichen Vertriebenen verspottet sah, wollte ihren Gleichmuth von Neuem auf die Probe stellen. Eine Bande Bösewichter, die vor der Obrigkeit in diese Wälder geflüchtet war, hatte von der schönen Schäferin Aliena vernommen, und beschloßen, sie zu rauben und dem Könige zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, daß dieser sie zum Dank begnadigen werde. Sie stürzten also unversehens aus einem Hinterhalt auf sie los, und wollten Hand an sie und ihren Pagen legen, als diese Rosader zu Hülfe riefen, welcher fest entschloßen sein Leben an die Vertheidigung seiner Freunde zu wagen, so verzweifelte Hiebe unter die Mädchenräuber austheilte, daß ihre Panzer von seinem Muthe Zeugniss gaben. Er allein aber konnte der Uebermacht nicht widerstehen, schwer verwundet sank er zu Boden und Aliena würde mit Ganymed

eine Beute der Räuber geworden sein, wenn Saladin, der seinen Bruder aufsuchte, nicht just hinzugekommen wäre. Da er die Schäferin mit ihrem Pagen gebunden und seinen Bruder verwundet sah, ergriff er seine Waldaxt und schlug so tapfer drein, daß die Bösewichter über seine Verwegenheit stutzten und der, welchen er traf, keinen Arzt mehr brauchte. Die glückliche Dazwischenkunft Saladins flößte auch Rosader neue Stärke ein, er raffte sich, so wund er war, empor und richtete ein solches Blutbad unter den Räubern an, daß sie mit nicht geringem Verlust die Flucht ergriffen und ihre Beute zurückließen.

Als Aliena sich von ihrem Schrecken erholt hatte und um sich schaute, fand sie Ganymed beschäftigt, die Wunden des Försters zu verbinden. Dann kehrte sie das Auge auf ihren Retter und maß seine Gestalt mit theilnehmenden Blicken. Sie bewunderte den Muth und die Tapferkeit des Mannes, der es gewagt hatte, sich mit einer so furchtbaren Räuberbande zu meßen. Zuletzt faßte sie sich und begann ihm mit freundlichen Worten zu danken. Als eine arme Schäferin, fuhr sie fort, die außer ihrer Heerde nichts besitzt, weiß ich euern Edelmuth nicht zu vergelten. Wir können euch also für unsere Rettung nur danken und das thu ich aus vollem Herzen, und seit versichert, daß ich euch niemals Gelegenheit geben will, über meine Undankbarkeit Beschwerde zu führen. Was den armen Verwundeten anbelangt, so ist er unser guter Freund und Nachbar, wir wollen ihn mit Blicken und freundlichen Gesichtern bezahlen, und wenn er auch nicht fetter davon wird, so soll er doch so gehätschelt werden, daß wir ihn zufriedenstellen.

Als Saladin diese Schäferin so klug sprechen hörte, ward er aufmerksam und betrachtete sie lange mit Wohlgefallen. Schöne Schäferin, antwortete er dann, wenn ich das Glück gehabt, euch einen Dienst zu leisten, so bin ich belohnt genug und euer Dank ist mehr als eine solche Handlung verdiente. Um euch aber zu zeigen, daß ich nicht stolz bin und eure Güte zu schätzen weiß, so will ich diese Danksagung als einen gebührenden Lohn hinnehmen.

Während er so sprach, sah ihm Ganymed fest ins Gesicht und sagte: Wahrlich, Rosader, dieser Edelmann sieht euch sehr ähnlich. Kein Wunder, guter Hirt, entgegnete dieser, denn er ist mein ältester Bruder Saladin. Euer Bruder, rief Aliena und erröthete: nun so ist er desto willkommener und ich glaube mich ihm um so mehr verpflichtet. Er hat uns aus einer tödlichen Gefahr befreit und wenn es ihm beliebt, mir die Ehre zu erzeigen, so will ich ihn Diener nennen und er soll mich Herrin heißen. Gut, süße Herrin, sagte Saladin, und eh ich es vergeße euch so zu nennen, will ich mir selber untreu werden.

Rosader, dessen Wunden noch bluteten, wünschte zu trinken und dann heimzugehen um sich zu pflegen. Ganymed, dem über Rosaders Gefahr die Thränen in den Augen standen, holte eilends ihre Flasche herbei und mischte ein stärkendes Pulver, das sie bei sich trug, in den Wein, dessen Genuß den Förster so erquickte, daß er sich bald erhob, sich von seinen Freunden beurlaubte und mit seines Bruders Beistand nach Hause begab. Ganymed und Aliena blieben trauernd zurück, Ganymed in großer Unruhe über Rosaders Verwundung und Aliena von neuen, unbekannten Empfindungen bestürmt. Endlich trösteten sie sich gegenseitig und giengen heim zu dem alten Corydon, der ihr Nachtmal bereit hielt.

Nach Tische begann dieser eine lange Erzählung von dem jungen Schäfer Montanus, der in die schöne Schäferin Phöbe verliebt sei und auf keine Weise ihre Hand und Gunst erwerben könne, sondern sich hoffnungslos in unerwiderter Liebe verzehre. Ich möchte diese Phöbe, fiel Aliena ein, doch einmal sehen. Ist sie denn so schön, daß sie denkt, kein Schäfer sei so vieler Reize würdig? Oder so wunderlich, daß weder Liebe noch Ehebund sie befriedigen kann? Oder ist sie spröde, weil sie gern sieht wenn man ihr huldigt?

Ich weiß nicht was ich von ihr halten soll; ich will sie aber nächstens mit Montanus hieher bringen und dann mögt ihr selbst sehen woran der Fehler liegt. Aber so viel ist gewiss,

wären alle Mädchen ihres Sinnes, so ständ es übel um die Welt.

Nach diesem Gespräch begab man sich zur Ruhe, aber lange floh der Schlummer die Augen des verliebten Paars und kaum war der Morgen angebrochen, als Aliena aufstand und ihren Pagen weckte. Es sei hohe Zeit, versicherte sie, nach ihrer Heerde zu sehen. Ach, sagte Ganymed, bläst der Wind aus der Ecke? Es ist doch kein Diamant so hart, daß er der Feile widerstünde. Hat dir Saladin gefallen und wollen wir wieder eine Hochzeit ausrichten? Nun ja, er ist schön und tapfer, eines würdigen Ritters Sohn und deiner wohl werth.

Aliena wollte sich zuerst aufs Läugnen legen, gestand aber bald was Ganymeds Scharfblick schon errathen hatte. Sie verließen die Hütte, enthürdeten ihre Schafe und ließen sich unter verliebten Gesprächen und sehnsüchtigen Gedanken im Schatten einer Olive nieder. Nicht lange, so kam Corydon eilends herbeigelaufen und sprach: Wenn ihr Phöbe sehen wollt, die schöne Schäferin, die Montanus liebt, so kommt mit mir hinter jenes Gebüsch, wo ihr sie sehen könnt, wie sie mit Montanus an einem Brunnen sitzt, er so verliebt und sie so widerspenstig wie immer.

Diese Nachricht war den beiden Liebenden so willkommen, daß sie aufstanden und Corydon begleiteten. Sie traten hinter das Gebüsch, wo sie Phöbe und Montanus sitzen sahen, die schönste Schäferin der Ardennen und den hübschesten Schäfer im ganzen Walde. Sie trug ein scharlachenes Unterkleid und einen grünen Mantel, ein Kranz von Rosen gab ihr Schatten vor der Sonne und darunter zeigte sich ein Gesicht, das die Natur mit Reizen verschwenderisch geschmückt hatte, und zwei Augen, die einem vornehmern Manne als Montanus hätten gefährlich werden können. Dieser saß, sein Haupt in der Hand und den Ellbogen auf dem Knie, ganz verloren in ihr Anschauen und warb mit Seufzern, Blicken und Liebesliedern so beweglich und rührend um ihre Gunst, daß Diana selbst ihn bemitleidet hätte. Aber Phöbe blieb un-

empfindlich und Montanus brach nun in folgendes Rügelied gegen Amors Ungerechtigkeit aus:

Helas Tirant, plein de rigueur,
Modere un peu ta violence:
Que te sert si grande dispence?
C'est trop de flammes pour un cueur.
Espargnez en une estincelle,
Puis fay ton effort d'esmovoir
La fiere, qui ne veut point voir
En quel feu je brusle pour elle.
Execute, amour, ce dessein.
Et rabaisse un peu son audace:
Son cueur ne doit estre de glace,
Bien que elle ait de niege le sein.*)

Mit Seufzen und einem Strom von Thränen schloß Montanus seinen Gesang. Phöbe antwortete ihm erst in einem Liede und versicherte ihm dann, daß sie ihm nicht aus Stolz versage, sondern weil sie die Liebe haße. Sie halte es eben so sehr für eine Ehrenpflicht, über die Neigung zu siegen, als über das Glück. Wärst du so schön wie Paris, fuhr sie fort, so tapfer wie Hector, so beständig als Troilus und so verliebt wie Leander, so könnte dich Phöbe nicht lieben, denn sie kennt die Liebe nicht und darum hör auf mich zu verfolgen wie Phöbus, denn ich muß fliehen wie Daphne.

In diesem Augenblick trat Ganymed aus dem Gebüsch hervor und sprach: Und wär ich es, vor dem ihr flöhet, so wollt ich euch wie Daphne in einen Lorbeer verwandeln und dann seine Zweige zur Strafe unter die Füße treten.

Phöbe erschrak über diese plötzliche Erwiderung, besonders da sie von einem so schönen Hirten kam als Ganymed war. Sie erröthete und wollte sich entfernen, aber er hielt ihre Hand fest und fuhr in seiner Strafpredigt fort: Was, Schäferin, so schön

*) In der veralteten Schreibart des Originals mitgetheilt.

und so grausam? Nehmt euch in Acht, daß euch die Liebe, die ihr verachtet, nicht überrascht und bestraft. Es wäre nicht das Erstemal, daß Hochmuth in Sehnsucht umschlüge. Die in der Jugend spröde sind müßen im Alter schmachten und dann haßt man sie im Winter, da sie im Lenz hätten geliebt werden können. Darum laßt euch rathen, seit Montanus gnädig und liebt da ihr jung seid, damit ihr nicht verachtet werdet wenn ihr altert.

Phöbe blickte noch immer unverwandt auf Ganymeds Gestalt und verliebte sich in seine Reize so tief als Montanus in die ihrigen vergafft war. Ihr Auge konnte sich nicht losringen von seiner Schönheit, die sie so selten dauchte, daß sie glaubte der Geist des Adonis sei in Gestalt eines Hirten erschienen. Dann erröthete sie über ihre eigene Thorheit, einen Fremden so lange anzuschauen und sprach bescheiden: Ich kann nicht läugnen, Herr, von Liebe gehört zu haben, aber ich fühlte nie Liebe; auch hab ich von Venus vernommen, obgleich ich ihr Bild nie sah und vielleicht . . . und hiebei erröthete sie, schämte sich und schwieg. Ganymed, dem ihre Blödigkeit gefiel, bat sie fortzufahren. Und vielleicht, Herr, sind meine Augen heute verschwenderischer gewesen als je zuvor und hiemit stockte sie wieder und schien sehr beschämt und verwirrt. Aliena, die den Hasen hüpfen sah, bat sie fortzufahren, aber vergebens, sie blieb stecken, ihre Augen standen voll Thränen, eine glühende Röthe bedeckte ihr Angesicht und so setzte sie sich nieder und weinte. In diesem Zustande ließen sie Ganymed und Aliena in Montanus Gesellschaft, nachdem sie ihr zum Abschied freundlich gerathen hatten, ihm holder zu sein, damit Venus nicht harte Strafe über sie verhänge. Phöbe antwortete nur mit einem Seufzer und schickte Ganymed einen Blick nach, der ihre ganze Seele verrieth.

Saladin hatte die ganze Nacht vor dem Andenken Alienas nicht geschlafen, ja er hatte sogar ein süßes Sonett geschmiedet und in seinem Busen verborgen. Als ihn daher Rosader ersuchte, zu Aliena und Ganymed zu gehen, um ihnen Nachricht zu bringen, daß seine Wunden nicht gefährlich seien, war er seelenver-

gnügt über den Auftrag und eilte in aller Hast zu der Trift, wo die Heerde Alienas weidete, die eben mit Ganymed und Corydon von dem Besuch bei Phöbe zurückgekehrt war. Er grüßte sie mit liebreichen Worten und eilte Rosaders Botschaft auszurichten, über welche besonders Ganymed große Freude empfand. Sagt mir doch, frug er mit Thränen in den Augen, was meinte der Arzt, als er ihn besuchte? Hielt er seine Wunden für gefährlich? Gefährlich wohl, sprach Saladin, aber nicht tödlich und um so leichter heilbar, als der Kranke seine Schmerzen mit Geduld erträgt, weshalb mein Bruder hofft, euch in wenigen Tagen selbst besuchen zu dürfen. Sagt ihm inzwischen, fuhr Ganymed fort, Rosalinde empfehle sich ihm und bitte ihn gutes Muths zu sein. Ich weiß nicht, sprach Saladin, was mit dieser Rosalinde ist; aber Wer sie auch sei, er führt ihren Namen immer im Munde. In den bittersten Schmerzen gebraucht er ihn als einen Zauber alle Qualen zu lindern. Ich muß endlich glauben, mein Bruder ist verliebt.

Nach diesem Eingange gerieth Saladin in ein Gespräch mit Aliena, bei welchem sie das Papier bemerkte, das er in seinem Busen verborgen hatte. Eifersucht gab ihr den Verdacht ein, es sei ein Liebesgedicht an eine Andere und so zog sie es hervor und fragte ob es ein Geheimniss sei, wobei sie erröthete und Saladin mit ihr. Sie bemerkte es und sagte: Da ihr roth werdet, so hab ich recht gerathen, es ist ein Liebesbrief: ich sehe schon eurer Geliebten Namen, ihr Lob und eure Liebesschwüre. Hierauf las sie es und scherzte über die Verliebtheit der Männer. Ganymed, der das Pärchen beschäftigt sah, machte sich in der Hürde zu thun und gab Saladin Gelegenheit, sein Herz vor Alienen auszuschütten. Diese vernahm sein Geständniss so gern wie eine himmlische Musik; aber noch stellte sie sich unempfindlich und ungläubig und wollte sich nicht überreden laßen, daß der Sohn Sir Johns von Bordeaux sich so tief herablaßen könne, eine arme Schäferin zu lieben. Aber Saladin betheuerte die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Gesinnungen und beschwor sie, ihm auf sein Ritter-

wort zu glauben, daß er sie liebe, nicht um die Blumen zu brechen und den Stengel wegzuwerfen, sondern seine lautern Wünsche durch eine rechtmäßige Ehe zu krönen.

Dieses Wort Ehe wirkte wie ein Zauberschlag auf Aliena, aber fast wäre sie in der Bestürzung der Freude die Antwort schuldig geblieben, denn sie wuste kaum was sie sagen solle um weder zu spröde noch zu nachgiebig zu erscheinen. Doch kaum war das Geständniss der Liebe von ihrer Lippe geflossen, als Ganymed zurückkehrte und fragte: Nun? Eine Hochzeit oder nicht? Eine Hochzeit, antwortete Aliena, denn sonst wär es ein übler Handel. Das freut mich, sagte Ganymed: ich wollte Rosader wäre hier, um das Maß voll zu machen. Gut bemerkt, versetzte Saladin, ich vergaß, daß ich meinen Bruder allein laße und deswegen beurlaube ich mich, damit die Einsamkeit seine Schmerzen nicht verdoppelt. Sagt ihm, daß wir für ihn beten, sagte Aliena. Und vergeßt nicht, fügte Ganymed hinzu, meinen Auftrag auszurichten: sagt ihm, Rosalinde vergieße so viel Herzensthränen um ihn als Tropfen Blut aus seinen Wunden geflossen seien; sagt ihm das, guter Saladin, und so lebt wohl.

Phöbe war unterdes in großer Unruhe zu ihres Vaters Hause zurückgekehrt. Sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß keine Blume so frisch blüht, die der Stral der Sonne nicht versengte, daß der Sturm auch die stärkste Eiche schüttelt und der Liebe kein Herz widersteht. Das Bild Ganymeds verfolgte sie überall, und das Andenken so vieler Reize machte die arme Schäferin so verwirrt, daß sie sich lieber den Tod wünschte als länger in dieser süßbittern Qual zu leben. Aber Wünschen frommt in solchen Fällen nicht und so wuste sie sich keinen Rath, riß die Wunde immer tiefer auf und verzehrte sich in Schmerzen. Zuletzt ward sie ernstlich krank und muste das Bett hüten, worüber ihr Vater heftig erschrak und nach Aerzten sandte, die ihr aber nicht helfen konnten.

Montanus hatte kaum von Phöbes Unwohlsein vernommen, als er wie ein Besessener gelaufen kam, ihr seinen Besuch abzu-

ſtatten. Er ſetzte ſich neben ihr Bett, erkundigte ſich zärtlich nach ihrem Befinden und der Urſache ihrer Krankheit, und als er darauf nur halbe Antworten erhielt, vergoß er ſo viel Thränen und ſeufzte ſo wehmüthig, daß Phöbe, die nun wuſte was Liebe heißt, ihn ernſtlich zu bemitleiden begann, obgleich Ganymeds Andenken ſie verhinderte ihm zu helfen. Aber nur an dieſen dachte ſie und erſchöpfte ſich in Plänen, wie ſie ihm ihre Liebe zu erkennen geben wollte. Sie ihm mündlich zu geſtehen war ſie zu verſchämt, einen Freund zum Vermittler zu wählen, dazu fehlte es ihr an Vertrauen, und ganz zu ſchweigen und Alles zu verhehlen wär ihr Tod geweſen. Endlich beſchloß ſie, ihm zu ſchreiben, und bat Montanus, ſich eine Weile zu entfernen, aber nicht fortzugehen: ſie wolle verſuchen ein Schläfchen zu halten. Kaum hatte er die Stube verlaßen, ſo ſtand ſie auf, ergriff Feder und Papier und ſchrieb einen zärtlichen Liebesbrief, dem ſie ein Sonett gleichen Inhalts anhängte. Dann rief ſie Montanus zurück und bat ihn, dieſen Brief dem Ganymed zu bringen.

Obgleich Montanus ganz von ferne Licht ſchimmern ſah, ſtellte er ſich doch arglos und ward ein williger Bote ſeines eigenen Martyrthums. Als Ganymed den Brief erhielt und hörte, er komme von Phöbe, begriff er nicht, was eine unbekannte Schäferin von ihm wollen könne, doch öffnete er ihn, las und ſchlug ein lautes Gelächter auf. Dann zeigte er ihn Aliena, welche ihn höchſt luſtig fand und dem Ganymed ins Ohr raunte: Wüſte ſie wie viel dir gebricht um ihre Wünſche erfüllen zu können, ſie würde klüger und weniger verliebt ſein; doch laß uns jetzt mit dieſem Hirten reden. Darauf wandte ſich Ganymed zu Montanus und fragte: Sage mir doch, Schäfer, liebſt du Phöben? Du liebe Zeit, antwortete Montanus, liebte mich Phöbe ſo, meine Heerde würde fetter und ihr Herr glücklicher ſein; aber von meinem Leid werden meine Schafe elend. Ach, armer Montanus, fuhr Ganymed fort, gieb deine Hoffnung auf und ſieh dich nach einer andern Schäferin um. Ich kann Phöben nicht vergeßen, entgegnete Montanus: die Züge, die die Liebe geſchrieben hat,

kann nichts verwischen. Aber ich sage dir, Montanus, du mühst dich vergebens: lies diesen Brief und sieh was du zu hoffen hast.

Montanus las und erbleichte, jeden Satz unterbrach er mit einer Reihe von Seufzern; aber als er zu Ende war, da blieb er stehen als habe er weder gewonnen noch verloren. Nun, Montan, hob Ganymed wieder an, du siehst, welchen Lohn du für deine treuen Dienste empfängst. Willst du die noch lieben, die so mit dir umgeht? Ich sage dir, Schäfer, versetzte Montanus, obgleich Phöbe den Ganymed liebt, so wird doch Montanus nie aufhören, Phöben zu lieben, und dawider hilft kein Rath, kein Vernunftgrund, keine Ueberredung. Was soll ich aber thun, dir zu gefallen? fragte Ganymed: soll ich Phöbe verschmähen, wie sie dich verschmäht? Das würde mein Leid nur vermehren, antwortete Montan, und meine Qual verdoppeln. Nein, Ganymed, mag ich auch vergehen, laß sie nicht schmachten. Laß ein so schönes Wesen wie Phöbe ist nicht in Verzweiflung versinken. Mißhandle, tödte die nicht, die dich so zärtlich liebt. Du kannst nicht mehr wünschen als sie zu gewinnen, denn sie ist schön, tugendhaft und reich. Wie, Montanus, du wirbst für sie? fiel Aliena ein: wenn Ganymed Phöben heirathet, so bist du ja hoffnungslos verloren. Ach, Herrin, entgegnete Montan, ich liebe Phöbe so sehr, daß ich mein Leben zum Opfer brächte, wenn es sie glücklich machen könnte. Ich will zufrieden sein, wenn sie es ist und mich an ihrem Anblick begnügen. Wenn also Ganymed so gut als schön ist, so möge er an Phöbe Erbarmen üben.

Montan sprach diese Worte mit so fester Entschloßenheit, daß Aliena und Ganymed über seine Uneigennützigkeit erstaunten und nichts mehr wünschten als ihm Phöbens Gunst erwerben zu können. In dieser Absicht erbot sich Ganymed, ihn zu Phöben zu begleiten, was Montan zufrieden war. Als sie bei ihrer Hütte anlangten, gieng er voraus und meldete Phöben, Ganymed sei vor der Thüre. Dieses Wort Ganymed versetzte die Schäferin in eine solche Freude, daß sie vom Bette aufsprang und wie neu belebt ihre frische Farbe wiedergewann. Ganymed trat herein,

grüßte Phöben freundlich und ließ sich neben ihrem Bette nieder. Auf seine Frage nach dem Grunde ihres Uebelbefindens wiederholte ihm Phöbe mündlich den Inhalt ihres Briefes, worauf sie Ganymed tröstete und versprach, wenn ihre Heilung von ihm abhange, es an nichts fehlen zu laßen. Er gestand ihr aber frei, daß es ihm leid thue, den guten Montanus, der sie so zärtlich liebe, zu betrüben und deswegen wolle er nichts versprechen. Auch bewundere er wohl ihre Schönheit; aber seinen Gefühlen könne er nicht gebieten: die Zeit werde entscheiden ob er sie lieben oder in seiner Unempfindlichkeit verharren werde. Darum solle sie den Montanus zu lieben und Ihn zu haßen versuchen, wie Er versuchen wolle sie zu lieben.

Diese Worte wirkten wie ein Dolchstoß auf die arme Phöbe, die unter Seufzer und Thränen ausrief: So verweist ihr mich auf die Zeit und befehlt mir zu harren ohne hoffen zu dürfen! Aber die Götter verhängen ein gerechtes Gericht über mich: ich war grausam gegen Montan und Ganymed ist nun eben so hart gegen mich. Es freut mich, sagte Ganymed, daß ihr euern Fehler einseht, da ihr Gelegenheit habt, Montans Leiden mit euern eigenen Qualen zu meßen. Und gewiß, betheuerte Phöbe, ich bereue meine Grausamkeit gegen den Schäfer so sehr, daß ich ihm gut werden wollte, wenn ich aufhören könnte, Ganymed zu lieben. — Wenn ich aber Phöben durch Gründe bestimmen kann, Ganymed nicht mehr zu lieben, will sie dann Montan ihr Herz schenken? — Wenn Gründe, antwortete Phöbe, meine Liebe zu dir vertilgen können, so will ich ihm die Hand reichen, unter der Bedingung, daß Ganymed, wenn meine Liebe seinen Gründen widersteht wie sie über alle Gründe erhaben ist, der Meinige wird. Ich bin es zufrieden, schöne Schäferin, sprach Ganymed, und gebe dir mein Wort, daß wenn ich je ein Weib heirathe, so sollst du es sein, und hiemit beruhige dich und nimm diesen Kuß zum Pfande. Völlig getröstet erhob sich nun Phöbe und bereitete für Ganymed und Montan ein so leckeres Mal als nur in einer Schäferhütte gefunden werden mag. Ueber Tische wiederholte Ganymed sein

Versprechen und Phöbe das ihrige, wodurch Montanus sehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er selbst aber kehrte mit dem Andenken an Rosader und seine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Trift gelangte, sah er Rosader und Saladin mit Alienen im Schatten sitzen, und dieser Anblick war ihm eine solche Herzstärkung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Corydon, der von der Gesellschaft war und ihn kommen sah, lief auf ihn zu und rief: Eine Hochzeit, Herr, eine Hochzeit: unsere Herrin wird am Sonntag heirathen! So frohlockte der gute Hirt dem Ganymed entgegen, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosader, dem sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut geheilt zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganymed, aber welch ein glücklicher Tag müste das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinden vermählt würde? Ach, guter Ganymed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Förster, fuhr Ganymed fort, ich hab einen Freund, der in Magie und Nekromantie sehr erfahren ist, und was die Kunst vermag soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen: darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Ganymed habe nur mit ihm gescherzt.

Ganymed erzählte nun was mit ihm und Phöbe vorgegangen sei, worüber Alle lachten und voll Verwunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So vergieng der Tag unter Scherzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und giengen heim. Aliena und Ganymed beeilten sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen, wozu Rosader seinerseits auch Anstalten machte. Rosader lud, wie er schon versprochen hatte, auch Gerismund und alle seine

Edelleute zur Hochzeit ein; Phöbe und Montanus wurden gleichfalls gebeten, und so fehlte, da alle Hände mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt waren, bald nichts mehr als der ersehnte Sonntag.

Als dieser endlich erschien, war die Hütte zum Empfang der Gäste mit grünen Reisern festlich ausgeschmückt und der Boden mit Blumen überstreut, alles durch die Sorge des alten Corydon, der als Hausvater auch auf seinen eigenen Schäferputz großen Fleiß verwandt hatte und sich im altväterlichen Feiertagskleid zugleich ehrwürdig und auf seine alten Tage noch so verliebt ausnahm als ob er selber der Bräutigam wäre. Bald fand sich auch Phöbe mit einem großen Zuge von Schäferinnen und Landmädchen ein, um Aliena bei ihrem Anzuge zur Hand zu gehen; aber ihr Herz dachte stäts an Ganymed, der heute so schön war als Endymion, da er Dianens Liebe gewann. Als ein flinker Page diente er Alienen und sorgte, daß bei der Ankunft des Bräutigams Alles in Bereitschaft wäre. Jetzt erschien dieser, als Förster gekleidet, mit Gerismund und seinem Bruder Rosader, welche Alienen und die übrigen Schäferinnen und Hirten feierlich empfiengen. Gerismund belobte Saladins glücklichen Geschmack in der Wahl einer so schönen und bescheidenen Schäferin, deren reizende Gestalt gleiche innere Vorzüge verkünde. Ganymed, der eben hereintrat, erblickte mit Erröthen seinen Vater und konnte sich kaum der Thränen erwehren, ihn in so geringen Glücksumständen zu sehen, da er, der gewohnt gewesen, in einem königlichen Palast von zwölf edeln Pairs bedient zu werden, jetzt in einer niedern Hütte mit der Gesellschaft schlichter Hirten vorlieb nehme. Aber sie überwand ihre Empfindung und bewillkommte ihn mit so viel Anmuth und Freundlichkeit, daß Gerismund dem einnehmenden Wesen des Pagen große Lobsprüche ertheilte.

Jetzt trat Corydon mit einem Becher Obstwein herein und kredenzte ihn dem König mit einem so lustigen Spruch, daß dieser lächeln muste, den Becher gnädig aus seiner Hand empfieng und ihn Alienen zutrank. Diese that ihm Bescheid und trank Rosader

zu, und so kreiste der Becher bis er zu Phöben und ihren Gespielinnen gelangte.

Während sie tranken und zum Kirchgang bereit standen, trat Montanus herein, ganz in Braungelb gekleidet, um anzudeuten, daß er verlaßen und verschmäht sei. Er trug den Weidenkranz um die Schläfe; auf seiner Hirtentasche, die an seiner Seite hieng, war die Verzweiflung abgebildet und als Aushängeschilde seiner Liebe und Qual hiengen zwei Sonette an seinem Schäferstabe. Bei seinem Eintritt grüßten ihn die Schäfer als den Ausbund aller Hirten der Ardennen mit freudigem Zuruf, denn ein schmuckerer Knabe war seit dem trojanischen Kriege nicht gesehen worden. Der König, der über seinen Aufzug sehr verwundert war, wünschte eine Erklärung über eine so seltsame Erscheinung, worauf Rosader ihm von Montans treuer Liebe zu Phöbe und ihrer Grausamkeit erzählte, für welche die Götter die spröde Nymphe mit einer eben so hoffnungslosen Liebe gegen Ganymed bestraft hätten. Der König wünschte nun auch Phöbe zu sehen, welche ihm Rosader vorstellte. Ein glühendes Roth übergoß die Wangen der Schäferin und erhöhte ihre Schönheit. Eine Weile ließ Gerismund seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann fragte er sie, warum sie Montans Neigung so wenig erwidert habe, der doch ein hübscher Bursche sei und sie so zärtlich liebe? Phöbe entschuldigte sich mit dem Willen des Schicksals, das sie für seine Werbung unempfindlich geschaffen habe. Indes habe die Liebe sich an ihr gerächt und sie in Ganymed verliebt gemacht, der ihr eben so unfreundlich begegne als sie gegen Montan grausam gewesen sei.

Gerismund, der diese Liebesfäden zu verfolgen begierig war, berief nun den Ganymed, der mit anmuthigem Erröthen hervortrat. Der König faßte ihn scharf ins Auge und da ihm die Aehnlichkeit mit seiner Tochter Rosalinde auffiel, stieß er einen tiefen Seufzer hervor. Rosader, der mit Gerismund sehr vertraut war, fragte ihn, warum er seufze. Weil mich Ganymed, antwortete Gerismund, an Rosalinde erinnert, der er gleich sieht. Bei

diesen Worten seufzte Rosader so tief als hätt ihm sein Herz zerspringen wollen. Und was ist nun die Ursache, frug Gerismund seinerseits, daß Du so tief seufzest? Verzeiht mir, mein König, versetzte Rosader, weil ich Niemand auf der Welt so sehr liebe als Rosalinde. Und wenn Rosalinde hier wäre, betheuerte Gerismund, so wollt ich sie dir noch heute zum Weibe geben.

Als dieß Aliena vernahm, kehrte sie sich zu Ganymed hin, lächelte ihn an und wäre fast herausgefahren; doch besann sie sich noch und hielt reinen Mund. Um von diesen wehmüthigen Empfindungen loszukommen, kehrte Gerismund zu seinem Vorhaben zurück und fragte Ganymed, warum er die Liebe einer so schönen Schäferin verschmähe? Dieser antwortete bescheiden: Wenn ich die schöne Phöbe liebte, so würd ich dem guten Montanus großes Unrecht thun. Doch hab ich der reizenden Schäferin versprochen, nie ein Weib zu heirathen außer ihr, wogegen sie sich anheischig machte den Montanus zu erhören, wenn ich ihre Liebe zu mir durch vernünftige Gründe beseitigen könne. Dazu bin ich noch bereit, fiel Phöbe ein; aber meine Liebe ist so grundlos, daß sie keiner Gründe achtet. Ich berufe mich auf den Ausspruch Gerismunds, rief Ganymed. Und ich unterwerfe mich seinem Urtheil, fügte Phöbe hinzu. Und mein Glück hängt von euerm Gewinst oder Verlust ab, beschloß Montan.

Wir wollen die Frage noch verhandeln, sagte Gerismund, und dann zur Kirche gehen. Laß uns deine Gründe hören, Ganymed. Verzeiht einen Augenblick meine Entfernung, bat Ganymed, eilte hinaus und kleidete sich in ihre Frauentracht. Schön wie eine Göttin kehrte sie dann zurück und stürzte sich mit weinenden Augen zu den Füßen ihres Vaters, erzählte in kurzen Worten ihr Geschick und bat um seinen Segen. Als Gerismund seine Tochter erblickte, erhob er sich von seinem Sitze, fiel ihr um den Hals und konnte im Uebermaß des Entzückens kaum Worte finden. Die ganze Versammlung war freudig erstaunt, vor Allen Rosader, als er seine geliebte Rosalinde in dem verwandelten Pagen erkannte. Bald erhielt auch Gerismund seine Sprache

wieder, empfieng seine Tochter mit liebevollen Worten und fragte sie unter andern, was zwischen ihr und Rosader vorgegangen sei. So viel, antwortete sie, daß nichts weiter fehlt als eure Einwilligung, um uns zu einem Paare zu machen. Wohlan denn, Rosader, rief Gerismund, sie ist dein, nimm sie und laß uns heute deine mit deines Bruders Hochzeit feiern. Rosader dankte ihm kindlich und umarmte seine Rosalinde, welche sich darauf zu Phöbe wandte und fragte ob sie nun Grund genug habe, ihre Liebe zu unterdrücken? Ja, antwortete Phöbe, so viel Grund, daß ich mit eurer Erlaubniss entschloßen bin, mit Montanus das dritte Paar abzugeben. Kaum hatte sie ausgesprochen, so schleuderte Montan seinen Weidenkranz und die Hirtentasche mit dem Bilde der Verzweiflung beiseite, warf seine Sonette ins Feuer und gebärdete sich so lustig als einem Bräutigam geziemte. Gerismund und die übrige Versammlung lächelten über sein Beginnen und beschloßen dann, Montan und Phöbe sollten ihre Hochzeit zugleich mit den beiden Brüdern feiern.

Aliena, die den Saladin in Gedanken stehen sah, weckte ihn aus seinen Träumen und sprach: Was ist dir, Saladin? Warum so traurig am Hochzeittage? Vielleicht betrübt es dich, wenn du an deines Bruders hohes Glück denkst, eine niedere Schäferin gewählt zu haben? Aber tröste dich, Geliebter, du sollst noch heute einer Königstochter vermählt werden, denn sieh, ich bin nicht Aliena, sondern Alinde, die Tochter deines Todfeindes Thorismund. Die Versammlung erstaunte und vor Allem Gerismund, welcher sie in seine Arme schloß und Rosalinden fragte: Ist dieß die schöne Alinde, die ihres Vaters Hof verließ, um mit dir in der Verbannung zu leben? Dieselbe, gab Rosalinde zur Antwort. Dann freue dich, Saladin, fuhr Gerismund fort, über dein Glück und deine Wahl, denn du hast eine Prinzessin, so berühmt wegen ihrer Tugenden als ausgezeichnet durch ihre Schönheit.

Alles war noch erstaunt über diese Ereignisse, als Corydon eintrat und meldete, der Priester harre in der Kirche ihrer Ankunft. Darauf schritt der König voran und die Uebrigen folgten

ihm im festlichen Aufzug nach der Kirche, wo die drei Paare zur großen Freude aller Hirten der Umgegend feierlich zusammengegeben wurden. Dann kehrten sie nach der Hütte zurück, wo ein köstliches Mittagsmal bereit stand. Die beiden Bräute nahmen ihren Platz neben Gerismund ein, während Rosader, Saladin und Montan der Sitte gemäß die Aufwartung besorgten.

Der alte Corydon war eben beschäftigt, die tafelnde Gesellschaft durch ein lustiges Lied zu vergnügen, zu welchem er sich auf einer alten Fiedel begleitete, als Saladin und Rosader die Nachricht erhielten, ihr Bruder Fernandin sei angekommen und wünsche sie zu sprechen. Sie empfiengen ihn zärtlich und führten ihn in die Hütte, wo die Gesellschaft noch bei Tische saß. Er begrüßte die Versammlung mit vielem Anstand; als er aber Gerismund erblickte, beugte er seine Kniee zu der seinem Range gebührenden Verehrung und sprach: Obgleich, großmächtiger König, der Tag, an dem meine Brüder ihre Vermählung feiern, nur der Liebe geheiligt sein sollte, so nimmt doch die Zeit einen andern Lauf, und darum erhebe dich, den Becher mit dem Schwert zu vertauschen. Und ihr, Söhne Sir Johns von Bordeaux, verlaßt eure Bräute und greift zu den Waffen, um euch so tapfer zu beweisen als ihr verliebt seid: denn wiße, Gerismund, daß dicht am Saum dieses Waldes die zwölf Pairs von Frankreich unter den Waffen stehen um dir dein Reich wieder zu erobern, während Thorismund mit einer verzweifelten Schar seiner Anhänger im Begriff ist, ihnen eine Schlacht zu liefern. Darum rüste dich und zeige dich im Felde, um deine Unterthanen zu ermuthigen, und ihr, meine Brüder, bewährt euch zum Heil eures Vaterlandes als würdige Söhne eures ruhmreichen Vaters.

Bei dieser Anrede fuhren Alle von ihren Sitzen auf, Rosader und Saladin wollten zu ihren Schwertern greifen, aber Gerismund rief: Mir nach, ich habe Rosse und Waffen für uns Alle. So ließen sie ihre Bräute in Sorgen, vor allen Alinde, die gern noch eine Fürbitte zu Gunsten ihres Vaters eingelegt hätte. Bald war Gerismund mit seiner kleinen Schar gerüstet

und ſtieß zu den Seinigen, die ſchon mit den Feinden handgemein geworden waren. Mit dem Ausruf St. Denis brach er in die feindlichen Reihen, welche er bald fühlen ließ, wie würdig er der Krone ſei. Als die Pairs ihren rechtmäßigen König erblickten, belebte ſich ihr Muth; auch Saladin und Roſader wirkten Wunder der Tapferkeit und um kurz zu ſein, die Pairs ſiegten, Thorismunds Heer wich und er ſelbſt fiel in der Schlacht.

Da der Sieg entſchieden war, begrüßten die Pairs den König und führten ihn im Triumph nach Paris, von deſſen Einwohnern er feſtlich empfangen wurde. Sobald Gerismund die Ruhe wiederhergeſtellt und die Krone von Neuem empfangen hatte, ließ er Alinde und Roſalinde an den Hof bringen und hielt ein prachtvolles Freudenfeſt, das dreißig Tage lang währte. Mit Genehmigung der Pairs und Großen des Landes ernannte er Roſader zu ſeinem Thronfolger und belehnte Saladin, außer den Beſitzungen ſeines Vaters, mit dem Herzogthum von Namur. Ihren mittlern Bruder Fernandin erhob er zu ſeinem Geheimſchreiber, und um Alles glücklich zu ſchließen, den Montan zum Herrn des Ardennerwaldes, Adam Spencer zum Hauptmann der königlichen Wache und dem Corydon ſchenkte er Alienens Heerde.

2. Wie es euch gefällt.

Zur Literaturgeſchichte.

Rosalynd, Euphues golden Legacy, found after his death in his Cell at Silexedra. Bequeathed to Philautus Sonnes, nursed vp with their Father in England. London printed for N. Lyng, and F. Gubbins. 1598. 4. Dieß iſt der Titel des halbritterlichen Schäferromans, aus dem Shakſpeares obengenanntes Luſtſpiel hervorgieng. Zum erſtenmal gedruckt ward das Buch nach Eſchenburg und Dunlop im Jahre 1590; die zweite Ausgabe iſt vom Jahre 1592. Der Verfaßer nannte ſich Thomas Lodge und war ein Nachahmer John Lylies, der durch ſeine Romane Euphues, Euphues and his England, Euphues and his Ephoebus u. ſ. w. und ſeine neun Hofcomödien dem Modegeſchmack ſeiner Zeit das Gepräge pedantiſcher Spitzfindigkeit aufdrückte und die Hofdamen Eliſabeths auf zwanzig Jahre hinaus mit geſuchten Gleichniſſen aus der griechiſchen Mythologie und fabelhafter Kunde der Kräfte von Steinen und Kräutern verſorgte. Dieſer hauptſächlich durch Lylie begründete, gezierte und bis zum Ueberdruß in Gegenſätzen ſpielende, von Tieck ſ. g. stilo culto jener Zeit, deſſen Studium zum Verſtändniſs Shakſpeares und ſeiner Zeitgenoſſen unerläßlich iſt, findet ſich in ſeiner ganzen ſchroffen Manier auch in dieſem kleinen Roman des Thomas Lodge, der ſich ſelbſt für einen Nachahmer Lylies bekannte, indem er in der Einleitung fingierte, jener Euphues, der Held Johñ Lylies, habe den Söhnen ſeines Freundes Philautus dieſen ſeinen Roman als ein Vermächtniſs hinterlaßen. Auch Robert Greene in ſeinem Märchen von Doraſtus und Faunia, das wir als die Quelle des Wintermärchens

mitgetheilt haben, war nach Dunlop ein Nachahmer Lylies, obgleich sein Stil mehr Geschmack beweist.

Eine wörtliche Uebersetzung der Rosalinde des Thomas Lodge würde fast einen ganzen Band eingenommen und uns doch keinen Dank erworben haben, denn schwerlich hätten unsere Leser seine Manier leidlich gefunden. Weil aber Shakspeare diesem Roman in Wie es euch gefällt viel genauer gefolgt ist als irgend einer andern Quelle seiner Stücke*), so würden wir unser Werk dem gerechten Vorwurf der Unvollständigkeit ausgesetzt haben, wenn wir nicht einen getreuen Auszug der Rosalinde geliefert hätten. Nur durfte dieser nicht in ungenießbare Trockenheit verfallen und deswegen gaben wir eine getreue Bearbeitung des Romans im verjüngten Maßstabe, von der wir hoffen, daß man sie lesbar finden wird.

Tieck versteht den Titel des Lustspiels: Wie es euch gefällt als eine Antwort auf eine Pralerei Ben Jonsons in seinem Lustspiel Cynthias Revels, wo er den Epilog auf Shakspeares Gedichte anspielend sagen laße:

»J'll only speak, what J have heard him say;
»By — 'tis good, and if you like't, you may.«

Es ist aber nicht gut einzusehen, worin der Witz einer solchen Erwiderung Shakspeares liegen sollte, denn der Gegensatz zwischen if you like it und as you like it entbehrt der Schärfe. Es ist uns wahrscheinlich, daß Shakspeare den Titel dieses Stücks aus der kurzen Anrede des Thomas Lodge an seine Leser entlehnte, womit der Roman anhebt. Hier heißt es nämlich buchstäblich:

*) Diese Bemerkung macht auch Steevens: »More exactly than is his general custom, when he is indebded to such worthless originals.« Werthlos ist nun wohl Lodges Rosalynd nicht: nachdem wir sie von der oben geschilderten Manier jener Zeit gereinigt haben, wird sie der Leser anmuthig und unterhaltend finden; das Lob, das Payne Collier der Erfindung ertheilt, kommt aber nach dem Folgenden nur zu geringem Theil auf Lodges Rechnung.

»If you like it, so; and yet J will bee yours in duetie, if you be mine in favour.« Vermuthlich hat Tieck Lodges ziemlich seltenen Roman nie gesehen, sonst hätt er wenigstens jener Worte gedacht. Payne Collier giebt ihn nach der Ausgabe von 1592 im I. Bd. seiner Shakespeare Library, London 1843, wo die fraglichen Worte sich in der Mitte der Zuschrift To the Gentlemen Readers befinden. Unsere Bearbeitung wurde 1831 nach einem Exemplar der Berliner Bibliothek verfaßt.

Das Anerbieten, welche Adam Spencer dem Rosader macht, ihm mit seinem Blut das Leben zu fristen, kommt in Shakspeares Wie es euch gefällt nicht vor, wohl aber in dem alten Schauspiel von König Lear (Tiecks altenglisches Theater II. S. 317), wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar ist es auch hier mehr an seiner Stelle als in der Rosalinde. Wäre, wie Tieck vermuthet, Shakspeare der Dichter dieses ältern König Lear und wäre dieß Stück schon vor 1590 aufgeführt worden, was höchst wahrscheinlich ist, so könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe seinerseits aus Shakspeare geschöpft, denn dieser Zug findet sich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (Notes on Shakspeare I. p. 156 sqq.) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenoßen Chaucers: The Coke's Tale of Gamelyn, die von Einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrthümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakspeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakspeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersetzten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis*) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder des Erbtheils beraubt und

*) Bei Lodge bloß Sir John, bei Shakspeare aber Roland de Boys. Dieß spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

auf alle Weise unterdrückt. Unter Andern beredet er ihn, mit einem sehr starken Kämpfer ein Wettringen einzugehen, bei welchem Gamelyn wider Erwarten den Sieg davon trägt. Schon hier kommt der alte Landmann vor, der den Tod seiner drei*) Söhne so heldenmüthig erträgt. Das Weitere stimmt bis zu der Flucht Rosaders und Adam Spencers (der hier Adam Le Dispenser heißt) mit Lodge überein. In dem Walde begegnen sie einer Schar Verbannter, mit ihrem Könige (Anführer) an ihrer Spitze. Von diesen wird Gamelyn aufgenommen, und da ihr Anführer bald darauf wieder in seine Ehren und Güter eingesetzt wird, an dessen Stelle zum König erwählt. Das Weitere weicht ganz ab: Gamelyn findet zuletzt noch Gelegenheit, sich an seinem Bruder zu rächen.

Es ist ein durchaus sagenmäßiger Zug, wenn Gamelyn von seinem Bruder aus Neid zu dem Wettringen beredet wird, in welchem er siegt. So reizt Regin den Sigurd zum Kampf mit dem Drachen Fafnir, wodurch Sigurd den Hort, das Verständniss der Vögelsprache, nach der deutschen Sage auch die Hornhaut gewinnt und Brynhilden zu erwecken veranlaßt wird. Immer muß der Neid zum Mittel dienen, der Größe der Helden Ruhm und Glanz zu leihen. In dem Theile der Erzählung des Lodge, welchen er selbst hinzugedichtet hat, findet sich nichts was der Sage angehört, wenn man nicht die Scheu des Löwen vor dem schlafenden Saladin dahin rechnen will: ein Zug, welcher der fabelhaften Naturgeschichte entlehnt ist, in welcher Lodge sehr belesen war.

*) Bei Lodge nur zwei, bei Shakspeare wieder drei; auch dieß kann dafür angeführt werden, daß Shakspeare diese Erzählung kannte.

XVIII. und XIX.

Zu

Lokrine und Cromwell.

1. Lokrine.

Nach Galfred von Monmouth und Holinſhed.

Ascanius, der Sohn des Aeneas, dem es nach der Zerſtörung Trojas gelang, ein Reich in Italien zu ſtiften, gründete Alba und zeugte einen Sohn Namens Silvius. Dieſer vereinigte ſich in verbotener Liebe mit einer Enkelin der Lavinia, der zweiten Gemahlin des Aeneas. Als Ascanius ihre Schwangerſchaft erfuhr, befragte er ſeine Magier, welchen Geſchlechts das Kind ſei, das ſie empfangen habe. Dieſe antworteten, ſie gehe mit einem Knaben, der einſt Vater und Mutter tödten, jedoch in der Verbannung nach langen Irrfahrten den höchſten Gipfel der Ehren erklimmen werde. Dieſe Prophezeiung fieng bald an in Erfüllung zu gehen, denn als die Jungfrau niederkam, gebar ſie einen Sohn, der Brutus genannt war, und ſtarb in Geburtswehen. Als der Knabe funfzehn Jahre alt war, begleitete er eines Tages den Vater auf die Hirſchjagd und tödtete ihn unabſichtlich durch einen Bogenſchuß; deshalb muſte er das Land räumen und floh nach Griechenland.

Hier fand er die Nachkommen des Helenus, des Sohnes des Priamus, welche Pandraſus, der König der Griechen, in ſtrenger Knechtſchaft erhielt. Pyrrhus, der Sohn Achills, hatte nach Trojas Zerſtörung dieſen Helenus und mehrere Andere gefangen heimgeführt und um den Tod ſeines Vaters an ihnen zu rächen, ſie zu ewiger Knechtſchaft beſtimmt. Unter dieſem ihm verwandten Stamme erwarb ſich Brutus bald einen mächtigen Anhang, denn ſie hofften durch ſeinen Beiſtand das Joch der Grie-

chen abzuschütteln. Auch Assaracus, ein edler griechischer Jüngling, der von einer trojanischen Mutter stammte, hielt sich zu ihrer Partei, und so glaubten sie sich stark genug, die Feßeln zu brechen, wählten den Brutus zu ihrem Heerführer und verlangten von Pandrasus entweder eine Freistätte in den Wäldern seines Reichs oder die Erlaubniss auszuziehen um sich andere Wohnsitze zu suchen. Dieser erstaunte über den Antrag, beschloß ihren Uebermuth zu dämpfen, und zog mit einem Heere nach Sparatinum, um sie von dort aus in ihren Wäldern anzugreifen. Auf diesem Zuge ward er von Brutus, der ein Heer von dreißigtausend Mann bei sich führte, überfallen und in die Flucht geschlagen. Beim Rückzug ertrank ein großer Theil seines Heeres in dem Fluß Akalon; auch Antigonus, der Bruder des Pandrasus, ward von Brutus gefangen genommen und Sparatinum fiel in die Hände der Trojaner. In einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Sparatinum ward Pandrasus nochmals aufs Haupt geschlagen und sah sich nun gezwungen, die Friedensbedingungen anzunehmen, die Brutus ihm vorschrieb. Dieser verlangte des Königs Tochter Imogen mit königlicher Aussteuer zur Gemahlin, freien Abzug für sich und sein Volk und die zur Fahrt nöthigen Schiffe, welche Forderungen Pandrasus gewährte.

Hienach lichtete Brutus mit seinem Volk und seiner Gemahlin Imogen die Anker und gelangte nach einer Fahrt von nur zwei Tagen und Nächten nach einer Insel, Leogitia genannt, wo ein Orakel Dianens war. Brutus verrichtete sein Opfer in ihrem Tempel und fragte dann, welches Land ihm und seinem Volk zu bewohnen bestimmt sei? Die Göttin antwortete, gegen Untergang liege ein Eiland am Ocean, das einst von Riesen bewohnt gewesen und jetzt verlaßen sei, dort solle er sich niederlaßen und ein anderes Troja gründen, so werde er der Stammvater vieler Könige werden, denen die Herschaft der Welt bestimmt sei. Diese Antwort gereichte ihm und seinen Gefährten zu großem Troste, sie kehrten zu ihren Schiffen zurück und landeten nach einer Fahrt von dreißig Tagen an der Küste von Afrika, wo sie sich

mit Lebensmitteln versahen und dann zu den Säulen des Hercules fuhren. Kaum entgiengen sie hier den Lockungen der Sirenen und gelangten nach dem Pyrenäischen Meer, für welches Andere das Tyrrhenische Meer lesen wollen. An der Küste hin wohnten vier Geschlechter verbannter Trojaner, die einst Antenors Flucht getheilt hatten. Ihr Heerführer war Corineus, ein Mann von großer Tapferkeit und Weisheit. Diese verwandten Stämme nahmen sie nebst ihrem Fürsten zu ihren Gefährten an und dieses Cornubische Volk, wie es nach seinem Führer genannt wurde, leistete nachmals dem Brutus in allen Gefahren großen Beistand. Darauf kamen sie nach Aquitanien, wo sie durch die Mündung der Loire einliefen und Anker warfen.

Als der König dieses Landes, der Goffarius Pictus hieß, von ihrer Ankunft erfuhr, ließ er sie durch Gesandte befragen ob sie Krieg oder Frieden begehrten? Diese begegneten dem Corineus, der mit zweihundert der Seinigen im Walde jagte. Sie stellten ihn zur Rede, mit welchem Recht er das Wild in den Forsten ihres Königs tödte? Als Corineus erwiderte, hiezu bedürfe er Niemands Erlaubniss, trat einer der Boten mit Namen Imbertus hervor, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und wollte nach ihm schießen. Aber Corineus wich ihm aus, lief dann auf ihn zu, entriß ihm den Bogen und schlug ihn auf seinem Haupte in Splitter; die Uebrigen entflohen seinem Grimme und brachten dem Goffarius Botschaft von dem Tod ihres Gefährten. Hierüber erzürnt sammelte Goffarius ein großes Heer und zog aus, den Tod seines Gesandten zu rächen. Als Brutus von seinem Heranrücken Kunde erhielt, barg er Weiber und Kinder in den Schiffen und zog mit allen Streitkräften dem Heer des Königs entgegen. Es kam zu einer heißen Schlacht, in welcher Brutus durch die Tapferkeit des Corineus, der mit seiner Streitaxt Tausende vor sich herjagte, einen glorreichen Sieg erfocht.

Goffarius floh in das Innere von Gallien und suchte Hülfe bei den zwölf Königen des Landes, während Brutus, die Vortheile des Siegs verfolgend, Aquitanien mit Feuer und Schwert

verwüstete und seine Schiffe mit unermeßlichen Reichthümern belud. Er drang bis zu dem Orte vor, wo er späterhin Turonium gründete, das jetzt Tours heißt, woselbst er sein Lager aufschlug und den Angriff des gallischen Heeres erwartete. Als nun Gofsarius mit den zwölf Königen Galliens und einem unzählbaren Heer heranrückte, vertheidigten sich die Trojaner mit so verzweifelter Tapferkeit, daß sich der Sieg anfangs auf ihre Seite zu neigen schien; bald aber musten sie der Uebermacht weichen und sich in ihrem Lager verschanzen. Hier würde sie der Hunger aufgerieben haben, wenn Corineus sie nicht durch eine Kriegslist befreit hätte. Er verbarg sich in der Nacht mit dreitausend Mann in einem nahen Walde, und als Brutus am folgenden Morgen der Verabredung zufolge einen Ausfall auf die Belagerer that, stürzte er aus seinem Hinterhalt hervor und fiel den Galliern in den Rücken, die so von beiden Seiten bedrängt am Ende weichen musten. In dieser Schlacht verlor Brutus viele tapfere Trojaner, darunter auch seinen Enkel Turonus, welcher nach Corineus der Kühnste seines Heeres war und allein sechshundert Feinde niedergestreckt hatte. Ueber den Tod dieses Helden war Brutus schmerzlich betrübt. Die Stadt Tours, bei welcher er begraben wurde, erhielt von ihm den Namen. Nach diesem Siege wollte Brutus mit der Eroberung des ihm und seinem Volke beschiedenen Landes nicht länger säumen. Er stieg also mit seinen Scharen zu Schiffe und landete nach wenig Tagen bei dem Hafen von Totnesse in Albion. Dieses geschah 368 Jahre vor Erbauung Roms.

Dieses Eiland, das nur von wenigen Riesen bewohnt wurde, war von vielen fischreichen Strömen durchschnitten, fruchtbar und voll anmuthiger Wälder. Die Riesen flüchteten in die Höhlen der Berge und Brutus vertheilte das Land unter seine Krieger. Sie begannen das Feld urbar zu machen und Häuser zu bauen, so daß die Insel bald ein wohnliches Ansehen erhielt. Brutus nannte sie nach seinem Namen Brittannien und seine Gefährten Britten; derjenige Theil des Reichs dagegen, welcher dem Corineus zufiel,

ward Cornwall geheißen. Hier hatte er aber einen ſchweren Kampf mit den Rieſen zu beſtehen, welche in dieſer Provinz in größerer Anzahl wohnten. Den letzten und furchtbarſten dieſer Rieſen, der Gogmagog hieß, beſtand er im Angeſichte der Britten in einem Zweikampf. Beim erſten Gang umklammerte ihn Gogmagog mit gewaltigen Armen und brach ihm drei Rippen, zwei in der rechten und eine in der linken Seite. Aber jetzt ergrimmte Corineus, warf den Rieſen auf ſeine Schulter und trug ihn nach dem nahen Ufer. Hier ſchleuderte er das Ungethüm die Felſen hinunter in das Meer, welches er mit zerſchmetterten Gliedern erreichte und mit ſeinem Blute färbte. Noch heute heißt dieſer Ort der Sprung des Gogmagog.

In dem zweiten Jahre nach ſeiner Ankunft in Albion gründete Brutus die Stadt Troinovantum, d. h. Neutroja, welche ſpäterhin London genannt wurde. Seine Gemahlin Imogen hatte ihm unterdes drei Söhne geboren, welche Locrinus, Albanactus und Camber hießen. Nach ihres Vaters Tode, der im vierundzwanzigſten Jahre nach ſeiner Ankunft in Albion verſtarb, theilten ſie das Reich in drei Theile. Locrin, der Erſtgeborene, erhielt den mittlern Theil der Inſel, der nach ihm Loegria genannt wurde. Cambers Antheil war das Land jenſeits des Severn, welches lange Cambrien hieß und jetzt Wales heißt. Albanactus, dem der nördliche Theil der Inſel zufiel, welcher jetzt Schottland heißt, nannte es nach ſeinem Namen Albanien.

Während die drei Brüder das Reich in Eintracht regierten, landete Humber, der König der Hunnen, in Albanien, tödtete den Albanactus in der Schlacht und zwang ſein Volk zu Locrin zu entfliehen. Als Locrin Albanacts Tod erfuhr, vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder Camber und eilte mit ſtarker Heeresmacht den Hunnen entgegen. Es kam zur Schlacht, die Britten ſiegten und Humber ertrank auf der Flucht in dem Fluß, welcher jetzt ſeinen Namen trägt. Der Sieger Locrin theilte die Beute der Feinde unter ſeinen Gefährten und behielt für ſich nur das Gold und Silber, das er in den Schiffen fand, und drei ſchöne Jungfrauen,

von welchen eine, mit Namen Eſtrildis, die Tochter eines germaniſchen Königs war. Ihre Schönheit war unvergleichlich: ihre Haut war weiß wie Elfenbein, wie friſchgefallener Schnee, wie der Glanz der Lilien. Locrin verliebte ſich in ſie und begehrte ſie zur Gemahlin. Als dieß Corineus erfuhr, ergriff ihn unmäßiger Zorn, denn Locrin hatte ſich ſchon ſeiner Tochter Guendolena verlobt. Er trat alſo vor den König, ſeine Streitaxt in den Händen wägend und redete ihn an: So belohnſt du mich, Locrin, für ſo viel Wunden, die ich im Gefolge deines Vaters empfangen, da wir gegen unbekannte Völker ſtritten? Du verſchmähſt meine Tochter, um dich der Barbarin zu vermählen? Das ſoll nicht ungeſtraft bleiben ſo lange dieſer Arm noch Kraft hat, der ſo vielen Giganten am tyrrheniſchen Strande das Leben gekürzt hat.

Mit dieſem wiederholten Ausruf ſchwang er ſeine Streitaxt und drang auf den König ein. Allein Freunde von Beiden legten ſich ins Mittel, beſchwichtigten den Corineus und zwangen den König, ſeinem Verlangen zu genügen, worauf Locrin ſich der Guendolena vermählte. Aber dennoch vergaß er Eſtrilden nicht. Er verſchloß ſie in einem unterirdiſchen Gewölbe, ließ ſie von ſeinen Vertrauten ehrenvoll bedienen und beſuchte ſie ſieben Jahre lang zum Genuß verſtohlener Liebe. Die Furcht vor Corineus erlaubte ihm nicht, öffentlich mit ihr zu leben, auch blieb dieß Verhältniſs in aller jener Zeit geheim, denn ſo oft er zu ihr gieng, gab der König vor, er bringe ſeinen Göttern ein verborgenes Opfer. Eſtrildis gebar ihm eine Tochter von wunderbarer Schönheit, welche Sabren genannt war; von Guendolena ward ihm ein Knabe, Namens Maddan, geboren.

Nach dem Tode des Corineus verſtieß Locrin Guendolenen und erhob Eſtrilden zu ſeiner Königin. Die beleidigte Guendolena entfloh zu ihren Blutsfreunden nach Cornwall, ſammelte die Jugend des ganzen Reichs und überzog den Locrin mit Krieg. Die beiden Heere trafen ſich an dem Fluß Sture, wo Locrin, von einem Pfeil verwundet, das Leben verlor. Die wüthende

Guendolena, der nun das Reich zufiel, befahl, Eſtrilden und ihre Tochter Sabren in dem Fluße zu ertränken, der nun Severn heißt. Als ihr Sohn Maddan volljährig ward, übergab ſie ihm nach funfzehnjähriger Regierung das Reich und begnügte ſich für den Reſt ihres Lebens mit Cornwall.

2. Cromwell.

Nach Bandello.

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher nach der Sitte seiner Vaterstadt nach verschiedenen Gegenden hin handelte und da er reich genug war, sehr bedeutende Geschäfte machte. Im Westen hatte er für gewöhnlich seine Niederlage in England und seinen Aufenthalt in London, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ, denn er war nicht so genau als viele Kaufleute sind, die Alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie man von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagte, daß er über den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Rechnung führe. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, von wo er denn eigentlich aus der Fremde her sei, worauf er zur Antwort gab, er sei ein Engländer, und als ihn Frescobaldo, dem dieß Land sehr genau bekannt war, nach einigen Wahrzeichen Englands befragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten. Ich heiße Thomas Cromwell, fuhr er fort, der Sohn eines armen Tuchscherers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen, das zu Garigliano aufgehoben ward, nach Italien; ich diente mit

noch einem Fußgänger als Lanzenträger. Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier, aus Liebe zur englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genoßen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu, und als er nach seinem Vaterland abreisen wollte, gab er ihm noch zehn Dukaten in Florentinischem Golde und ein gutes Pferd.

Da der Jüngling sich so anständig gekleidet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Inselande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Ueberbergischen eine löbliche Sitte ist, Lesen gelernt und schrieb englisch sehr schön und richtig, überdieß war er ein Jüngling von vielem Geist, großer Klugheit und Entschloßenheit und wuste sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden, und wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften beßer zu verhehlen als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, so daß er sich zum Rathe des Cardinals Wolsei, eines Prälaten von dem grösten Einfluße, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem Könige im besten Ansehen stand, regierte beinah die ganze Insel und hielt einen großen und glänzenden Hof, wie er sich für den mächtigsten Fürsten geziemt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal ihn oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem Könige schickte, wobei Cromwell sich stäts seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs so sehr zu erwerben wuste, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien, und Mutterschwester Karls von Oesterreich, zeitigen Römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Pabst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen würde; aber der Pabst fand sie nicht gerechtfertigt und

verweigerte die Bestätigung, weshalb der Cardinal bei dem Könige in Ungnade fiel und den Hof meiden muste. Der Cardinal verminderte nun seine Dienerschaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich und entließ ihrer täglich mehr aus seinen Diensten. Der König erinnerte sich Cromwells, der ihn so sehr befriedigt hatte, ließ ihn zu sich bescheiden und sprach zu ihm: Du siehst, der Cardinal hat sich zurückgezogen und bedarf so vieler Leute nicht mehr als er halten muste, da er noch am Ruder meines Staates saß: du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber noch dienen? Mein König, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer getreulich gedient und das Gleiche würd ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhtet. Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stäts viel Gutes von dir erwartet. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Secretär und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und Wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem Könige vermocht hätten als Cromwell: denn nach der Meinung des Königs war er mehr als Alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glück genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen, und der König ernannte ihn zum Lord-Oberkämmerer von England, welches die höchste Würde ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des ganzen Landes, so daß Cromwell eine wirklich unglaubliche Macht erhielt. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel und wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem König einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, dessen erste Gemahlin, Catharina von Spanien, noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen, und da er den päbstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte,

dispensierte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche zu Rom losriß. Unzählige Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet und es vergieng nur selten ein Tag, daß nicht Dieser oder Jener um einen Kopf gekürzt ward: bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Greuel, weil er den Adel tödlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewust war. Es war aber meine Absicht nicht, die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlaßung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollten. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren und Gütern, wie solchen Kaufleute stäts ausgesetzt sind, eine völlige Zerrüttung seines Vermögens erfuhr: denn als ein rechtlicher und edeldenkender Mann befriedigte er alle seine Gläubiger, konnte aber was ihm Andere verschuldeten, nicht beitreiben. So herabgekommen und verarmt gieng er nun seine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr denn funfzehntausend Dukaten zu fordern habe, weshalb er beschloß dahin zu reisen, so viel als möglich davon einzuziehen und den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit diesen Gedanken reiste er über Frankreich nach England und begab sich nach London ohne sich nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz geübt, wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig ist, die Andern erwiesenen Wohlthaten zu vergeßen und die empfangenen in Marmor zu hauen um sie zu vergelten so

oft sich Gelegenheit dazu darbietet. Als er nun in London jene Geschäfte betrieb, gieng er eines Tages durch eine Straße und der Zufall fügte es, daß der Lord-Oberkämmerer ebenfalls diese Straße dem Frescobaldo entgegenkam. Sobald ihn der Lord erblickt und die Augen fest auf ihn geheftet hatte, erkannte er ihn für Jenen, der in Florenz so edelmüthig an ihm gehandelt habe. Er stieg also vom Pferde, gieng zur größten Verwunderung aller seiner Begleiter (denn es waren über hundert der vornehmsten Großen des Königreichs in seinem Gefolge) auf ihn zu, umarmte ihn auf das Liebevollste und sprach fast unter Thränen: Seid ihr nicht Francesco Frescobaldo aus Florenz? Der bin ich, mein Gebieter, antwortete jener, und euer unterwürfigster Diener. Mein Diener, entgegnete der Lord-Oberkämmerer, seid ihr weder, noch begehr ich euch dazu, sondern zu meinem wertheſten Freunde; auch sollt ihr wißen, daß ich gerechte Ursache habe, mich sehr über euch zu beklagen, denn da ihr wustet wo und wer ich sei, so hättet ihr mich von eurer Ankunft in London benachrichtigen sollen: dann würd ich gewiſs einen Theil der Schuld abgetragen haben, wegen welcher ich euch verhaftet zu sein gerne gestehen will; doch Gott sei gelobt, daß es noch Zeit ist: ihr sollt tausendmal willkommen sein. Ich bin jetzt in Geschäften meines Königs und kann nicht länger bei euch verweilen: darum haltet mich für entschuldigt, sucht es aber um jeden Preis möglich zu machen, heute Mittag bei mir zu speisen und bleibt nicht aus. Hiemit stieg der Lord-Oberkämmerer wieder zu Pferde und ritt nach dem Palaste des Königs.

Frescobaldo erinnerte sich, da der Lord ihn verließ, daß dieß jener junge Engländer gewesen sei, welchen er in Florenz in sein Haus aufgenommen, und begann Hoffnung zu schöpfen, denn er dachte, die Vermittlung eines so mächtigen Freundes werde es ihm erleichtern sein Geld einzutreiben. Als die Mittagsstunde herankam, begab er sich in den Palast des Lord-Oberkämmerers und hatte nicht lange im Hofraume gewartet, so kam derselbe zurück, stieg vom Pferde, umarmte ihn von Neuem sehr freundschaftlich,

wandte ſich dann zu dem Admiral und den übrigen Großen und Herren, welche mit ihm zugleich gekommen waren, und ſprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundſchaftsbezeigungen, welche ich dieſem Florentiniſchen Edelmann erweiſe, denn es ſind nur geringe Zeichen unendlicher Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewuſt bin und gerne geſtehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie ſich das verhält. Hierauf erzählte er vor allen Anweſenden, indem er die Hand des Florentiniſchen Edelmanns in der ſeinen hielt, wie er nach Florenz gekommen ſei und welche Wohlthaten er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an ſeiner Hand in den Saal, und als man zu Tiſche gieng, beſtimmte der Lord-Oberkämmerer, daß Frescobaldo den Platz an ſeiner Seite einnehmen ſolle, wo er ihn dann mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben war und die Gäſte ſich beurlaubt hatten, wünſchte der Lord zu wißen, warum Frescobaldo nach London zurückgekehrt ſei. Dieſer erzählte ihm hierauf ſein ganzes Unglück und daß ihm von dem Hauſe in Florenz und dem Landgute in der Umgegend faſt nichts geblieben als die funfzehntauſend Dukaten, die er in England zu fordern habe, und etwa zweitauſend in Spanien, und um dieſe Summe beizutreiben, hab er ſich nach der Inſel begeben. Wohlan denn, verſetzte der Lord, für die geſchehenen Dinge giebt es kein Mittel und ich kann nur euer Unglück beklagen wie ich von ganzem Herzen thue; für das Uebrige werd ich Befehl geben, daß euch Alles zurückgezahlt wird was ihr zu fordern habt, und kein Mittel ſchonen, das in meiner Gewalt ſteht, denn ich verſichere euch, daß die Wohlthaten, die ihr mir erwieſen habt ohne mich weiter zu kennen, mich euch ſo verpflichtet haben, daß ich ewig der eurige bin und ihr über mich und mein Vermögen wie ich ſelbſt zu verfügen habt, und wenn ihr das nicht thut, ſo iſt es euer Schade, denn ich werde euch keine weitern Anerbietungen machen, da ich es für überflüßig halte. Es iſt genug, daß ich es euch jetzt ein für allemal ſage. Doch erhebt euch und folgt mir in mein Gemach. Hier verſchloß

der Lord die Thür hinter sich, öffnete einen großen mit Dukaten gefüllten Schrein, nahm dreißig Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo. Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die zehn Dukaten, die ihr mir gabt als ich Florenz verließ; hier die andern zehn, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehn, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in der langen Zeit todt gelegen haben sollte ohne Gewinn zu bringen wie ihr es gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel mit Dukaten, wovon jeder tausend enthält: betrachtet sie als Ersatz der eurigen und genießt ihrer mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermeßlichen Reichthümern in große Armut herabgesunken war, aber doch seine edle Denkungsart nicht verläugnen konnte, wollte das Geschenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhaftesten Dank für ein so großmüthiges Anerbieten; indes nöthigten ihn die dringenden Zureden des Reichs-Oberkämmerers nicht nur dazu, sondern er muste ihm auch eine Liste aller seiner Schuldforderungen geben, welches letztere Frescobaldo herzlich gerne that. Als er diesen Zettel erhielt, rief Cromwell einen seiner Hausbeamten und sprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieser Liste stehen, wo sich dieselben auch auf dieser Insel befinden mögen, und gieb ihnen zu verstehen, wenn sie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen hätten, so würd ich selbst zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel mischen: sie sollten sich also vorstellen, ich selbst sei der Gläubiger. Der Diener richtete den Befehl seines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, so daß in der anberaumten Frist an funfzehntausend Dukaten eingiengen; und wenn Frescobaldo die in einer so langen Zeit aufgelaufenen Zinsen begehrt hätte, so würd er sie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben; aber er begnügte sich mit dem Capital und verlangte keinerlei Zinsen, was ihm bei aller Welt Ehre und guten Namen erwarb, sonderlich da schon Jedermann auf der ganzen Insel wuste, welche Gunst er bei dem Lord-Oberkämmerer genieße. Unterdessen war Frescobaldo

der beständige Tischgenoße Cromwells, der sich von Tag zu Tag bestrebte ihm alle mögliche Ehre zu erweisen; und da er großes Behagen an seinem Umgang fand und deshalb wünschte, daß er in London bleiben möchte, erbot er sich, ihm sechszigtausend Dukaten auf vier Jahre zu leihen ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geschäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Versprechen fügte, seine Unternehmungen in jeder Weise zu begünstigen. Frescobaldo, welcher sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und sich zu pflegen wünschte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für so außerordentliche Güte und Großmuth, schickte sein Vermögen nach Florenz und kehrte mit Erlaubniss des Lord-Oberkämmerers in sein Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und sich einem sorgenlosen Leben ergab; jedoch genoß er nicht lange dieser Ruhe, indem er schon in demselben Jahre, in welchem er London verlaßen hatte, in Florenz verstarb. Was sagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwells? Gewiss verdient sein Betragen gegen Frescobaldo das höchste Lob, und wenn er den Adel seines Landes so sehr geliebt hätte als er sich gegen den Fremden mild erwies, so würd er vielleicht noch leben; aber er haßte den englischen Adel so sehr, daß er sich dadurch zuletzt selber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts Anderes zu berichten bleibt, so bericht ich von seinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs beseßen und dessen Gunst ihn verblendet hatte, zeigte er sich sehr bereitwillig bald Diesen bald Jenen enthaupten zu laßen, und je vornehmer und mächtiger Einer war, desto lieber übte er seine Gewalt über ihn aus, ohne Unterschied zwischen Weltlichen und Geistlichen. Eines Tages, da er den Bischof von Wincheſter, ich weiß nicht weshalb, hinrichten zu laßen gedachte, sagte er demselben in dem geheimen Rathe des Königs, dieser laße ihm befehlen sich als Gefangener in den Tower zu verfügen, einen Ort, den nach der gemeinen Ansicht der Engländer nie Einer betrat ohne den Kopf zu verlieren. Ueber diesen Befehl bestürzt, antwortete ihm der

Biſchof, er wiße nicht aus welchen Gründen ihm dieß befohlen werde: er wolle zuvor mit dem Könige ſprechen. Ihr könnt ihn nicht ſprechen, antwortete der Lord-Oberkämmerer: begebt euch dahin, wo ich euch ſage; zugleich befahl er einigen ſeiner Leute, ihn gefangen zu nehmen. Hierüber waren ſie im Streit begriffen, als der Herzog von Suffolk, Cromwells Gegner, zu dem Könige gieng, der ſich in einem benachbarten Gemache befand, und ihm von dem Streit zwiſchen dem Oberkämmerer und dem Biſchof erzählte. Der König, der nichts davon wuſte, ſchickte einen ſeiner Höflinge heraus, um den Biſchof zu ſich zu beſcheiden. Als dieß der Lord-Oberkämmerer erfuhr, ärgerte er ſich ſehr und begab ſich nach Hauſe, wo er vier Tage blieb und ſich weder am Hofe noch im Rathe blicken ließ. Der Biſchof begab ſich vor den König und betheuerte, ſich nicht ſchuldig zu wißen; indes ſteh er in ſeinen Händen und unterwerfe ſich ſeinem Richtſpruche, wenn er gefehlt haben ſollte. Als der König ſah, daß Cromwell nicht am Hof erſchien und daß nichts wider den Biſchof vorliege, ſetzte er ihn in Freiheit und ſprach laut, daß der ganze Hof es vernahm: Ich will doch ſehen wer ſeinen Zorn am Beſten zu handhaben verſteht, ich der König oder Thomas Cromwell. Da es inzwiſchen bekannt geworden war, daß der König aufgebracht ſei, liefen viele Klagen gegen den Lord-Oberkämmerer ein, und es fand ſich, daß er an vielen Unthaten ſchuld ſei, vor Allem hinſichtlich der Gerechtigkeitspflege. Nach Verlauf der vier Tage begab ſich der Oberkämmerer in den geheimen Rath. Hierauf wurde der Ort, wo der Rath verſammelt war, verſchloßen, und der König ließ durch einen ſeiner Kämmerlinge der Dienerſchaft Cromwells, die draußen wartete, anzeigen, dieſer werde zu Mittag bei dem Könige ſpeiſen: ſie ſollten daher ebenfalls zu Tiſche gehen und dann zurückkehren. Auf dieſen Befehl zerſtreuten ſie ſich Alle und der König ließ nun ſeine Leibwache kommen, die ſich vor der Thüre des Raths aufſtellte. Als die Sitzung zu Ende war, trat der Oberkämmerer heraus, welchen die Wache ſofort ergriff und für des Königs Gefangenen erklärte; hierauf ward er nach dem Tower

gebracht und wohl bewacht. Man machte ihm den Prozeſs und ſchon wenige Tage ſpäter wurde er eines Morgens, nach dem Befehl des Königs, auf dem Platz des Caſtells enthauptet. Hätt er das Rad des Glücks zu hemmen verſtanden, d. h. hätt er mehr Edelſinn und weniger Blutdurſt bewieſen, ſo würd er vielleicht ein beßeres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

3. Lokrine und Cromwell.

Anmerkung.

Den Schluß unserer Sammlung bilden die Quellen zweier Stücke, welche Shakspeare wahrscheinlich nicht angehören. Die Untersuchung über die von Tieck wieder behauptete Echtheit dieser Schauspiele gehört indes nicht hieher. Das erste derselben hat Tieck im Altengl. Theater übersetzt, von dem zweiten Eschenburg einen Auszug geliefert.

Was die Quelle des Lokrine betrifft, so halten wir es nicht mit Görres, der in der Einleitung zum Lohengrin (p. XLVI.) der Chronik Galfreds von Monmouth (schrieb zwischen 1128—1138) wohl mehr Glaubwürdigkeit und historischen Sagengehalt zuschreibt als sie namentlich in ihrem Eingange haben mag. Die Abstammung der Britten von den Trojanern, welche Görres in Schutz nimmt, scheint uns noch immer eine willkürliche Erfindung Monmouths oder seiner Vorgängrr, die der trojanischen Abstammung der Franken nachgebildet an sich nicht einmal auf alter Ueberlieferung beruht. Im Uebrigen enthält seine Chronik allerdings viele echte Märchen und Sagen, die zum Theil wohl erst Galfred in die meist von ihm ausführlich erzählte mythische Vorgeschichte Brittanniens verwebte.

Die Mittheilung der Novelle Bandellos von Cromwell betrachtet man vielleicht als eine Abweichung von dem Plane unseres Werks, von welchem die historischen Schauspiele Shakspeares nothwendig ausgeschloßen bleiben musten. Indes kann dieses Stück nur uneigentlich den historischen beigezählt werden.

Es folgen noch einige Bemerkungen über diejenigen nicht historischen Stücke unseres Dichters, deren Quellen sich in unserer Sammlung nicht finden.

Der Sturm ist wohl schwerlich nach einer Novelle gedichtet, sondern, wie Tieck schon im deutschen Theater S. XXII vermuthet hat, nach einem verlorenen ältern englischen Schauspiel, das unser Ayrer seiner schönen Sidea zum Grunde gelegt hat. Nachstehende Inhaltsangabe dieses noch sehr rohen Stücks sieht von den eingeflochtenen Schwänken des betrügerischen und lüderlichen Müllers, der als Jean Molitor den englischen Clown vertritt, ab, und zerlegt die Hauptbegebenheit, denn zu dramatischer Handlung kommt es nicht, in drei Theile, von welchen nur die beiden ersten bei Shakspeare anklingen.

1. Ludolf, der Fürst in Litau, Sideas Vater, wird von Leudegast, dem Fürsten in der Wiltau, besiegt und seines Reiches beraubt. Ludolf besitzt aber einen Zauberstab, durch welchen er den (dem Ariel entsprechenden) Geist Runcifal bannt, der ihm prophezeit, er werde den Sohn seines Feindes gefangen nehmen und dadurch wieder zu Macht und Ehren gelangen.

2. In der That wird Leudegasts Sohn Engelbrecht durch den Zauberstab Ludolfs entwaffnet, gefangen und der Hut der schönen Sidea übergeben, sonst aber sehr hart gehalten; namentlich muß er Klötze schleppen und Holz hacken. Er fleht aber, da es über seine Kräfte geht, Sideens Mitleid an, das ihm auch zu Theil wird, denn in Betracht, daß er ein Fürstensohn ist, verlobt sie sich ihm und wird von ihm entführt.

3. Unterwegs zu Engelbrechts Vater ermüdet aber Sidea

von der Fußwanderung: ihr Geliebter will eine Kutſche herbeiholen; unterdes ſoll Sidea ſich auf einem Baume vor den Nachſtellungen ihres Vaters verbergen. Der Baum ſteht an einem Brunnen, aus dem eine Magd zu ſchöpfen kommt: dieſe hält Sideens Bild im Waßer für das ihre, und da ſie nun ſo ſchön iſt, will ſie nicht länger als Magd dienen und zerbricht den Krug. Dasſelbe begiebt ſich mit der Frau eines Schuſters, der ſich aber dann Sideens annimmt und ihr vom Baume hilft. Inzwiſchen hat Engelbrecht Sideens vergeßen und ſich auf den Wunſch ſeines Vaters mit Julie, des Königs Tochter von Polen, verlobt. Sidea hat über ihre ſchönen Kleider die der Schuſtersfrau angelegt: in dieſem Aufzug bringt ſie dem Engelbrecht einen Trank, und bei dem erſten Tropfen, den er davon trinkt, erkennt er Sideen, gedenkt ihrer Wohlthaten und will nun keiner Andern vermählt werden. Julie wird jetzt einem andern Fürſten gegeben und Leudegaſt verſöhnt ſich mit Ludolf und giebt ihm ſein Fürſtenthum zurück, ſo daß die Weißagungen des Geiſtes in Erfüllung gehen.

Was nun den 1. Theil betrifft, ſo ſind die beiden Fürſten nur dem Namen ihrer Länder nach (Littau, Wiltau) verwandt, aber nicht als Brüder gedacht, was vielleicht der zu nahen Verwandtſchaft ihrer für einander beſtimmten Kinder wegen vermieden wurde. Bei Shakſpeare ſind die feindlichen Herzoge, wie jene in Wie es euch gefällt, Brüder; aber Ferdinand, der dem Engelbrecht entſpricht, iſt nicht der Sohn des einen der feindlichen Brüder, ſondern Alonſos, des Königs von Neapel, wodurch das Bedenken wegen der zu nahen Verwandtſchaft auf andere Weiſe gehoben ward. Uebrigens können wir dieſen erſten Theil, wie er bei Shakſpeare und Ayrer erſcheint, jetzt noch nicht höher hinauf in das Gebiet des Märchens und der Sage oder gar des Mythus verfolgen. Der 2. Theil erinnert aber an eine Reihe deutſcher Märchen, wo ähnliche Aufgaben geſtellt werden wie hier bei Ayrer, wo Engelbrecht Klötze ſchleppen und Holz hacken, oder bei Shakſpeare, wo Ferdinand bei ſchwerer Strafe ein paar tauſend Klötze ſchleppen und ſchichten ſoll, z. B. Grimms KHM. 62. 79. 113.

und III, 158, Bechstein „Die bezauberte Prinzessin" und „Die drei Nüße" u. s. w., wo aber gewöhnlich die Geliebte an der Stelle des Königssohns das ihm Unmögliche leistet, wie sich auch bei Shakspeare III, 1 Miranda erbietet, für den ermüdeten Ferdinand einzutreten. Bei dem 3. Theile haben Ayrern oder seinem Gewährsmann wieder andere deutsche und italienische Märchen vorgeschwebt, welche Liebrecht zu meinem aus dem Munde einer Neapolitanerin Namens Kalliopi aufgeschriebenem verwandten Märchen „Die drei goldenen Aepfel" in Benfeys Orient u. Occ. III, 378 verzeichnet hat, vollständiger aber Reinhold Köhler in den Anmerkungen zu dem gleichfalls hieher gehörigen Sicilianischen Märchen „Die Schöne mit den sieben Schleiern". Vgl. Sic. Märchen, Leipzig 1870, Nr. 13. „An die Stelle der drei Pomeranzen oder Citronen oder Aepfel", bemerkt R. Köhler, „sind in dem sicilianischen M. Drei Kästchen getreten, in deren jedem eine Schöne mit sieben Schleiern sich befindet"; auch hier bedeuten die Kästchen wieder nur Behälter. In allen diesen Märchen aber erscheint die Magd, oder die Schwarze, die Zigeunerin u. s. w., die das Bild der auf dem Baume verborgenen Schönen für das ihrige hält und nun nicht mehr gemeine Mägdedienste verrichten will. In den meisten tödtet sie aber, sobald sie enttäuscht ist, erst jene Schöne unter dem Vorwand ihr Haar schlichten zu wollen, und schiebt sich ihr dann selber bei dem Bräutigam unter, der erst durch die als Taube entflogene Seele der wahren Braut enttäuscht werden muß. Daß Shakspeare diesen 3. Bestandtheil des Ayrerschen Stücks gekannt habe, ist unerweislich; wohl aber könnte er ein anderes gleichfalls von einer Entführung handelndes Märchen benutzt haben, das eine doppelte Uebereinstimmung zeigt, indem die Verwandtschaftsverhältnisse stimmen, zugleich aber auch der Schauplatz derselbe ist wie in Shakspeares Sturm, nämlich eine wüste Insel im Meere. Das Holztragen und Klötzehacken, das wir in den andern verglichenen Märchen wiedergefunden haben, wird auch hier nur vergeßen sein. Was sich von diesem Märchen in Deutschland erhalten, laßen wir aus Kuhns Märkischen Sagen und Märchen S. 267 hier folgen. Es führt den Titel:

„Die Königstochter beim Popanz.

Es war einmal ein König, dessen Frau war gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlaßen, die noch sehr klein war und von der Amme auf dem Arm getragen wurde. Der König liebte die Kleine über Alles und begleitete sie wo sie gieng und stand. Da fuhr er auch einsmals mit ihr und der Amme in einem Boot zur See, als sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhob, der das Schiff gegen einen großen Felsen warf, daß es von vorn bis hinten barst und alle, die darin waren, jämmerlich in den Wellen umkamen; nur die junge Königstochter wurde wunderbarer Weise erhalten, indem sie von einer Woge ans Ufer der Insel getragen ward, auf welcher der Popanz mit seiner Frau in einer Höhle wohnten, die hieher verwünscht waren. Der Popanz aber war ein grausamer Mann, und als er das kleine Mädchen fand, wollte er es sogleich ums Leben bringen; aber die Frau ward durch das Lächeln des Kindes gerührt und bat ihn deshalb: Lieber Popanz, laß sie doch leben: wir wollen sie erziehen, damit sie, wenn wir alt werden, uns hülfreich zur Hand gehe. Da ließ sich der Popanz erbitten, und sie nahmen nun die Kleine mit sich, die bald heranwuchs und eine wunderschöne Jungfrau wurde. Nun fuhr einmal der Bruderssohn des verstorbenen Königs ebenfalls zur See und sein Schiff scheiterte an demselben Felsen, wo das Schiff mit der Königstochter zu Grunde gegangen war; aber er rettete sich auf ein Brett und wurde auch an das Ufer der Insel des Popanz geworfen. Die Königstochter gieng gerade am Ufer spazieren und sah das Brett, auf dem ein Mensch saß, dahertreiben: sie verweilte deshalb ein wenig, denn es war nun so lange Jahre her, daß sie keinen Menschen, sondern immer nur den wilden Popanz mit seiner häßlichen Frau gesehen, und ihr Herz gieng ihr auf vor Freuden als sie nun den Königssohn ans Land treten sah. Sie trocknete ihm das Haar mit ihrem Kleide und stillte seinen Hunger, denn der war gar groß, da er schon viele Tage auf der See umhergetrieben war und sich nur von Waßerwurzeln, die er hier und da fand, genährt hatte. Aber

bald wurde sie betrübt, denn sie gedachte an den grimmigen Popanz und erzählte ihm daher mit Trauern, daß der ihn wohl gleich ums Leben bringen würde. Der Königssohn war aber ein muthiger Jüngling und fürchtete sich nicht und gieng mit dem Mädchen zur Höhle. Als sie nun dahin kamen, wollte ihn zwar der Popanz gleich umbringen; allein die Königstochter bat ihn so beweglich, er möchte ihn doch leben laßen, daß er sich endlich erbitten ließ; jedoch muste ihm der Königssohn versprechen, daß er sobald sich ein Schiff an der Insel zeigen würde auf demselben davonsegeln wolle. Das war jener auch zufrieden und blieb nun bei dem Popanz und seiner Frau. Da geschah es einst, daß er an der Hand der Königstochter einen schönen Ring bemerkte, und an dem Zeichen, das darin eingegraben war, erkannte, daß er seinem Vaterbruder, der, wie er wuste, vor vielen Jahren auf der See umgekommen war, gehört habe. Nun erinnerte er sich aber auch, daß des Königs Tochter damals mit auf dem Schiffe gewesen, und sogleich wurde ihm klar, daß das Mädchen, die ihn hieher gebracht, nicht wie er es auch nie recht geglaubt, des Popanz Tochter, sondern die seines Vatersbruders sei, die man im Waßer umgekommen meinte. Da erzählte er ihr denn Alles und Beide wurden gar froh in ihrem Herzen und sannen nun miteinander wie sie von der Insel fortkämen. Die Königstochter hatte aber während der langen Jahre, die sie nun schon bei dem Popanz war, von ihm auch etwas Zaubern gelernt, und wie er einst abwesend war, verschaffte sie sich seinen Zauberspiegel, in den sie schaute und erfuhr, daß ein Fußsteig von der Insel führte, auf dem sie entkommen könnten, wenn sie nur den Zauberstab besäßen. Das Alles entdeckte sie sogleich dem Königssohn, und als es nun Abend wurde und der Popanz mit seiner Frau fest in ihrer Stube schliefen, nahm sie den Zauberstab fort, stellte einen Topf, in den sie eine Bohne that, in der Küche ans Feuer und sagte zu ihr: Nun antworte du für mich bis du gekocht bist! Darauf machten sie sich beide auf und giengen davon. Nicht lange darnach wachte die Alte auf und da sie das Mädchen nicht auf ihrem

Lager fand, rief sie nach ihr und fragte wo sie wäre. Da rief die Bohne: Ich steh am Feuer und wärme mich! Und als die Alte nach einiger Zeit zum zweiten und drittenmale rief, antwortete die Bohne wieder wie vorher. Endlich aber antwortete die Bohne nicht mehr und da sprang die Alte auf, die Königstochter und den Königssohn zu suchen; aber da war Alles fort. Nun weckte sie schnell den Popanz: der wurde gar zornig als er seinen Zauberstab vermisste, und zog seine Siebenmeilenstiefel an und dachte, er wollte sie wohl bald einholen; dann sollten sies aber auch entgelten. Unterdessen waren die Beiden schon weit entfernt, sahen sich aber immer um ob ihnen der Popanz auch nicht nachfolge: da erblickten sie ihn endlich, und nun nahm die Königstochter den Zauberstab und verwandelte die ganze Gegend in einen schönen Garten, den Königssohn in eine Biene, sich selbst aber in eine schöne Blume. Da konnte sie der Popanz nicht finden und muste unverrichteter Sache wieder heimkehren. Wer aber vorübergieng, der wunderte sich über den schönen Garten und besonders wollte Jeder gern die schöne Blume brechen; aber das litt die Biene nicht, die, wie Einer sie nur anrühren wollte, ihm in die Hand stach, daß er sie eilends zurückzog. Nachdem nun der Popanz lange genug fort war, verwandelten sie sich wieder in Menschen, zogen weiter und kamen endlich in das Land, das dem Vater des Königssohns gehörte. Da freute sich der alte König über die Maßen; sie heiratheten sich nun beide und lebten glücklich und zufrieden und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute."

Hienach wird sich die Annahme wohl empfehlen, daß es in England ein Märchen aus diesem Kreise mit den Arbeiten jener Grimmschen und Bechsteinschen Märchen und der Localität des Kuhnschen gegeben habe, das die nähere oder entferntere Quelle Shakspeares geworden sei, wie auch unserm Ayrer ein ähnliches aber mit anderm Schauplatz vorgelegen haben muß. Daß Shakspeare aus dem allerdings ältern Ayrer geschöpft und den Schauplatz auf der Insel selbst erfunden und hinzugethan habe, wird nun

unwahrscheinlich, obgleich allerdings die gleichzeitigen Berichte über die neuesten Seereisen und die Entdeckung der Bermudasinseln, vgl. Act I, Sc. 2, nach Douces Vermuthung von großem Einfluß auf die Darstellung unseres Dichters gewesen sein mögen. Die Beschreibung einer neuentdeckten Insel in Montaigne I, 10 findet sich wörtlich in Gonzalos Munde.

Den Titus Andronicus soll Shakspeare nach einem ältern Stücke, von dem sich wieder eine altdeutsche Nachahmung erhalten hat (Tiecks deutsches Theater S. XXVII), im Jahre 1600 neu bearbeitet haben; auch giebt es bekanntlich eine alte Ballade dieses Inhalts bei Percy.

Die noch unentdeckte Quelle von Der Liebe Lohn verloren vermuthet Douce in irgend einer französischen Erzählung, wofür die Namen sprechen. Daß zum Holofernes der auch als Schriftsteller bekannte italienische Sprachlehrer Florio in London hat sitzen müßen, werden unsere Leser aus dem zweiten Theil von Tiecks Dichterleben ersehen haben. Der Name Holofernes stammt nach Dunlops Bemerkung aus Rabelais Gargantua, wo ein Pedant, Gargantuas Hofmeister, diesen Namen führt.

Ueber Troilus und Cressida finden sich bei Eschenburg genügende Nachrichten. Von dem Sommernachtstraum haben wir gelegentlich unter XII. und XIII. gesprochen. Daß die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon dem altfranzösischen Volksroman von Hüon und Auberon verdanken, und daß Letzterer wieder Eins ist mit dem Alberich der deutschen Volkssage und des Nibelungenlieds, hat Grimm (Irische Elfenmärchen S. LIX) ausgeführt. Aus dem französischen Volksroman ist ein niederländisches Volksbuch geflossen, das ich in deutscher Uebersetzung dem X. Bande meiner Deutschen Volksbücher einverleibt habe.

Warum dieses Stück beßer Walpurgisnachtstraum hieße, hab ich in der Anmerkung zu meiner Uebersetzung desselben (Hildburghausen 1868) ausgeführt, was jetzt auch im Handbuch der deutschen Mythologie S. 551 ff. (§. 145) nachgelesen werden kann. Die Entgegnung im IV. Bande des Jahrbuchs der Shak-

spearegesellschaft S. 304 veranlaßt aber noch zu folgender Erwiderung: Die Haupthandlung des Stückes spielt, was mein Gegner selbst anderwärts zugestanden hat, in der Walpurgisnacht, wie sich das unwiderleglich aus Theseus Worten in der ersten Scene des vierten Acts ergiebt:

Geh Wer und suche mir den Förster auf,
Denn unsre Maibegrüßung ist vollbracht.

Und weiterhin in demselben Auftritt, wo er von den Liebenden spricht:

Sie machten ohne Zweifel früh sich auf
Zum Maigebrauch, und unsre Absicht hörend,
Sind sie zu unserm Fest hiehergekommen.

Darauf hatte auch schon der erste Anfang des Stückes vorbereitet, wo Theseus sagt:

Die Hochzeitstunde naht, Hippolyta!
Vier Tage glücklich noch verlebt, so folgt
Ein neuer Mond; doch o wie träge schwindet
Der alte mir! Er hält mein Sehnen hin
Gleich einer Wittwe, deren zähes Alter
Von ihres Stiefsohns Renten ewig zehrt.

Und Hippolyta antwortet:

Vier Tage tauchen bald in ihre Nächte,
Vier Tage träumen schnell hinweg die Zeit u. s. w.

Hier wird die Hochzeit des fürstlichen Paars auf den ersten des nächsten Monats, wir wißen schon welches Monats, des Mais nämlich, anberaumt; bekanntlich beginnt aber nach der alten Vorstellung der Tag mit der voraufgehenden Nacht: 'nox ducere diem videtur.' Wenn sich nun unser Gegner auf II, 2 beruft, wo Titania sagt:

Schon seit des Sommers Mitte trafen wir
Uns nie in Berg und Thal, Wies oder Wald u. s. w.;

im Original:

And never since the middle summers spring
Met we on hill, in dale, forest, or mead,

so mögen allerdings die Worte middle summers zur Erklärung dienen wie man zu dem Misverständnis kam als spiele das Stück zu Johannis; sie sprechen aber nur von dem verlaufenen Jahr, wo der Zwist des Elfenkönigspaars Miswachs und Hungersnoth über das Land verhängt und das Volk der Winterluft und Weihnachtsfreude beraubt hatte, was ganz im Sinne des deutschen Mythus von dem Dichter erfunden ist. Von dem gleichen Verständnis, demselben treuen Anschluß an die Volksanschauungen zeugt aber auch diese Anberaumung der Entzweiung auf Mittsommer, da die alten Jahresgötter, an deren Stelle wir hier Oberon und Titania finden, nach Kuhn NS. 489 ff., vgl. Handb. der d. Mythologie S. 199, in den ersten Zwölften (1.—12. Mai) ihr Vermählungsfest feiern, zu Johannis aber, wenn das Licht seinen Höhepunkt erreicht hat und nun wieder abnimmt, durch den Tod oder die Flucht des Gottes geschieden werden. Dieß begiebt sich nach der ältesten Vorstellung alljährlich; für ein späteres Bewustsein, welchem die Götter ewig leben sollten, muste es sich ein- für allemal zutragen. Richtig setzte daher Shakspeare, welcher den Zwist des göttlichen Ehepaars zum Hebel seiner dramatischen Handlung gebrauchte, ihre Entzweiung, die ihm in die Vergangenheit fällt, auf Johannis an: ihre Aussöhnung und Wiedervereinigung, von der wir Zeugen sind, durfte er nun am Maitag (1. Mai) geschehen laßen, wo auch in einem frühern Jahr ihr Vermählungsfest gefeiert worden war. Er erwähnt desselben aber nicht, sondern ersetzt es durch die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta, welche er der Erzählung des Ritters bei Chaucer entlieh. Goethe hat aber, indem er Oberons und Titanias goldene Hochzeit zu einem Intermezzo seiner Walpurgisnacht machte, das Richtige eingesehen und sich durch den Titel A Midsummer-nigth's Dream, welchen Shakspeares Lustspiel in den Ausgaben führt, nicht irreführen laßen. Ihm spielte es nicht in der lichten Johannisnacht, die man beim Johannisfeuer zu verwachen pflegte: er nannte sein Zwischenspiel mit Bezug auf Shakspeare, wie dieser wohl auch wollte, „Walpurgisnachts-

traum", weil der tolle Geisterspuk, durch den die Nacht auf den ersten Mai verrufen ist, wie ein Traum vorüberrauscht. Dabei ist es ganz gleichgültig, daß Goethe in diesem „Intermezzo" allerlei Xenialische Einfälle losschlug, die er früher anderwärts hatte unterbringen wollen: seine Walpurgisnacht, die romantische wie die klassische, verdanken wir doch zum Theil mit seiner bessern Einsicht in Shakspeares auch ihm in der Walpurgisnacht spielendes Lustspiel: der Anschluß daran ist in Goethes Intermezzo durch Oberon, Titania und Puck, denen er noch den aus dem Sturm herübergezogenen Ariel zugesellte, sowie durch mehrfache Anspielungen auf den jetzt beigelegten Streit des göttlichen Paares ausgesprochen; auf Wielands Oberon findet sich aber nicht die leiseste Hindeutung, und die goldene Hochzeit ist nichts weniger als eine Parodie des herschenden Familienrührstücks; den richtigen Grund hab ich angegeben: Theseus und Hippolyta blieben ihm aus dem Spiele, so trat Oberons und Titanias Hochzeit von selbst wieder in ihre Rechte; aber nicht die erste Hochzeit der lange entzweiten, jetzt wieder verbundenen Gatten konnte es sein, also machte sie der Dichter zu einer goldenen:

Aber ist der Streit vorbei,
Das golden ist mir lieber.

Diese Ausführung verliert nichts von ihrer überzeugenden Kraft, wenn ihr gleich der Eigensinn, der sich nicht überzeugen laßen will, knabenhaft nachspottet.

Von Shakspeare darf gerühmt werden, daß er sich noch durchaus im Besitz der nationalen Bildung und Anschauung befand, welche den gleichzeitigen deutschen Dichtern seit dem Siege des Humanismus abhanden gekommen war, und gegen welche neuere Schriftsteller sich sperren, statt ihrem Wiedergewinn aus allen Kräften nachzustreben.

Der Name Titania erklärt sich nach Handb. S. 414 (§. 125) daraus, daß die elbischen Geister, und Titania ist eine Elbenkönigin, gerne Kinder stehlen, Kinder aber Titti heißen,

wovon auch der Tittisee, aus dem die Kinder nach dem Volksglauben geholt werden, den Namen hat. Der Streit zwischen Oberon und Titania ist ein häuslicher Zwist um einen solchen Liebling, jenem zwischen Odin und Frigg um Geirrödh und Agnar in Grimnismal zu vergleichen; nur handelt es sich dort um den Vorzug zweier Schütz- und Pfleglinge, bei Oberon und Titania nur um den Besitz des einen. Vgl. Handb. S. 349 (§. 108). Mythen von den höchsten Göttern wurden, als der Glaube an sie schwand, auf die dii minorum gentium, an die man in der christlichen Zeit zu glauben fortfuhr, übertragen, und auf die Elbischen Geister war die Uebertragung dieses Zwistes um die Lieblinge um so leichter als die diebischen Zwerge Kinder am Liebsten stahlen. Aus der klassischen Mythologie rührt der Name nicht her, denn diese kennt keine Titania; er ist auch wohl nicht von Shakspeares Präge, der klassische Bildung genug besaß um zu wißen, daß die Titanen den Riesen, nicht den Elben entsprechen. War ihm der Name überliefert, so stand das nicht im Wege. Im Wolfdietrich begegnet der Name Titan, s. V. d. Hagens Heldenbuch 1855 I Str. 856, wo dem Wolfdietrich sein Gemahl von einem Zwerge gestohlen ist, woran freilich Titan unschuldig war, der vielmehr dem Helden beisteht, sie wiederzugewinnen; doch scheint hier Verwirrung der Ueberlieferung zu walten. Auch sollte von Titi (Kind) Titian gebildet sein, wie dieser Name wirklich begegnet, aber nur in der Künstlergeschichte. Aehnlich auslautende Namen wie Asprian, Nordian, Drusian finden wir sonst wohl in der Heldensage, für deren Durchgang durch eine lateinische Niederschreibung sie Zeugniss ablegen. Bei Titan und der kinderstehlenden Titania mögen die Titanen höchstens auf die Bildung des Namens Einfluß gehabt und den Ausfall des zweiten i bewirkt haben. Titania will freilich den Knaben rechtmäßig erworben haben (II, 2); aber Puck berichtet uns (II, 1), daß sie ihn einem indischen Könige gestohlen hat (stol'n from an Indian king), ja er nennt ihn changeling, ein Wechselkind, wie man weiß, daß die Zwerge für das geraubte Kind einen Wechselbalg

in die Wiege legen, was in der Sage von Zeno bei Bruns, welche neuerdings Aug. Lüben (Zeno oder die Legende von den h. drei Königen, Bremen 1869) kritisch herausgegeben hat, auf den Teufel übertragen ist. Daß der Name Titania gleich dem Namen Venus auf halbgelehrtem Wege eingedrungen sei, ist eine unhaltbare Behauptung: Venus war ein klassischer Name, Titania nicht; welchen Einfluß Gelehrsamkeit darauf gehabt haben könnte, ist oben gezeigt.

Ueber die Irrungen, welchen bekanntlich die Menächmen des Plautus zum Vorbild gedient haben, finden sich unter XII, XIII und XIV einige gelegentliche Bemerkungen. Die Aenderung Shakspeares, wonach den gleichen Zwillingsbrüdern zwei eben so ähnliche Zwillinge zu Bedienten beigegeben werden, ist nicht nur an sich vortrefflich, sondern auch ganz sagenmäßig.

In der ersten Ausgabe waren meine vor mir hingegangenen Freunde Theodor Echtermeyer und Ludwig Henschel auf dem Titel als Mitherausgeber genannt; von Echtermeyer rührte aber nur die Sage von Amleth (II) und die Novelle Giovanni Fiorentinos vom Kaufmann von Venedig (V, 1), von Henschel die Erzählung Felismene nach Montemayor (XII) und die Quellen des Lear und Macbeth (XV, XVI) her; die übrigen Stücke dieser Sammlung sind von mir bearbeitet; auch für die sagenvergleichenden Nachweisungen bin ich allein verantwortlich.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bonn, Druck von Carl Georgi.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 24 1936

APR 10 1946

9 May'64 AM

REC'D LD

APR 9'64 -9 PM

LD 21-100m-7,'33

YB 11332

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C045965813